Ea. XIII. 41 - 42.

Hb. p.

o.

96

Michael le Vassor

algemeine

Geschichte von Europa

unter

der Regierung Ludwig des dreyzehnten.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Halle,

bey Johann Immanuel Gebauer. 1762.

Vorrede
des Verfassers.

Da alle diejenigen, die vor uns die Geschichte geschrieben haben, sagte ehedem ein geschickter und gelehrter Verfasser, sich bemühet, die Nutzbarkeit der Erkentniß geschehener Dinge darzuthun; so ist es von nun an unnöthig, die Neugierde der Leser durch eine solche Vorrede zu unterhalten. Jederman weis, daß die Historie das bequemste Mittel ist, den Verstand und das Herz zu bilden, wenn man sie mit Prüfung und Nachdenken tractiret. Diejenigen, die zu den höchsten Posten im Staat bestimmet sind, lernen daraus, wie sie die wohl regieren sollen, die ihnen von der göttlichen Vorsehung unterwürfig gemachet worden; und Privatpersonen finden darin vielfältigen Unterricht zur Führung ihres Lebens. Die Ge-

schichtbücher der Alten und Neuen lesen, und daraus das Gehirn mit einer verwirrten Menge geschehener Dinge anfüllen, das ist die unnöthigste Beschäftigung von der Welt, und kan den Verstand verderben. Lieset man aber die Geschichte, um daraus die Menschen kennen zu lernen, die Ausschweifungen und Ungerechtigkeit ihrer Leidenschaften zu bemerken, und die wahre und gründliche Tugend von derjenigen, die nur in der falschen Meynung der Menschen bestehet, zu unterscheiden; so ist dieses eine Beschäftigung, dadurch man sich der Welt brauchbar und zur Betreibung ihrer Angelegenheiten tüchtig machen kan.

So nützlich aber auch die Lesung der Historie ist, so haben doch nur wenige einen Nutzen davon. Es gehet denen, die sich damit beschäftigen, öfters wie solchen Leuten, die sich auf Reisen befinden, oder an den Höfen und in der grossen Welt leben. Ein Mensch, der von seinem Verstande und Vernunft einen guten Gebrauch machet, befördert in fremden Ländern und durch den Umgang mit Hofleuten und die an den Staatsangelegenheiten Theil haben, seine Volkommenheit. Gemeiniglich aber geschiehet es, daß die Reisenden sich nur in den Städten, dahin sie kommen, lustig zu machen suchen. Daher geschiehet es, daß junge Leute aus Italien, aus Frankreich, aus Deutschland und England eben so unwissend zurückkommen, als sie hingereiset sind. Ja öfters geschiehet es, daß sie, statt die gewönlichen Nationalfehler abzulegen, die Fehler derer noch dazu annehmen, unter welchen sie sich aufgehalten haben. Die meisten Leute, die sich an den Höfen und in der grossen

sen Welt zeigen, sind nur darauf bedacht, ihr Gemüth zu zerstreuen, und einige Stunden angenehm zuzubringen. Es fehlet so viel, daß sie darauf acht haben solten, wie die Eigenliebe und Leidenschaften ihre Rolle spielen, oder daß sie bey sich selbst die Ursache von den Lockungen derer, mit welchen sie umgehen, erforschen, und nützliche Betrachtungen über ihre bösen und guten Eigenschaften anstellen solten, daß sie vielmehr nichts anders thun, als sich ihnen gefällig zu machen, und entweder um Vortheils oder Vergnügens willen näher mit ihnen zu verbinden. Eben so machen es die allermeisten, die die Historie lesen. Sie wollen nur einen Zeitvertreib haben. Es ist ihnen schon genung, wenn ein Buch artig geschrieben ist, und den Leser unterhält. Uebrigens aber giebt man sich keine Mühe, die Exempel der Tugend, die darin vorkommen, nützlich anzuwenden, oder über die Fehler derer, von denen gehandelt wird, ernstliche Ueberlegungen anzustellen. Es rühret dieses daher, weil man sich nicht genung Mühe giebt, junge Leute zur Erkentniß des Menschen anzuführen, oder ihnen gute moralische Grundsätze einzuflössen, ehe man sie die Historie lesen lässet, oder sie in fremde Länder schicket und sie in die grosse Welt eintreten lässet. Hätten die Lehr- oder Hofmeister, denen die Erziehung derselben aufgetragen worden, sie angewöhnet dem nachzudenken, was der unvergleichliche Verfasser des Buchs: de la Recherche de la Verité, von den Irthümern und Blendwerken der Sinnen, der Einbildungskraft und Leidenschaften angemerket hat, hätten sie ihnen die Maximen des Rochefoucault und einige andere gute moralische Schrif-

ten bekant gemachet, die zu unsern Zeiten ans Licht gestellet worden; so zweifele ich gar nicht, daß ein durch solche Schriften wohl zubereiteter Verstand, von Reisen, vom Umgange mit der Welt, und von der alten und neuen Historie, ausnehmenden Vortheil haben werde.

Vielleicht ist auch die kleine Anzahl derer, die in diesem Jahrhundert und vor uns die Geschichte schön geschrieben, eine andere Ursache, um derentwillen diejenigen wenig Nutzen davon haben, die dieselben ganz gleichgültig, ohne Wahl und Prüfung lesen. **Herodotus**, den die Alten den **Vater der Historie** nennen, ist ein sehr geschickter Geschichtschreiber, der sich angenehm lesen lässet. Man lernet von ihm die Jonische Mundart am besten a). Er ist ein schönes Muster einer zierlichen und netten Schreibart. Allein was kan man von einem Schriftsteller lernen, der mit Fabeln und Unwarheiten angefüllet ist, der nur darauf denket, wie er gefallen, nicht aber, wie er unterrichten möge? Man sagt, daß die Historie des **Cyrus** ein Roman sey, der vom **Xenophon** zum Vergnügen geschrieben worden. Ich weis nicht, ob die Sache selbst, die er in diesem Werke vorgetragen, nicht zuverläßiger sey, als was uns **Herodotus** von der Geburt, von den Eroberungen und dem Tode des **Cyrus** gemeldet hat. Wenigstens ist die Erzählung des einen warscheinlicher als die Erzählung des andern. Es sey dem aber wie ihm wolle, so wird ein Leser von gutem Geschmack allezeit den **Xenophon** dem **Herodotus** vorziehen. Hat jener

a) **Cicero** de legibus L. 1.

jener nicht den Vorsatz gehabt, eine genaue Lebensbeschreibung des Cyrus mitzutheilen, so hat er wenigstens einen Entwurf von einer guten und gerechten Regierung vor Augen geleget. Und das ist schon genung, die acht Bücher von der Cyropädie des Xenophon höher zu schätzen, als die neun Bücher von der Historie des Herodotus, ob man denselben gleich den Namen der neun Musen beygeleget hat. Es ist wahr, diese belustiget mich, allein jene unterrichtet mich. Ich treffe darin tausenderley Maximen und Anmerkungen an, die dem Verstande ein Licht anzünden, und in die Regierung des Herzens einen Einfluß haben *). Thucydides erkante den Fehler des Herodotus gar wohl. So groß auch die Achtung gegen diesen letztern war, der unter den Griechen die Historie zu schreiben angefangen hatte, so sagte er doch, nach des Lucianus Bericht, daß er lieber durch Erzählung der Warheit mißfallen, als durch Fabeln sich gefällig machen wolle. Bin ich dem Leser in diesem Falle nicht so angenehm, so werde ich ihm desto nützlicher seyn. Ich mag ihm dadurch keinen Schaden zufügen, daß ich mich nach seinem verkehrten Geschmack richte.

Die-

*) Ueber dieser Materie ist unter den alten und neuern Gelehrten eine Streitigkeit entstanden, die bis diese Stunde noch durch keinen richterlichen Spruch entschieden worden, ob man wol sagen möchte, daß sie schon seit geraumer Zeit bis zum Spruch fertig gelegen. Man hat dem Herodotus den Vorzug gegeben, weil seine Erzählungen fliessend, artig, und wechselsweise mit ungewöhnlichen Dingen un-

Dieser unvergleichliche Schriftsteller, den Sallustius, Titus Livius und alle andere bewährte Meister zum Muster gewählet haben, merkte noch weiter, daß ein volkommener Geschichtschreiber nicht nur die Begebenheiten auf die zuverläßigste Art erzählen, sondern sich auch angelegen seyn lassen müsse, die Erzählung zur Unterweisung der Leser einzurichten. Und das hat er in seinen eingestreueten Reden mit einer solchen Kunst geleistet, darein Cicero sich ganz verliebet hatte b). Man findet darin, sagt er, fast so viel Lehren als Worte. Diese Methode, den Leser durch Reden zu unterrichten, schickte sich sehr wohl zur Historie der Republiken Athen und Rom. Die vornemsten Feldherren und höchsten Raths-

termenget sind, die er auf anderer Leute Credit angenommen, und durch deren Einrückung er den Lesern wenigstens nicht zu schaden gemeinet. Xenophon hat als ein Staatsmann und Feldherr geschrieben, und seiner Geschichte des Cyrus die Kriegs- und Staatsmaximen einverleibet. Indes ist der Grundriß zu seinem Werke unstreitig eine wahre Geschichte. Denn er versichert nicht nur, daß er sich nach den Lebensumständen des Cyrus genau erkundiget, sondern es stimmet auch seine Erzählung mit dem überein, was die heilige Schrift von diesem grossen Monarchen gemeldet hat. Leser, die von diesem gelehrten Streit nähern Unterricht haben wollen, dürfen nur des Vignoles Chronologie de l'histoire sainte Tom. 2 nachschlagen, wo sie p. 529 u. f. eine ausführliche Nachricht von den hieher gehörigen Schriften finden.

b) Cicero de oratore L. 2.

Rathsglieder hielten im Senat und vor versamleten Volke Reden von den allerwichtigsten Angelegenheiten des Staats. Heut zu Tage würden dergleichen Reden nur in einer Historie von England, oder in einer Historie der Republik Venedig statt finden. In Ermangelung solcher Reden müssen nun die neuern Geschichtschreiber, nach dem Muster des **Tacitus**, durch die Erzählung selbst den Leser zu unterrichten suchen. Es wurden zu dieses Geschichtschreibers Zeiten noch einige Reden im Senat gehalten. Allein dessen nicht zu gedenken, daß die Nachfolger des **Augustus** gar nicht gewohnt waren, die wichtigsten Angelegenheiten vor den Senat zu bringen, so gestattete auch ihre Tyranney den Rathsherren nicht, ihre Meynung frey heraus zu sagen *). Man richtete den Vortrag zur Schmeicheley gegen den Beherrscher ein. Daher erwählete nun **Tacitus** einen ganz andern Weg als **Sallustius** und **Titus Livius**. Statt seine Leser durch Reden zu unterrichten, so thut er es durch Anmerkungen über die Begebenheiten, die er erzählet; oder er schildert den Character der vornemsten Personen, die er in seiner Historie auf den Schauplatz führet.

Ich

*) Es ist dieses mit einiger Einschränkung zu verstehen. Denn **Tiberius**, der unmittelbare Nachfolger des **Augustus**, regierete im Anfang, und ehe **Sejanus** sein Premierminister ward, mit solcher Gelindigkeit, Weisheit und Zufriedenheit des Volkes, daß die Beschreibung, die **Tacitus** davon gemachet hat, nicht ohne ein reitzendes Vergnügen gelesen werden kan. Es musten, nach dieses Geschichtschreibers Bericht, alle öffentliche und

Vorrede

Ich habe oft bey mir selbst nachgedacht, woher es komme, daß die guten Geschichtschreiber zu allen Zeiten eine Seltenheit gewesen. Polybius führet verschiedene an, die mit ihm einerley Geschichte beschrieben; er findet aber unter denselben nicht einen, der ihm gefallen. Man kan hievon verschiedene Ursachen angeben. Einige haben nur den Vorsatz, denen zu schmeicheln, von welchen sie einige Belohnung erwarten. Andere suchen ihre Leser nur zu belustigen; sie wollen nur Bücher schreiben, die geschwinde

besondere Angelegenheiten, die nur von einiger Erheblichkeit waren, vor dem Rath vorgetragen werden, wo ein jeglicher seine Meinung frey heraus sagen durfte, und er fiel nur denen auf eine unfreundliche Art in die Rede, die sich unterstunden, ihm Schmeicheleyen ins Angesicht zu sagen. Die Burgemeister und Rathsherren behielten ihre Würde, Ansehen und Vorzüge, wenigstens dem äussern Schein nach; und die Untergerichte wurden in der Handhabung ihrer Jurisdiction nicht gestöret. Der Ritterstand behielt seine Einkünfte und Güter, und diejenigen, die sich durch rühmliche Handlungen hervorthaten, fanden an ihm einen Vergelter und Beförderer. Ueberhaupt ist die Regierung des **Tiberius** so merkwürdig, als schön und meisterlich die Beschreibung ist, die **Tacitus** davon hinterlassen hat. Man würde sie als eine Staatsschule der Fürsten ansehen können, wenn Tiberius seine Gestalt nicht nach dem neunten Jahr auf eine so nachtheilige Art geändert und der Welt in seinem Exempel gezeiget hätte, daß er die Kunstgriffe des **Machiavell** verstanden, ehe von dieses Mannes Namen etwas in der Welt gehöret worden.

de und vortheilhaft abgehen, und sich den Ruhm erwerben, daß sie artig und witzig geschrieben. Andere schreiben, wenn ich so reden darf, ihre Geschichte auf Befehl. Von der Art solte die Historie seyn, die Cicero von seinem Consulat geschrieben haben wolte, deren Verfasser sich kein Bedenken machen solte, seinen Held etwas mehr zu loben, als es die Regeln der Warheit gestatteten c). Fürsten und grosse Herren erkaufen zuweilen geschickte Köpfe, die das Leben ihrer Vorfahren beschreiben sollen. Wir kennen einige, die ihre eigenen Geschichte vor ihren Augen ausarbeiten lassen. Was für Aufrichtigkeit, Zuverläßigkeit und Unterricht können wir von solchen Schriftstellern erwarten, die uns bald ein hesliches, bald ein schmeichelhaftes Bild von denen machen, die sie als tugendhaft oder lasterhaft uns vorzustellen für gut finden, nachdem entweder das Interesse, oder die Leidenschaften, oder der Vorsatz, ihrem Patron oder auch dem Leser zu gefallen, ihnen die Feder führen? Ausser diesen Ursachen aber finde ich noch eine andere, warum gute Geschichtschreiber jederzeit was seltenes gewesen, und es auch in der Zukunft seyn werden. Es scheinet nemlich, als ob eine Arbeit von dieser Art alzuviel vorzügliche Eigenschaften von dem erfordere, der sich daran waget.

Cicero verlanget, daß ein guter Geschichtschreiber ein vortreflicher Redner seyn müsse d). Aber, wie viel gehört blos dazu, einen volkommenen Redner zu bilden? Quintilianus begehret, daß die Schreib-

c) Cicero ad famil. L. 5. ep. 12.

d) Cicero de oratore L. 2.

Schreibart in der Historie erhabener seyn müsse, als diejenige, deren man sich vor Gericht bedienet, und daß sie der poetischen nahe kommen müsse e). Was für eine Aufmerksamkeit und Mühe wird nicht dazu gehören, die Mittelstrasse zwischen dem Erhabenen der Redner und dem poetischen Schwulst zu treffen? So geschickte Kenner auch diese beyden grossen Männer gewesen, so weis ich doch nicht, ob ihr Urtheil in dem gegenwärtigen Fall zu einer sichern Regel dienen könne. Mich dünkt, Lucianus habe von der poetischen Schreibart richtiger geurtheilet. Dieser Schriftsteller fordert f), daß ein Geschichtschreiber deutlich, begreiflich und natürlich schreiben müsse, ohne in das Niedrige herabzufallen, und daß die Figuren, die gleichsam die Würze der Rede wären, weder zu hoch noch zu weit gesucht seyn müsten. Zwar verstattet er, daß er in gewissen Fällen seine Schreibart erheben könne, doch so, daß er vom Enthusiasmus und poetischen Entzückungen entfernt bleibe. Ausschweifungen und Lügen, setzt Lucianus hinzu, sind in der Historie ganz unleidliche Fehler. Will sich der Geschichtschreiber in seinem Vortrage erheben, so muß dieses mehr durch die Sache, die er vorstellet, als durch die Worte, deren er sich bedienet, geschehen. Es ist besser, wenn er ausserordentliche Dinge einfältig und natürlich erzählet, als wenn er seine Gedanken dadurch schwächet, indem er

e) Quintilianus Institut. L. 10. c. 1.

f) Lucianus de conscr. hist.

er seine Einbildungskraft alzusehr anstrenget. Ich verlange auch, daß die Perioden weder zu lang, noch zu künstlich sind, und daß die Rede weder zu genau abgewogen, noch auch nachläßig abgefasset sey; daß die Gedanken mehr gründlich als glänzend seyn, und daß sie der Denkungsart eines vernünftigen Staatsmannes näher kommen müssen, als dem Spielwerk eines windigen Redners. Endlich müssen auch die Reflexionen weder zu oft vorkommen, noch zu kurz abgebrochen seyn, und in die Historie gleichsam eingewebet werden. Lucianus fordert hier weit weniger als Cicero und Quintilianus. Aber wie schwer ist es dem ungeachtet, die Mittelmäßigkeit zu treffen, damit er zufrieden ist! Thucydides und Tacitus haben sich durch eine männliche Beredsamkeit zu unterscheiden gesuchet, die vieles mit wenig Worten saget. Aber dadurch sind sie dunkel und oft ganz unbegreiflich geworden. Titus Livius hat sich dagegen durch seine abgemessenen Perioden verwickelt. Indem er seine Worte zu zählen und harmonisch zu machen sich bemühet, so hat er das verstecket, was er dem Gemüth seines Lesers zuerst hätte vorstellen sollen.

Polybius verlanget, daß ein Geschichtschreiber ein grosser Staatsmann seyn soll. Man wird nie, sagt er, eine geschickte Historie schreiben, und Fehler vermeiden lernen, bis man durch lange Uebung und grosse Erfahrung in den Staatsangelegenheiten eine volkommene

Klug-

Klugheit erlanget hat. Eben deswegen wünschte auch dieser Geschichtschreiber, der ein vortreflicher Feldherr und ein geschickter Staatsmann zugleich war, daß diejenigen, die an der Regierung und den wichtigsten Angelegenheiten eines Staats Theil haben, und die die Ursachen und Triebfedern der Unternehmungen am besten kennen, sich angelegen seyn liessen, die Geschichte ihrer Zeit dergestalt zu beschreiben, daß sie von einer so nutzlichen und dem gemeinen Besten so zuträglichen Beschäftigung nie die Hand abzögen. Der Wunsch Polybii war in einer Republik recht gut. Da ehrliche und gelehrte Männer in derselben zur Besorgung der Angelegenheiten gemeiniglich gewählet wurden, so konten sie diejenigen mit Geschicklichkeit und Aufrichtigkeit erzählen, daran sie Theil gehabt hatten, und der Nachwelt melden, welches die wahren Bewegungsgründe der Unternehmungen gewesen, und wie verschieden das Interesse derer gewesen, die sich darein eingelassen. Eben dadurch sind die Historien des **Thucydides** und **Polybius** so wichtig geworden. Man erblicket ihre Ehrlichkeit in ihren Werken gar merklich. Der **erste** lebete zu den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, den er beschrieben hat. Er stand in einer öffentlichen Bedienung, und lebte in der Republik Athen in grossem Ansehen, deren Politik und Regierungsart er vollkommen inne hatte. Der **andere** war meistentheils ein Zuschauer bey den Begebenheiten, die er erzählet hat; einige derselben hat er selbst mit ausführen helfen, zu andern hatte er seinen Rath gegeben, und was **Polybius** nicht selbst gesehen hatte, das schrieb

er

er auf den Bericht derer, die dabey Augenzeugen gewesen waren g).

Heut zu Tage möchte es wol was vergebliches seyn, zu wünschen, daß Staatsminister die Geschichte ihrer Zeit beschreiben möchten. Diese Herren, die sich blos damit beschäftigen, ihr Glück so hoch als möglich zu treiben, stehen in der Meynung, daß sie für sich und für die Erhebung ihres Hauses viel was nützlicheres thun könten. Sie hüten sich gar sehr, uns eine getreue und zuverläßige Nachricht von den Intriguen des Cabinets und des Hofes zu geben, und uns die wahren Triebfedern bey Kriegen, bey Bündnissen und andern Unternehmungen sehen zu lassen. Oder werden sie auch der Welt das vermelden, was ihnen selbst zur Schande gereichet? Werden sie auch die lasterhaften und schändlichen Neigungen des Fürsten bekant machen, denen sie ihr Glück und Erhebung zu danken gehabt? Werden sie uns auch sagen, wie sie es gemacht, wenn sie dieselben auf ihre Seite bringen, oder sie in Entrüstung setzen wollen, um entweder einen Nebenbuhler, der mehr Verdienste gehabt, als sie, von der Seite zu stossen, oder ihre unwürdigen Creaturen in die Höhe zu bringen? Es ist wahr, daß Staatsmänner und Unterhändler zuweilen Nachrichten schreiben; allein man darf sich nicht allezeit darauf verlassen. Ich getraue mir, ohne mich eines verwegenen Urtheils schuldig zu machen, zu sagen, daß es sich mit diesen vornehmen Schriftstellern verhält, wie mit gewissen Leuten, die zu des Cicero Zeiten die Historie ihrer eigenen Handlungen beschrie-

g) Polybius Hist. L. 3. 4.

beschrieben hatten. Diesem eitlen und ehrgeitzigen Manne wurde Zeit und Weile lang, ehe die Historie seines Consulats von einem geschickten und berühmten Schriftsteller abgefasset wurde. Aus Verdruß, daß man ihm das versagte, wornach er so durstig strebete, gerieth er in die Versuchung, es wie andere zu machen, und die Wunder dieses Consulats selbst zu beschreiben, davon er schon in seinen Reden, in seinen Büchern und in seinen Briefen so viel Geräusch gemachet hatte. Nur eins hielt ihn zurück. Es ist, schreibet er ganz offenherzig, eine doppelte Unbequemlichkeit damit verbunden, wenn man ein Geschichtschreiber seines eigenen Lebens wird. Man muß sich selbst alzusparsam loben, und dagegen die Fehler vertuschen, um bey Ehren zu bleiben h). Gerade dieses begegnet auch den Verfassern der Memoires. Verpflichtet sie der Wohlstand, nicht zu viel rühmliches von sich selbst zu sagen, so beweget sie die Eigenliebe, das Böse, so sie gethan haben, entweder zu verbergen, oder in allerhand Umschläge zu hüllen.

Soll nun ein Geschichtschreiber ein Staatsmann seyn, so wird er aus eben dem Grunde auch das Kriegshandwerk verstehen müssen. Wie will er sonst ein Feldlager, oder eine Belagerung, oder eine Schlacht beschreiben können? Ist es mir aber erlaubt, meine Meynung frey zu sagen, so dünkt mich, daß eine solche Beschreibung zu einer algemeinen Historie gar nicht erfordert werde. Sie schickt sich besser zu einer besondern Erzählung, oder vielmehr zu den

h) Cicero ad familiares L. 5. ep. 12.

den Memoires eines Mannes, der Leuten von seinem Stande Unterricht geben will. Ich habe aus dem Munde eines berühmten Prälaten, des Bischofs Burnet, der ein eben so vortrefliches Naturel zur Geschichtschreibung, als zur Kanzel und Vortrag theologischer Warheiten empfangen hatte, gehöret, daß der Herr von Schomberg, Marschal von Frankreich und nachheriger Herzog in England, ihm gerathen, sich nie in eine alzugenaue Beschreibung desjenigen, so den Krieg betrift, einzulassen. Nur diejenigen, sagte dieser vortrefliche General, die das Kriegshandwerk volkommen verstehen, können mit Geschicklichkeit davon reden. Es ist auch fast unmöglich, alle bey einem Treffen vorfallende Umstände genau zu wissen. Der General giebt seine Befehle, und weis von vielen Dingen nichts, die dabey vorgehen. Die Subalternofficiers können höchstens nur von dem, was sie selbst gethan haben, Bericht abstatten. Man solte glauben, daß die Nachrichten, die Cäsar der Nachwelt hinterlassen hat, mit der grösten Zuverläßigkeit abgefasset worden. Nichts destoweniger gab es schon zu seiner Zeit Leute, die nicht alzuviel darauf baueten. Cäsar, sagten sie, hat das gar zu leicht geglaubet, was ihm von den Thaten anderer erzählet worden, und er ist nicht zuverläßig in dem, was er von seinen eigenen Thaten angeführet hat, es sey nun, daß ihn sein Gedächtniß betrogen, oder daß er die Warheit nicht aufrichtig schreiben wollen i). Da es nun so schwer ist, die Umstände, die bey einer Bataille, da

i) Sueton. in vit. *Iul. Cæs.* c. 56.

auf beyden Seiten alles in der grösten Verwirrung ist, genau zu wissen, kan man auch von einem Geschichtschreiber mit Recht fordern, daß er sich in eine ausführliche Beschreibung derselben einlassen soll? Weit richtiger kan er von einem Lager, von einem Marsch und Belagerung reden; allein was hat das im Grunde für einen Nutzen? Wenig Leuten ist was daran gelegen, wenn man die ausnimt, die vom Kriegsstande sind. Die Historie hat mehr die Absicht, einen rechtschaffenen Mann zu bilden, als einen Officier und Soldaten zu unterrichten *).

Um dieser Ursachen willen habe ich geglaubet, daß ich mich an die Beschreibung einer Regierung wagen könte, die mit einer grossen Anzahl von Schlachten und Belagerungen vermenget ist, ohnerachtet ich von der Kriegswissenschaft sehr wenig Kentniß habe. Es ist auch wahr, daß ich eben so wenig Erfahrung in den Staatsangelegenheiten und Intriguen des Hofes besitze. Allein ich schreibe auch keine Hi-

*) Es wird die gelehrten Leser nicht gereuen, wenn sie mit der bisherigen Vorstellung das Iudicium de *Q. Curtio* vergleichen, das **Clericus** seiner Arti Criticæ T. 2. p. 535 - 731 beygefüget, und mit vielen Exempeln gezeiget hat, daß **Curtius** vieles gar nicht verstanden, was an einem Geschichtschreiber erfordert wird; daß er sich mehr in seiner blühenden Schreibart zeigen, als der Warheit einen Dienst leisten wollen; und daß er sonderlich in der Beschreibung der Schlachten unglücklich gewesen, oder sich so partheyisch bewiesen, daß er mit seiner Feder mehr Feinde todt geschlagen, als jemals gegen den **Alexander** im Felde gestanden.

Historie von dem, was zu meiner Zeit geschehen ist. Mit der grösten Sorgfalt und Ueberlegung, die mir nur möglich ist, wähle ich dasjenige, was ich bey denen finde, die etwas von dem geschrieben, was sich zu den Zeiten Ludwigs XIII zugetragen hat. Es bilden sich einige Leute ein, daß man keine Historie schreiben könne, es sey denn, daß man geheime und seltene Nachrichten in den Händen hätte. Dadurch suchen einige Schriftsteller ihre Bücher gleich zu heben und ihnen ein Ansehen zu verschaffen. Varillas setzte die Welt anfänglich in Verwunderung, als er öffentlich bekant machen lies, daß er seine Historie aus handschriftlichen Auszügen aus der Bibliothek des Königs in Frankreich und aus Nachrichten verfertigte, die in den Cabineten der vornemsten Häuser des Königreichs verwahret würden. Als man aber dasjenige genauer prüfete, was dieser Schriftsteller so dreiste in die Welt hinein schrieb; so fand man, daß seine Bücher weiter nichts als Romane waren, die so flüchtig hingeschrieben worden. Und als man in ihn drang, daß er doch seine Gewährsmänner nennen möchte; so konte er sonst nichts anführen als ausgepeitschte Schriftsteller, unter einander geworfene Papiere, die kein Mensch von einander unterscheiden konte, und solche geheime Nachrichten, deren Besitzer sich nicht wolten nennen lassen *). Ich meines Ortes bekenne ganz frey, daß

*) Varillas war in manchen Stücken ein eben so unwissender Geschichtschreiber als Curtius. Er bekümmerte sich um die Zeitrechnung nicht viel; und als ihm einer seiner Anverwandten zeigete, daß er den Cardinal Ximenes zwanzig Jahr länger

ich bis hieher dergleichen seltene und geheime Nachrichten nicht gehabt habe. Nach dem Exempel des Titus Livius und Tacitus, die ihre Historien aus den Werken zusammen trugen, die vor ihrer Zeit waren geschrieben worden, habe ich dasjenige sorgfältig gesamlet, was ich in dem Lande, darin ich wohne, finden können, und habe daraus eine zusammenhangende Geschichte der Regierung Ludwigs XIII so nützlich und lehrreich, als es mir möglich gewesen, verfertiget. Zum Muster habe ich dasjenige gewählet, was wir von den Jahrbüchern des Tacitus noch übrig haben; zwar nicht in der Schreibart und affectirten Dunkelheit, sondern in Ansehung des Grundrisses und Plans zu dem Werke. Es ist offenbar, daß Tacitus den Zweck vor Augen gehabt habe, zu zeigen, durch was für Mittel und Stufen die Tyranney nach dem Tode Augusti die Oberhand zu Rom erhalten habe. Und mein Zweck ist gewesen, zu zeigen, wie man sich nach dem Tode Heinrich IV bemühet, den kleinen Ueberrest der Freyheit in Frankreich zu Grunde zu richten, die Clerisey, den Adel und das Volk zu unterdrücken, und den Grund zu der ungeheuren Macht zu legen, vor welcher mit dem Ablauf des vorigen Jahrhunderts und Anfang des gegenwärtigen Europa gezittert. Man wird mir vielger in der Welt leben lassen, als er wirklich darin gelebet hatte, so verdroß es ihn dergestalt, daß er ihn von der Erbschaft seines Vermögens ausschloß. Weil er aber ein grober Feind der Protestanten war, so bekamen seine Schriften, aller Unwürdigkeit ungeachtet, in dem Journal de Trevoux gut Quartier.

vielleicht den Vorwurf machen, daß ich, ob ich gleich den Tacitus weder in der Stärke noch in der Nachdenklichkeit seines Ausdrucks nachgeahmet, wenigstens eben so giftig geschrieben. Denn einige beschuldigen ihn, daß er alle Handlungen derer, von welchen er redet, boshaft ausgeleget, und daß er Tugend und Ehrlichkeit nirgend finden können. Allein dessen nicht zu gedenken, daß die Anzahl der ehrlichen Leute jederzeit in der Welt klein gewesen, so frage ich billig, ob man, wenn man genöthiget ist, ehrgeitzige Leute, die alles ihrem Stolz und Erhebung aufopfern, niederträchtige Hofschranzen und Schmeichler, die sich kein Bedenken machen, Religion und Vaterland zu verrathen, auf den Schauplatz zu führen; ob man, sage ich, solche Personen die Rolle ehrlicher Leute spielen lassen kan? Alles, was man von einem Geschichtschreiber fordern kan, ist dieses, daß er, da die Menschen sehr selten durchgängig und äusserst verderbt sind, dasjenige nicht unterdrücke, was etwa ein Böswicht noch gutes und rühmliches an sich hat. Wenn ein Schriftsteller, sagt Polybius sehr vernünftig, sich genöthiget siehet, was böses von jemand zu sagen, so muß er nicht auf das sehen, was den Feinden desjenigen, von dem er redet, wohlgefällig seyn möchte. Man muß sichs zu einem unverletzlichen Gesetz machen, den Regeln der Warheit und des Wohlstandes zu folgen. Diejenigen, die nur ihren Zorn und Rache zu Rath ziehen, beweisen sich in ihren Erzählungen und Urtheilen unvorsichtig und unbescheiden. Polybius tadelte mit Recht einen griechischen Geschicht-

schreiber, der nicht so viel Billigkeit bewiesen, zu erkennen, daß an dem Agathocles, einem Syracusanischen Tyrannen, auch was gutes zu finden gewesen. Hat dieser Mann, sagt Polybius, der ehedem bey einem Töpfer gearbeitet, sich zum Könige von Sicilien aufwerfen, der mächtigen Republik Carthago so viel Händel machen, und sich im ruhigen Besitz seines erworbenen Reichs bis ans Ende seines Lebens erhalten können; so kan man auch unmöglich leugnen, daß Agathocles seltene Eigenschaften an sich gehabt haben müsse. Würde er sonst so ausserordentliche Dinge haben ausrichten können? Es müssen ihm daher die Geschichtschreiber Gerechtigkeit widerfahren lassen, und bekennen, daß er gute und böse Eigenschaften an sich gehabt habe. Das ist die Regel, die ich mir in Ansehung des Cardinals Richelieu und einiger anderer vorlege. Ohnerachtet ich von diesem Premierminister ganz anders denke, als seine Schmeichler, (denn ich kan einen solchen Prälaten nicht ohne Entsetzen ansehen, der die Freyheit des Vaterlandes und die Ruhe von ganz Europa seinem Ehrgeitz aufopfert,) so werde ich mich doch von den Entrüstungen des St. Germain und den Anhängern der Maria von Medicis nicht hinreissen lassen, sondern werde vielmehr das mit Vergnügen melden, was dieser grosse Staatsmann gutes und löbliches an sich gehabt.

Eins hätte ich herzlich gewünschet, daß ich es dem Titus Livius und Tacitus hätte nachthun kön-

können; nemlich die Kürze. Der erste hat nur zehn Bücher gebrauchet, dasjenige zu erzählen, was sich in verschiedenen Jahrhunderten in der Römischen Republik zugetragen; der andere aber hat die Regierungen Tiberii, Caligulä, Claudii und Neronis in ein ganz kleines Buch zusammen gefasset. Es ist mir aber nicht möglich gewesen, mich eben so kurz zu fassen *). Die Ursache davon ist gar begreiflich. Die Religion der Römer verursachete keine Streitigkeiten; sie zog keine Trennung in verschiedene Secten nach sich; ihre Theologie stund mit politischen Welthändeln in keiner Verbindung. So aber verhält sichs nicht mit der christlichen Religion. Man findet bey derselben vielen Zwiespalt, und zu allen Zeiten hat es verschiedene Secten gegeben. Die Fürsten lassen sich in theologische Händel ein, und nehmen Theil daran. Seit dem die Päpste ihre Monarchie im Occident aufgerichtet, so mischet sich der Römische Hof in alles.

*) Als diese Historie ans Licht trat, so brauchte man die Weitläuftigkeit derselben zu einem Grunde, mit welchem man den Credit derselben niederzuschlagen suchte. Man machte nach der Anlage des ersten Theils einen Ueberschlag, daß solcher Theile wenigstens dreyßig werden müsten, wenn alles, was in die Zeiten Ludwigs XIII gehörete, nach dem Fuß vorgetragen werden solte; und durch diese vermuthete Weitläuftigkeit suchte man die Leser und Käufer abzuschrecken. Es lehrete aber der Erfolg, daß die aus Unlauterkeit und Neid herrührende Rechnung um zwey Drittheil vergrössert worden. Indes ergreifen Leute von diesem Character alles, was ihnen zur Erreichung ihres Zwecks dienlich zu seyn scheinet.

Die souverainen Fürsten haben unter sich grosse und öftere Händel. Daher die Religionssachen, die theologischen Streitigkeiten, das Interesse und die Ansprüche der Päpste, der Bischöfe und Clerisey, die Cabalen der Mönche und viel andere kirchliche Angelegenheiten, eine Historie gar merklich vergrössern. Und was die ehrlichen Jesuiten anlanget, so haben sie sich seit dem ersten Ursprung ihres Ordens in alles mit eingemenget. Die Erzählung ihrer Leichtfertigkeiten, ihrer Unternehmungen, ihrer Händel unter sich selbst und mit andern, kan einem Geschichtschreiber genung Stof an die Hand geben. Dazu komt, daß die Sachen zu den Zeiten der Römer eine ganz andere Lage hatten, als heut zu Tage. Sie hatten nicht so viel mit benachbarten Völkern zu thun, und die Verwickelungen waren nicht so mannigfaltig weder in dem Senat, noch unter dem Volke, ja selbst am Hofe der Kaiser nicht. Die Römer führeten Kriege, um ihre Herrschaft zu erweitern; sie hatten wenig Alliirte, welche sie gegen die Mächte schützten, die ihnen verdächtig vorkamen. Alle Intriguen liefen darauf hinaus, daß man das Volk durch Geschenke gewann, oder demselben die Zusage that, daß man ihm zu einem Stück Landes oder zu einem grössern Antheil an der Regierung verhelfen wolle. Die Zeit, da die meisten Ränke in der Römischen Republik gespielet wurden, war ohne Zweifel die Zeit der beyden Triumvirate. Wir haben noch keine umständliche Historie davon; es ist aber leicht zu erachten, daß alles nur unter einigen Personen getrieben worden, die die Geschicklichkeit besassen, sich das Commando über die Armeen in entlegenen Provinzen auszuwirken.

ken. Die andern vereinigten sich alsdann mit dem Mächtigern, entweder aus dem Triebe des Ehrgeitzes oder des Geldgeitzes. Was Tacitus das grosse Geheimniß der Herrschsucht der Kaiser nennet, das bestund darin, daß man Befehlshaber von Legionen werden konte. Wer Geld aufbringen konte, oder wer so viel Credit hatte, die Legionen zu einem Aufruhr zu bringen, der konte bald als Kaiser ausgerufen werden. War dieses geschehen, so kam es alsdenn nur auf eine Schlacht mit dem alten Beherrscher des Reichs oder wider einen Nebenbuhler an. Wer in einer solchen Schlacht den Sieg davon trug, der war der rechtmäßige Souverain, und der Ueberwundene wurde für einen Usurpator erkläret. Bey einer unumschränkten und tyrannischen Regierung geschichet alles nach dem Willen des Regenten. Der Liebling oder die Maitresse haben ihre Autorität. Sind sie darin einmal vest gegründet, so sind Schwert, Gift, Verleumdungen, Gewaltthätigkeiten u. s. w. die Hauptmittel, deren man sich bedienet, die Feinde von der Seite zu stossen, und sich selbst zu erhalten. So gieng es unter den Nachfolgern des Augustus zu.

Die Historie eines solchen Staats, wie ich jetzo die Römische Republik und Reich vorgestellet habe, kan nicht ausserordentlich weitläuftig seyn. Jetzo aber schlagen die Angelegenheiten der christlichen Fürsten dergestalt in einander, sie machen ausser sich so viele Verbindungen und Allianzen, einige um sich zu vergrössern, andere aber um sich gegen den Ehrgeitz ihrer Nachbarn in Sicherheit zu setzen, daß es fast un-

möglich ist, die Historie von Deutschland, Frankreich, Spanien und England zu schreiben, ohne zugleich das zu berühren, was in ganz Europa vorgegangen. Gerathen zween kleine Fürsten an einander, so bewirbt sich der eine um den Schutz des Hauses Oesterreich, der andere aber wirft sich in die Arme des Königs von Frankreich. Fangen zwo Kronen einen Krieg an, so erkläret sich dieser für Spanien, und jener für Frankreich, um von der Verbindung einen Nutzen zu ziehen. Die Mächte, die sonst weniger dabey interessiret sind, müssen endlich eine Parthey erwählen, oder sich wenigstens rüsten, um die Wage gerade zu halten, und zu verhindern, daß der Ueberwinder von dem Ueberwundenen nicht alzugrosse Vortheile ziehe. Die Intriguen jegliches Hofes, das Interesse und die Bewegungen der Fürsten und grossen Herren in einem Staat, darin die unumschränkte Gewalt noch nicht völlig bevestiget ist, lassen sich auch nicht so gar kurz fassen. Die berühmten Geschichtschreiber, die dereinsten die gegenwärtige Geschichte von Frankreich schreiben, werden, so viel ich jetzo vermuthen kan, genöthiget seyn, sich verhältnißweise mehr bey der Minderjährigkeit Ludwig XIV, als bey dem aufzuhalten, was sich nach dem Pyrenäischen Frieden zugetragen. Die Verwickelungen und Bewegungen des Prinzen von Conde, des Cardinal Mazarin und einiger Hofdamen, bey den Parlamenten und in den Provinzen, werden mehr Platz wegnehmen, als die Begebenheiten, die auf den Tod Philipp IV, Königs von Spanien, gefolget sind. So bald Ludwig XIV das Ziel erreichet, das Richelieu und Mazarin vor Augen gehabt,

und

und dazu sie ihm den Weg gebahnet, so gehet alles durch die Hände eines oder zween Minister, einer Maitresse oder einer gewissen Dame. Was man ihr für einen Titel geben soll, das wird vielleicht erst die Zeit lehren. Die Prinzen, die Grossen des Hofes, die Parlamente, alles bücket sich und ist ganz stille. Die Kriege, die Bündnisse, die grossen Angelegenheiten werden durch die Minister, die Maitresse oder Dame besorget. Man kan keinen Schritt vorwärts thun, man erhält keine Bedienung und Würde ohne einen von diesen drey Canälen. Auch auswärts ist keine Unterhandlung schwer und verwickelt. Es wird alles vermittelst des Geldes und der Drohungen ausgerichtet. **Der König wills haben!** das ist die Antwort, mit welcher die Minister Seiner Majestät sowol die Abgesandten auswärtiger Souverainen, als auch die Unterthanen ihres Herrn abgefertiget haben.

Solche Beschaffenheit hat es nicht unter der Regierung seines Vaters. Der **Maria von Medicis** war die alzugrosse Autorität eines Favoriten oder eines Ministers unleidlich. Der Bruder des Königs ist auch nicht allezeit bey gefälliger Laune. Ist der erste Prinz vom Geblüt schwach, so will der jüngste von seinem Hause sich nicht vor dem Cardinal schmiegen. Die reichen und grossen Herren kehren in gewissen Fällen auch das Raube heraus. Die Reformirten wollen sich nicht ohne Widerstand unterdrücken lassen, und man geht behutsam mit ihnen um, auch nachdem ihnen die Pfandörter genommen worden. Die Spanische Monarchie war zwar von

auſſen nicht mehr ſo fürchterlich; allein der Kaiſer Ferdinand II wird in Deutſchland ſo mächtig, daß man eine gänzliche Unterwerfung deſſelben beſorget. Es muſten daher groſſe Verbindungen mit dem Könige von Schweden, mit den vereinigten Provinzen, mit allen proteſtantiſchen Fürſten, ja ſo gar mit dem Fürſten von Siebenbürgen aufgerichtet werden, der dem Hauſe Oeſterreich genung zu ſchaffen machte. Die Sache mit Mantua verurſachte jenſeit der Alpen auſſerordentliche Bewegungen. Man ſahe ſich genöthiget, den Herzog von Nevers bey einer Erbfolge zu erhalten, die ihm ohne Verletzung des Rechtes nicht ſtreitig gemachet werden konte. Frankreich negotiirte, es verband ſich mit den Italiäniſchen Souverains, die durch die neuen Entwürfe des Hauſes Oeſterreich in Bewegung geſetzet worden waren. Endlich gaben die in Portugal und Catalonien entſtandenen Revolutionen zu Intriguen und Unterhandlungen von Seiten Spaniens Gelegenheit. Man kan daher die Hiſtorie der Regierung Ludwig XIII nicht beſchreiben, ohne ſich in das einzulaſſen, was zu ſeiner Zeit in ganz Europa vorgefallen iſt *). Um deswillen habe ich in dieſem erſten Theil in gewiſſen Stellen die Begebenheiten auswärtiger Länder etwas weiter zurück in ihrem erſten Urſprunge aufſuchen müſſen. Guſtav Adolph ſtellet zum Exempel in dieſem Werke was groſſes vor, und daher

*) Es hat daher auch dieſe Hiſtorie des Verfaſſers mit Recht den Titel: Hiſtoire generale de l'Europe ſous le regne de Louis XIII erhalten, deſſen man ſich auch bey der deutſchen Ueberſetzung bedienet hat.

her war es unumgänglich nöthig, zu zeigen, wie dieser Held zum Nachtheil **Sigismunds**, Königs von **Polen** und ältesten Sohnes des Vaters **Gustavs**, zur Krone von Schweden gelanget. Eben so wenig kan man die Angelegenheiten des Reichs unter **Ferdinand II** verstehen, wo man nicht das weis, was sich gegen das Lebensende **Rudolphs** und unter der Regierung des **Matthias** zugetragen.

Ich hege von mir selbst keine so vortheilhafte Meynung, mir selbst die Schmeicheley zu machen, daß meine Schreibart so beschaffen sey, wie sie **Lucianus** zu einer Historie fordert. Einige meiner Freunde haben mir gesaget, daß dieser Anfang eines ziemlich weitläuftigen Werkes sich wohl lesen liesse. Und das ist für mich schon genung. Man muß hauptsächlich suchen, dem Publico nützlich zu werden, wenn man demselben die Warheit oder wenigstens das Warscheinlichste vorträget. Denn in der Historie muß man sich sehr oft mit dem Warscheinlichen begnügen. Man weis die Hauptbegebenheiten gewiß; allein bey den Ursachen, Bewegungsgründen und Umständen einer Handlung oder Unternehmung bleibt immer noch was ungewisses übrig; und man muß mit dem Warscheinlichsten zufrieden seyn. Ich bin stolz darauf, daß ich dasjenige beobachtet, was einem Geschichtschreiber wesentlich ist, der nichts schreiben muß, wovon er weis, daß es falsch ist, der aber auch das, was er wahr zu seyn glaubet, frey schreibet, und gegen die, von welchen er redet, nicht eingenommen ist. **Lucianus** sagt hievon sehr gründlich, daß man

nicht

nicht den Mahler nachahmen müsse, der die Kunst von der Seite zu mahlen erfunden, um den Gesichtsfehler eines Fürsten zu verbergen, der nur Ein Auge gehabt. Der Geschichtschreiber muß die Personen ganz vorstellen. Die Liebe des Vaterlandes muß ihn nicht hindern, weder dessen erlittenen Verlust, noch auch die Fehler, die es begangen, zu erzählen. Es verhält sich mit einem Geschichtschreiber, wie mit einem Acteur. Beyde dürfen von dem Unglück, so sie vorstellen, nicht Rechenschaft ablegen. Der erstere muß die Warheit seinem Interesse und seinen Leidenschaften vorziehen. Diese ist die einzige Gottheit, der er opfern muß. Er muß das Urtheil der Nachwelt nie aus den Augen setzen, wenn er anders lieber für einen Geschichtschreiber als für einen Schmeichler gehalten seyn will. Man sagt, Alexander habe gewünschet, nach seinem Tode eine Zeitlang aufzuerstehen. Er wolte gerne wissen, was die Welt alsdann von einem Prinzen urtheilen würde, der so viel Geräusche in der Welt gemachet. Ich wundere mich nicht darüber, sagte er, daß man mich jetzo lobet. Einige fürchten sich vor mir, andere bewerben sich um meine Gewogenheit. Urtheileten die Fürsten so vernünftig wie dieser Eroberer, mit dem sie sich so gerne in Vergleichung stellen lassen, so würden sie die Schriftsteller weder in Sold nehmen, noch sich Triumphbogen und Ehrensäulen aufrichten lassen, noch die Gelehrten zusammen fordern, um Entwürfe zu Medaillen zu machen, die zu ihrer Ehre

aus=

ausgepräget werden sollen, noch prächtige Aufschriften zu machen, um dieselben entweder auf das Fußgestelle der Ehrensäulen, oder über die Triumphbogen, oder über die Thore einer Hauptstadt und eroberter Vestungen in Erz und Marmor zu graben. Voll Zufriedenheit, daß sie ihr Volk wohl regieret und es glücklich zu machen gesuchet, würden sie diesem die Sorge überlassen, den Namen seines Wohlthäters nach seinem Tode zu verewigen. Was helfen die auf Ordre geschriebenen Historien, und die Denkmale, die eure Eitelkeit oder die Schmeicheley einiger eigennützigen Seelen aufgerichtet hat? Ein Geschichtschreiber, der weder unter dem Einfluß der Furcht oder der Hofnung stehet, der weder Haß noch Freundschaft bey sich wirken lässet, der weder Vaterland noch Partey achtet, der die Sache bey ihrem Namen nennet, ohne sich darum zu bekümmern ob er jemand gefalle oder beleidige; ein Schriftsteller, wie ihn Lucianus haben will, wird mit einer Feder voll Dinte das Lächerliche eures Stolzes, und die Niederträchtigkeit eurer Schmeichler aufdecken.

Polybius, den man den Meister und das Muster der Geschichtschreiber nennen kan, hatte bereits vor dem Cicero und Lucianus gleiche Vorschriften gegeben. Ein Privatmann, sagt er, muß seine Freunde und sein Vaterland lieben; er kan sich gegen diejenigen gütig beweisen, die ihnen gutes thun, und dagegen ihre Feinde hassen. So bald man aber die

Per-

Person eines Geschichtschreibers angenommen hat, so muß man dieses alles vergessen. Ihr seyd alsdann verpflichtet, oft sehr viel Gutes von euren Feinden zu sagen, und ihnen Lobsprüche beyzulegen, wenn ihre Handlungen dieselben verdienen. Dagegen müsset ihr öfters euren näheften Freunden Vorwürfe machen und sie beschämen, wenn sie unverzeihliche Fehler begangen haben. Nehmet ihr von der Historie die Warheit weg, so gleichet sie einem Thier, das seiner Augen beraubet worden. Was daran übrig bleibet, ist ganz unnütz. Man muß sich daher kein Bedenken daraus machen, seine Freunde zu tadeln, und seine Feinde zu loben. Man muß sich eben so wenig scheuen, in gewissen Fällen solche Personen zu verdammen, deren Verdienste man gemeiniglich erhebet. Es gelinget denen, die am Staatsruder sitzen, nicht allemal, sie begehen aber eben so wenig beständig Fehler. Ein vernünftiger Schriftsteller muß die Sache beurtheilen, wie sie an sich selbst ist, ohne auf die Personen zu sehen, und er muß davon reden, wie es die Sache erfordert.

Was mich betrift, so befürchte ich den Vorwurf, den man gemeiniglich den Franzosen macht, daß sie für ihre Nation zu sehr eingenommen sind, so wenig, daß ich vielmehr dafür halte, daß ich mich hier bey meinen Landsleuten rechtfertigen müsse, weil sie in der Folge dieses Werkes finden werden, daß

ich

ich weder von Frankreich noch von seiner Regierung alzuvorteilhaft rede. Sie würden mir unrecht thun, wenn sie glauben wolten, daß ich wider mein Vaterland entrüstet wäre, und daß ich es deshalb verlassen hätte.

Ich bin ein Franzose, und ich mache mir eine Ehre daraus; die Liebe zu meiner Nation hat mich aber nicht so sehr verblendet, daß ich sie allen andern vorziehen solte. Man findet allenthalben Verstand, Verdienst, und Tugend. Herrscht in gewissen Ländern mehr Lebhaftigkeit oder mehr Klugheit, so sind diese Vortheile nicht so wichtig, daß man ihnen deshalb einen grossen Vorzug beylegen müsse. Diejenigen Völker, die gewisse Leute als grobe und ungesittete Menschen zu betrachten Belieben tragen, haben gemeiniglich mehr gesunden Verstand, mehr Gründlichkeit, mehr Redlichkeit, als die, welche einen guten Geschmack, Artigkeit, und einen schönen Geist zu besitzen sich einbilden. Der eine ist ohnstreitig unendlich schätzbarer, als der andere. Ich liebe noch jetzt mein Vaterland, und wie sehr freue ich mich, dieses Geständniß öffentlich ablegen zu können; ich liebe es aber, als ein aufrichtiger Mann es lieben muß. Seinen Landsleuten alles Gute zu wünschen, Gott zu bitten, daß er ihnen nichts mangeln lassen wolle, was sie in dieser und jener Welt volkommen glücklich zu machen vermögend ist, dis

heißt, meinem Urtheile nach, eine aufrichtige und warhafte Liebe zu seinem Vaterlande hegen. Dem Himmel sey Dank, daß ich aufs feyerlichste versichern kan, daß ich in einem solchen Zustande bin. Der heilige Paulus wünschte ehedem, daß alle seine Zuhörer so werden möchten, wie er wäre, die Banden ausgenommen, die er damals trug. Ich thue für die Franzosen eben diese Wünsche. Möchten sie doch alle so werden, wie ich, bis auf die Nothwendigkeit, ihr Vaterland zu verlassen, um den Einsichten ihres Gewissens zu folgen. Wenn mich noch die Achtung und die Gesinnungen, die ein vernünftiger Mann gegen die bürgerliche Gesellschaft, in welche ihn Gott gesetzet hat, haben muß, an Frankreich binden, so hindert dis nicht, daß ich mich nicht mit andern Nationen durch die Bande der Religion und der Menschlichkeit vereiniget halten solte *). Frankreich kan glücklich und blühend seyn, ohne seine

*) Der Verfasser gehöret bekantermassen zu den Französischen Reformirten, die in Holland ihre Freyheit gesuchet haben, wo er ausser diesem historischen Werke auch herausgegeben hat: Traité de la maniere d'examiner les differens de Religion, dedié au Roi de la Grande Bretagne, davon man in Neocori oder Ludolf Küsters Bibliotheca librorum novorum p. 76 sqq. einen Auszug findet. Diese Histo-

ne Nachbarn zu beunruhigen, ohne die Güter eines andern auf unrechtmäßige Art an sich zu reissen. Weil ich von einer Nation bin, soll ich deshalb wünschen, daß sie die Beherrscherin von ganz Europa werde? Soll ich den uneingeschränkten Ehrgeitz des Prinzen, der sie regieret, billigen? Soll ich meine Landsleute deshalb loben, weil sie selbst die Fesseln schmieden, mit denen sie belästiget werden? Das natürliche Recht will, daß ich, so viel als mir möglich ist, zum Glücke und zur Ruhe meines Vaterlandes beytrage, und daß ich es vertheidige, wenn es auf eine ungerechte Art angegriffen wird. Eben diese Gesetze der Natur verbinden mich aber auch, zu verhindern, wenn es in meinem Vermögen stehet,

Historie, seine Religion und diese dem Papstthum entgegen gestellete Schrift haben in einige Recensionen catholischer Schriftsteller einen grossen Einfluß gehabt, wodurch jedoch dem Werke kein Schade zugefüget worden, als welches sich bey seinem Werth durch wiederholte Auflagen erhalten hat. Lächerlich ist es, daß man diese Historie unter andern auch deswegen nieder zugeschlagen gesuchet, weil ihr Verfasser sich darin so oft auf des **Vittorio Siri** Memorie recondite so oft berufen; da doch bekant ist, daß dieser Schriftsteller gut Französisch gesinnet gewesen, und daß sein Buch selbst zu Paris im Louvre gedruckt worden.

daß sie sich nicht selbst aufreiben, und andern nichts übeles thun. Weit entfernt, daß es mir erlaubt seyn solte, ihre schändliche Sclaverey und ihre lasterhaften Unternehmungen zu billigen, vielmehr fordert die Vernunft und die Religion von mir, daß ich sie verdamme, und daß ich mich aus allen meinen Kräften dagegen setze.

Aus einer seltsamen Verdrehung der Sprache und der Vernunft, heist in Frankreich derjenige **ein gegen den Staat gutgesinneter** Mensch, der, ich weis nicht was für einen lächerlichen Eifer für die Macht des Königes bezeiget. Stellet denn der König allein den ganzen Staat vor? Diese beyden Dinge sind sehr von einander unterschieden. Der Staat bedeutet eine gewisse Anzahl verbundener Personen, die unter einerley Gesetze leben. Der König ist die Person, die sie schützen und darauf bedacht seyn muß, daß das Volk so glücklich sey, als es der Zustand eines jeden erlaubet. Worin bestehet aber das Glück einer Nation? Darin, daß sie nur verbunden ist, denen Gesetzen Folge zu leisten, die entweder eine lange Gewohnheit bestätiget hat, oder die auf eine Art festgesetzet ist, welche das Volk in seinem ersten Vertrage, oder auch in den Zusammenkünften, die es nachher angestellet, genehm gehalten hat: darin, daß ein jedweder seine Güter und die Früchte seines

nes Fleisses sicher und ruhig geniessen kan, ohne daß jemand die Macht habe, sie ihm mit Gewalt zu entreissen: darin, daß die Auflagen zu den öffentlichen Ausgaben auf eine solche Art eingerichtet werden, daß ein jeder nicht mehr bezahle, als er zu thun im Stande ist, ohne dadurch alzusehr beschweret zu werden. Den Staat, oder das Vaterland lieben, dis heist, demselben alle diese Vortheile mit einem desto grössern Eifer wünschen, als man sein Leben gern lassen würde, um sie ihm zu verschaffen, wenn sie ihm mangeln, oder um sie demselben zu erhalten, wenn es so glücklich ist, sie zu besitzen. In diesem Verstande ist es angenehm und rühmlich, für das Vaterland zu sterben. Dasjenige lieben, was man in Frankreich die Macht und den Ruhm des Königes nennet, dis würde so viel seyn, als an der Aufrichtung der Tyranney arbeiten. Seitdem sich die Grundsätze der verabscheuungswürdigen Politik des Machiavels in Europa eingeschlichen haben, so hält sich ein Prinz für mächtig und ruhmwürdig, wenn er das Mittel gefunden hat, sich ganz sicher zum unumschränkten Herrn des Lebens und der Güter seines Volks zu machen, und sich ungestraft auf Unkosten seiner Nachbaren zu vergrössern. Wenn dis nicht eine warhafte Tyranney ist, so haben sich alle Menschen betrogen. Was verstehen sie durch das

Wort Tyranney? Die Regierung derer, die nur blos ihren eigenen Nutzen zum Augenmerk haben.

Warum soll ich es verheelen? die Liebe, mit der ich meinem Vaterlande zugethan bin, flösset mir einen Abscheu gegen diese dem menschlichen Geschlecht höchst nachtheiligen Politik ein. Es ist mir unmöglich, diejenigen einiger Hochachtung zu würdigen, welche die Maximen derselben befolgen, sie mögen sonst noch so schöne Qualitäten besitzen, und ihr Rang, den sie in der Welt behaupten, mag noch so erhaben seyn. Leute, die zur Sclaverey geboren sind, mögen mich immerhin, wenn sie wollen, für einen aufrührischen Schriftsteller halten, (denn so redet man jetzt von denen, die noch die Freyheit lieben, in einem Lande, wo sie völlig erloschen ist) ich werde mich wenig darum bekümmern. Ein Gelehrter verdammte die Geschichte des unsterblichen Thuanus, weil sie, seinem Urtheile nach, mit einer Freyheit geschrieben worden, die mit dem Jahrhundert nicht übereinstimme. Ich bin nicht so eitel, mich mit diesem grossen Manne zu vergleichen. Seine Geburt, sein Rang, und noch mehr sein grosser und erhabener Geist, und der Umfang seiner vortreflichen Kentniß erhob ihn unendlich weit über mich. Die Liebe zur Warheit ist das einzige, worin ich ihm nachahmen zu können glaube; ja ich erdreuste mich so gar, zu sagen, worin ich ihn zu

über-

übertreffen mich bemühe. Sein Charakter, seine Aemter, seine Verbindungen mit dem Hofe haben ihn genöthiget, einige Behutsamkeit zu gebrauchen, von der ich mich auf eine rechtmäßige Art befreyet halte. Wenn seine Freyheit seiner Zeit nicht anständig zu seyn geschienen hat, was wird man jetzt von der meinigen denken? Man mag sagen, was man will. Ich werde dem Beyspiele des Herrn von Thou folgen: er verachtete einen niederträchtigen Kunstrichter. Wir geniessen noch eben diejenige Freyheit, welche unsere Vorfahren genossen: warum sollen wir nicht eben so, wie sie die Warheit sagen?

Es ist nichts mehr übrig, als daß ich meinen Lesern die Ursach sage, warum ich die Bekantmachung dieser Geschichte nicht so lange anstehen lassen, bis sie völlig zu Ende gebracht worden. Ein grosses Buch schreckt die meisten Personen ab. Die Regierung Ludwigs XIII hat gewisse merkwürdige Zeitpunkte; die Voljährigkeit des Königes, die Entfernung der Königin Mutter, das Ministerium des Cardinals von Richelieu, die Eroberung von Rochelle, der auswärtige Krieg. Der Leser kan sich bey einem jeden dieser Zeitpunkte, wo er genung Veränderungen in den öffentlichen Angelegenheiten bemerken wird, ausruhen. Dis ist die Ursach, warum ich dieses Werk in mehrere Theile abgetheilet habe; und vielleicht wird es nicht unangenehm seyn, einen nach dem andern in die Hän-

de

de zu bekommen. Das Urtheil des Publici über den ersten wird mich zurecht weisen, und mir für die folgenden gute Dienste leisten können. Diejenigen, die die Gütigkeit haben wollen, mir einige Merkwürdigkeiten mitzutheilen, werden sie, wenn es ihnen beliebet, an den Buchhändler überschicken. Sie können versichert seyn, daß man sie mit aller Erkentlichkeit aufnehmen, und sich derselben mit aller Bescheidenheit, die sie erwarten können, bedienen wird; sie mögen nun verlangen, daß man ihnen mit Bekantmachung ihres Namens eine Ehre erweisen, oder daß sie unbekant bleiben wollen. Ich werde sie nur bitten, es wohl aufzunehmen, daß man alles untersuchet, und daß man sich nicht verpflichtet, dasjenige, was nicht gelobet zu werden verdienet, zu loben, noch dasjenige, was nicht tadelnswürdig ist, zu verachten.

Allgemei-

Algemeine
Geschichte von Europa
unter
der Regierung
Ludwigs des Dreyzehnten.

Erster Theil.

Geschichte von Europa unter Ludwig dem dreyzehnten.

Des ersten Theils erstes Buch.

Inhalt.

Entwurf dieses Werkes. §. 1. Zustand von Europa und Frankreich gegen das Ende der Regierung Heinrichs IV. §. 2. 3. Heinrich IV bereitet sich zum Kriege. §. 4. 5. Flucht des Prinzen von Conde. §. 6. 7. Heinrich IV will sich mit seiner Armee in Marsch setzen, und wird den 14ten May 1610 ermordet. §. 8. Die Königin wendet alles an, sich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII, ihres Sohnes, zur Regentin erklären zu lassen. §. 9. 10. Ludwig XIII erscheint zum erstenmal im Parlamente. §. 11. Hofränke und Cabalen zu Anfange der Regierung der Maria von Medicis. §. 12. 13. Proceß und Execution des Ravaillac. Verdammung des Buches und der Lehre des Jesuiten Mariana. Leichenbegängniß Heinrichs IV. §. 14-16. Gute und schlimme Eigenschaften Heinrichs IV. § 17. Man faßt in dem Rathe der Regentin den Entschluß, dem Herzogthum

Jülich zu Hülfe zu kommen. Zur Erleichterung des Volks werden Edicte wiederrufen. Erklärung zum Besten der Protestanten. §. 18. Zurückkunft des Prinzen von Conde, und Ankunft zu Paris. §. 19. Zwo mächtige Partheyen am Hofe. Der Prinz von Conde ist das Haupt der einen, der Graf von Soissons der Anführer der andern. Der Marschall von Bouillon giebt sich Mühe, die beyden Partheyen zu vereinigen. Die Königin suchet die Vereinigung der Prinzen und der Vornehmen des Reichs zu hintertreiben. §. 20. 21. Erhebung des Conchini zum neuen Marquis von Ancre. §. 22. Absichten des Königes von Spanien bey Erneuerung der die doppelte Heyrath betreffenden Unterhandlung. §. 23. Zwistigkeiten des Kaisers Rudolphs mit dem Erzherzog Matthias, seinem Bruder. Friedenstractat zwischen den beyden Brüdern. Matthias wird zum Könige von Ungarn erwählet und gekrönet. Das Mißvergnügen der Protestanten in Oesterreich wird gestillet. Streitigkeiten über die Religion in Böhmen. Die Unruhen nehmen in Böhmen ein Ende. §. 24-26. Reichstag zu Prag im Jahr 1610. Der Kaiser giebet dem Churfürsten von Sachsen die Länder Cleve und Jülich. Belagerung und Einnahme von Jülich durch Moritz, Prinz von Oranien. Versamlung zu Cöln, um die Cleve und Jülich angehenden Angelegenheiten beyzulegen. §. 27. Anmerkung über die Krönung Ludwigs. §. 28. Der Eid, den Jacob I, König von England, von seinen papistischen Unterthanen fordert, giebt zu einem Streite über die Unabhängigkeit der Sourerains in weltlichen Dingen Anlaß. Paul V verbietet den Engländern, ihm den Eid zu leisten. §. 29. Der König Jacob läßt eine Schutzschrift des Eides drucken, ohne seinen Namen derselben vorzusetzen. Er erkläret sich für den Verfasser derselben, und eignet sie allen Prinzen und allen christlichen Staaten zu. §. 30. Coeffeteau schreibet wider die Schutzschrift des Königes Jacobs. §. 31. Der Cardinal Bellarmin richtet an den Kaiser und an die mit dem Papste in Gemeinschaft stehenden Könige die Antwort auf die Schutzschrift des Königes von England. Schluß des Parlaments zu Paris wider die Schrift des Bellarmin von der Auctorität des Papstes. §. 32. Edict des Königes von Spanien wider den eilften Theil der Kirchengeschichte des Cardinals Baronius. §. 33. Zwistigkeiten des Marquis von Ancre mit dem Graf von Soissons und dem Herzoge von Epernon. Man versöhnet sie. Parthey am Hofe wider den Herzog von Sulli. §. 34.

§. 14.

§. 1.

Die Zeiten, die ich beschreiben will, sind voll grosser Begebenheiten. Man wird darin antreffen einheimische und auswärtige Kriege; blutige Schlachten; Städte, die mit eben so grosser Geschicklichkeit und Muth bestürmet, als vertheidiget worden; Protestanten, die in Frankreich unterdrücket, in Ungarn, Deutschland und den Niederlanden aber unterstützet worden; Adeliche, Geistliche, Parlamente und Volk, die man in den Stand der Sclaverey gesetzet. Ein König, der unvermögend ist, sich in die grossen Händel zu finden, die man ihm geflissentlich zuziehet, übergiebt alles in die Hände seiner Lieblinge und Minister. Voll Mißtrauen gegen seine Mutter, seine Gemahlin und Bruder, begegnet er der einen übel, und nöthiget die andern, von innen und von aussen Bündnisse zu stiften und sich endlich in die Arme der alten Feinde Frankreichs zu werfen. Die Prinzen und Grossen des Hofes, die theils durch die schlimme Administration einer Regentin, theils durch das allzugrosse Ansehen eines Lieblings oder Ministers, mißvergnügt gemachet worden, empören sich unter dem scheinbaren Vorwande des allgemeinen Besten. Die Protestanten, die durch die öfteren Verletzungen des heiligsten Edicts, das jemals erlassen worden, bis zur Verzweifelung getrieben worden, ergreifen die Waffen, um die Freyheit ihres Gewissens zu vertheidigen, und die Pfänder zu verwahren, die man ihnen unter der vorigen Regierung so gerecht eingeräumet hatte. Die Unternehmungen des Hauses Oesterreich wider die Italiänischen Fürsten nöthigen diese, ihre Zuflucht zum Schutz der Krone Frankreich zu nehmen, und sich mit derselben zu verbinden.

Diese auf ihre Ruhe und Freyheit sonst so eifersüchtigen Fürsten lassen es ganz gerne geschehen, daß der Herzog von Savoyen endlich dem Könige von Frankreich einen Platz überläßt, durch welchen er mit leichter Mühe in Italien eindringen kan, wenn sein Beystand erfordert wird. Ein Held, der aus dem tiefsten Norden hervordringet, um seine Religionsverwandte in Deutschland zu vertheidigen, wirft die ehrgeitzigen Entwürfe des Hofes zu Wien und Madrid zu Boden. Der Kaiser zittert in seinen Erblanden, und Frankreich verbindet sich mit Schweden dergestalt zur rechten Zeit, daß es endlich dem Hause Oesterreich einen Theil seines Erbgutes entreisset. Das Glück der Spanischen Waffen in der Piccardie breitet die Bestürzung bis nach Paris aus. Der König von Frankreich verläßt seine Hauptstadt, um den Feind zurück zu treiben, und er kan sich der Thränen nicht enthalten, wenn er siehet, daß das Feuer bis an die Pforten seines Palastes gedrungen. Die Revolution, die sich jenseit der pyrenäischen Gebirge zuträget, verändert die Gestalt der Sachen. Catalonien ergiebt sich an **Ludewig** den dreyzehnten; Portugal verjaget die Castilianer, und setzet den Herzog von Braganza auf den Thron seiner Vorfahren. **Philipp** der vierte verläßt in völliger Bestürzung Madrid, um seine Staaten von Arragonien zu decken, und die Catalonier wieder zum Gehorsam zu bringen. Er muß aber zu seinem grösten Verdruß inne werden, daß er nur darum vorgerücket, um desto zeitiger zu erfahren, daß Frankreich ihm die Stadt **Perpignan** und die Grafschaft **Roussilon** weggenommen. In diesen ausserordentlichen Begebenheiten wird man grosse Exempel der Tugenden und Laster antreffen; man wird finden, wie öfters Untreue und Meineid reichlich belohnet, wie die höchsten Würden durch die infamesten Verbrechen erlanget, zuweilen auch dem Verdienste beygeleget, unr daß oft ein prächtiges Glück aus dem Grunde der Religion und Gottseligkeit

ausge-

ausgeschlagen oder verachtet worden. Einige Grossen erkaufen dadurch auf eine niederträchtige Art ihre Güter und ihr Leben, indem sie sich einem ehrgeitzigen und rachgierigen Cardinal als Sclaven ergeben. Andere aber, die in Gefahr stehen, seinen Leidenschaften und Eigennutz aufgeopfert zu werden, bewahren eine edle Unerschrockenheit, bleiben ihren Freunden treu, und leiden mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit den Tod. Dieser Zeitraum der neuern Historie von Frankreich, welchen ich in ein mehreres Licht zu setzen mir vorgenommen habe, ist so merkwürdig und mannigfaltig, daß derjenige, der sich vorgenommen, was nützliches und lehrreiches zu schreiben, leicht dadurch versuchet werden kan, sich daran zu wagen. Indeß kan ich nicht bergen, daß mich die Unternehmung oft bange gemachet, und sie übersteiget vielleicht meine Kräfte. Lobe ich die vornemsten Personen, die auf dem Schauplatz erschienen; so setze ich mich in den Fall, als ein Schmeichler angesehen zu werden: rede ich von ihnen freymüthig; so wird man mich einer Bosheit beschuldigen. Lobsprüche fallen dem Leser verdrieslich und machen ihn unwillig. Er siehet es lieber, wenn man ihm die Laster und geheimesten Leidenschaften der Menschen aufdecket. Diese Freymüthigkeit gefällt ihm und belustiget ihn. Wenn ich aber diesem natürlichen Hang unsers Hertzens, andere gerne tadeln zu hören, alzusehr nachgeben solte, wird man mich nicht eben so leicht beschuldigen, daß ich eine Satyre und keine Historie geschrieben? Beyde Abwege werde ich zu vermeiden suchen, so viel mir möglich ist. Ich finde gar keine Ursache, solche Personen zur Ungebühr entweder zu loben oder zu tadeln, die fast alle schon todt gewesen, ehe ich bin geboren worden. Was für besondere Ursachen kan ich haben, sie zu lieben oder zu hassen? Die Verschiedenheit der Meinungen wegen der Religion und Regierungsart wird mich gar nicht hindern, den Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder das zu

loben, was warhaftig ruhmwürdig ist. Ich wohne, Gott Lob! in einem Lande, wo man dieses in der Welt so seltene Glück geniesset. Es kan in demselben ein jeglicher das frey sagen, was er vernünftig denket. Kan ich meinem Vaterlande nicht nützlich seyn, so habe ich wenigstens die Freyheit, dessen Unglück zu beklagen.

§. 2.

Ehe ich mich aber in die Sache selbst einlasse, so muß ich erst etwas von Heinrich IV und dem Beschluß seines Lebens sagen. Es wird nöthig seyn, die Lage der Sachen von Europa und Frankreich zu kennen, als dieses einen seiner grösten Könige verlor, die es jemals gehabt. Die ersten Jahre seiner Regierung wendete er dazu an, entweder durch Gewalt der Waffen oder durch Unterhandlungen die Städte und die Grossen des Landes, die unter dem Vorwande der Religion einen Bund wider ihn gemachet, zu gewinnen, und wider Philipp II, König von Spanien, Krieg zu führen. Dieser ehrgeizige Monarch hatte diesen Bund durch Volk und Geld gewaltig unterstützet, in der Absicht, entweder einen Prinzen seines Hauses auf den Thron von Frankreich zu setzen, oder wenigstens eine Monarchie zu zergliedern, deren Macht für die weit aussehenden Entwürfe, damit er umgieng, ein unüberwindliches Hinderniß war. Da er aber zuletzt von Krankheiten überwältiget wurde; da er sahe, daß seine Staaten durch die unermeßlichen Summen, die er verschwendet hatte, ganz erschöpfet worden; da er so viel Volk und Städte in den Kriegen wider die vereinigten Niederlande, wider England und Frankreich verloren hatte: so sahe er es ganz gerne, daß er mit Heinrich IV unter solchen Bedingungen einen Frieden schliessen konte, den dieser wegen des schlechten Zustandes von Frankreich, das eben so erschöpft war, als Spanien, sich kaum versprechen durfte. Elisabeth, Königin von England, und die Staaten der vereinigten

Nieder-

Niederlande beschwereten sich höchlich darüber, daß der König von seinen guten und getreuen Alliirten abtrat, und so sehr eilete, seinen Tractat mit Philipp zu Stande zu bringen. Man läst ja, sagte man, die günstige Gelegenheit aus den Händen, sich den nahen und fast unvermeidlichen Fall Spaniens zu Nutze zu machen. Heinrich entschuldigte sich, so gut er konte, mit dem Unvermögen seines Königreichs, den auswärtigen Krieg länger auszuhalten, nachdem dasselbe durch die Heftigkeit des bürgerlichen Krieges so sehr mitgenommen worden, der viele Jahre hinter einander gedauret hatte, und der noch nicht völlig gedämpfet war. Die Ursache war sehr scheinbar. Solte aber der König nicht auch sehr darnach verlanget haben, sich den Lustbarkeiten ungestört zu überlassen, und mit Gemächlichkeit eine Krone zu geniessen, die er mit so vieler Arbeit und Gefahr erlanget? Es ist wahr, daß Heinrich Ursache hatte, aufs zukünftige ein Mißtrauen auf seine Kräfte zu setzen. Der Herzog von Mercoeur, der in Bretagne stund, würde auf seinen Frieden nicht bedacht gewesen seyn, wenn er nicht geglaubet hätte, daß der mit Spanien schon so gut als geschlossen wäre. Ueberdis wurden die Protestanten Frankreichs, die einem unter ihnen erzogenen Könige mit so vielem Muth und Standhaftigkeit gedienet hatten, argwöhnisch und eifersüchtig gemachet. Seine Religionsveränderung und die Gnadenerweisungen, damit er den Grossen des Reichs, die vorher wider ihn verbunden gewesen, ihre Versöhnung abkaufte, machten sie unruhig, und seine neuen Verbindungen mit dem römischen Hofe, ihrem alten und unversöhnlichen Feinde, würden sie völlig kaltsinnig gemachet haben. Heinrich beruhigte daher mit grosser Klugheit seine besten Unterthanen durch das Edict von Nantes, welches mit grossem Fleis und reifer Ueberlegung war abgefasset worden. Wie glücklich würden die Nachfolger dieses guten Königs, gewesen seyn, wann sie dieselben beym Ge-

nuß desjenigen gelassen hätten, was ihnen so gerecht war bewilliget worden!

§. 3.

So bald der Friede innerlich und äusserlich bevestiget war, so bemühete sich Heinrich, die Herzen aller seiner Unterthanen zu gewinnen, indem er ihnen öffentlich kund thun lies, daß er sich von nun an unaufhörlich dahin bearbeiten würde, daß sie in Ruhe und Ueberfluß leben könten. Es wurden Manufacturen angeleget, und gewisse Auflagen ihnen abgenommen. Vielleicht hinderten ihn die grossen Schulden, die er gemachet, und die Verpfändung des grösten Theils seiner Domainen, daß er nicht noch andere sehr beschwerliche Lasten ihnen abnehmen konte, und daß er diejenigen höre te, die ihm riethen, seine Kasten mit Gelde anzufüllen. Indes bewies er wenigstens darin eine grosse Geschicklichkeit, daß er das Murren verhinderte, ja gänzlich dämpfe te, indem er die Franzosen, die schon seit langer Zeit zur Gedult waren angewöhnet worden, beredete, daß er nichts so angelegentlich suche, als sie glücklich zu machen. Der König schmeichelte sich dabey, daß er den unruhigen Geist einiger Grossen würde zähmen, und sie vielleicht ganz unvermerkt hinopfern können, wenn er sie durch sein Exempel reitzete, durch Bauen, Spielen und andere noch lasterhaftere Lustbarkeiten unmäßig viel zu verschwenden. Er fand dabey seine Rechnung doppelt. Denn es war dieses seiner natürlichen überwiegenden Neigung ganz gemäs, ob er gleich sonst sehr genau war. Und diejenigen, die ihm vielleicht allerley Händel im Staat hätten machen können, musten, nachdem sie ihr Geld und Credit verloren, zur Gnade des Königs ihre Zuflucht nehmen. Allein die Sache gieng nicht schlechterdings so, wie er sichs ausgedacht hatte. Grif gleich das Connetable von Montmorenci, die Herzoge von Montpensier und Epernon und die Marschalle von Bouil-

lon

lon und Biron nicht zu den Waffen, um ihre Empfindlichkeit ausbrechen zu lassen, die einige deswegen, daß sie nicht nach ihrem Sinne waren belohnet worden, andere aber darüber gefasset, daß sie an den geheimen Rathschlägen des Königs weniger Antheil hatten, als gewisse vertraute Minister; so verursacheten ihm diese Herren wenigstens viele Unruhe. Die gerechte Bestrafung des Biron, der unter den Mißvergnügten der unvorsichtigste und rachgierigste war, und die Unterwerfung des Marschal von Bouillon hinderte den Ausbruch einer Conspiration, die Carl Emanuel, Herzog von Savoyen, auf seiner Reise nach Paris angeleget, und die der neue König von Spanien, Philipp III, zu unterstützen versprochen hatte. Diejenige, die von der Marquise von Vernueil, einer Maitresse des Königs, welcher er in der Uebereilung die Ehe zugesaget hatte, ehe er sich mit der Maria von Medicis vermählete, eingefädelt worden, hätte unglückliche Folgen nach sich ziehen können; sie wurde aber durch die Verurtheilung ihres Vaters, Entragues, und durch den Arrest des Grafen von Auvergne, seines leiblichen Bruders von der Mutter, und eines natürlichen Sohnes Carls IX, gedämpfet.

§. 4.

Der König beklagte sich über den spanischen Hof, daß er allen aufrührischen Köpfen in seinen Staaten Beystand zusagte. Insonderheit gerieth er in grosse Entrüstung, als er die Intrigue entdeckte, in welche sich der spanische Abgesandte mit einem Edelman in der Provence eingelassen hatte, der es auf sich genommen, die Stadt Marseille in die Hände Philipps III zu überliefern. Zwo eifersüchtige Mächte haben einander immer was vorzuwerfen, wenn die eine glaubet, daß sie die andere einer geheimen Verletzung der Tractaten überführen könne. Der Abgesandte rückte dem Könige die Hülfe, die er den vereinigten Provinzen nach

dem

dem zu Vervins geschlossenen Frieden geleistet hatte, und die Bemühungen, die Morisquen in Spanien zum Aufruhr zu reitzen, ganz ungescheuet vor. In gewissen Fällen war auch in der That Heinrich nicht gerechter und aufrichtiger als Philipp. Die Fürsten beeifern sich sehr selten um eine so schöne Tugend. Nachdem der König von Frankreich die Angelegenheiten seines Reichs wieder auf einen guten Fuß gesetzet, und durch die Sorgfalt seines Oberfinanzdirectors, des Herzogs von Sulli, einige Millionen gesamlet hatte, so war er sonderlich darauf bedacht, den Stolz des Hauses Oesterreich zu demüthigen. Das war die gewöhnliche Sprache der damaligen Zeit. Und jetzo vereiniget man sich, um sich den ehrgeitzigen Absichten der Krone Frankreich zu widersetzen. Indem es nun dem Könige Heinrich an einem scheinbaren Vorwand zum Kriege mit Spanien fehlete, so erneuerte er seine alten auswärtigen Verbindungen, und lies sich mit verschiedenen souverainen Fürsten in Unterhandlung ein, um sie in sein Interesse zu ziehen. Kraft des Mariagetractats zwischen der Infantin Isabella mit dem Erzherzog Albert, hatte Philipp III seiner geliebten Tochter die Souverainität über die Provinzen, die Spanien damals noch in den Niederlanden besaß, unter gewissen Bedingungen abgetreten. Catharina, die Schwester der Isabella, hatte aber dem Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, ihrem Gemahl, nur eine ganz mäßige Summe Geldes zugebracht. Eine so ungleiche Ausstattung konte den Ehrgeitz eines Fürsten nicht beruhigen, der in beständiger Bewegung war, sich zu vergrössern, und der gleichwol nicht zum Ziel gelangen konte. Carl Emanuel bildete sich ein, daß man ihm wenigstens das Herzogthum Mailand hätte abtreten sollen. Heinrich suchte einen nützlichen Gebrauch vom Mißvergnügen des Herzogs zu machen. Man that ihm den Vorschlag, ihm zum Besitz eines ihm so wohl gelegenen Landes zu verhelfen,

und

und seinem Sohne die älteste Tochter des Königs zur Ehe zu geben. Unter diesen Bedingungen schloß Carl ganz willig einen Offensiv- und Defensivtractat mit Frankreich. Einige Leute geben vor, daß alle europäische Mächte in dieses Bündniß getreten, oder daß sie wenigstens in dasselbe treten sollen, um das Haus Oesterreich an Spanien, und an seine Erblande in Deutschland, einzuschränken. Allein der Entwurf, den man desfals Heinrich IV. beymisset, ist überaus chimärisch eingerichtet. Ist es wahr, daß der König denselben jemals gefasset, und daß er sich bey dieser weitläuftigen Unternehmung weiter nichts vorgesetzet, als die Ehre die Angelegenheit der Christenheit in ein richtiges Gleichgewicht gesetzet zu haben, so war Heinrich unstreitig der gröste Gasconier in seinem Königreiche *). Ist es nicht wahrscheinlicher, daß er, da er gesehen, daß die Verbindung der Zeitumstände für ihn günstig gewesen, sich wegen der ihm zugefügten Beleidigungen an Spanien zu rächen, den Entschluß gefasset, sich derselben zu bedienen? Jederman merkte damals schon den Verfall dieser Monarchie. Philipp III, der seinem Vater am Verstande gar nicht gleich kam, fand dieselbe in einem so schlechten Zustande, daß er, weil er den Erzherzog Albert zur Fortsetzung des Krieges gegen die vereinigten Provinzen nicht hinlänglich unterstützen konte, in einen schimpflichen Waffenstilstand mit den Generalstaaten willigen muste, die er auch endlich für freye Provinzen erkante, an welche weder er noch die Erzherzoge einigen Anspruch hätten. Zwar fehlete es damals Spanien noch nicht an guten Generalen, an tapfern Officiren, und an Leuten, die im Cabinet Philipps II zugezogen worden. Allein der erste Minister, Herzog von Lerma, besaß weder das Genie noch die andern Fähigkeiten, seinen Herrn auswerts in Reputation zu setzen, und eine Monarchie gebührend zu regieren, der ihre eigene

*) Man lieset diesen Entwurf in des Perefix Historie Heinrichs IV.

gene Grösse jederzeit lastbar gewesen. Das Haus Oesterreich war in Deutschland noch schwächer. Der Kaiser **Rudolph** hatte zwar keine grossen Laster an sich, aber es fehlete ihm auch an den Tugenden, die einem Fürsten den Glanz geben. Er saß in der Stadt Prag wie eingesperret, und beschäftigte sich mit ganz andern Dingen, als mit Staatssachen. Hätte er gute Minister gehabt, so würde er sie nicht gehindert haben, gutes zu thun. Allein er bewies so wenig Sorgfalt, sie zu wählen und über sie zu wachen, daß er nicht einmal wuste, ob sie ihm gute oder schlechte Dienste leisteten. **Rudolph** lebete in keinem alzuguten Vernehmen mit seinen Brüdern. Der Erzherzog **Matthias** nöthigte ihn, ihm das Königreich Ungarn abzutreten, und ihm die Versicherung auf die Beerbung der Crone Böhmen zu geben. Und wie sie beyde unfähig waren, ihre Unterthanen, die von verschiedener Religion waren, in Ruhe zu erhalten, so musten sie sich zu den Bedingungen verstehen, die ihnen die mächtigere Parthey vorlegte. England hat eine solche Lage, daß es immer auf seiner Hut seyn muß, damit weder Spanien noch Frankreich alzumächtig werde. **Jacob** I war der Königin Elisabeth gefolget; einer Prinzeßin, deren Andenken den Engländern wegen ihres grossen Muths, seltener Klugheit und aufrichtigen Liebe, so sie jederzeit gegen ihr Volk bewiesen, noch jetzo lieb und werth ist. Die beyden Kronen beeiferten sich um die Wette, sich mit dem neuen Könige zu verbinden. Man glaubte, daß, da er durch die Vereinigung Schottlandes mit England weit mächtiger geworden, als seine Vorfahren, er auch vermögender seyn würde, das Gleichgewicht zu halten, oder der Seite, da er sich hinneigete, das Uebergewicht zu geben. Allein **Jacob**, der immer unentschlossen und zaghaft war, der sich durch seine Gemahlin oder durch seine Lieblinge regieren lies, zeigete der Welt gar bald, daß er geschickter sey, die Feder zu führen als den Degen, ge-

schickter eine Rechts- oder theologische Frage zu beantworten, als mit Ruhm zu regieren, und sich seinen Nachbarn fürchterlich zu machen. Er schloß einen Allianztractat mit Heinrich. Die beyden Könige machten sich anheischig, den vereinigten Provinzen zu Hülfe zu kommen, und sich gegenseitig zu vertheidigen, fals der eine oder der andere von Spanien angegriffen werden solte. Der Hof zu Madrid, der darüber sehr aufgebracht war, daß der König von Grosbrittannien in eine Verbindung getreten, die seinem Interesse so zuwider war, begünstigte unter der Hand die Mißvergnügten, und die in England befindlichen Papisten machten bald nachher den abscheulichen Anschlag, den man die Pulververschwörung zu nennen pfleget. Von der Zeit an grauete dem Könige Jacob jederzeit vor den Spaniern. Und sie wusten sich seiner Denkungsart und des Geitzes seiner Lieblinge und Minister dergestalt zu bedienen, daß er sich den Unternehmungen des Hauses Oesterreich nicht nur nicht widersetzete, sondern auch ganz gelassen zusahe, als dasselbe dem Churfürsten von der Pfalz, der eine engländische Prinzeßin zur Gemahlin hatte, Land und Leute nahm.

§. 5.

So war die Lage von Europa beschaffen, als Heinrich auf einen scheinbaren Vorwand fiel, Truppen anzuwerben, und sie bis an die Grenzen von Champagne vorrücken zu lassen. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve und Berg, starb ohne Kinder, und lies eine sehr streitige Nachfolge in seinen Staaten zurück. Von seinen vier Schwestern oder ihren Kindern hatte ein jegliches seine besondern Ansprüche. Einige kaiserliche Verordnungen, die einander gerade zuwider liefen, machten die Sache noch verworrener. Diese wolten, daß die streitigen Länder ein Mannlehn wären; jene aber sagten, daß auch die Töchter zur Succeßion in denselben fähig wären. Unter allen Fürsten, die daran einen Anspruch

mach-

machten, war das Recht Johann Sigmunds, Churfürstens von Brandenburg, und Philipp Ludwigs, Pfalzgrafens von Neuburg, das scheinbarste. Der erste hatte die Tochter der ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs geheirathet, der andere aber hatte sich mit der zweyten Schwester vermählet, welche behauptete, daß die Succeßion ihr, mit Ausschliessung der Kinder ihrer ältern Schwester, die vor dem Herzog Johann Wilhelm gestorben, zugefallen wäre. Beyde Fürsten nahmen einen Theil dieser Staaten in Besitz, davon ein jeglicher behauptete, daß sie ihm ganz gehöreten. Es war aber zu besorgen, daß ein dritter, der mächtiger war, als sie beyde, dazwischen kommen, und die besten Plätze wegnehmen möchte, indem von ihnen einer den andern durch Gewalt der Waffen zu verdrängen suchte. Der Landgraf von Hessen, der ein Freund von beyden Häusern war, bewegte sie zur Schliessung eines Provisionaltractats. Kraft desselben versprachen sie, ihre Streitigkeit in der Güte und durch Schiedsrichter beyzulegen, und ihre Macht wider alle diejenigen zu vereinigen, die sich der Länder Jülich und Cleve anmassen würden. Mitlerweile wolten sie dieselben gemeinschaftlich und ungetheilt regieren; alles ohne Nachtheil der Gerechtsame des Kaisers, und aller andern prätendirenden Fürsten. Die zu Düsseldorf versamleten Landesstände nahmen diesen Vergleich auf Vorstellung des Königs von Frankreich an, der sich schon für beyde Fürsten erkläret hatte. Sie waren beyderseits Protestanten, und die vereinigten Provinzen unterstützten sie, so gut sie konten. Hiedurch wurden die in den Niederlanden regierenden Herzoge argwöhnisch gemachet, deren Staaten auf der einen Seite an Jülich grenzen. Ein gewisser Prinz von ihrem Hause in Deutschland hätte auch gerne von dieser streitigen Succeßion einen Nutzen gezogen. Der Vorwand der Religion hat ihnen nie gefehlet, wenn sie dessen bedurft; und jetzo kam er ihnen ganz unvergleichlich zu statten. Man gewann

den

den Gouverneur der Stadt Jülich, und Leopold, Erzherzog von Oesterreich, Bischof von Strasburg und Passau, schlich sich heimlich in die Stadt. Er hatte ein Decret vom Kaiser bey sich, der in einer über Reichslehen entstandenen Streitigkeit rechtmässiger und oberster Richter seyn wolte; und er trug mitlerweile die Administration der streitigen Staaten seinem Vetter Leopold auf. Der Sequester schien zu einer Usurpation Lust zu haben. Denn wenn die beyden Herzogthümer Cleve und Jülich zu seinen andern Erbländern geschlagen wurden, so konte das Haus Oesterreich die deutsche Freyheit desto leichter unterdrücken. Die daran grenzenden Niederlande machten es dem Könige von Spanien bequem, seinen Vettern seine besten Hülfstruppen zuzuschicken. Die Unternehmung muste daher alle deutsche Fürsten in Bewegung bringen. Allein die Eifersucht, welche die Verschiedenheit der Religion verursachete, erweckte bey dem Herzog von Bayern, bey den Churfürsten von Maynz und Trier, und bey einigen andern die Besorgung, daß die protestantische Parthey alzumächtig werden möchte, wenn die streitigen Staaten einem Souverain von eben dieser Religion zufallen solten. Daher versamleten sich die Catholiken zu Würzburg, und machten einen Bund, für dessen Oberhaupt sich der Herzog von Bayern erklärete; sie schickten auch nach Rom und Madrid, und liessen sich beym Papst Paulus V und bey Philipp, Könige in Spanien, Hülfe ausbitten. Dahingegen kamen die Protestanten in grosser Anzahl zu Halle in Schwaben zusammen. Nur der Churfürst und die Fürsten von Sachsen fanden sich nicht dabey ein. Die von der Weimarischen und Coburgischen Linie hatten ihre besondern Ansprüche auf die Herzogthümer Jülich und Cleve, und sie hoffeten, daß das Haus Oesterreich geneigter seyn werde, ihr Recht zu unterstützen, als das Recht anderer Protestanten, deren Vergrösserung es ungerne sahe. Der Churfürst von Sachsen lies es dabey

bewonden, daß er nebst dem Könige von Dänemark einen Gesandten dahin schickte, und die Prätendenten ermahnen lies, ihre Sache in die Hände des Kaisers zu übergeben. Die gefaßten Entschliessungen wurden überaus geheim gehalten. Der Fürst von Anhalt, den die von Brandenburg und Neuburg an den Französischen Hof geschicket hatten, um alda die Sache anhängig zu machen, kam in Begleitung des Boissise, eines Abgesandten vom Könige, nach Halle zurück. Dieser erklärete sich ganz frey, daß sein Herr ihnen aus allen Kräften beystehen, und sich selbst an der Spitze einer mächtigen Armee den Absichten des Hauses Oesterreich widersetzen würde. Die vereinigten Provinzen versprachen gleichfals, ihre Truppen zur Armee Heinrichs stossen zu lassen. Die Nachbarschaft der streitigen Länder gestattete ihnen nicht, zuzugeben, daß sie in die Hände eines Anverwandten oder guten Freundes vom Könige in Spanien fielen.

§. 6.

Der tödtliche Verdruß, den der König von Frankreich darüber empfand, daß die Erzherzoge der Niederlande und der König von Spanien den Prinz **Conde** mit offenen Armen aufnahmen, der sich mit der Prinzessin, seiner Gemahlin, insgeheim nach Brüssel gewendet, und daß sie ihm alle Arten des Beystandes wider die Beleidigung, die ihm Heinrich zufügete, versprachen; dieser Zufall, sage ich, der sich um eben die Zeit zutrug, da die Sache mit **Jülich** und **Cleve** in Bewegung kam, reitzete ihn noch mehr zum Kriege, als die edle Begierde, seinen Alliirten zu helfen. Völlig entschlossen, sich wegen der **Unlust**, die ihm **Philipp** II und sein Sohn verursachet hatten, öffentlich zu rächen, und die Prinzessin von **Conde** wieder zurück zu bekommen, es möchte auch kosten was es wolle, lies er Truppen gegen die Alpen marschiren. **Lesdiguieres**, der, von einer mittel-

mässigen

mässigen Herkunft und Vermögen, sich unter währenden bürgerlichen Kriegen im Delphinat und Provence, almählig in die Höhe geschwungen, und der erst vor kurzem den Marschalsstab von Frankreich erhalten hatte, solte die wider Italien bestimten Truppen dem Herzog von Savoyen zuführen, und mit ihm das Mailändische angreifen. Alle diese Rüstungen wurden anfänglich mit dem gewöhnlichen Vorwande des algemeinen Besten, der Ruhe von Europa, und der Gerechtigkeit, die Alliirten im Besitz eines ihnen rechtmässig zugehörenden Gutes zu schützen, bemäntelt. Allein eine niederträchtige und lasterhafte Leidenschaft vermehrte und beschleunigte sie aufs äusserste. Heinrich, sagte man, hatte Ursache zu befürchten, daß seine alten Feinde die Voreiligkeit und den Verdruß des ersten Prinzen vom Geblüte mißbrauchen, den Ehrgeitz desselben reitzen und ihm in den Kopf setzen möchten, die Gültigkeit der Ehe, die der König mit der Maria von Medicis, nach einer auf nichtswürdige Ursachen gegründeten Ehescheidung, geschlossen, und den Stand der Kinder, die er mit seiner zweyten Gemahlin zeugen möchte, streitig zu machen. Allein wenn man die Warheit sagen soll, die Abwesenheit seines schönen Engels, denn so nante er die Prinzessin von Conde, lag ihm mehr als alles andere am Herzen. So bald nur Henriette Charlotte von Montmorency am Hofe erschien, so war auch der gute König bis zur Thorheit in sie verliebt. Ihr Vater, der Connetable, wolte sie an den Bassompiere, einen Lothringischen Edelman, vermählen, der am Französischen Hofe einen glücklichen Eingang gefunden, und sich in der Gnade des Königs schon sehr vest gesetzet hatte. Allein Heinrich machte diese Verbindung, die schon ziemlich weit gekommen war, rückgängig; indem ihm Bassompiere als ein Mann vorkam, der sich bey seiner Frau nur alzubeliebt würde machen können. Den Prinz von Conde aber sahe er für einen solchen Ehemann an, der seinem Nebenbuhler

nicht viel Hinderniſſe in den Weg legen möchte. Er ſchmeichelte ſich, daß, wenn er dieſem Luſtbarkeiten mit der Jagd verſchaffete, er Zeit und Mittel genung finden würde, einen Ehemann zu betrügen, der nicht ſo hell im Kopfe war, und nicht ſo eiferſüchtig als der erſtere geweſen ſeyn würde. Mit Einem Worte: Heinrich, der ſich niemals mit ſeiner Gemahlin begnüget, trachtete darnach, daß die Gemahlin ſeines nächſten Blutsverwandten, wie er ſich gegen den Baſſompiere ungeſcheut herauslies, der Troſt und das Vergnügen ſeines herannahenden Alters ſeyn ſolte. Der Prinz merkte es nach ſeiner Vermählung gar bald, daß der König in die Perſon ganz ſterblich verliebt war, die er ihm hatte helfen heirathen. Die Leidenſchaft Heinrichs brach täglich mehr und mehr aus. Er konte ſo gar die Regeln des Wohlſtandes nicht mehr beobachten. Der neue Ehemann konte ſich ſeines Ortes nicht mehr halten; er beſchwerete ſich, er entrüſtete ſich, er ſetzte den Reſpect aus den Augen. Um ihn deſto gefälliger und beugſamer zu machen, ſo zog man ihm ſeine Penſion ein. Er mochte um die verſprochenen Heirathsgelder anhalten, wie er wolte, ſo wurden ſie ihm ſchlechterdings abgeſchlagen. Dieſe Härtigkeiten erbitterten einen jungen Mann nur noch mehr, den die Mißvergnügten und heimlichen Feinde des Königs unabläſſig ſeiner Ehre erinnerten, und deſſen Eiferſucht ſie dadurch erregeten, da ſie ihm ſagten, daß der König ſeiner Leidenſchaft gar nicht mehr mächtig wäre, und daß es leicht zu einer Gewaltthätigkeit kommen könte. Daher faſſete der Prinz von Conde endlich den Entſchluß, ſich ſamt ſeiner Gemahlin nach den Niederlanden zu wenden.

§. 7.

Die Nachricht von dieſer Flucht war für den alten Nebenbuhler ein Donnerſchlag. Er lies ſogleich ſeine vertrauteſten Miniſter zuſammen fordern, um ſich mit ihnen wegen der Maasregeln zu berathſchlagen, deren man

man sich in einer so kitzlichen Sache zu bedienen hätte. Der Canzler Silleri that mit vieler Ernsthaftigkeit den Spruch: daß man tristige und nachdrückliche Declarationen wider den Prinz von Conde, und wider alle diejenigen, die sich zu ihm schlagen würden, ergehen lassen müste. Allein war auch wol das Verfahren eines Parlaments ein genugsam schleuniges und kräftiges Mittel, der Verzweifelung eines Liebhabers abzuhelfen, der sich für den unglückseligsten Menschen von der Welt hielt, so bald er von dem Gegenstande seiner Leidenschaft sich entfernet sahe? Der Staatssecretarius Villeroi hielt dafür, daß der König an seine Abgesandte an den auswärtigen Höfen schreiben und denselben anbefehlen müste, die Fürsten zu ersuchen, daß sie den Conde, der sich ohne Erlaubniß des Königs aus dem Reiche entfernet, nicht aufnehmen, sondern denselben unverzüglich zurücke schicken solten. Es fand aber der Vorschlag des Villeroi kein Gehör. Man würde sich dabey mit dem Fürsten haben in Unterhandlung einlassen müssen, in dessen Staaten Conde seine Zuflucht genommen. Diese Langweiligkeit schickte sich gar nicht zur Unruhe und Ungedult Heinrichs. Als man den Herzog von Sulli fragte: was denn seine Meinung wäre? so sagte er zum Könige: Ich konte mir diesen Zufall zum voraus vorstellen. Hätten Eure Majestät den Rath beliebet, den ich Denselben vor einigen Tagen gegeben, und den Prinzen auf die Bastille setzen lassen, so hätte ich ihn alda wohl verwahren wollen. Das ist wahr, antwortete der König; aber was ist nun zu thun? Nichts, erwiderte Sulli, nachdem er eine Zeitlang an einem Fenster in tiefen Gedanken gestanden hatte. Ein flüchtiger Unterthan wird gar bald von jederman verlassen, wenn der Souverain sich aus dem Verlust desselben nichts macht. Werden Eure Majestät sich im geringsten merken lassen, daß sie den Prinzen gerne wieder haben wol-

ten, so werden sich Dero Feinde ein Vergnügen daraus machen, Dieselben durch eine gute Aufnahme, und durch Gewährung des Beystandes zu ärgern. Das war unstreitig der beste Rath; allein Heinrich war viel zu verliebt, als daß er denselben hätte erwählen sollen. Der Rath des Präsident Jeannin gefiel ihm besser. Er schlug ihm vor, den Prinzen durch einen Capitain von der Leibgarde auf dem Fuß verfolgen zu lassen, fals er noch eingeholet werden könte; wo nicht, so gleich nach Brüssel zu schicken, dahin sich der Prinz ganz unfehlbar wenden würde, ihn alda von den Erzherzogen zurück zu fordern, und sie mit einem Kriege zu bedrohen, fals sie ihn nicht ausliefern wolten. Albert und Isabelle, setzte Jeannin hinzu, haben keine Verbindung mit dem Prinzen, und der König von Spanien hat noch nicht Zeit gehabt, ihnen zu schreiben, daß sie denselben bey sich behalten sollen. Ists auch zu vermuthen, daß schwache und zaghafte Leute sich um einer solchen Kleinigkeit willen die ganze Macht Ew. Majestät auf den Hals laden werden? Jeannin würde nicht unrecht gerathen haben, wenn nicht der berühmte Ambrosius Spinola eben damals bey den Erzherzogen gewesen wäre. Aus Schüchternheit gegen die Drohungen eines kriegerischen Königs, der mit grossen Zurüstungen umgieng, würden Albert und Isabelle dem Könige Heinrich diese Gefälligkeit erwiesen haben. Allein Spinola stellete ihnen sehr lebhaft vor, daß sie ohne Verletzung ihrer Ehre, Zuflucht und Schutz einem verfolgten Prinzen nicht versagen könten, der weiter nichts suche, als seine Ehre und Person gegen einen Frevel in Sicherheit zu setzen, den er nicht ohne Grund befürchten müste; wenigstens könten Ihro Hoheiten eher keine bestimte Antwort geben, bis sie erst Seine catholische Majestät in einer so wichtigen Sache zu Rathe gezogen hätten. Man antwortete daher, nach genommener Abrede mit dem Hofe zu Madrid,

drid, denen, die von Seiten des Königs Heinrich ankamen, daß die Ehre und unverletzlichen Rechte der Gastfreyheit den Erzherzogen nicht gestatteten, den Prinzen wider seine Neigung in die Hände des Königs zu übergeben. Es würden aber Ihro Hoheiten genau darauf acht haben, daß er bey ihnen nichts vornähme, das dem Respect und Gehorsam zuwider liefe, den er seinem Souverain schuldig wäre. Diese höfliche Weigerung entzündete den Zorn des Königs nur noch mehr, und machte ihn in der Zurückforderung des Prinzen und der Prinzessin Conde noch hartnäckiger. Es liefen täglich Befehle ein, daß bey den Erzherzogen neue Vorstellungen geschehen solten. Indem er nun in seinem Königreiche mächtige Zurüstungen machte, so giengen die zu Brüssel wohnenden Franzosen damit um, daß sie die Prinzessin entführen wolten, die sichs hatte merken lassen, daß sie darüber gar nicht böse werden würde. Das Volk aber grif zu den Waffen, um sich dieser Gewaltthätigkeit zu widersetzen. Der Prinz von Conde fassete daher den Entschluß, sich nach Mailand zu begeben, und die Infantin behielt die Prinzessin in ihrem Palaste bey sich; die Erzherzoge versprachen, sie ohne Einwilligung des Prinzen nicht auszuliefern. Der Connestable Montmorenci, hinter den sich der König gesteckt hatte, ersuchte sie aufs neue um seine Tochter; und die nächsten Anverwandten der Prinzessin schrieben so wol an den Hof nach Brüssel, als er. Man führete so gar an, daß die ganze Familie die Ehe wolte aufheben lassen. Der König wendete sich an den Papst, und bat ihn, sich mit seiner Autorität ins Mittel zu schlagen, damit die Prinzessin, wenn sie in Freyheit gesetzet worden, um die Trennung ihrer Ehe Ansuchung thun könte. Sie liebete ihren Gemahl nicht, und die Bigotterie der Infantin, die sie sehr scharf beobachtete, war der Neigung einer jungen Person, die der Lustbarkeiten des Französischen Hofes gewohnt war, dergestalt zuwider, daß sie zu der Ehe-

scheidung Lust hatte, die ihr ihre Eltern, wenigstens dem Schein nach, vorschlugen. Allein alle diese Kunstgriffe halfen nichts. Die Erzherzoge blieben bey dem Worte, das sie dem Prinzen gegeben hatten, und antworteten auf die an sie ergangenen Vorstellungen und Drohungen, daß sie die Prinzessin nicht anders als mit Genehmhaltung ihres Gemahls, der sie ihnen anvertrauet hätte, ausliefern würden. Das waren ganz edle Gedanken. Konten sie ihnen aber nicht eben so wol von dem Verlangen, durch Erregung innerlicher Mißhelligkeiten in Frankreich die grossen Entwürfe Heinrichs zu zerrütten, als von der Liebe zum Recht und Gerechtigkeit eingeflösset werden?

§. 8.

Die grossen Zurüstungen, die in Frankreich und anderwerts gemacht wurden, erweckten eine algemeine Aufmerksamkeit. Es zweifelte niemand daran, daß der König mit weit grössern Dingen umgienge, als den Erzherzog Leopold aus Jülich und Cleve zu verjagen. Indes war das Haus Oesterreich ganz ruhig dabey. Man merkte gar nicht, daß es darauf bedacht wäre, sich wider eine Rüstung in Positur zu setzen, davon es ganz offenbar bedrohet wurde; es sey nun, daß es auf den Streich wartete, der die Gestalt der Sachen auf einmal ändern solte, oder daß der gleichgültige und träge König in Spanien sich durch einen ungeschickten Minister bereden lies, daß der Eifer des Königs erkalten würde, so bald die Franzosen ihre erste Hitze an den Ländern Jülich und Cleve, und an einigen andern Plätzen in Italien ausgelassen hätten. Der König hatte dreyssigtausend Mann Infanterie und sechstausend Mann Cavallerie in Champagne stehen, nebst sechzig Stücken Artillerie, Geld und Munition im Ueberfluß. Zwölftausend Mann Infanterie und zweytausend Mann Reuterey erwarteten im Delphinat die Befehle des Marschal von Lesdiguie-

res,

res, um sich mit der Armee des Herzogs von Savoyen zu vereinigen. Die Venetianer versprachen, daß sie sich unter der Bedingung erklären wolten, wenn sie einen Theil von Mailand bekämen, das ihnen so wohl gelegen ist. Heinrich brante vor Verlangen, an der Spitze seiner schönen Armee zu marschiren. Bald probirte er die Waffen, die er an einem Tage der Schlacht führen wolte. Bald stellete er sich das Vergnügen vor, das er empfinden würde, wenn der tapfere Prinz Mauritius von Oranien ihm die besten Truppen der vereinigten Provinzen zuführete. Weil ihn die Vortheile noch schmerzeten, die Alexander, Herzog von Parma, bey der Belagerung von Paris und Rouen über ihn erhalten hatte, so hoffete er, sich am Marquis von Spinola jetzo zu rächen, dessen Ruhm des erstern seinem gleich zu werden begunte. Er war der einzige General, den das Haus Oesterreich dem Könige entgegen stellen konte. Es waren schon die Maasregeln gefasset, nach welchen der Staat in seiner Abwesenheit regieret werden solte. Die Königin solte Regentin seyn, der Herzog von Epernon aber der Präsident ihres Staatsrathes. Man muß sich höchlich wundern, daß Heinrich seine Gemahlin und seine Kinder einem Herrn anvertrauen können, den er nie geliebet, und dessen Treue ihm oft verdächtig war. Allein er konte bey dem allen keine bessere Wahl treffen. Von den drey Prinzen vom Geblüt war der erste bey den Feinden, Conti wurde für blödsinnig gehalten, und der Graf von Soissons gehörete zu den Mißvergnügten. Sich jemand vom Hause Guise anzuvertrauen, das verstattete die alte Feindschaft und die genaue Verbindung mit dem Könige von Spanien nicht. Epernon besas Verstand, Muth, Ehre, aber auch Eitelkeit. Ein so grosser Vorzug setzte ihn in die Verbindlichkeit, sich zu bemühen, die gute Meinung zu erfüllen, die der König von seiner Klugheit und Treue gefasset hatte. Der König lies das unablässige Anhal-

ten der Königin statt finden, die sehnlich wünschete, feierlich gekrönet zu werden. Er glaubte, daß sie um dieser Feierlichkeiten willen den empfindlichen Verdruß vergessen würde, den ihr die Maitressen des Königs, sonderlich aber die Marquise von **Vernueil**, öfters verursachet hatten. Die Krönung der Königin geschahe zu St. **Denis** mit vieler Pracht. Es war alles zum feierlichen Einzuge fertig, den die Königin in der Hauptstadt des Königreichs halten solte, als der König **Heinrich** den Tag vor dieser Feierlichkeit, da er gegen Abend in seiner Carosse nach dem Arsenal fuhr, um sich mit dem Herzog von **Sully**, Oberaufseher der königlichen Finanzen und Artillerie, zu unterreden, mit zween bis drey Messerstichen getödtet wurde, deren Einer ihm die Arterie der Lunge zerschnitt. Er fiel tod über den Herzog von **Epernon**, der neben ihm saß, und dem er etwas ins Ohr sagte, als er den ersten Stich bekam. **Franciscus Ravaillac**, aus **Angouleme** gebürtig, begieng diese abscheuliche That den 14ten May 1610. Bey dem Tumult und der Verwirrung, so bey dergleichen Fällen zu entstehen pflegen, hätte er sich retten können, wenn er sein Messer versteckt hätte. Weil er aber glaubete, daß er eine belohnungswürdige That begangen, so hatte er es noch in der Hand, als er arretiret wurde. Einer von den Cavalieren des Königes und einige Laquayen wolten ihn auf der Stelle in tausend Stücken hauen. Der Herzog von **Epernon** aber, der sich des Fehlers erinnerte, der damals begangen worden, als man den Mönch, der **Heinrich** III ermordet, auf der Stelle getödtet, untersagte bey Lebensstrafe, diesen anzurühren. Man versicherte sich daher nur seiner Person, und er wurde in das Hotel von Retz geführet. Statt dessen, daß man diesen Bösewicht gleich hätte in ein Gefängniß werfen sollen, so bewies man eine solche verdächtige und vorsetzliche Nachlässigkeit, daß jederman Freyheit hatte, mit ihm die beyden Tage über zu reden,

da

da er in gedachtem Hotel de Retz saß. Glaubten die höchsten Staatsminister, daß sie jetzo an wichtigere Sachen zu denken hätten, als an die Ahndung der Ermordung des Königs; wer hinderte denn die untergeordneten obrigkeitlichen Collegia, ihre Pflicht zu beobachten, und nach den Urhebern einer so abscheulichen That zu forschen?

§. 9.

Die Witwe Heinrichs wischete ihre Thränen ab, so bald ihr der Canzler und Staatssecretarius **Villeroi** zu erkennen gegeben hatten, daß jetzo alle Augenblicke kostbar wären, und daß sie unablässig bemühet seyn müsse, sich die Abwesenheit der beyden Prinzen vom Geblüte, und die Blödigkeit des andern zu Nutze zu machen, und sich unter währender Minderjährigkeit ihres Sohnes zur Regentin des Reichs erklären zu lassen. Der neue König, **Ludwig** XIII dieses Namens, war damals bald neun Jahr alt, indem er den 27sten September 1601 war geboren worden. Die Herzoge von Guise und Epernon bewiesen sich am geschäftigsten, diesen Entwurf durchzutreiben. Der ungemessene Ehrgeitz des einen sowol als des andern beredete sie beyderseits, daß, wenn sie einer auswärtigen und zur Regierung ungeschickten Prinzessin diesen ausnehmenden Dienst leisteten, sie die ganze Regierung in ihre Hände bekommen würden. Daher zogen beyde an der Spitze einer grossen Menge bewafneter Leute durch die Strassen der Stadt Paris, um den Tumult zu verhüten, den der unvermuthete Tod des Königs leichtlich verursachen konte. Guise gieng gerades Weges auf das Rathhaus, und Epernon kam bald nachher auch dahin: und beyde ermahneten den Vorsteher der Kaufmannschaft le Jai, die Richter und versamleten Bürger, dem Sohne desjenigen treu zu bleiben, dessen Verlust sie beklageten, und aufs schleunigste alle nöthigen Maasregeln zu ergreifen, um in der

Stadt

Stadt Unordnung und Verwirrung zu verhüten. Der Herzog von Sulli gieng aus dem Arsenal, so bald er den Tod seines gnädigen Herrn erfahren hatte. Er nahm seinen Weg gerade nach dem Louvre, um dem Exempel anderer Standespersonen zu folgen, die sich um die Wette beeiferten, ihre Dienste dem neuen Könige und der Königin seiner Mutter anzubieten, und ihnen den Eid der Treue zu schwören. Als er mit grosser Befremdung dem Bassompiere an der Spitze einer grossen Menge Cavaliers antraf, so wolte er sie ermahnen, Ludwig den Eid der Treue zu leisten. Ey was! antwortete Bassompiere ganz trotzig und verächtlich, wir sind jezo hier, diesen Eid von andern zu fordern, und wir habens gar nicht nöthig, daß Sie uns über dieses Capitel eine Predigt halten. Ich weis nicht, ob diese Antwort beym Herzog den Verdacht erweckte, daß diese Leute willens seyn möchten, sich des Arsenals und der Bastille zu bemächtigen, und daß seine Feinde damit umgiengen, ihn ohne Zeitverlust daraus zu verjagen. Dem sey indes wie ihm wolle; Sulli gieng wieder dahin, wo er hergekommen war; er schloß sich in die Bastille ein, er lies allen Vorrath des Brodtes wegnehmen, der bey den Beckern und in den Brodtscharren anzutreffen war; er schrieb an den Herzog von Rohan, seinen Schwiegersohn und Obersten der Schweizergarde, daß er sich mit sechstausend Mann von dieser Nation, die er in Champagne commandirete, der Stadt Paris nähern möchte. Kurz, er machte solche Anstalten, als ob er eine Belagerung aushalten wolte, fals man ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben gesonnen wäre. Das war ein unvorsichtiger Schritt, der viel nachtheiligen Auslegungen unterworfen war, zumal zu einer solchen Zeit, da Argwohn und Mißtrauen überall herschete.

§. 10.

Indem nun Sulli sich in der Bastille verschanzte, so waren die andern darauf bedacht, für die Königin und

und zugleich für ihre eigene Sache zu arbeiten. Der Herzog von Epernon hatte das Regiment Französischer Garde auf die neue Brücke und in die Strassen gestellet, die um das Augustinerkloster herumgehen. In diesem hielt das Parlament seine Sessionen, weil der Palast zu den Festlichkeiten gewidmet worden, die bey der Krönung der Königin veranstaltet werden solten. So bald sich die Kammern auf Veranlassung des Präsident Seguier, mit welchem der Herzog vorher Abrede genommen, daselbst versamlet hatten, so trat er ganz trotzig mit dem aus dem Gürtel gezogenen Degen in den Saal, und sagte unter Vorzeigung desselben mit einer drohenden Miene: Noch ist er in der Scheide; wird die Königin nicht zur Regentin erkläret, so wird man denselben ausziehen müssen, ehe das Gericht aus einander gehet, und ich sehe zum voraus, daß viel Blut vergossen werden wird. Einige unter ihnen, meine Herren, begehren Zeit zur Ueberlegung. Ihre Klugheit findet jezo nicht statt. Was ich ihnen vorschlage, das kan heute ohne Gefahr geschehen; morgen wirds ohne Blutvergiessen nicht möglich seyn. Der Herzog setzte noch einige Worte hinzu, um einen so drohenden Anfang in etwas zu mildern. Die Parlamentsglieder sahen sich unter einander an. Ganz erstaunt über die vorgetragene Sache, die Regierung des Staats in die Hände der Königin, mit Ausschliessung der Prinzen vom Geblüt und der Kronbedienten, zu übergeben, blieben sie in eine geraume Zeit in einer traurigen Stille. Endlich unterbrach der erste Präsident Harlay das Stillschweigen, und sagte mit wenig Worten: daß das Parlament dem Herzog von Epernon für den Eifer, den er um das algemeine Beste bewiese, Dank abstatte, und ihn ermahne, solche Maximen beyzubehalten, die seinem hohen Range und seiner Tugend würdig wären. Diese kurze und algemeine Antwort brachte den Epernon wie-

der

der zu sich selbst. Er konte sie so wenig bereden, daß die um das Kloster gestelte Truppen nur aus Vorsichtigkeit da stünden, um, wie er vorgab, die Freyheit der Stimmen zu decken, daß er vielmehr den Argwohn veranlassete, daß er einen Parlamentsschluß zu erzwingen sich vorgenommen, es möchte auch kosten was es wolle. Er gieng aus dem Saal wieder heraus, als ob er den Kammern erlauben wolle, ohne Zwang ihre Meinung zu sagen. Im Herausgehen aber sagte er noch: Ich habe ihnen den besten Vorschlag gethan; es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Generalprocurator, der sich wie die übrigen mit besonderer Hofnung schmeichelte, fassete sein Urtheil zum Vortheil der Königin ab, und das bestürzte Parlament erklärete sie zur Regentin des Reichs unter währender Minderjährigkeit des Königs, ihres Sohnes. Als die Versamlung aus einander gieng, so beklagten die Vernünftigsten mehr als jemals das Unglück des Vaterlandes, welches einen König verloren, dessen Erhaltung demselben so nöthig gewesen. Nun stehen wir wieder, sagten einige, unter dem Willkühr einer Italiänerin. Was kan man von einer verschwenderischen, herschsüchtigen und unerfahrnen Regentin gutes erwarten? Wir werden von der Galigai und von ihrem Manne Conchini abhangen müssen, die das Vertrauen der Königin haben, und die an den Spanischen Staatsrath verkauft sind. Was wird ihr Geitz und Stolz für Verwirrungen am Hofe und im Königreiche nach sich ziehen! Wäre der König, setzten andere hinzu, dem Rath gefolget, den man ihm gegeben, und hätte diese Canaille vom Hofe gejaget, die die Königin beständig in der Eifersucht und Bitterkeit erhalten, so würden wir vielleicht jezo den Tod eines so guten Fürsten nicht beweinen. Man weis gar wohl, daß Conchini und sein Weib die Person des Königs bedro-

drohet, wenn er sichs gelüsten liesse, ihre Bosheit zu bestrafen. Sind nicht Leute von der Art vermögend genung, einen Mörder zu erkaufen?

§. 11.

Den folgenden Tag war in Paris alles stille. Guise wuste das Gemüth des Herzogs von **Sulli** so zu lenken, daß er ihn mit sich ins Louvre brachte, um dem Könige und der Königin seine Aufwartung zu machen. **Villeroi** hatte diese zubereitet, daß sie ihn mit einer huldreichen Miene empfiengen. Erwähnter **Villeroi** stellete der neuen Regentin unablässig vor, daß, da die alten Minister ihres Gemahls von den innerlichen und äusserlichen Angelegenheiten die genaueste Kundschaft hätten, es gar nicht rathsam wäre, im Staatsrath eine Veränderung vorzunehmen. Der Staatssecretarius besorgete, daß die Ungnade des Oberfinanzdirectors für die andern von gefährlicher Folge seyn möchte. Es war dieses ein Exempel, dessen man sich wider den **Villeroi** selbst hätte bedienen können. **Sulli** hielt eine sehr wohl ausgearbeitete Rede an die Königin. Weil er wuste, daß sie dem Kriege wider Spanien jederzeit entgegen gewesen, und daß sie sichs vorgenommen, sich mit denen genau zu verbinden, die ihr Gemahl stürzen wollen; so versicherte der Herzog Ihro Majestät, daß er sich bemühet, dem verstorbenen Könige seine weitgehenden Anschläge auszureden. Und da sich der Herzog von **Vendome** eben gegenwärtig befand, so rief er ihn zum Zeugen an, was er desfals zum Vater in Gegenwart seines Sohnes gesaget. So opferte dieser niederträchtige Hofschranz die Ehre seines Wohlthäters dem wankenden Glücke auf. Die Provinzen folgeten dem Exempel der Hauptstadt. Catholiken und Protestanten, alle unterwarfen sich der vormundschaftlichen Regierung der **Maria** einmüthig. Unter den Armeen war es eben so ruhig. Der Herzog von **Rohan** hatte zwar auf Ansuchung seines Schwie-

ger-

gervaters die Schweizer bis auf eine Tagereise vor die Stadt Paris geführet; da aber Sulli, nachdem er von der Königin gnädig empfangen worden, ihn schleunig wieder zurück beordert hatte, so gieng er wieder hin, wo er hergekommen war. Gonzaga, Herzog von Nevers, der die Armee in Champagne commandirete, lies alle Officiere den Huldigungseid ablegen, und der Marschal von Lesdiguieres erhielt die im Delphinat bey ihrer Pflicht. Die Nachrichten, die man von allen Seiten her erhielt, daß der junge König den Tag nach dem Tode Heinrichs sich ins Parlament erhoben, und daß die vormundschaftliche Regierung seiner Witwe daselbst feierlich bestätiget worden, trug nicht wenig dazu bey, daß die Ruhe in den entferntesten Provinzen bevestiget wurde. Der Connetable, die Pairs des Königreichs und die Kronbedienten hatten sich ins Parlament begeben. Der König erhob sich auch dahin in Begleitung der Königin, seiner Mutter, des Prinzen von Conti und des Grafen von Enghien, des Sohnes des Grafen von Soissons, der sich auf eins seiner Landgüter begeben hatte, aus Verdruß, daß man seiner Gemahlin ich weis nicht was für einen Ehrenschritt bey der Krönung der Königin versaget hatte. Nachdem nun ein jeglicher seinen Platz eingenommen, so wolte Maria eine kurze Rede halten, darauf sie sich zubereitet hatte. Allein sie hatte kaum drey oder vier Worte gesprochen, so wurde sie durch den Zufluß der Thränen gehindert, weiter fortzufahren. Ob es Thränen der Traurigkeit oder Freude gewesen, das war zweydeutig, und es machte ein jeder die Auslegung davon nach Belieben. Nach einigen entweder affectirten oder aufrichtigen Seufzern, fieng sie wieder von fornen an und sagte: Ich habe den König, meinen Sohn, hieher gebracht, um denselben eurer Sorgfalt zu empfehlen, wie ihr dazu verpflichtet seyd. Ich beschwöre euch bey dem Andenken seines Vaters, bey der Liebe, die ihr euch

selbst

selbst schuldig seyd, und bey dem Eifer, den ihr um das Wohlergehen eures Vaterlandes bezeuget. Ich werde ihn anhalten, in der Regierung des Staats eurem Rath zu folgen. Es wird eure Pflicht seyn, ihm jederzeit mit guten und heilsamen Rathschlägen zu dienen. Die Königin trat auf den freyen Platz herab, und stellete sich, als ob sie sich wegbegeben wolte, damit das Parlament wegen ihrer Vormundschaft sich mit Freyheit besprechen könte. Die Prinzen, die Minister und Parlamentsglieder, die wohl wusten, daß es hier mehr auf ein Ceremoniel, als auf wesentliche Dinge ankomme, baten sie, daß sie ihren Platz wieder einnehmen möchte. Weil sie nun die Verstellungskunst bereits gut verstund, so lies sie sich lange nöthigen. Das von ihr begehrte Nöthigen schien ihrer Bescheidenheit und Schmerz Gewalt anzuthun. Der junge Ludwig sagte seine Rede, die man ihm verfertiget hatte, nicht übel her. Man hatte nicht vergessen, in dieselbe mit einfliessen zu lassen, daß der neue König den guten Rathschlägen seines Parlaments folgen werde. Es ist dies ses die alte Sprache, die man im Anfange einer minderjährigen Regierung zu führen pfleget, an die man aber nicht mehr gedenket, wenn die Autorität einmal vestgestellet worden. Anna von Oesterreich, und ihr Sohn redeten eben so. Indes haben wir mit unsern eigenen Augen unter der gegenwärtigen Regierung gesehen, und werden es in der Regierung, deren Historie ich schreibe, finden, daß Ludwig XIII und sein Nachfolger den niederträchtigen Schmeichlern nur alzuviel Gehör gegeben, die ihnen angelegen, die Autorität einer Gesellschaft zu Grunde zu richten, von welcher die Erhaltung Frankreichs abhängig ist, und die dazu niedergesetzet worden, die unumschränkte Autorität des Königs am Zügel zu führen. So redete man zu den Zeiten Ludwigs XIII. Und das wurde unter der Regierung Ludwigs XIV als

eine

eine aufrührische Sprache angesehen a). Nachdem nun der Canzler vorgestellet, daß der verstorbene König mehrmals bezeuget, wie seine Absicht dahin gehe, daß, nach einigen Exempeln der vorigen Zeiten, die Königin, seine Gemahlin, die Verwaltung der Regierung übernehmen solte, fals er stürbe, ehe sein Sohn volljährig wäre; so ergrif der erste Präsident das Wort. Er ermahnete den jungen Prinzen, sich des Titels eines Vaters des Volkes würdig zu machen, wie der gute König Ludwig XII, unter dessen Thronhimmel er sitze, und daß er den Lehren und Exempeln folgen möchte, die der heilige Ludwig seinen Nachkommen hinterlassen. Der Generaladvocat Servin that ein gleiches, und beschloß damit, daß der Schluß, der wegen der vormundschaftlichen Regierung der Königin den vorigen Tag gefasset worden, vom Könige auf seinem Richterstuhl möchte bestätiget, an die andern Parlamente geschicket, und im ganzen Königreiche publiciret werden. Die Reden dieser beyden Parlamentsglieder würden sich für ihr Ansehen und Ruhm vollkommen schicken, wenn sie weniger ausschweifende Lobsprüche einer Prinzessin beygeleget hätten, die nie die mittelmässigsten verdienet. Als nun der neue Parlamentsschluß bestätiget worden, so gieng der König unter dem Zujauchzen des Volks wieder zurück, welches alles, was ihm in die Sinne fällt, zu bewundern pfleget. Jedermann wünschte dem Sohn des grossen Heinrichs ein langwieriges Glück, und bat um die Bestrafung derer, die in den Mordanschlag wider das Leben seines Vaters verwickelt wären. Wie gut würde es gewesen seyn, wenn die Wünsche seiner Unterthanen ihm die Eigenschaften des Verstandes und Herzens hätten erflehen können, deren er benöthiget war, um in die Fußtapfen der guten Könige zu treten, die vor ihm, ob wol in gar kleiner Anzahl, regieret hatten. Allein er hat-

a) Seyssel Hist. de Louis XII. it. de la Monarchie de France P. 1. chap. 8 et 10.

hatte nicht ein so schönes Naturel, die ersten zu erlangen, und seine Mutter wolte einem vernünftigen Gouverneur nicht gestatten, ihm wenigstens zu den andern zu verhelfen.

§. 12.

Der Graf von Soissons stutzte gewaltig darüber, da er sahe, daß alles in seiner Abwesenheit geschehen war. Er war unter einer Bedeckung von dreyhundert Mann Cavallerie nach Paris geeilet. Um nun sein ausbrechendes Mißvergnügen zu besänftigen, so übertrug man ihm das Gouvernement über die Normandie. Hierauf belohnete die Regentin diejenigen, die ihr gute Dienste geleistet hatten. Die Pensionen der Prinzen vom Hause Lothringen waren unter der vorigen Regierung ganz mässig gewesen. Sulli, der sich gerne aus den grösten Feinden seiner Religion Stützen zubereiten wolte, erhöhete sie bis auf hunderttausend Livres. Der Herzog von Guise erhielt zweymalhunderttausend Thaler zur Bezahlung seiner Schulden, und die Königin versprach ihm, zur Erreichung seiner Absicht beförderlich zu seyn, die dahin gieng, die Erbin des **Joieuse**, Witwe des Herzogs von **Montpensier**, zu heirathen, mit dem sie nur eine Tochter erzeuget hatte. **Epernon** besaß so grosse Güter und so vortrefliche Bedienungen, daß er schier vom Hofe gar nicht beschenket werden konte. Man belohnete ihn daher nach seiner Neigung. Man legte ihm mehr Ehre bey. Man gab ihm Ehrenzeichen, die ihn von andern besonders unterscheideten. Die Königin lies ihn im Louvre wohnen. Ich kan, sagte sie, ohne ihn nicht sicher genug seyn b). Die Staatssecretarien musten ihm alle eingelaufene Depechen vorlegen. Kurz, es hatte das Ansehen, daß er sich eben so mächtig und furchtbar machen würde, als er unter der Regierung des schwachen Heinrichs III gewesen. Der Graf von Soissons

b) Vie du Duc d'*Epernon* L. 4.

bewarb sich angelegentlich um seine Freundschaft. Verschiedene Ursachen nöthigten ihn, die ersten Schritte zu thun. Er wolte sich gegen den Prinz von **Conde** in gute Verfassung setzen, den man eingeladen hatte, daß er seinen Platz am Hofe wieder einnehmen möchte. Die Prinzessin von **Montpensier** war eine Tochter einer Niece des Herzogs von **Epernon**. Der Graf war darauf bedacht, die Güter dieses reichen Hauses durch Verheirathung seines Sohnes mit der Erbin in seine Familie überzuführen. Die Sache konte ohne Einwilligung ihres Onkle nicht geschehen. Endlich so hegete **Soisson** einen unversöhnlichen Haß gegen den **Sulli**. Er hoffete, daß **Epernon**, der ebenfals wider diesen Minister aufgebracht war, als welcher bey dem verstorbenen Könige schlechte Dienste geleistet hatte, sich willig mit ihm vereinigen würde, sich ihren gemeinen Feind vom Halse zu schaffen. Der Herzog schlug die Freundschaft eines Prinzen vom Geblüt nicht aus; aber er machte sich auch nicht anheischig, ihm in allen seinen Entwürfen dienstbar zu seyn. Der Graf lies sich aber dadurch nicht irre machen. Er that seinem neuen Freunde den Vorschlag, den Herzog von **Sulli** im Louvre ermorden zu lassen. Welch eine schandbare Niederträchtigkeit, ich will nicht sagen von einem Prinzen, sondern von dem geringsten aus dem Pöbel! Vor diesem Vorsatz erschrack ein Herr, der für ehr- und tugendliebend angesehen seyn wolte. **Epernon** antwortete ihm aufs höflichste, daß sein Amt ihm nicht gestatte, dergleichen Gewaltthätigkeit selbst im Hause des Königs zuzugeben. Der Graf nahm diese abschlägliche Antwort übel auf. Allein weil er sich gerne über den Prinz von **Conde** in die Höhe schwingen wolte, der einen solchen Rang hatte, davon er glaubte, daß er ihm eigentlich gebühre, so verbarg er seinen Verdruß. Durfte sich nun **Epernon** auch etwas aus der Freundschaft eines Mannes machen, der so ein abscheuliches Herz offenbarte? Es mag ein Prinz durch seine

Geburt

Geburt und Ansehen noch so sehr über andere erhaben seyn, so verdienet er doch nichts anders als Abscheu und Verachtung, wenn er eines so abscheulichen Verbrechens fähig ist.

§. 13.

Die Eifersucht brach aus, und die Hofränke verdoppelten sich, als es auf die Einrichtung des Staatsraths der Regentin ankam. Die Prinzen vom Geblüt konten ihren Platz in demselben wegen ihrer Geburt mit allem Rechte fordern. Der Connetable von **Montmorenci** und der Cardinal **Joieuse** glaubten nicht, daß man sie davon ausschliessen würde. Die vom Hause **Guise**, die der guten Absicht der Königin versichert waren, hoffeten sich in die Höhe zu schwingen. Waren die **Guisen** zu schwach, sich zu schmeicheln, diejenige Ueberlegenheit wieder zu erlangen, die sie sonst über das Haus **Bourbon** gehabt, so gaben sie doch die Hofnung nicht verloren, wenigstens den Prinzen vom Geblüt gleichgerechnet zu werden. Allein sie fanden bey sich selbst ein grosses Hinderniß, einen Zutrit zum Staatsrath zu erhalten. Man konte nicht zween Herren von Einem Hause in demselben niedersetzen. Der Herzog von **Guise** war der ältere; allein das Alter und die Erfahrung seines Onkle, des Herzogs von **Majenne**, gab diesem den Vorzug. Als **Heinrich** vor einigen Jahren gefährlich krank lag, so wolte er selbst einen Staatsrath einsetzen. Er ernante diesen Herrn dazu, der sich mit ihm aufrichtig ausgesöhnet hatte, und der nach der Zeit gegen den König Proben einer unverletzlichen Treue abgeleget. Dieser Umstand kam ihm jetzo sehr zu statten. Der Herzog von **Nevers** begehrete auch einen Platz in diesem Collegio, und machte noch dazu den **Guisen** den Rang streitig. Lauter neue Verwirrungen auf allen Seiten! Die Eifersucht war zwischen dem Marschal von **Bouillon** und Herzog von **Epernon** so groß,

daß es nicht möglich war, den einen mit Ausschliessung des andern in den Staatsrath aufzunehmen. Dieser war als General von der Infanterie, und wegen seiner vortreflichen Güter in grossem Ansehen. Die Königin würde sich auch nicht unterstanden haben, einen kühnen und mächtigen Prinzen, der ihr erst neulich wichtige Dienste geleistet hatte, vor den Kopf zu stossen. Bouillon besaß ein edles Herz, einen ausgebreiteten und durchdringenden Verstand, er unterhielt vertrauliche Verbindungen, und stund mit auswärtigen Fürsten in beständigem Briefwechsel. Die Souverainität von Sedan legte ihm innerhalb und ausserhalb dem Reiche ein Ansehen bey. Niemand stund unter den Protestanten in Frankreich in grösserm Credit, als er. Der verstorbene König fürchtete sich vor ihm. Er hielt zwar sein unruhiges und ehrgeitziges Naturel kurz, aber er wolte ihn doch auch nicht aufs äusserste treiben. Es war daher der Marschal bey einer minderjährigen Regierung vermögend, viel gutes zu stiften, wenn er den Einsichten seines Verstandes nachgieng; aber auch viel böses, wenn er sich seinen Leidenschaften überlies. Ausser dem waren noch verschiedene andere Herren von hoher Geburt, die einen Zutrit zum Staatsrath begehreten. Allein sie stunden noch in solchen Jahren, darin vornehme Personen mehr zu Lustbarkeiten geneigt sind, als sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigen. Es gehöreten dahin der Herzog von **Vendome**, der Grosprior von Frankreich, beyderseits natürliche Söhne **Heinrichs** IV, der Herzog von **Longueville** und der Graf von St. **Paul**, Cadet von eben diesem Hause. Der Canzler von **Silleri**, der Herzog von **Sulli**, **Villeroi** und der Präsident **Jeannin** sahen es ganz gerne, daß sich so viel Widriges vereinigte. Denn sie behielten mitlerweile die völlige Regierung der Angelegenheiten unter dem Namen der Königin in ihren Händen. Diese Minister waren die ersten, die ihr den Rath gaben, niemand zum Mißvergnügen Gelegenheit

zu

zu geben, bevor nicht der erste Prinz vom Geblüt zurück gekommen; dagegen aber alle Grossen des Reichs zum Staatsrath zuzulassen, die solches von ihr begehreten. Je mehrere in denselben aufgenommen wurden, je weniger konte dieser oder jener vorzüglichen Credit und Ansehen erhalten. Indes beobachtete ein jeglicher Minister seine Zeit, die Regentin zu unterhalten. Sie waren darauf bedacht, die Sachen zuzubereiten, die zum Vortrage gebracht werden solten, um der Versamlung wenigstens zum Schein etwas zu thun zu geben. Diese Herren sahen gar wohl zum voraus, daß dieselbe bald in einander fallen, daß einige von selbst der Sachen überdrüssig werden würden, und daß man andere unter diesem und jenem Vorwande los werden könte, wenn man sie entweder zur Abwartung ihrer Bedienungen verwiese, oder zu ihren Gouvernements abschickte.

§. 14.

Indem diese Intriguen die Hofleute beschäftigten, arbeitete das Parlament an dem Proceß des **Ravaillac**. Der Oberpräsident nebst einem andern und zween Räthen verhöreten ihn öfters. Alles, was man aus diesen Verhören, die noch vorhanden sind, nehmen kan, läuft darauf hinaus, daß **Ravaillac** ein Schwärmer war, der bey seiner Einbildung über gewisse Sachen, die er hatte sagen hören, daß der König den Papst bekriegen wolte, und daß er sich die Bekehrung der Hugenotten nicht angelegen seyn liesse, den Entschluß faßte, einen Prinzen zu tödten, den er als einen ungerechten Tyrannen ansahe. Was **Ravaillac** in den Predigten, worinnen die verabscheuungswürdigen Prediger der Ligue den **Jacob Clemens** rechtfertigten, vernommen hatte, bestätigte ihn in diesem Gedanken, daß jede Privatperson einem gegen den heiligen Vater feindlichgesinten Prinzen das Leben nehmen könne. **Wider den Papst Krieg führen**, sagte **Ravaillac** zu seinen Richtern, dis

heist Gott selbst bekriegen, und um so viel mehr, da der Papst Gott, und Gott der Papst ist c). Muß uns nicht dieses zum Mitleiden bewegen? Verdienen aber die Prinzen, die ich weis nicht durch was für eine Staatsklugheit sich der Herrschaft des Papstes unterworfen, und ihr Leben von diesen närrischen Einbildungen abhängen lassen; verdienen sie nicht weit mehr Mitleiden, als ihre von den Kundschaftern des römischen Hofes verführte Mörder? Seit dem Unternehmen des Johann Chatel hatte Heinrich jederzeit die Ligue gefürchtet. Das Verlangen, sich vor derselben ausser aller Gefahr zu setzen, trug nicht wenig dazu bey, Leute an seinen Hof zurückberufen zu lassen, die das Geheimniß gefunden hatten, sich den Souverains furchtbar zu machen. Er überhäufte so gar die Jesuiten mit neuen Gunstbezeigungen. Würde es aber der Sicherheit seines Lebens, und dem Wohl seines Königreiches nicht weit vortheilhafter gewesen seyn, wenn er den weisen Vorstellungen des Oberpräsidentens von Harlai Gehör gegeben hätte? So unwissend auch Ravaillac war, so wuste er doch die Lehre der Jesuiten und der Sorbonne so wohl zu behaupten, daß man leicht urtheilen konte, daß ihn gewisse Personen davon unterrichtet haben müsten. Doch, es sey nun, daß er einem Mönche, der ihn seinen Freund genennet, und ihm in dem Hotel von Retz aufs angelegentlichste empfohlen hatte, keine ehrliche Leute anzugeben, zu Gefallen leben wolte, oder daß er von sich selbst einen so schrecklichen Vorsatz gefast hatte, so blieb doch der Verbrecher bis ans Ende seines Lebens standhaft dabey, daß ihn kein Franzose noch ein Fremder angetrieben habe, einen Prinzen zu tödten, der ihm niemals etwas zu Leide gethan hätte, und dessen Tod ihm keinen Vortheil zuwege bringen könte. Er wurde zu der Todesstrafe verurtheilet, die die Französischen Gesetze wider solche Mörder festsetzen; und das Urtheil wurde den 27sten May volzogen. §. 15.

c) Mercure Francois, 1610.

§. 15.

Das Verhalten, so das Parlament an dem Tage der Execution des Ravaillac beobachtete, bewies, daß es sehr wohl einsahe, daß die Schriften und Predigten einiger Lehrer der Sorbonne, die in der Ligue mit verwickelt, und durch die Bücher, welche die Jesuiten zur Erneurung der gefährlichen Lehre, die die Facultät zu Paris 1413 verurtheilet hatte, und deren Verdammung das Costnitzer Concilium bestätigte, ans Licht treten liessen, verdorben worden waren; das Urtheil, sage ich, das das Parlament an dem Verurtheilungstage des Ravaillac bekant machte, gab zu erkennen, daß die Richter überzeuget waren, daß diese Bücher und diese Predigten das Messer in das Herz Heinrichs und seines Vorgängers gestossen hatten. Das Parlament befahl also, daß die Facultät zu Paris sich des folgenden Tages versamlen solte, um ihre alte durch das Costnitzer Concilium autorisirte Verurtheilung wider diejenigen von neuem zu bestätigen, welche lehreten, daß ein Vasall oder ein Unterthan könte, und so gar berechtiget sey, einem jeglichen Tyrannen das Leben zu nehmen, und ihn auf alle mögliche Art und Weise anzugreifen; und daß diese Handlung dem Eide der Treue, den die Vasallen und Unterthanen ihrem Herrn schwören, nicht entgegen sey. Die Lehrer befolgten diesen Befehl, den man ihnen vorgeschrieben hatte. Das Parlament machte den 10ten Junius ein anderes Urtheil bekant, wodurch des Mariana Buch de Rege & Regis institutione verdammet und durch Scharfrichters Hände verbrant wurde; ein Buch, das, wie das Urtheil saget, viele verfluchenswürdige Lästerungen wider den verstorbenen König Heinrich III, und wider die Personen und Staaten der Könige und souverainen Prinzen enthielt. Die Jesuiten haben jederzeit ihre An-

hänger und ihre Gegner gehabt. Jene suchen sie zu rechtfertigen; diese erklären sich mit vielem Eifer und Muth wider die Gesellschaft. Der Abt Dubois predigte zu St. Eustachius in Paris. Er bemühete sich in einer seiner Reden, die Lehren des Mariana zu widerlegen. Mit einer ziemlich lebhaften rhetorischen Figur redete er die guten Väter an, und ermahnete sie ernstlich, nunmehr darauf bedacht zu seyn, daß die Schriftsteller in die im Namen der Gesellschaft und mit Genehmhaltung ihrer Obern bekant gemachten Bücher nichts setzen möchten, das Frankreich beleidigen könte; wo anders die Jesuiten sich nicht solchen Gefahren aussetzen wolten, die alle ihre auf das Ansehen ihrer Vertrauten festgesetzte Klugheit nicht würde vermeiden können. Die Rede machte auf die Gemüther der Zuhörer einen starken Eindruck; sie verliessen voll Unwillen wider die Gesellschaft die Kirche, und das Volk schien ausserordentlich aufgebracht zu seyn. Die Gesellschaft beschwerete sich bey der Königin über die Predigt des Abts. Die Entscheidung dieser Sache wurde dem Bischofe von Paris überlassen. Dubois bezeugte vor dem Prälaten, daß er gegen die Gesellschaft nichts böses im Sinne hätte. Die Liebe zur Warheit, sagte er, der Schmerz, den mir der Tod des Königes verursachet, die gerechte Furcht, die ein jeder redlicher Christ wegen der traurigen Wirkungen, die die Lehre des Mariana noch hervorbringen kan, haben muß: diese vernünftige Gesinnungen haben mich so reden lassen. Der Bischof von Paris konte darauf nichts antworten. Er ermahnete ihn nur, mit allen Dienern Gottes, und vorzüglich mit den Jesuiten, in Friede zu leben. Es würde aber weit besser gewesen seyn, die guten Väter dahin zu bewegen, dem Abt die Beleidigung, die er ihnen nach ihrer Meinung zugefüget hatte, zu vergeben. Ich weis nicht, wie Dubois die Unvorsichtigkeit begieng, und im folgenden

genden Jahre nach Rom reiſete. Man fand daſelbſt leicht einen Vorwand, ihn in ein enges Gefängniß einzuſperren. Die Gedult des P. Coton, des Beichtvaters des verſtorbenen Königes, konte die faſt algemeine Entrüſtung wider ſeine Mitbrüder nicht aushalten. Er entſchloß ſich zu ſchreiben, um die Geſelſchaft von den Beſchuldigungen zu befreyen, die man ihr bey Gelegenheit des Buches des **Mariana** machte. Seine klugen und einſichtsvollen Freunde riethen ihm, ſich ruhig zu verhalten, um ſich in einer ſo kitzlichen Sache nicht zu vergehen. Man wunderte ſich, daß ein Mann, der die Welt kante, und dem es an Klugheit nicht fehlete, einem ſo guten Rathe nicht folgete. Er gab einen langen Brief, der an die Königin gerichtet war, heraus, durch welchen er die Welt zu überführen ſuchte, daß **Mariana** eine von der Geſelſchaft verworfene Perſon ſey; derjenigen Geſelſchaft, die von der Autorität der Souverains, und von dem Gehorſam, den man ihnen ſchuldig iſt, ſehr vernünftige Meynungen habe. Die Sache lief ſo ab, wie es die Freunde der Jeſuiten vorher geſaget hatten. Man lies ſo gleich viele Schriften wider den Brief des **Coton** aus Licht treten, der, wie man behauptete, voller zweydeutigen Ausdrücke und groben Kunſtgriffe war. Man ſpottete ſeiner wegen einer vermeynten Ableugnung, die gezwungen und durch die Nothwendigkeit der Zeit verurſachet zu ſeyn ſchien. **Er kömt ein wenig zu ſpät**, ſagte man boshafter Weiſe zu den guten Vätern; **er wird aber vielleicht den Kindern desjenigen nicht nachtheilig ſeyn, den eine ſolche Lehre ins Grab geleget hat.** Gewiß, die Vertheidigungsmittel des P. **Coton** waren ſchwach und übel ausgeſuchet. Was er von den Klagen ſeiner einige Jahre vorher zu Paris gehaltenen Provincialcongregation, und von der Antwort des Generals **Aquaviva** ſagte, war den Anklägern der Societät vortheilhaft. Da die Franzöſiſchen

fischen Jesuiten ihren ersten Superior gebeten hatten, die Freyheit einzuschränken, und die Bücher einiger Schriftsteller, die zum Nachtheil Frankreichs schrieben, zu unterdrücken; so bekamen sie von dem ehrwürdigen Vater zur Antwort: Wir haben das Gutachten und die Sorge eurer Congregation genehm gehalten, und wir sind in grosse Betrübniß gesetzet worden, daß man dieses erst nach dem Drucke solcher Bücher wahrgenommen hat. Wir haben befohlen, sie zu verbessern, und wir werden ins künftige dafür Sorge tragen, daß dergleichen nicht wieder geschehe. Für eine Meynung, welche erlaubet, nach dem Leben der Könige und Souverains zu trachten, ist dis sehr kalt und zweydeutig. Man wird zwar darin einige Klugheit der Kinder dieser Welt gewahr, man findet aber keine förmliche Ableugnung einer verfluchten Lehre, deren Vertheidiger eine nachdrückliche Strafe verdienten. Man müste in der That sehr einfältig seyn, wenn man glauben wolte, daß die Obern der Gesellschaft dasjenige, was **Mariana** und seines gleichen geschrieben hatten, nicht eher als nach dem Drucke gewahr worden wäre. Weis man nicht die Gesetze der Gesellschaft, die den Druck der Bücher betreffen? Es ist sehr unnütz, daß **Coton** einige Jesuitische Schriftsteller anführet, die des **Mariana** seiner Meynung entgegen sind. Daß unter so vielen geschickten Leuten sich nicht einer finden solte, welcher behauptete, daß der Todschlag in dem göttlichen Gesetze ohne Ausnahme verboten sey, dis würde etwas sehr ausserordentliches seyn. Es ist aber schon genung, daß die Gesellschaft den Druck des Buches des **Mariana** und anderer erlaubet hat, um sie auf eine vernünftige Art beschuldigen zu können, daß sie dieselben bewilliget, oder wenigstens sie als schädliche Bücher nicht verdammet habe. Diese Schriftsteller werden bey derselben für ansehnliche Verfasser gehalten. Nach den Grundsätzen des **Probabilismus**, eine

Lehre, die die Gesellschaft ausgebrütet, oder förmlich angenommen hat, hat Jacob Clemens, durch das Ansehen des Mariana unterstützt, Heinrich III tödten können. Und sein Nachfolger konte ohne Bedenken getödtet werden, wenigstens zu der Zeit, da Sixtus V und Gregorius XIV alle Bannstrahlen des Vatican auf ihn verschossen.

§. 16.

Die Jesuiten hielten die heftigsten Anfälle aus, denen sie von Seiten der Prediger zu Paris zur Zeit des Leichenbegängnisses Heinrichs blosgestellet waren. Die Ceremonie desselben geschahe mit der gewöhnlichen Pracht. Das Herz wurde ins Collegium der Jesuiten getragen, das der König zu la Fleche in Anjou errichtet hatte. Er hatte es vor seinem Tode so befohlen. Coton hielt daselbst die Leichenrede. Der Körper wurde zuerst in die Hauptkirche zu Paris gebracht, und von da nach dem gewöhnlichen Begräbnißorte der Könige von Frankreich. Der Bischof von Aire hielt die Lobrede auf den verstorbenen König zu Unserer Frauen, und der von Angers zu St. Denis. Obgleich vielleicht Heinrich in den Augen der Welt den Zunamen des Grossen verdienet hat, so verdienten doch seine Tugenden und Handlungen nicht, daß die Römische Kirche ihren Gottesdienst unterbrach, um die Lobrede derselben auf einer Kanzel zu halten, die nur der Predigt der Warheit gewidmet seyn solte. Was konte man zum Lobe eines Prinzen christliches sagen, der in vielen Lastern gestorben, und bereit war, ganz Europa in Aufruhr zu setzen, und eine so grosse Blutvergiessung anzurichten, um seinen Ehrgeitz zu stillen, um sich an seinen Feinden, die nicht mehr vermögend waren, ihm zu schaden, zu rächen, um mit grossen Auffehen eine Prinzessin aus ihren Händen zu reissen, die ihr Gemahl vor den Verfolgungen und Nachstellungen eines Königes in Sicherheit setzen wolte, den die Lustseuche des Verstandes und der Vernunft beraubete? Seine ver-

meynte

meynte Bekehrung wurde für die mehr weltliche als christliche Redner ein weites und prächtiges Feld, worauf sie ihre Beredsamkeit üben konten. Der Triumph, den sie über eine so wichtige Eroberung hielten, dienete ihnen dazu, ein mit Lastern angefülltes Leben und einen Tod ohne Busse zu schmücken. Sind sie aber jemals recht versichert gewesen, daß Heinrich ein wirklicher Catholik war? Lasset uns dieses dem Urtheile Gottes anheim gestellet seyn. Wenn es wahr ist, daß es dieser Prinz hat dahin bringen können, sein Gewissen in Ansehung der Religion zu beruhigen, so machte sein unordentliches Leben derjenigen Kirche, zu der er sich warscheinlicher Weise aus Staatsklugheit bekante, keine grosse Ehre. Die schmeichlerischen Bischöfe, die ihn nach seinem Tode lobeten, hatten niemals so viel Muth gehabt, ihm seine Ausschweifungen vorzuhalten, und ihm öffentlich die Warheit zu sagen, wie die protestantischen Prediger gethan hatten, ehe er sie verlassen hatte.

§. 17.

Unter währendem Leichengepränge und nachher redeten vernünftige Personen gar verschiedentlich von den Eigenschaften und Handlungen des Königs, dem die letzten Pflichten erwiesen wurden. Einige bewunderten sein Glück, da er von einer so entfernten Stufe zur Krone gelanget, so daß gewisse Leute zweifelten, ob sich das Recht der Thronfolge so weit erstreckte. Sie lobeten seine Tapferkeit in Schlachten, seine Unerschrockenheit in der augenscheinlichsten Gefahr, seine Erfahrung und seine Geschicklichkeit im Commando über die Armeen, seine Mässigung bey günstigem Glücke, seine Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten, seine Gnade gegen seine grössesten Feinde, seine Leutseligkeit, seine Liebe gegen die Unterthanen, seine Klugheit, die er darin bewiesen, daß er sie nicht aufs äusserste getrieben, da er ihnen Zeit gelassen, wieder zu sich selbst zu kommen, wenn es unter

ihnen weiter, als zum blossen Murren, gekommen war, und endlich seine Gütigkeit, mit welcher er ihre Vorstellungen angenommen. Andere, die bessere Einsichten hatten, sagten, daß an der Tapferkeit Heinrichs oft mehr Verwegenheit als Klugheit anzutreffen gewesen; daß er sich oft ohne Noth in Gefahr begeben; daß es ihm in verschiedenen Gelegenheiten an Klugheit und Vorsichtigkeit gefehlet; daß er, wenn er am Herzog von Mayenne einen hurtigern und geschicktern Feind gehabt, sich genöthigt gesehen haben würde, bald nach dem Tode seines Vorfahren nach England zu entweichen; daß die Oberhäupter der Ligue besser belohnet worden, als die, so ihm mit dem grösten Eifer und Treue gedienet; daß er statt wahrer Freygebigkeit sich verschwenderisch gegen solche Leute bewiesen, die nichts verdienet; daß er seinen Maitressen, und denen, die ihm in seinen Lüsten gedienet, alles mit Verschwendung zugeworfen; daß seine Spielsucht ohne Grenzen gewesen, und daß er dabey einen Geitz sehen lassen, der sich für einen grossen Fürsten gar nicht geschicket; daß er unter dem Schein, dem Volk die Last zu erleichtern, demselben neue Auflagen aufgebürdet, und daß er zu den im Staat herschenden Unordnungen, auch diese noch hinzugethan, daß die Bedienungen verkaufet worden. Die Boshaften schonten seiner häuslichen Umstände nicht. Man legte ihm die Art und Weise sehr übel aus, wie er die Königin Margaretha ihren Ausschweifungen überlassen. Gleichgültiger als der Kaiser Claudius, sagte man, lies er es geschehen, daß diese neue Messalina, die er doch für seine rechtmässige Gemahlin erkante, ihn öffentlich schändete. Wolte er etwa auf seine eigenen Unkosten diejenigen, deren Weiber er schändete, lehren, wie sie gefällige Ehemänner werden solten? Man redete mit Unwillen von seinen Anschlägen, die Gabriele von Etrees zu heirathen, von seiner Undankbarkeit gegen den Harlai

lai von Sanci, den er seiner Aemter entsetzet, weil er ihm seine Meynung wegen einer so schimpflichen Heirath frey heraus gesaget. Man spottete der Zusage, die er der Marquise von Vernueil schriftlich gegeben, sie für seine Gemahlin zu erklären, wenn sie ihm in einem Jahr einen Knaben zur Welt bringen würde. Man redete übel von seinen beständigen Zänkereyen mit der Königin, deren Eifersucht lächerliche Auftritte verursachete; ingleichen, daß er die Frechheit der Vernueil so gleichgültig ertragen können, die von der Königin mit der äussersten Verachtung redete. So richtig ist es, daß der gesündeste Theil der Welt von dem wahren Verdienst eines Fürsten nicht nach den ausstudirten Lobreden, die man ihm hält, nicht nach den Beynamen, die ihm die Schmeicheley beyleget, nicht nach den Ehrensäulen, die man ihm aufrichtet, auch nicht nach den prächtigen Aufschriften urtheilet, die in Marmor und Erz eingegraben werden.

§. 18.

Man hatte schon einige Zeit vorher, ehe Heinrich ins Grab gesenket wurde, im geheimen Staatsrath der Regentin die Sache mit den Armeen vorgetragen, die der verstorbene König auf die Beine gebracht, und deren Unterhaltung gewaltige Summen kostete. Die Meynungen waren hierüber getheilet. Es ist nicht mehr Zeit, sagten einige, das Haus Oesterreich auf argwöhnische Gedanken zu bringen. Ein mächtiger und schlauer Feind kan Mittel finden, allerhand Verwirrungen im Staat zu verursachen. Seine catholische Majestät hat dem verstorbenen Könige die doppelte Mariage der Infantin mit dem Dauphin, und des Spanischen Prinzen mit der ältesten Prinzeßin von Frankreich, angetragen. Man muß die Truppen aus einander gehen lassen, die den König von Spanien eifersüchtig machen,

machen, und die Unterhandlung wegen der doppelten Mariage wieder vor die Hand nehmen, um sich mit demselben desto vester zu verbinden. Das war es auch, was die Maria am sehnlichsten wünschete. Weil diese neue Regentin durch ihre vertrauten Italiäner, die der Hof zu Madrid bestochen hatte, schon zum voraus eingenommen war, so bildete sie sich ein, daß die Bevestigung ihrer Autorität von dem guten Vernehmen mit dem Papst und Könige von Spanien abhängig wäre. Dieser hatte auch in der That noch vor dem Tode Heinrichs einige Schritte gethan, um diese doppelte Mariage, die der Papst Paulus V zu lenken suchte, zu Stande zu bringen. Der Römische Hof glaubte seinen Vortheil dabey zu finden. Weil er gewiß wuste, daß die Protestanten ohne den Beytrit beyder Kronen nicht zu Grunde gerichtet werden könten; so bemühete er sich aus allen Kräften, zwischen diesen beyden eifersüchtigen Mächten eine genaue Verbindung zu stiften. Indem die eine sich bemühete, den Untergang der Protestanten in Deutschland und in den Niederlanden zu befördern, so suchte man die andere dahin zu bewegen, die Reformirten in Frankreich zu paaren zu treiben. Anlangend den König von Großbrittannien und die beyden Nordischen Kronen, so bekümmerte man sich gar nicht um sie. Der erste war gar nicht schwer zu gewinnen. Schweden hatte es mit dem Könige von Polen zu thun, der sich bemühete, in die Staaten wieder einzudringen, deren er auf eine ungerechte Art beraubet worden zu seyn glaubte. Und da der König von Dänemark für sich allein nichts ausrichten konte, so glaubte man, daß er sich zu der Parthey, die sein Schwager Jacob I wählete, schlagen würde. Das war der Entwurf des Hofes zu Rom und zu Madrid. Allein Heinrich kante sein eigenes Interesse und das Interesse von ganz Europa viel zu genau, als daß er in den Fallstrick hätte treten sollen, der ihm war vorgebreitet worden. Er wolte von der vorgeschlagenen

doppelten Mariage so wenig etwas hören, daß er vielmehr seine älteste Tochter an den Prinzen von Piemont versprach, und den Bassompiere nach Lothringen schickte, um sich mit dem Herzoge, der keine männlichen Leibeserben hatte, wegen Vermählung der ältesten von seinen Töchtern mit dem Dauphin von Frankreich in Unterhandlung einzulassen. So bald nun Heinrich todt war, so legte der Römische Hof an die Verbindung beyder Kronen vermittelst einer doppelten Mariage wieder Hand an. Die Regentin hatte dieses beständig begehret, und diejenigen, die von Spanien insgeheim besoldet wurden, unterstützten sie im Staatsrath von Frankreich aus allen Kräften. Der Canzler war von der Zahl derer, die diesen Vorschlag billigten. Aber er hatte dabey Ursache genung, sich denen zu widersetzen, die den Antrag thaten, daß die Truppen so gleich aus einander gelassen werden solten. Wollen wir, sagte er, die Welt schon glaubend machen, daß wir vor dem Könige von Spanien zittern? Wollen wir bey unsern besten Alliirten ein Mißtrauen gegen uns erwecken? Sie werden gewiß glauben, daß wir damit umgehen, sie zu verlassen. Wer wird künftig eine Allianz mit unserer Krone suchen? Ich bin der Meynung, daß man die Armee in Champagne stehen lasse, und daß man Hülfstruppen nach Jülich schicke, um den Erzherzog Leopold daraus zu verjagen. Die im Delphinat stehende Armee macht Spanien weit eifersüchtiger; ein Marschal von Frankreich, der sich zur protestantischen Religion bekennet, commandiret sie. Man muß sie um dieser beyden Ursachen willen aus einander gehen lassen. Allein die Klugheit erfordert, daß man sie eher nicht entwafne, als bis der Prinz wieder zurück gekommen, bis man von der Gesinnung des Spanischen Hofes gewisse Nachricht erlanget hat,

und

und bis die Autoritat des Königs und der Königin Regentin genungsam bevestiget worden. Dieser Rath schien der beste zu seyn. Die Wahl eines Generals, der die nach Jülich und Cleve bestimten Hülfstruppen führen solte, verursachete neue Schwierigkeit. Der Marschal von Bouillon that um diese Stelle Ansuchung, und Villeroi hatte ihm einige Hofnung dazu gemachet. Nichtsdestoweniger wurde ihm der Marschal von Chastre vorgezogen. Man wolte einem geschickten, dabey aber verdächtigen Protestanten das Commando über eine Armee nicht auftragen, der sich mit der Armee des Prinz Moritz, seines Freundes und Schwagers, vereinigen solte. Bouillon fieng greulich an darüber zu lermen. Was? sagte er, soll mich meine Religion von Bedienungen ausschliessen, die meinem Range und geleisteten Diensten gebüren? So bald der Prinz, mein Freund und Anverwandter, zurückgekommen seyn wird, so wollen wir eine Parthey machen, die dem neuen Triumvirat des Grafen von Soissons, des Herzogs von Epernon und des Cardinal von Joieuse das Gegengewicht halten soll. Diese Leute wollen, wie es scheinet, alles despotisch tractiren. Um aber zu verhindern, daß die mißvergnügten Prinzen und Herren nicht das Volk oder die Protestanten aufwiegeln möchten, so hatte man darauf gedacht, jederman zufrieden zu stellen. Vier und funfzig Edicte, die dem Volke zur Last gereichten, wurden wiederrufen, viele Commissionen wurden aufgehoben, und der Preis des Salzes wurde um den vierten Theil vermindert. Man dämpfete das Mißtrauen der Protestanten durch eine Declaration, die das Edict von Nantes bestätigte, obgleich diese Formalität, wie man den jungen König reden lies, in Ansehung eines unwiederruflichen und ewigen Gesetzes gar nicht nöthig gewesen wäre. Diejenigen, die unter der Parthey im grösten Ansehen stunden, wurden durch

Geschenke gewonnen a). Die Regentin lies dem Plessis Mornay sagen, er könte sich ausbitten, was ihm das angenehmste wäre, und es würde Ihro Majestät ihm solches gerne bewilligen. Man wird mir, antwortete dieser vernünftige und gottselige Edelman, den Vorwurf nicht machen können, daß ich vom Unglück meines Vaterlandes mich bereichern, oder einem minderjährigen Könige und seiner betrübten Mutter etwas abtrotzen wollen. Wenn die Königin geruhen will, zu befehlen, daß mir dasjenige ausgezahlet werde, was man mir seit langer Zeit schuldig gewesen, so werde ich solchen Befehl für eine neue Begnadigung ansehen b).

§. 19.

In dieser Lage befanden sich die Sachen, als der Prinz von Conde sich anschickte, wieder nach Frankreich zurück zu gehen. So bald der Graf von Fuentes den Tod Heinrichs erfahren, so versuchte er die ganze Geschicklichkeit seines Kopfs, den Prinzen zu bereden, daß er eine so schöne Gelegenheit, König von Frankreich zu werden, nicht aus den Händen lassen solte. Die Ehescheidung ihres Vetters von der Margaretha von Frankreich, sagte dieser listige Spanier, und seine Vermählung mit der Maria von Medicis, ist allen göttlichen und kirchlichen Rechten zuwider. Wollen sie eine Krone fahren lassen, die ihnen gebüret? Fassen sie einen Muth, und machen sie ihr Recht geltend; es wird ihnen weder an Macht noch an nöthiger Unterstützung gebrechen. Ich biete ihnen die ganze Macht des Königes, meines Herrn, an. Ist die Autorität des heiligen Stuhls bey dieser Ehescheidung Heinrichs gebraucher worden, so wird man ein Mittel finden, den Papst

a) Mercure Francois 1610.

b) Vie de Mr. du *Plessis Mornay* L. 2. à la fin.

Papst Paulus V zu bewegen, das, was sein Vorfahr gethan hat, für null und nichtig zu erklären. Es ist wol eher dergleichen geschehen c). Fuentes lies auch wirklich dem Papst dieses Vorhaben hinterbringen, der es aber verwarf. Conde gab ihm eben so wenig Gehör, es sey nun, daß ihm der Antrag chimärisch vorgekommen, oder daß er in Erinnerung der Proceduren wider seine Mutter, Charlotte von Tremouille, sich nicht unterstund, den Stand der Kinder eines Königs streitig zu machen, der seine ganze Autorität angewendet, seinen Stand rechtskräftig zu machen, den viele Leute für sehr zweifelhaft hielten. Conde reisete von Mayland nach Brüssel, um alda die Prinzessin, seine Gemahlin, abzuholen. Die Spanier wiederholten ihr Anerbieten nochmals, und der Nuntius Bentivoglio muste das Wort beym Prinzen anbringen. Er blieb aber vest bey der Entschliessung, mit seinem Range in Frankreich zufrieden zu seyn, und lies sich durch einen betrüglichen Schein nicht anlocken, sondern machte Anstalten, seinen Platz am Hofe wieder einzunehmen. Die Regentin lag ihm desfals täglich an, und seine Freunde erwarteten ihn mit Ungedult. Die vom Hause Lothringen, der Marschal von Bouillon und der Herzog von Sulli reiseten ihm bis nach Senlis entgegen. Dis war eine neue Parthey, die sich auf dem Schauplatz sehen lies. Die Regentin schöpfte darüber einen Argwohn. Der Graf von Soissons, der Herzog von Epernon, und der Cardinal von Joieuse, die in Sorgen stunden, daß man sie vom Hofe verdrängen möchte, waren auf ihre Vertheidigung bedacht. Maria, die wegen ihrer Sicherheit besorgt war, gab dem Vorschlage Gehör, daß man den Parisern erlauben möchte, zu den Waffen zu greifen. Man erwählte neue Capitaine, die der Königin auf dem Stadthause den Eid leisteten. In weniger als acht Tagen waren mehr als hunderttausend Mann bewaf-

c) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

bewafnet. Mitlerweile hielt **Conde** in Begleitung von funfzehenhundert Edelleuten seinen Einzug in Paris. Er hatte verschiedene Nachrichten erhalten, daß die Regentin auf Anregung des Grafen von **Soissons** sich seiner Person und des Marschals von **Bouillon** versichern wolte. Allein die gnädige Aufnahme, die der Prinz bey beyden Majestäten fand, zerstreueten allen Verdacht, den man ihm deswegen beybringen wollen.

§. 20.

Er erklärete sich gleich anfangs, daß er gar nicht gesonnen sey, die vormundschaftliche Regierung streitig zu machen, in deren Besitz die Königin wäre. Indes erregeten doch die öftern Berathschlagungen, die er mit den Vornehmsten von seiner Parthey, bald im Palast des Herzogs von **Mayenne**, bald im Arsenal anstellete, grosse Aufmerksamkeit. Der Herzog von **Sulli**, der die darin befindliche Artillerie in seiner Gewalt hatte, und das Geld, das der verstorbene König in der Bastille niedergeleget hatte, konten dem **Conde** Mittel an die Hand geben, etwas wichtiges zu unternehmen. Es fehlete ihm aber der Muth dazu; es sey nun, daß die Rüstung der Bürger seine Maasregeln vereitelt, oder daß die mit ihm vereinigten **Guisen** mehr auf ihren Eigennutz, als auf die Vergrösserung eines Prinzen bedacht gewesen, der eine natürliche Feindschaft gegen ihr Haus hatte. Daher liessen sie auch die Königin insgeheim benachrichtigen, daß sie sich mit ihm in keiner andern Absicht verbunden hätten, als daß sie sich gegen die schädlichen Anschläge des Grafen von **Soissons** in Sicherheit setzten, der sie zu stürzen suchte, und daß sie die ersten seyn würden, die sich von dem Prinzen trenneten, so bald er sich wider Ihro Majestät erklären würde. **Conde** hätte der **Guisen** überhoben, und so wol die Königin, als den Grafen von **Soissons**, und alle, die es mit der Gegenparthey hielten, in Furcht und Bestürzung

zung setzen können, wenn er dem Rath des Marschal von Bouillon gefolget wäre. Es bestund derselbe darin, daß er sich wieder zur reformirten Kirche, daraus ihn Heinrich IV wider seinen Willen gerissen, wenden und sich zum Protector der Protestanten in Frankreich erklären solte. Er konte sich auf die Erfahrung und den Credit des Bouillon, wie auch auf das in der Bastille befindliche Geld, das Sulli in seine Hände liefern konte, verlassen; er war durch eine ansehnliche Anzahl Schweitzer, die ihm ihr General Rohan zuführen konte, unterstützet, zu welchen sich der ganze protestantische Adel geschlagen haben würde; er war überdis Herr von verschiedenen wohlbevestigten Städten. Bey so grossen Vortheilen würde der erste Prinz vom Geblüte der Autorität der Regentin das Gegengewicht gehalten, und sich innerhalb des Reichs und auswärtig furchtbar gemachet haben. Allein er taugte weiter zu nichts, als daß er sich wie ein geitziger und betrüglicher Landjunker bereicherte, über einen juristischen Satz raisonnirte, und eine Frage aus der Schultheologie beantwortete. Man hatte ihm in den Kopf gesetzet, daß er sich die Anwartschaft auf die Würde eines Connetable ausbitten möchte, und er hatte den Verdruß, daß sie ihm abgeschlagen wurde. Es war Glück genung für ihn, daß er den Palast de Gondi, der jetzo Conde heisset, erhielt, den ihm die Regentin kaufte.

§. 21.

So bald der Marschal von Bouillon merkte, daß der Prinz, auf den er sich Rechnung gemachet, weder so viel Verstand noch Muth hatte, in die Fußtapfen seiner Vorfahren zu treten; so entschloß er sich, mit dem Hofe einen Vergleich zu treffen. Er würde sich gerne zum Oberhaupt der Protestanten in Frankreich aufgeworfen haben, als woran er bereits unter der vorigen Regierung gedacht hatte. Allein die Herzoge von Sulli

und **Rohan**, der Marschal **Lesdiguieres** und verschiedene andere vornehme Personen von der protestantischen Parthey, waren keine Freunde von ihm. Daher rühreten die neuen Versicherungen, die er beyden Majestäten von seiner Ergebenheit und Treue gab. Er that daher dem Marquis von **Coeuvres** den Vorschlag, beyde Prinzen zu vereinigen. Ich nehme es auf mich, sagte der Marschal zum Marquis, den **Conde** dazu zu bewegen, wenn sie dergleichen bey dem Soissons versuchen wollen, der gegen sie Achtung hat. Silleri, Villeroi und Jeannin regieren, da indes die Prinzen und Grossen des Hofes unter sich getheilet sind. Lassen sie uns beyde widerwärtige Partheyen, ohne Nachtheil der Autorität der Königin, vereinigen. Das ist das einzige Mittel, die alzumächtigen Minister zu entfernen; die andern aber an die blosse Verwaltung ihrer Bedienungen zu verweisen. Der Graf von Soissons besorgete, daß dieses ein listiger Grif des Marschals wäre. Er bildete sich ein, daß, wenn die, so von seiner Parthey wären, dem Vorschlag, den ihnen **Bouillon** thäte, Gehör gäben, er der Königin davon Nachricht geben möchte, die alsdann auf den Grafen und seine Freunde ein Mißtrauen setzen würde. Der Cardinal von **Joieuse** war ganz anderer Meynung; vielleicht suchte er das Wohlergehen und die Ruhe des Staats aufrichtig. Der Cardinal erhielt die Einwilligung des Grafen von **Soissons**, diese Vereinigung mit dem Marschal zu versuchen. Die Königin, welcher der Graf den vorgeschlagenen Vergleich hinterbrachte, schien damit zufrieden zu seyn. Nichtsdestoweniger hinderte **Maria** denselben unter der Hand. Die Minister hatten ihr vorgestellet, daß, wenn die beyden Prinzen vom Geblüt, der Connetable von **Montmorenci**, die Herzoge von **Guise** und **Epernon**, der Marschal von **Bouillon**, der Cardinal von **Joieuse**, einmal unter-

sich

sich ausgesöhnet und vereiniget worden, ihre Autorität dabey gar ein merkliches einbüssen würde. Die Regentin glaubte daher, daß es besser wäre, wenn die Eifersucht und das Mißverständniß unter den widerwärtigen Partheyen fortdaurete, und wenn man die Oberhäupter von beyden sich durch Wohlthaten verbindlich machte.

§. 22.

So viel mißlungene Entwürfe brachten den Marschal von **Bouillon** auf die Entschliessung, sich nach **Sedan** zu wenden; wie man denn auch Anstalten zur Reise nach **Rheims** machte, um alda den König zu krönen. Dem Marschal verstattete seine Religion nicht, dabey gegenwärtig zu seyn. Ehe er aber den Hof auf eine Zeitlang verlies, so wolte er sich gerne einen mächtigen Freund bey der Regentin verschaffen. Es war dieses **Conchini**, der **Leonora Galigai** Ehemann, die mit der **Maria** von Medicis in grosser Vertraulichkeit lebete. Er harte seit kurzer Zeit das Marquisat **Ancre** in der Picardie angekaufet. Da nun die Gnade, in welcher sie bey der Königin stund, täglich grösser wurde, so erhielt ihr Mann auch die Gouvernements von **Peronne**, von **Montdidier** und von **Roie** in eben dieser Provinz. Eine so schleunige Erhebung machte die Minister unruhig. Man weis nicht, ob der Graf von **Soissons** und die, so es mit seiner Parthey hielten, einen neuen Liebling des Hofes nicht geachtet, und von ihm nicht geglaubet, daß er ihnen Nutzen schaffen oder Schaden thun könte. Dem sey indes wie ihm wolle; **Conchini** bewarb sich um die Gewogenheit des Prinzen von **Conde**. Er war das Werkzeug, dessen sich die Königin bedienete, den Prinzen und den Herzog von **Guise** zu bewegen, daß sie dem vom Marschal von **Bouillon** vorgeschlagenen Vergleich nicht Gehör geben möchten. Dieser war viel zu scharfsichtig, als daß er nicht hätte einsehen sollen, daß die Freundschaft des Marquis d'An-

ere ihm vielen Nutzen verschaffen könte. Er erkläret sich gegen ihn, daß er die Bedienung eines ersten Cammerherrn niederlegen wolte, wenn Conchini ihm dieselbe abkaufen wolte; und sie wurden ihres Handels bald einig. Alle auswärtige Fürsten, die Republik Venedig und die vereinigten Niederlande hatten aufferordentliche Abgesandte an den neuen König geschicket. Die alten Verbindungen wurden erneuret, und Ludwig empfing in der Kirche der Flagellanten den Orden des blauen Hosenbandes mit grosser Feyerlichkeit, den ihm der Abgesandte von England im Namen seines Königs Jacob I überreichte. Der Herzog von Feria erschien im Namen des Königes von Spanien mit grosser Pracht und Herrlichkeit. Da er seinen Zweck nicht erreichen können, durch den Prinzen von Conde das Königreich Frankreich zu verwirren, so bot Philipp der Maria seine ganze Macht wider alle diejenigen an, die sie in ihrer Regierung beunruhigen würden. Der Abgesandte schlug die doppelte Mariage wieder vor, davon sein Herr sich gegen den verstorbenen König herausgelassen hatte. Philipp wuste wohl, daß er der Regentin nichts angenehmeres antragen lassen könte. Die damalige Lage der Sachen im Hause Oesterreich verlangete auch von ihr, einen Tractat schleunig zu schliessen, der ihr Zeit verschaffen könte, ihre Sachen in Deutschland auf einen guten Fuß zu setzen, und der Eifersucht und Mißtrauen unter den protestantischen Fürsten, die mit Frankreich alliiret waren, verursachen konte. Und weil die vorgeschlagene Mariage so bald nicht volzogen werden konte, so lies sich der König von Spanien von der Maria das Wort geben, daß sie sich in die Angelegenheiten des Hauses Oesterreich in Deutschland nicht mischen wolte; und er versprach seines Ortes, daß er den Vorschlägen kein Gehör geben wolte, die ihm von Seiten der Mißvergnügten in Frankreich geschehen möchten.

§. 23.

Die Sache, die dem Hofe zu Madrid Unruhe verursachete, war folgende. Der Kaiser **Rudolph** war sehr entkräftet, und es schien, daß er nicht lange mehr würde zu leben haben. Nun kam es darauf an, das Haus Oesterreich durch die Wahl eines Römischen Königs bey der kaiserlichen Würde zu erhalten. **Rudolph** lebte in Uneinigkeit mit seinen Brüdern, und die Protestanten waren sehr mächtig. Der König von Spanien besorgte daher, daß man sich einer so günstigen Gelegenheit bedienen möchte, das Kaiserthum einem Hause zu nehmen, welches dasselbe sehr lange hinter einander besessen, und welches damit umgieng, diese Würde erblich zu machen. Der Erzherzog **Matthias**, der sich die Schwachheit seines Bruders des Kaisers zu Nutze machte, hatte im Jahr 1608 eine Conföderation zwischen den Ständen von Ungarn und Oesterreich zu Stande gebracht. Einige Zeit nachher marschirte er an der Spitze eines Heeres von zwanzigtausend Mann gegen **Mähren**, in der Absicht, seinen Bruder **Rudolph** zu zwingen, ihm das Königreich Ungarn, das Erzherzogthum Oesterreich, Steyermark und Mähren abzutreten. **Matthias** brauchte zu seinem Vorwande die schlechte Verwaltung der Regierung und die Verletzung der Vorrechte dieser Länder, die nach dem Exempel der alten Deutschen ihren Fürsten niemals eine wilkührliche und unumschränkte Oberherrschaft verstattet. Es ist dieses eine Hauptmaxim bey der Regierung aller Staaten, die aus den Trümmern des Römischen Reiches errichtet worden. **Philipp** II, König von Spanien, hatte einen Versuch gemachet, die Vorrechte und Freyheiten seiner Erbländer in den Niederlanden aufzuheben. Er nahm sie auch dem Königreiche **Arragonien** wirklich, dessen erster Magistrat sich den ungerechten Ueberwältigungen des unglücklichen **Antonio Perez** widersetzen wollen. Der Erzherzog **Matthias**,

ein

ein naher Anverwandter Philipps, der die Grundsätze einer rechtmässigen Regierung besser als dieser grausame Tyrann verstund, trug kein Bedenken, sich an die Spitze der vereinigten Provinzen, zur Vertheidigung ihrer Freyheit gegen die Spanier, zu stellen. Nun führete eben dieser Erzherzog ohne Bedenken den Krieg wider seinen eigenen Bruder, der die Privilegien der Stände von Ungarn und Oesterreich verletzete. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob Rudolph ihnen gerechte Ursache gegeben, sich wider ihn zu empören. Nur so viel bemerke ich, daß in den ersten Jahren eines unglücklichen Jahrhunderts, in welchem die Tyranney fast allenthalben eingeführet war, es nicht an Fürsten gefehlet hat, die geglaubet, daß ihr Gewissen und ihre Religion ihnen gestatteten, die Völker zur Vertheidigung der Freyheit ihres Vaterlandes aufzuwiegeln, und an der Spitze eines Heeres wider ihren eigenen Bruder zu Felde zu ziehen. So bald der Kaiser die Absichten des Erzherzogs merkte, so forderte er die Stände von Böhmen zusammen, er lies Truppen werben, er schrieb an die Churfürsten und Fürsten des Reichs, daß sie ihm zu Hülfe kommen solten. In Böhmen waren damals zwo mächtige Partheyen wegen der Religion einander entgegen, nemlich die Catholischen und Evangelischen. Unter dem Namen der Evangelischen verstund man die alten Hussiten, die Augspurgischen Confessionsverwandten, und die Reformirten. Die Landesstände von Böhmen waren von diesen Religionspartheyen vermenget. Sie übergaben dem Kaiser verschiedene Artikel zu besserer Einrichtung der Policey und Justiz. Die Evangelischen begehreten insonderheit, daß sich die Clerisey nicht in bürgerliche Händel mischen, daß sie in Streitigkeiten, die den Ehestand angiengen, keine Urtheile sprechen, daß sie sich ohne Einwilligung der Landesstände nicht noch mehr unbewegliche Güter und liegende Gründe ankaufen, und daß endlich alle tüchtige Personen, ohne Unterschied der Religion, zur

Verwal-

Verwaltung obrigkeitlicher Bedienungen zugelassen werden solten. Rudolph bewilligte alles, was die Stände von ihm begehret hatten. Nur der Punct, der die Religion betraf, wurde bis auf den nächsten Landtag ausgesetzet, der gegen das Ende des nächstbevorstehenden Monats September gehalten werden solte. Hierauf erklärten sich die Stände eidlich, daß sie ihre Güter und Leben zum Dienst des Kaisers anwenden wolten.

§. 24.

Matthias war mit seiner Armee schon vor den Thoren der Stadt Prag. Nach einigen Unterhandlungen wurden die beyden Brüder so weit einig, daß sie zu beyden Seiten Deputirte ernennen wolten, die auf einem benachbarten Dorfe sich in Unterhandlung einlassen solten. Der Friede wurde unter gewissen Bedingungen geschlossen. Ich werde die vornehmsten davon anführen. Der Kaiser solte sich des Königreichs Ungarn begeben; die Stände von Ungarn solten keinen andern, als den Erzherzog Matthias, zum Könige wählen; der Kaiser solte ihm und seinen männlichen Erben das Erzherzogthum Oesterreich abtreten, ohne sich ein Recht über dasselbe vorzubehalten; das Königreich Böhmen solte auf den Matthias fallen, fals der Kaiser ohne männliche Erben stürbe; die Stände von Böhmen solten diese Artikel unterzeichnen; der Erzherzog verspräche ihnen, sie bey allen ihren Privilegien zu schützen, wenn ihm das Königreich zufiele; bey den landtäglichen Versamlungen der Länder, die vom Rudolph abgetreten worden, solte der Erzherzog dahin sehen, daß dem Kaiser eine jährliche Contribution bewilliget würde. So bald der Tractat von beyden Theilen unterzeichnet worden, wolte Matthias vom Erzherzogthum Oesterreich Besitz nehmen. Die Catholiken leisteten ihm den Eid der Treue; die Protestanten aber wegerten sich desselben, und griffen zu den Waffen. Denn auf Anstiften des Erzherzogs Leo-

pold

pold, Bischofs von Strasburg, des Cardinals und päpstlichen Nuntius Mellini, und des Forgatsi, Cardinals und Bischofs zu Wien, hatte der neue Souverain ein Edict erlassen, kraft dessen allen Unterthanen im Oesterreichischen die Uebung der protestantischen Religion schlechterdings untersaget wurde. Von Wien reisete Matthias nach Ungarn. Ehe es hier zur Krönung des neuen Königs kam, legten ihm die Vornehmsten des Landes erst einige Artikel vor, die er beschwören solte, nemlich daß die Uebung der protestantischen Religion in allen Städten, auch die Residenz des Königs nicht ausgenommen, freygelassen werden solte; daß man einen Palatin erwählete, der die Verwaltung der Regierung nebst den Senatoren des Reichs besorgete, wenn der König nicht in Ungarn bleiben solte; daß die Jesuiten nicht in Ungarn geduldet, und die ausschweifende Freyheit der Geistlichen eingeschränket werden solte. Unter diesen und einigen andern Bedingungen wurde Matthias als König ausgerufen, und im Jahr 1608 zu Presburg feyerlichst gekrönet.

§. 25.

Die in Oesterreich befindlichen Protestanten hatten an die in Ungarn Deputirte geschicket, und sie ersuchen lassen, sich für ihre Brüder beym Matthias ins Mittel zu schlagen, und kraft des geschlossenen Offensiv- und Defensivbündnisses, das zwischen den Ständen von Ungarn und Oesterreich geschlossen worden, um Hülfe anzuhalten, fals Matthias dabey beharrete, die Uebung der protestantischen Religion im Oesterreichischen abzuschlagen. Auf die Vorstellung, welche die Ungarischen Protestanten bey ihm thaten, antwortete er, daß er die Sachen auf dem Fusse lassen wolle, wie sie von seinem Vater Maximilian wären eingerichtet worden. Die Achtung, sagte er, die ich dem Papst und catholischen Könige schuldig bin, verstattet mir nicht,

den

den Protestanten in den Oesterreichischen Städten die freye Uebung ihrer Religion zu erlauben. Werden sie die Waffen niederlegen, so will ich ihnen verstatten, solche auswerts zu üben. Es sollen indes von beyden Religionen tüchtige Personen zu obrigkeitlichen Aemtern befördert werden. Die Ungarischen Herren fanden diese Erklärung für vernünftig, und riethen den Oesterreichischen Protestanten, dieselbe lieber einzugehen, als einen mißlichen Krieg anzufangen. Man konte sich nicht gleich auf der Stelle entschliessen. Nach einigen Bewegungen wurde die Sache im Jahr 1609 durch Vermittelung der Stände von Mähren und des Erzherzogs **Maximilian**, eines Bruders des Kaisers und Königs von Ungarn, beygeleget. **Matthias** bewilligte, daß die protestantischen Herren und Adlichen im Oesterreichischen in ihren Schlössern, auf ihren Dörfern, und wenn sie in der Stadt wären, in ihren Wohnhäusern, doch nur mit ihren Familien, ihre Religion üben könten; daß die freye Uebung der Religion nur in den drey Städten, die im Tractat namhaft gemachet worden, statt haben, und die darin befindlichen Kirchen unter die Catholiken und Protestanten gleich getheilet werden solten; daß alle Bedienungen an solche, die dazu tüchtig wären, ohne Unterschied der Religion vergeben werden solten. Hierauf legten sich die Protestanten zum Ziel, und sie leisteten ihrem neuen Souverain den Eid der Treue. Dahingegen hatte der Kaiser mit den Evangelischen in Böhmen weit schwerere und langwierigere Händel. Der Landtag, der im September 1609 gehalten werden solte, wurde bis auf den Januarius des folgenden Jahres aufgeschoben. Die Römischcatholischen versuchten alles, was ihnen nur möglich war, den Kaiser **Rudolph** wider die Evangelischen zu erbittern, und ihn zu bereden, daß diese nur aus blosser Toleranz bisher die Uebung ihrer Religion gehabt hätten. Die Evangelischen, denen es sehr nahe gieng, daß

Rudolph den bösen Rathschlägen gewisser Leute Gehör gab, sagten hierauf: Der Eid der Unterthanen hat seine Beziehung auf den Eid des Souverain. Will der Kaiser den Eid nicht halten, den er gegen uns geleistet, so sind wir auch von dem Eide frey, den wir ihm geleistet haben. Der Kaiser übergab die Klagen der Evangelischen den vornehmsten Kronbedienten von Böhmen, die alle Catholiken waren, zur Untersuchung. Diese partheyischen Richter übersahen alles, was die Evangelischen zu ihrer Vertheidigung angeführet hatten, und man protestirte vor öffentlicher Versamlung wider alles, was etwa die Stände verordnen möchten. Man bat um eine Frist, damit man den im Königreich befindlichen Evangelischen von dem, was vorgienge, Nachricht geben, auch Seine Kaiserliche Majestät eines Bessern unterrichten könte. Die Evangelischen schickten so gleich Deputirte an den König in Ungarn, an die Churfürsten und Fürsten des deutschen Reichs. Sie ersuchten dieselben um ihre Vermittelung beym Kaiser Rudolph. Der Kaiser begehrte, daß die Stände ihre Sessionen fortsetzen und den Artikel von der Religion veststellen solten. Als die bestimte Zeit, da die Stände beysammen seyn solten, verflossen war, so lies sie der Kaiser auseinander gehen, und verbot den Evangelischen, sich am Hofe in der Neustadt Prag zu versamlen und von ihren Angelegenheiten zu handeln. Es half nichts, als sie Seine Majestät demüthigst ersuchten, ihnen zu erlauben, daß sie an einem gewissen Orte zusammen kommen, sich wegen der Mittel, die Gerechtigkeit ihrer Forderungen darzulegen, besprechen und die Antwort öffentlich vorlesen lassen dürften, die sie vom Könige in Ungarn, von den Churfürsten und Fürsten des Reichs erhalten hätten. Voll Entrüstung über die ungerechte Weigerung Rudolphs gaben die Evangelischen einander die Hand, und verbanden sich unter einander eidlich, für die Vertheidigung ihrer Vorrechte und ihrer Religion zu sterben.

ben. Zu welchem Ende sie mit gewafneter Hand nach Neu-Prag giengen, die Thüren des Rathhauses mit Gewalt eröfneten, und sich alda bereveten, was von ihnen unter diesen Umständen geschehen müsse. Es waren ihrer über dreyhundert. Budowitz, ihr Oberhaupt, stellete der Versamlung die Wichtigkeit der Unternehmung, die Gefahr, davon sie bedrohet würden, und die bösen Absichten ihrer Feinde vor. Sie thaten hierauf ein bewegliches Gebet zu Gott, und stimmeten in ihrer Landessprache den Gesang: Komm heiliger Geist ꝛc. an. Die durch den Geist der Andacht aufs neue belebte Versamlung setzte den angefangenen Gesang fort, unter welchem sie häufige Thränen vergossen. Alsbald lief eine grosse Menge evangelischer Christen zusammen, die sich mit jenen im Singen, Beten und Weinen vereinigten. Man meldete ihnen, daß eine grosse Menge Musquetirer aufgeboten worden, Feuer unter sie zu geben. Statt, daß sie dadurch hätten muthlos gemachet werden sollen, fasseten sie vielmehr einen neuen Muth, kamen auf den freyen Platz, besetzten die Zugänge, und machten sich zu einer unerschrockenen Gegenwehr fertig. Es kamen zwölfhundert Mann Cavallerie, und dreyhundert Musquetirer anmarschiret. Das in Prag befindliche evangelische Volk kam seinen Brüdern von allen Seiten her zu Hülfe, so, daß in kurzer Zeit auf zehntausend Menschen beysammen waren, die sich verschiedentlich bewafnet hatten. Man wurde zu Mittage einen Regenbogen am Himmel gewahr, und die Sonne zeigete sich dem Volke, umgeben mit dieser neuen Lufterscheinung. Da die Leute von Natur abergläubig sind, so legen sie die Dinge, die ihnen ausserordentlich vorkommen, so aus, nachdem ihre Einbildungskraft mehr oder weniger erhitzt ist. Hier fand man solche, die sich grosse Hofnungen davon machten, in der Meynung, daß Gott ihnen ein sichtbares Zeichen von der besondern Hülfe geben wollen, darum sie ihn so flehentlich gebeten hatten. Man ersuchte die Vornehmsten,

daß sie sich wieder in den Saal verfügen, und überlegen möchten, was jetzo zu thun sey. Das Volk versprach, daß es mitlerweile die Zugänge sorgfältigst bewachen wolle.

§. 26.

Als der Kaiser Rudolph erfuhr, was in der Stadt vorgieng, so schickte er den ersten Burggrafen von Prag und die vornehmsten Bedienten seines Hofes ab, um den entstandenen Tumult zu stillen. Seine Majestät, sagte der Burggraf in dem Saal der Versamlung, weis nicht, warum ihr zu den Waffen gegriffen. Er hat euch ja jederzeit als seine getreuen Unterthanen geliebet. Sein Gewissen giebt ihm das gute Zeugniß, daß er alles genau erfüllet, was er den Ständen des Königreichs versprochen; daher hoffet er, daß ihr nicht weniger Treue gegen ihn beweisen werdet. Er ist geneigt, einen neuen Landtag anzuordnen, auf welchem die Streitigkeiten beygeleget werden können, die wegen der Religion wider die Absicht Seiner Majestät entstanden. Budowitz antwortete hierauf im Namen der andern, daß die Evangelischen dem Kaiser für die gegen sie hegende gute Neigung aufs demüthigste danketen, und denselben bäten, von ihnen zu glauben, daß sie sichs nie in den Sinn kommen lassen, sich wider ihn zu empören. Wir beschweren uns nur, setzte er hinzu, über gewisse Leute, die unter dem Vorwande, die catholische Religion zu erhalten, Seiner Majestät solche Anschläge geben, die vermögend sind, den ganzen Staat über den Haufen zu stürzen. Wir hoffen, dieses dem Kaiser bey der Versamlung, die er anzuordnen geruhen will, deutlich vor Augen zu legen. Uebrigens bitten wir Se. Majestät, daß das Ausschreiben binnen drey Tagen geschehe. Das ist das einzige Mittel,

die

die Zufälle zu verhüten, die sonst zu befürchten sind. Das Mißtrauen, so die Evangelischen gegen die catholische Parthey hegeten, verursachte noch einige Bewegungen. Rudolph dämpfete diese gar bald, da er ein Edict publicirte. Er erkante darin die von der Böhmischen Confession und die Protestanten für seine lieben und getreuen Unterthanen. Er bezeugete, daß man bey den Versamlungen, die ohne seine Einwilligung gehalten worden, keinen andern Zweck gehabt, als das Beste des Königreichs und den Dienst gegen Seine Majestät. Er befahl den Deputirten, daß sie sich den 25sten May 1609 in dem Schloß zu Prag einfinden, aber keine Soldaten mit dahin bringen solten. Er versprach, daß er alle diejenigen, die in seinem Dienste stünden, wieder zurück schicken wolte, damit die Stände völlige Freyheit hätten, den Artikel von der Religion beyzulegen. Nach der Publication dieses Edicts danketen die Evangelischen Gott öffentlich für diese Gnade. Allein ihre Feinde fanden immer neuen Vorwand, den Beschluß dieser Sache aufzuhalten, und die Evangelischen fiengen an, Soldaten zu werben, die sie in die Stadt Prag führeten. Alles schickte sich zu einem bürgerlichen Kriege an, als der Kaiser Rudolph, durch Vermittelung des Churfürsten von Sachsen, öffentlich kundmachen lies, daß er allen seinen Unterthanen, die entweder unter Einer oder unter beyden Gestalten die heilige Communion empfiengen, die freye Uebung ihrer Religion gestatte, und daß sie ihren Gottesdienst entweder in Böhmischer oder deutscher Sprache halten könten. Er verbot dem Erzbischof zu Prag, daß er die evangelischen Prediger bey ihrem Gottesdienste nicht stören solte. Den Catholiken und Evangelischen verstattete er den Genuß gleicher Vorrechte, und den Evangelischen wurde erlaubet, Kirchen zu bauen und Schulen anzulegen. Das Edict wurde für ewig und unwiederruflich erkläret; und diejenigen, die es verletzten, solten als Störer der öffentlichen Ruhe gestrafet wer-

den. Kraft dieses königlichen Briefes erhielten die Protestanten die Freyheit, ihre Religion in Prag zu üben, und den 15ten Julius 1609 predigten ihre Lehrer öffentlich in einer Hussitischen Kirche, die seit geraumer Zeit verschlossen gewesen. Man zweifelte gar nicht daran, daß die Jesuiten dem Erzbischof von Prag und andern kaiserlichen Bedienten die heftigen Anschläge eingeflösset, aus welchen die bisher erwähnten Zerrüttungen entstanden. Sowol die Catholiken als Protestanten äusserten ihren Unwillen darüber. Man vereinigte sich daher zu beyden Theilen, dem Kaiser gemeinschaftlich eine Bittschrift zu übergeben. Man stellete ihm darin vor, daß die Jesuiten, die ganz armselig nach Böhmen gekommen, jetzo ansehnliche Güter darin besässen, ohne etwas zur Unterhaltung des Staats mit beyzutragen. Daher bäten sie Seine Majestät demüthigst, zu befehlen, daß diese Väter das Ihrige eben so, wie die andern Geistlichen, beytragen solten, und daß ihnen von nun an nicht erlaubet wäre, etwas entweder kraft eines Testamentes oder einer Schenkung, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß, an sich zu bringen.

§. 27.

Den Kaiser gereuete schon der Tractat, den er mit seinem Bruder **Matthias** geschlossen hatte. Rudolph verlangte, daß er ihm Oesterreich und Mähren wieder abtreten solte. Die Churfürsten und Fürsten des Reichs, die im Jahr 1610 nach Prag zusammen berufen worden, fanden sich daselbst ein, um an die Aussöhnung beyder Brüder Hand anzulegen. Es solte daselbst auch von der Wahl eines Römischen Königs gehandelt, und der Successionsstreit wegen Jülich und Cleve beygeleget werden. Der Churfürst von Cöln, Ferdinand von Oesterreich, Erzherzog von Grätz, und Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig, reiseten bis nach Wien, um sich alda mit dem Könige von Ungarn zu besprechen.

sprechen. Nach einer ziemlich langweiligen Unterhandlung errichteten die beyden Brüder einen neuen Tractat. Matthias blieb im Besitz desjenigen, was ihm war abgetreten worden; und der schwache Rudolph hatte weiter nichts davon als einen Schein der Unterwerfung, und eine Art eines jährlichen Tributs, der aus etlichen Fudern Wein und einer sehr mässigen Summe Geldes bestund. Wegen der Wahl eines Römischen Königs wurde auf diesem Reichstage keine Entschliessung gefasset. Man sahe damals nicht ab, daß die Lage der Sachen für das Haus Oesterreich alzu günstig war. Anlangend die Succession in Jülich und Cleve, so suchte der Kaiser dieselbe durch neue Schwierigkeiten zu verwirren. Der Erzherzog Leopold, dessen kleines Heer mit den Truppen der Generalstaaten oder der alliirten Fürsten fast täglich zusammen sties, war nicht stark genug, die streitigen Staaten zu behaupten. Ueberdis schickte sich Moritz, Prinz von Oranien, ganz ernsthaft dazu an, mit den Französischen und Engländischen Hülfstruppen die Stadt Jülich zu belagern. Das Haus Oesterreich erkante nun, daß es ihm unmöglich sey, die Usurpation, damit es umgieng, gegen solche vereinigte Mächte zu behaupten. Sein einziges Auskunftsmittel war, die Succession in Jülich und Cleve in die Hände eines protestantischen Fürsten zu spielen, der seinem Interesse nicht so zuwider war, als die Häuser Brandenburg und Neuburg. Man richtete daher die Augen auf den Churfürsten von Sachsen. Sein Haus hatte vermittelst gewisser Lehnbriefe der Kaiser Ansprüche auf diese streitige Succession. Sie waren bis hieher ohne thätige Folge gewesen, ob sich gleich die Gelegenheit dazu schon dargeboten hatte. Eine Tochter erbete die Staaten von Jülich und Cleve, seit dem die Kaiser dem Hause Sachsen das Recht zugesprochen hatten, in Ermanglung männlicher Leibeserben, darin zu folgen. Allein wenn es auf schöne Länder und Staaten ankomt, so pflegen die Fürsten so gewissen-

wissenhaft nicht zu seyn. Der geringste Schein des Rechten ist ihnen genung, mit denselben wilkürlich zu verfahren, oder sie für sich selbst zu behalten. **Rudolph** sprach daher dem Churfürsten und Hause von Sachsen alle Staaten unter gewissen Bedingungen zu, die dem verstorbenen **Johann Wilhelm**, Herzoge von Jülich und Cleve, gehöret hatten. Das Geschenk würde gewiß ansehnlich gewesen seyn, wenn mit der in die Hände des Churfürsten übergebenen Belehnung auch zugleich eine tüchtige Armee verbunden gewesen wäre, dieselbe geltend zu machen. **Moritz**, Prinz von Oranien, belagerte Jülich den 28sten Julius mit den Truppen der vereinigten Provinzen, zu welchen die gestossen waren, die der König von England geschicket hatte. Den 18ten August brachte der Marschal von **Chastre** zwölftausend Mann Französische Infanterie und zweytausend Mann Reuterey dazu. **Rauschenberg**, den der Kaiser zum Gouverneur dieser Stadt ernennet hatte, vertheidigte sie mit grosser Klugheit und Tapferkeit. Allein der Prinz **Moritz** war damals ein so grosser Meister in der Kunst, Städte zu belagern und zu erobern, daß **Rauschenberg** den 1sten September capituliren muste. Und so kam Jülich in die Hände der Häuser **Brandenburg** und **Neuburg**. Man nante sie alsdann die **besitzenden Fürsten**, um sie von den **prätendirenden** zu unterscheiden. Nach der Eroberung von **Jülich** versamleten sich einige deutsche Fürsten zu Cöln, um ein Mittel zu einem Vergleich ausfindig zu machen. Der Churfürst von **Trier** und der Graf von **Hohenzollern** kamen als kaiserliche Commissarien dahin. **Ludwig**, Landgraf von Hessen, that verschiedene Vorschläge. Die **besitzenden Fürsten** hatten keine Lust, dieselben anzunehmen. Sie liefen darauf hinaus, daß der Kaiser die Sequestration übernehmen, und den Churfürsten von **Sachsen**, nebst dem Churfürsten von **Brandenburg** und dem Hause **Neuburg**, in den Besitz der streitigen Staaten setzen solte. Der

Abge-

Abgesandte von Frankreich schlug ein anderes Mittel vor, das weder dem Landgrafen noch den kaiserlichen Commissarien gefiel. Die deutschen Fürsten haben nie gerne gesehen, daß auswärtige Souveraine sich in die Angelegenheiten des Reichs gemischet haben. Es wurde eine Menge Schriften sowol von Seiten der besitzenden Fürsten, als von Seiten des Churfürsten von Sachsen und der kaiserlichen Commissarien, ans Licht gestellet. Allein man konte zu keinem Vergleich gelangen. Die Versamlung gieng aus einander, und es gab ein jeglicher eine Protestation ein, daß es nicht an ihm gelegen, daß die Streitigkeiten nicht beygeleget worden. Das war desto besser für **Brandenburg** und **Neuburg**. Sie blieben im ruhigen Besitz der Staaten von **Jülich** und **Cleve**, bis der Proceß würde ausgemachet worden seyn. Die vereinigten protestantischen Fürsten thaten ihnen auch einen sehr grossen Gefallen, da sie **Maximilian**, Herzog von Bayern, und Oberhaupt der catholischen Ligue, zur Niederlegung der Waffen, den Churfürsten von Cöln aber nöthigten, die Feindseligkeiten seiner Unterthanen wider die Unterthanen im Herzogthum **Jülich** abzustellen.

§. 28.

Der Französische Hof war damals zu Rheims wegen der Krönung und Salbung des jungen Königs. Der Cardinal **Joieuse**, der den Erzbischof dieses Ortes vorstellete, verrichtete alda die Ceremonie mit gewöhnlicher Pracht. Die Prinzen von **Conde** und von **Conti**, der Graf von **Soissons**, die Herzoge von **Nevers**, **Elbeuf** und **Epernon** vertraten die Stelle der alten Herzoge von Burgund, Normandie und Aquitanien, der Grafen von Toulouse, von Flandern und Champagne. Man darf hier keine umständliche Beschreibung dieser weitläuftigen Ceremonie erwarten. Man findet sie an mehrern Orten beschrieben. Eins verdienet nur,

daß man es nicht vergesse, sondern wohl bemerke. Ehe man sich desjenigen bedienet, was der leichtgläubige Pöbel das heilige Oel nennet, so verspricht der König auf geschehene Anfrage des consecrirenden Prälaten, daß er den Bischöfen und Kirchen ihre canonischen Vorrechte lassen, gute Gesetze abfassen, die Gerechtigkeit verwalten, und seine Unterthanen schützen wolle, wie ein König gegen seine Staaten verbunden ist. Zween Bischöfe, die zugleich Pairs von Frankreich sind, fragen hierauf die Umstehenden: ob sie den gegenwärtigen Prinzen für ihren König erkennen? Wenn nun alle Stände des Königreichs ihre Einwilligung dazu gegeben haben, so muß der Prinz den feyerlichen Krönungseid ablegen. Ein überzeugender Beweis, daß eine gegenseitige Verpflichtung zwischen dem Souverain und seinen Unterthanen dabey vorgehe! In einem Wahlreiche verpflichten sich die Unterthanen an den von ihnen gewählten Fürsten nur unter den Bedingungen, darüber sie sich in dem abgefaßten Wahlinstrument verglichen haben. In einem Erbreiche aber sind die Unterthanen gegen denjenigen unter ihnen, den sie samt seinen Nachkommen gewählet haben, verbunden, jedoch so, wenn sie alle Bedingungen erfüllen, dazu sich der erste von der königlichen Familie anheischig gemachet hat. Daher komt es, daß keiner von ihnen feyerlich als König erkant wird, als bis er den Originalcontract ratificiret und genehm gehalten, der mit demjenigen aufgerichtet worden, von dem er seine Prätension zur Krone hat. Diese Regel gründet sich auf das göttliche Recht und die natürliche Billigkeit. Die guten Franzosen glaubten dieses im funfzehnten Jahrhundert durchgängig. Es ist ein grober Irthum, sagt einer der berühmtesten und gottseligsten Schriftsteller der Französischen Kirche a), es ist ein grober Irthum, wenn man

a) Joh. Gerson opusc. adversus adulatores principum, consider. 8.

man vorgiebt, daß der Souverain in keiner Verpflichtung gegen seine Unterthanen stehe. So wie diese nach dem göttlichen Rechte, nach der natürlichen Billigkeit, und nach dem eigentlichen wahren Zweck der Regierung verbunden sind, ihrem Fürsten treu, hold und gewärtig zu seyn, so ist er seines Ortes nicht weniger verpflichtet, sich gegen sie treu zu beweisen und sie zu schützen. Geschiehet es nun, daß ein Souverain offenbare Ungerechtigkeiten ausübet, und keine Gegenvorstellungen seiner Unterthanen annimt; so haben diese die Freyheit, sich nach der Vorschrift des natürlichen Rechtes zu vertheidigen, als welches erlaubet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ein anderer Parisischer Theologe, der nicht weniger wegen seiner vornehmen Herkunft als wegen seiner seltenen Gelehrsamkeit bekant ist b), sagte dem Könige Heinrich II ganz frey unter die Augen, daß Seine Majestät eine tyrannische Maxime verabscheuen müsten, die sich besser für einen Türken und Tartarfürsten, als für einen christlichen Fürsten, schicke; eine Maxime, sage ich, die damals am Hofe schon durchgängig eingeführet war, nemlich daß der König ein unumschränkter Herr über den Leib und über die Güter seiner Unterthanen sey. Die Hofschranzen, die den Souverainen solche Grundsätze einhauchen, nennet dieser scharfsinnige Lehrer ohne alles Bedenken Hunde und Speichellecker des Hofes. Um die schädlichen Wirkungen von der falschen Politik des Cardinals, der die oberste Aufsicht über die Erziehung Ludwig XIV hatte, zu verhindern, so lies man eben dieses unter währender Minderjährigkeit dieses Prinzen abdrucken. Weder der Buchhändler noch der Verfasser getraueten sich, ihren Namen kund zu thun. Das Buch rührte aber von einem Geistlichen her, der sich durch seine Gelehrsamkeit und Gottseligkeit von andern

b) Claude Despense institution d'un Chretien cap. 8.

unterscheidete. Er hat nach der Zeit eine der ersten Würden in der Kirche zu Paris bekleidet c). Was man aber unter Heinrich II frey sagen durfte, und was man vor etwa funfzig Jahren unter einem Mäntelchen vortrug, davon scheinen die Franzosen heut zu Tage auch das Andenken verlohren zu haben, wenn es anders eben so leicht wäre, etwas zu vergessen, als das Maul zu halten, um der geheimen Staatsinquisition nicht in die Hände zu fallen. Die Hand des Scharfrichters muß jezo Bücher von der Art verbrennen. Meynen aber auch solche unwürdige Diener, die dergleichen veranstalten, daß die Feuerflamme, die das Papier verzehret, die Grundsätze vertilgen könne, welche die gesunde Vernunft in die Herzen aller rechtschaffenen Franzosen tief eingepräget hat?

§. 29.

Das Parlament zu Paris fassete den 16ten November dieses 1610. Jahres einen Schluß, daß der Tractat unterdrücket werden solte, den der Cardinal **Bellarmin**, ein Jesuit, von der **Macht des Römischen Papstes in weltlichen Dingen** geschrieben und ans Licht gestellet hatte. Da dieses neue Buch eine Folge von der Streitigkeit war, die der Verfasser mit dem Könige von Grosbrittannien, **Jacob I**, bey Gelegenheit des Eides geführet, den dieser König von den Römischcatholischen in England gefordert hatte; so werde ich hier den Ursprung und Fortgang dieser Streitigkeit kürzlich erzählen. Nach der entsetzlichen **Pulververschwörung** glaubete der König **Jacob**, daß er, um sein Leben in Sicherheit zu setzen, von den in England wohnenden Papisten einen besondern Eid der Treue fordern könte. Das Formular desselben war so abgefasset, daß dadurch das Gewissen derer gar nicht verletzet wurde, die

ohne

c) Joli Maximes veritables & importantes pour institution du Roi.

ohne Entsagung ihrer Religion ihrem Souverain dasjenige leisten wolten, was sie ihm von Rechts wegen schuldig waren. Man erkante in demselben, daß der Papst kein Recht habe, Könige abzusetzen, über ihre Staaten wilkührlich zu disponiren, einen auswärtigen Fürsten zu einem feindlichen Angrif wider dieselben zu reitzen, die Unterthanen von ihrem geleisteten Eide der Treue loszusprechen, oder ihnen zu befehlen, die Waffen wider ihren Souverain zu ergreifen. Man versprach in demselben, dem Könige treu zu seyn und ihm zu dienen, ohne sich an das zu kehren, was der Papst wider ihn oder wider seine Nachfolger unternehmen möchte, und alle verrätherische Anschläge und Conspirationen zu entdecken, davon man einige Kundschaft bekommen möchte. Man verwarf und verabscheuete die Lehre derer als eine gottlose und ketzerische Lehre, welche behaupteten, daß es erlaubt sey, die Fürsten abzusetzen oder gar zu ermorden, die der Papst in den Bann thäte. Endlich aber erklärete man sich, zu glauben, daß weder der Papst noch irgend eine andere Macht von der Beobachtung des Eides lossprechen könne, und man entsagte allen Dispensationen, die etwa der Papst zu ertheilen sich gelüsten lassen möchte. Die Sache kam den Engländischen Papisten vernünftig vor. Die Edelleute, die Priester und andere legten diesen Eid ab. George Blackwell, den der Papst zum Erzpriester von England ernant hatte, leistete nicht nur selbst diesen Eid, sondern er vertheidigte auch denselben wider diejenigen, die ihn bestritten. Der Römische Hof aber urtheilete von dieser Formel ganz anders. Vernünftige Leute wunderten sich gar nicht darüber. Denn man verwarf darin einen Satz als ketzerisch und gottlos, daraus dieser Hof einen Grundartikel seiner Religion gemachet hat. Man mag sagen, was man will, so urtheilen diejenigen, die diesen Eid billigen, nicht schlußmässig, wenn sie den Papst für den Statthalter Jesu Christi erkennen. Paulus V, den

dieser

dieser Schritt, den die Engländischen Catholiken ohne sein Vorwissen und Einwilligung gethan hatten, stutzig machte, lies so gleich ein Breve abgehen, darin er ihnen die Leistung eines Eides untersagte, der, wie er vorgab, dem catholischen Glauben und dem Heil ihrer Seelen nachtheilig wäre. Seine Ausdrücke waren so lebhaft und so stark, als ob er diese armen Leute abmahnen wollen, das heilloseste Formular wider die Gottheit Jesu Christi nicht zu unterschreiben. Dieses donnernde Breve kam ihnen so befremdlich vor, daß sie nicht besser thun zu können meynten, als wenn sie es für untergeschoben, oder wenigstens für erschlichen hielten, und glaubten, daß Seine Heiligkeit von dem, was in England vorgienge, nicht recht unterrichtet wäre.

§. 30.

Man lies sie aber nicht lange in diesem vorsetzlichen Irthum stecken. Paulus lies ein anderes Breve ausgehen, dadurch das erstere bestätiget wurde. Der Cardinal Bellarminus, der seit dem Tode des vor einiger Zeit verstorbenen Cardinals Baronius der gröste und berühmteste Verfechter der päpstlichen Hoheit war; Bellarminus, sage ich, schrieb einen recht ausstudirten Brief an den Blackwell, um ihn von seiner Vergehung auf den rechten Weg zu bringen. Man hätte einem Menschen, der das Evangelium verleugnet, und den Alcoran dafür angenommen, keine nachdrücklichere Vorstellung thun können. Dem Könige Jacob vergieng darüber die Gedult, und er wolte selbst eine Vertheidigung seiner Eidesformel wider die beyden Breven des Papstes und das Schreiben Bellarmini aufsetzen. Vor der Hand setzte er seiner Schrift seinen Namen nicht vor. Hätte nicht ein König besser gethan, wenn er gar nicht geschrieben, sondern diese Arbeit andern überlassen hätte? Der gute Herr erkante ganz öffentlich, daß es einem Könige besser kleide, zu richten, als zu disputiren.

Ein

Ein kleiner Jesuit, der dafür Cardinal geworden, weil er Pappier beschmieret hatte, war kein würdiger Widersacher eines grossen Monarchen. Borgheſe führte sich als ein König auf, und Jacob wolte für einen Doctor angesehen seyn. Der eine befahl, der andere aber disputirete. Wenn ein grosser Fürst wenigstens nicht wie ein Julius Cäsar, oder wie ein Marcus Aurelius schreibet, so thut er nicht wohl, wenn er ein Autor wird. Julianus ergrif die Feder, um seinen philosophischen Bart und seine Religion zu vertheidigen. Allein bey aller seiner Gelehrsamkeit machte er sich verächtlich und lächerlich. Bellarminus blieb dem Könige die Antwort nicht schuldig; es geschahe aber unter einem falschen Namen. Ein gelehrter Engländischer Prälat übernahm die Widerlegung des Cardinals. Er zeigete, daß vor den Zeiten Gregorii VII kein Kirchenscribent sich unterstanden, die Autorität des Papstes über das Weltliche der Souverainen zu behaupten. Der König von England lies eine zweyte Auflage von seiner Schutzschrift drucken, dabey er sich als Verfasser angab. Hat er sich eine Ehre dadurch erwerben wollen, da er selbst die gemeine Sache aller Souverainen vertheidiget, oder hat er vielmehr eine Gelehrsamkeit beweisen wollen, die unter Personen von seinem Range selten angetroffen wird? Das Werk erschien mit einer vorgesetzten prächtigen Vorrede. Es war dieselbe eine Art eines Manifests an den Kaiser, an alle Könige, an alle Fürsten, an alle christliche Republiken, vor welchen er von den Ursachen seiner Eidesformel und von seinem Betragen gegen seine Römischcatholische Unterthanen Rechenschaft ablegte. Wachet auf, sagte der König zu ihnen, denn es ist hohe Zeit. Es komt jezo auf das algemeine Interesse aller Souverainen an. Ein fürchterlicher und hartnäckiger Feind untergräbet unvermerkt die Gründe eurer Hoheit. Werdet ihr nicht gemeinschaftliche Hand anlegen, seinen neuen und täglichen Eingriffen Ein-

halt

halt zu thun, so wird er eure unstreitigsten Rechte bald an sich gerissen haben. Derjenige, der mich jetzo angreifet, wird morgen ein gleiches wider euch thun. Darf ein weiser Mensch wol die Hände in den Schoos legen, wenn das Feuer seines Nachbars Haus schon ergriffen hat? Der Rath war ganz heilsam. Allein Seine Großbrittannische Majestät muste zu ihrem Verdruß erfahren, daß viele catholische Fürsten sich nicht einmal unterstanden, seine Schutzschrift zu lesen, um nicht den Papst zu beleidigen. Unbegreifliche Knechtschaft! Hat die Staatsklugheit oder der Aberglaube die Souverainen zu einer solchen niederträchtigen Gefälligkeit gegen einen Bischof bringen können, dem man Ehre genug erwiesen haben würde, wenn man ihn für den ersten Unterthanen des Reichs erkläret hätte?

§. 31.

Heinrich IV, König von Frankreich, war eben so schwach als die andern. Er verbot, das Buch zu übersetzen, das sein guter Alliirter ihm zugeschicket hatte. Allein seine Sorgfalt und Befehl war vergeblich. Die Schutzschrift erschien wider seinen Willen in Französischer Sprache. **Coeffetеau**, ein Dominicanermönch, und nachher Bischof von Marseille, ein Schriftsteller, der einen glücklichen Anfang gemachet, der Französischen Sprache zur Zierlichkeit, Anmuth und Reinigkeit zu verhelfen; **Coeffetеau**, sage ich, wolte sich bey dieser Gelegenheit sehen lassen. Dieser wagte es, sich mit einem Könige in einen Streit einzulassen. Er war genöthiget, so zu reden, wie man in Frankreich redet, und die Unabhängigkeit der Souverainen in weltlichen Angelegenheiten zu erkennen. Allein der schlaue Dominicaner verwickelte sich gewaltig. Es ist wahr, sagte er zum Könige von Großbrittannien, wenn die catholische Kirche solch rasendes Zeug lehret, wenn sie ihre Glieder wider die Könige rüstet, und Anschläge

schläge wider ihr Leben macher; so ist sie nicht nur der Gnade derselben unwürdig, sondern sie verdienet auch ausgerottet, und das Andenken derselben durch einen rechtlichen Spruch des ganzen menschlichen Geschlechtes vertilgt zu werden. Wenn sie aber dagegen alle solche Versuche für einen Hochverrath erkläret, wenn sie den Fürsten einer gesicherte Regierung, siegreiche Waffen, gehorsame Unterthanen, treue Räthe, und alles, was man nur glücklich nennen kan, wünscher; ist alsdann ihre Grösse nicht unter der Wuth derer was unschuldiges, welche nicht die Religion, sondern die Verzweifelung zu solcher Brutalität getrieben? Sie weis, daß sie nicht ohne dem Staat bestehen kan, weil sie im Staat geboren worden, und von demselben unterstüget wird. Die catholische Kirche: das ist in Frankreich ein überaus zweydeutiges Wort. Ist es erlaubt, dasselbe so auszulegen, daß darunter eine gewisse Anzahl vernünftiger und ehrlicher Personen, die sich zur Römischen Kirche bekennen, verstanden werde; so hat der angeführte Schriftsteller vielleicht recht. Wenn man aber durch das Wort catholische Kirche, wie es sehr warscheinlich ist, ihren obersten Hirten, die gröste Anzahl derer, welche die ersten Würden in der Kirche bekleiden, und ihre berühmtesten Schriftsteller verstehen muß; so ist gar sehr zu besorgen, daß der gute **Coeffeteau** vortreflich gelogen. Der Papst und die Cardinäle machten ihn noch in eben dem Jahr zum Lügner, da er dem Könige **Jacob** geantwortet. **Barclajus** hatte wider das Buch des **Bellarminus** von der Autorität des Papstes geschrieben, und er folgte darin den Grundsätzen, die von allen ehrlichen Leuten in Frankreich für wahr gehalten werden. Allein sein Buch wurde zu Rom eben so gut verdammet, als die schöne Historie des **Thuanus**, die Vertheidigung des **Anton Arnaud** wider die Jesuiten, und selbst der

Schluß

Schluß des Parlaments zu Paris wider den Johann Chastel, der sich am Leben Heinrichs IV vergriffen; denn dieser unglückliche Fürst war damals noch nicht tod. Muste nicht diese unerhörte Censur, die er so geduldig annahm, die Wuth des Bösewichts noch mehr entzünden, der ihn im folgenden Jahr ermordete? Wenn das vorgebliche Oberhaupt der Römischen Kirche, wenn die Cardinäle, wenn die meisten ihrer Bischöfe solche Rasereyen nicht lehreten, wenn sie dergleichen Anfälle als den abscheulichsten Vatermord verabscheueten; würden sie auch so viel gründliche Schriften, und einen so gerechten, so christlichen Parlamentsschluß öffentlich verdammet und geschändet haben? Wir müssen also nach der Angabe des berühmten Coeffeteau daraus schliessen, daß der Papst und die Cardinäle verdienen, ausgerottet und ihr Andenken durch ein öffentliches Urtheil des menschlichen Geschlechtes von der Erde vertilget zu werden.

§. 32.

Da die Cardinäle nicht geringer seyn wollen, als die gekrönten Häupter, so richtete Bellarminus die Antwort, die er schon unter einem fremden Namen auf die Schutzschrift des Königs von England verfertiget hatte, ebenfals an den Kaiser, und an die Könige, die Gott für ihren Vater und die catholische Kirche für ihre Mutter erkennen. Man muß sich nicht wundern, sagte der Cardinal zu ihnen, daß ich mich unterstehe, einen König zu widerlegen. Ich habe nach dem Exempel vieler Prälaten des Alterthums die Feder zur Vertheidigung der Kirche ergriffen. Hilarius von Poitiers und Lucifer von Cagliari haben wider den Kaiser Cöstius, einen Ketzer, geschrieben. Gregorius von Nazianz und Cyrillus von Alexandrien haben den Julianus Apostata bestritten. Das war es, was

sich

sich Jacob I von einem Priester zuzog, da er sich ohne Noth zu einem Controvertisten aufgeworfen hatte. Hätte er es blos dabey bewenden lassen, daß er ein Manifest herausgegeben, und die Rechtmässigkeit des Eides, den er von seinen papistischen Unterthanen gefordert, gezeiget hätte, so würde er den Römischen Hof und seine Vertheidiger verwirret haben. So aber bemühete er sich zu erweisen, daß der Papst der Antichrist, und Rom der Stuhl des Kindes des Verderbens wäre. Gab er nicht dadurch den souverainen Fürsten der päpstischen Kirche geflissentlich einen scheinbaren Vorwand, die Schutzschrift nicht zum besten aufzunehmen, die ihnen ein König zuschrieb, und dagegen der Antwort, die der Cardinal darauf ertheilete, lauten Beyfal zu geben? Hiemit hatte der Streit ein Ende. Bellarmin schickte sich auf eine Antwort gegen den Barclajus. Dieser hatte das widerleget, was der Cardinal im ersten Theil seiner Controversien von der Autorität des Papstes geschrieben hatte. Die Advocaten des Königs hatten sich widersetzet, daß sie nicht zu Paris gedruckt werden solten, und die ersten Bogen, die schon abgedrucket waren, wurden auf Befehl des Generalprocurator unterdrücket. So bald die Parlamentsräthe von dem neuen Buch Nachricht bekamen, das Bellarminus von der Macht des Papstes in weltlichen Dingen geschrieben hatte; so ersuchte der Generaladvocat das Parlament, daß sie wohl in Erwegung ziehen möchten, was die Bekantmachung dieses schädlichen Buches für Unheil nach sich ziehen könte. Der Generalprocurator antwortete, es sey seine Schuldigkeit, eben solchen Eifer in dem Dienst seines Herrn zu beweisen, als Peter Cugnieres und Johann le Cocq, seine Vorgänger, bewiesen hätten; einer unter der Regierung Philipps von Valois, der andere zur Zeit Carls VI. Er bezog sich so gar auf dasjenige, was der König von Spanien und seine Diener vor kurzer Zeit wider den Theil von des Cardinal Baronius

Jahrbüchern gethan hätten, darin die **Sicilianische Monarchie** angegriffen worden. Auf diese Vorstellung erkanten die versamleten Kammern, daß das Werk des **Bellarmin** in Frankreich nicht gedultet werden solte. Wir wollen nun zusehen, was in diesem Jahre in Spanien wider den **Baronius** vorgenommen worden.

§. 33.

Die Könige von Sicilien sind seit sehr langer Zeit allein die Päpste dieses kleinen Königreichs. Kraft einer gewissen Bulle, sagen sie, die der Papst **Urbanus** II dem **Roger**, Graf von Sicilien, und seinen Nachfolgern ertheilet, ist der Souverain des Landes geborner Legat des heiligen Stuhls. Sein Ansehen in geistlichen Dingen ist so groß, daß er entweder unmittelbar oder durch seine obrigkeitlichen Personen alle Arten von Laien und Geistlichen, ja selbst Bischöfe und Cardinäle, die sich im Königreiche aufhalten, in den Bann thut und absolviret. Dieses Recht, sagt man weiter, ob es gleich vom heiligen Stuhl seinen Ursprung hat, ist jetzo unwiederruflich. Der Souverain besitzet es als ein Eigenthum. Der König von Spanien ist daher der Monarch Siciliens, so wol in geistlichen als in weltlichen Dingen; er ist im Besitz aller der Rechte, die der Papst in den Ländern hat, die unter seinem Gehorsam stehen. **Johanna**, die Mutter **Carls** V, und einige andere Prinzessinnen, die selbst in Sicilien regieret haben, haben daselbst den Titel **allerheiligster Vater** geführet. Dieser Titel ist ihnen und ihren Gerichtspersonen gegeben worden; sie haben in dieser Qualität den Vorsitz bey National- und Provinzialconcilien gehabt, oder haben Personen ernennen können, die solches in ihrem Namen gethan. Die Könige von Spanien sind auf dieses seltene Vorrecht so eifersüchtig, daß unter der Regierung Carls V ein Viceroi von Sicilien alle Acten aufsuchen lies, die zum Erweis desselben dieneten. Es wurden,

auf

auf Befehl des Viceroi, drey zuverlässige Abschriften zu gleicher Zeit davon gemachet. Eine davon wolte man 1698 zu London verkaufen. Sie war bey der letzten Eroberung von Barcelona durch die Franzosen entwendet worden. Ich habe sie geraume Zeit in meinen Händen gehabt. Der Bischof von Norwich, der ein Liebhaber aller guten Bücher war, bezahlete dieses Manuscript in Ansehung seiner Seltenheit nicht zu theuer. Es ist eine Samlung gleich derjenigen, darin die Beweise von den Freyheiten der Französischen Kirche enthalten sind. Sie enthält verschiedene Urtheile desjenigen Tribunals, welches man die Monarchie Siciliens nennet. Der Cardinal Baronius grif nun im eilften Theil seiner kirchlichen Jahrbücher diese geistliche Macht gewaltig an, deren sich die catholischen Könige ohne Bedenken anmasseten. Es ist ein unerhörtes Recht, sagt der Cardinal, ein Recht, dessen sich selbst Friedrich II und seine Kinder, diese ungerechten Tyrannen und aufrührischen Verfolger der Römischen Kirche, anzumassen nicht kühn genung gewesen sind. Daraus entstund ein grosser Streit zwischen dem Baronius und Cardinal Colonna, welcher vorgab, daß sein Mitbruder keine Ursache hätte, sich so trotzig gegen den König von Spanien herauszulassen. Der Hof zu Madrid wuste es dem Verfasser der Jahrbücher so schlechten Dank, daß er deswegen in einem Conclave, da er bereits 37 Stimmen hatte, von aller Wahlfähigkeit ausgeschlossen wurde. Endlich publicirte Philipp III 1610 ein Edict, darin nach grossen Beschwerden über die Schmähungen Baronii, und nach weitläuftiger Anführung der Dienste, so die Könige von Spanien und Sicilien, seine Vorfahren, der Römischen Kirche geleistet, allen seinen Unterthanen bey harter Strafe die Lesung und Verkaufung des eilften Theils der Jahrbücher Baronii untersaget wurde, wo nicht wenigstens die Stelle, darin die Monarchie Siciliens bestritten wird, daraus weggestri-

chen worden. Da nun Servin wohl wuste, daß das Exempel des Königes von Spanien bey der Maria von Medicis viel vermöge, als welche ihre Verbindungen mit Philipp täglich mehr bevestigte, so hoffete der Generaladvocat, daß dadurch die Regentin würde abgehalten werden, etwas wider die Procedur des Parlaments gegen des Bellarmini Buch einzuwenden. Allein er betrog sich in seiner Vermuthung. Die Königin war dem Hofe zu Rom nicht weniger ergeben, als dem zu Madrid. Der Nuntius, den der Papst in Spanien hatte, muchsete nicht gegen das Edict Philipps. Der aber, der damals in Frankreich die Stelle eines Nuntius vertrat, war viel kühner und auch weit glücklicher. Auf seine Vorstellung verordnete der Staatsrath der Regentin, daß die Volziehung des Parlamentsschlusses wider Bellarmini Buch aufgeschoben werden solte. Die Feinde der souverainen Macht der Könige hatten noch immer Freyheit zu reden und zu schreiben.

§. 34.

Der Marquis d'Ancre, der Liebling der Maria, begunte den Prinzen und vornehmsten Herren des Hofes unerträglich zu werden. Auf der Reise des Königs nach Rheims hatten die Bedienten der Marquisin mit den Bedienten des Cardinal Joieuse wegen des Quartiers einigen Streit gehabt. Conchini, der erster Kammerherr geworden war, gerieth in einen Rangstreit mit dem Bellegarde, dem Oberstallmeister, als der König nach der Krönung seinen feyerlichen Einzug in Paris hielt. Der Herzog von Epernon, ein Anverwandter des Bellegarde, erklärte sich wider den Conchini. Und der Graf von Soissons, der noch Gift und Galle schäumete, daß dieser dem Herzog von Guise behülflich gewesen war, die Witwe Montpensier zu heirathen, wolte mit dem Marquis von Ancre nicht reden a). Die Feindschaft dieser beyden mächtigen Leute machte sie unruhig.

a) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

ruhig. Er bemühete sich, sie wieder auszusöhnen. Soissons war nicht abgeneigt davon. Allein er verlangte, daß ihm der Marquis und die Marquisin von Ancre in zwey Dingen, daran ihm alles gelegen war, Gefälligkeit erweisen solten; einmal, daß sein Sohn, der Graf von Enghien, die Erbprinzessin von Montpensier zur Gemahlin bekäme; und zum andern, daß sie den Herzog von Sulli stürzeten. Wegen des ersten Antrages lies sich der Marquis in ganz algemeinen Ausdrücken gegen diejenigen heraus, die sich dieser Aussöhnung unterzogen. Wegen des Herzogs von Sulli aber erklärete er sich bestimter, im Fall die Minister daran Theil nähmen. Conchini liebete ihn nicht; er besorgte vielmehr, daß der Credit eines alten Ministers seinem aufblühenden Glücke hinderlich werden möchte. Indes wolte der Graf von Soissons diese Aussöhnung nicht bewerkstelligen, bevor nicht der Herzog von Epernon befriediget wäre. Es war aber so was leichtes nicht, diesen stolzen und hartnäckigen Kopf zu gewinnen, welcher glaubte, daß er von sich selbst und ohne die Lieblinge des Hofes würde stehen bleiben können. Epernon begehrete, daß Conchini zu ihm kommen, und ihm in Gegenwart des Grafen von Soissons Satisfaction leisten solte. Der andere aber, den die Gnade der Königin, und die neue Würde aufgeblasen hatte, wegerte sich, einem Herzoge eine Unterwerfung zu beweisen, die er nur einem Prinzen vom Geblüt ohne Niederträchtigkeit erweisen konte. Soissons fand einen Ausweg, die Zärtlichkeit des einen zu verschonen, und den Stolz des andern zu befriedigen. Der Präsident Jeannin hatte den Conchini dem Grafen vorgestellet. Nach den gewechselten Complimenten darüber man sich vorher verglichen, machten die neuen Freunde ein Spielchen zusammen. Als dieses vorbey war, so sagte der Graf von Soissons zum Marquis: Es ist nicht genung, daß wir ausgesöhnet sind: sie müssen auch mit meinen Freunden gut daran seyn. Ich werde jetzo bey einem derselben einen Besuch ablegen; ich ersuche sie, mir Gesellschaft zu leisten. Ich bin bereit, antwortete Conchini,

chini, alles zu thun, was ihnen beliebet. Nun waren sie im Palast des Herzogs von Epernon. Es gieng von beyden Seiten alles sehr artig zu. Was unter gemeinen Leuten für eine Kleinigkeit gehalten wird, das ist unter den Grossen eine sehr wichtige Sache. Es kostete nicht viel Mühe, die Einwilligung der Minister zu erhalten, sich mit den andern zum Fall des Herzogs von Sulli zu vereinigen. Er hatte sich mit dem Villeroi überworfen, der der einzige unter den Ministern war, der sich bemühete, ihn bey den Staatsangelegenheiten zu erhalten. Es wurden von beyden Seiten bittere und beleidigende Worte im Staatsrath und in Gegenwart der Königin gewechselt. Villeroi, der sich damals für unentbehrlich hielt, und die besten Stützen zu haben glaubte, entfernete sich vom Hofe. Das war gleichsam eine Drohung, nicht wieder zu kommen, so lange Sulli Theil an der Regierung hätte. Die Regentin war von selbst schon geneigt, ihn von den Affairen zu entfernen. Ein protestantischer Minister war nicht nach dem Geschmack einer Prinzessin, die den Eindrücken des Römischen Hofes blindlings folgete. Eben so wenig gefiel ihr das finstere Wesen des Herzogs, der sich vielleicht nicht gescheuet haben möchte, sich ihrer Verschwendung und unbedachtsamen Freygebigkeit zu widersetzen. Zwar hätte die Furcht vor dem Murren der Protestanten, wenn man ohne Ursache einen Herrn von ihrer Religion absetzte, die Königin zurücke halten, und die wider ihn angelegte Cabale zertheilen können; allein man machte sich auf den Marschal von Bouillon Rechnung, der auch zu dieser Parthey gehörete. Er hassete den Herzog von Sulli unversöhnlich. Und der Prinz von Conde, der durch die Confiscation der Güter eines Oberfinanzdirectors, die ihm Bouillon vorgespiegelt hatte, angekörnet worden war, lies ab, sich eines Mannes anzunehmen, dessen geraubte Güter ihn bereichern solten, welches ein mächtiger Stachel war, diesen Prinzen in Bewegung zu setzen, wie sich einer der vernünftigsten Männer dieser Zeit hierüber erkläret hat b).

Geschichte

b) Memoires du Duc de *Rohan* L. 1.

Geschichte
von
Europa
unter
Ludwig dem dreyzehnten.

Des ersten Theils zweytes Buch.

Inhalt.

§. 1. Streit zwischen Bellegarde und Conchini. §. 2. Der Graf von Soissons überwirft sich mit dem Cardinal von Joieuse und mit dem Herzoge von Epernon. §. 3. Zwistigkeit des Grafen von Soissons mit dem Prinzen von Conchi, seinem Bruder. Man söhnet die beyden Prinzen wieder aus. §. 4. Andre grosse Streitigkeit des Grafen von Soissons mit dem Herzoge von Guise. §. 5. Vergleich des Herzogs von Guise mit dem Grafen von Soissons. §. 6. Der Herzog von Sulli fält in Ungnade. §. 7. Der Oberpräsident von Harlay leget seine Bedienung nieder. Ränke, um zu verhindern, daß der Herr von Thou sein Nachfolger nicht werde. §. 8. Die Escouman beschuldiget die Marquisin von Vernueil und den Herzog von Epernon, daß sie an dem Meuchelmorde Heinrichs IV Antheil gehabt. Die Anklägerin wird verurtheilet. §. 9. Anmerkungen über das wider sie gefälte Urtheil. §. 10. Zustand des Oesterreichischen Hauses in Deutschland. §. 11. Ehrgeitzige Absichten Leopolds von Oesterreich, Bischofes von Strasburg und Passau, auf das Königreich Böhmen. §. 12. Die Truppen Leopolds dringen in Böhmen ein. Matthias, König von Ungarn, komt Böhmen zu Hülfe. Er wird zum Könige von Böhmen gekrönet. §. 13. Cabale am Französischen Hofe wider den Herzog von Epernon. Der Cardinal von Joieuse und der Herzog von Epernon fassen den Entschluß, sich

vom Hofe wegzubegeben. §. 14. Der Marquis von Ancre gehet damit um, seinen Sohn mit einer Prinzeßin von Soissons zu vermählen. Der Graf von Soissons nimt den Vorschlag an. Großmuth des Herzogs von Epernon. §. 15. Instruction, die dem Cardinal von Joieuse gegeben wird, da er nach Rom gehet. Die Regentin rechtfertiget sich beym Papste Paul V wegen dessen, was sie zum Besten der Protestanten gethan hat. §. 16. Beschwerden des Französischen Hofes gegen den Herzog von Savoyen. §. 17. Beunruhigung des Herzogs von Savoyen nach dem Tode Heinrichs IV. Die andern Italiänischen Prinzen scheinen eben so bekümmert zu seyn, als der Herzog von Savoyen. §. 18. Kluge Aufführung des Senats zu Venedig. §. 19. Gefährliches Vorhaben des Spanischen Hofes wider den Herzog von Savoyen. §. 20. Verschiedene Unterhandlungen, um den König von Spanien und den Herzog von Savoyen zu nöthigen, in Italien die Waffen niederzulegen. Der König von Spanien verlanget vor allen Dingen eine Genugthuung von dem Herzoge von Savoyen. §. 21. Frankreich leget in Dauphine die Waffen aus den Händen. Es geräth in einige Furcht, daß die Spanier in Italien bewafnet bleiben. §. 22. Reise Philiberts, Prinzen von Savoyen, nach Spanien. Formel der Genugthuung, die der Prinz von Savoyen im Namen seines Vaters dem Könige von Spanien thut. §. 23. Aussöhnung des Herzogs von Savoyen mit Spanien. Velasco, Connetable von Castilien und Gouverneur von Mayland, bekömt Befehl, die Waffen niederzulegen. §. 24. Verschiedene Projecte des Herzogs von Savoyen. Der Herzog von Savoyen faßt den Entschluß, Genf und das Walliserland anzufallen. Der Rath von Frankreich entschliesset sich, Genf und das Walliserland zu beschützen. §. 25. Man bringt endlich den Herzog von Savoyen dahin, daß er die Waffen aus den Händen legen muß. §. 26. Politische Versamlung der Protestanten in Frankreich. Zubereitung der Protestanten, um eine algemeine Versamlung zu halten. Der Marschal von Bouillon läßet sich durch den Hof gewinnen. Die Versamlung der Reformirten wird von Chatelleraut nach Saumur verleget. §. 27. Aussöhnung des Marschals von Bouillon und des Herzogs von Sulli. §. 28. Die Protestanten erneuern ihren Vereinigungseid. §. 29. Die den Herzog von Sulli betreffende Sache wird in der Versamlung zu Saumur vorgetragen. Vorstellung des Herzogs von Sulli an die Versamlung. Unterredung des Marschals von Bouillon und des Herzogs von Rohan wegen der Sache des Herzogs von Sulli. Die Versamlung erkläret sich für den Herzog von Sulli. §. 30. Der Hof bemühet sich, die Versamlung zu Saumur so bald als möglich zu trennen. Uneinigkeit in der Versamlung zu

Saumur.

Saumur. §. 31. Klugheit des du Pleßis Mornay bey dieser Gelegenheit. Schluß der Versamlung zu Saumur. §. 32. Schrift des du Pleßis Mornay wider das Papstthum. Das Buch des du Pleßis Mornay wird durch die Facultät zu Paris verdammet. §. 33. Anmerkungen über diese Verdammung. §. 34. Unruhen zu Aachen. Die Regentin von Frankreich suchet die Unruhen zu Aachen zu stillen. §. 35. Zusammenkunft einiger deutschen protestantischen Prinzen wegen der Cleve und Jülich betreffenden Angelegenheiten. Die Prinzen des protestantischen Bundes versamlen sich zu Rotheuburg in Bayern. Tod des Churfürsten von Sachsen. §. 36. 37. Versamlung der Churfürsten zu Nürnberg. §. 38. Tod der Königin von Spanien. Tod des Herzogs und der Herzogin von Mayenne. §. 39. Die Herzogin von Lothringen und der Cardinal von Gonzaga kommen an den Hof von Frankreich. Der mißvergnügte Graf von Soissons verbindet sich aufs neue mit dem Prinzen von Conde. §. 40. Die Facultät zu Paris verurtheilet drey Lobreden auf den Ignatius von Lojola. §. 41. Anmerkungen über die Wunder, die man dem heiligen Ignatius zuschreibet, und über den Character, den man ihm beyleget. §. 42. Streitigkeiten zu Trojes in Champagne wegen des Aufenthalts der Jesuiten in der Stadt. §. 43. Proceß der Universität wider die Jesuiten wegen der Eröfnung ihres Collegii. §. 44. Zwistigkeit über die streitigen Fragen, von der Gnade und Prädestination. §. 45. Anfang des Arminianismus in Holland. §. 46. Vorstius wird zum Nachfolger des Arminius erwählet. §. 47. Vertheidigung des Königs von England wegen seiner Aufführung in der Sache des Vorstius. §. 48. Veränderungen in Schweden nach dem Tode des Gustav Erichson. §. 49 Johann, König von Schweden, bemühet sich, die von seinem Vater eingeführte Religion zu ändern. §. 50. Sigismund, Prinz von Schweden, wird zum Könige von Pohlen erwählet. §. 51. Er besteiget den Schwedischen Thron. §. 52. Zwistigkeiten zwischen dem Könige Sigismund und Carl, Herzoge von Sudermanland. §. 53. Die Schwedischen Stände übertragen in Abwesenheit des Königs Sigismund dem Herzoge von Sudermanland die Regierung des Reichs. §. 54. Der Herzog von Sudermanland und der Senat von Schweden vereinigen sich. §. 55. Der König Sigismund bemühet sich vergebens, den Herzog von Sudermanland zum Gehorsam zu bringen. §. 56. Die Stände von Schweden setzen den König Sigismund ab. §. 57. Carl, Herzog von Sudermanland, wird zum Könige von Schweden erwählet. §. 58 Der König von Schweden schicket ein Ausforderungscartel an den König von Dänemark. §. 59. Tod Carls, Königs von Schweden. §. 60.

§. 1.

Conchini trat im Jahr 1611 seine neue Würde als erster Kammerherr an. Bellegarde, der im vorhergehenden Jahre eben diese Bedienung gehabt hatte, würde sehr gern in dem Zimmer geblieben seyn, das im Louvre für den ersten Kammerherrn bestimt ist, wenn sich nicht schon der Marquis von Ancre durch Vermittelung seiner Gemahlin im Louvre einzulogiren gewußt hätte. Der Marquis und der Oberstallmeister waren keine so grosse Freunde, daß ihm dieser eine Sache hätte abtreten sollen, die von Rechts wegen dem Conchini zukam. Er lies also den Bellegarde um den Schlüssel des Zimmers bitten. Man behielt ihn unter verschiedenem Vorwande zurück. Voll Verdruß über diese gezwungene Verzögerungen fordert ihn der Marquis von Ancre selbst von dem Oberstallmeister in dem Zimmer der Königin. Nach einer öffentlichen Weigerung saget man sich von beyden Seiten beleidigende Worte. Conchini fehlete es nicht an Herzhaftigkeit. Er verlies das Louvre, um dem Verbote, sich nicht zu schlagen, zu entgehen, und in dem Vorsatz, sich wegen der Beleidigung und Unbilligkeit, die ihm Bellegarde anthat, zu rächen. Dieser Zank machte am Hofe grosses Aufsehen a). Jeder schlug sich zu derjenigen Parthey, zu welcher ihn entweder seine Leidenschaft oder sein Privatinteresse antrieb. Der Graf von Soissons, ein alter Freund des Oberstallmeisters, vergaß schon die neuen Verbindungen, die er mit dem Marquis von Ancre gemacht hatte. Er drohete dem Conchini, ihn von Hofe zu verdrengen; und seine Leidenschaft, über die er sehr selten Herr war, würde ihn noch zu mehrern Ausschweifungen verleitet haben, wenn ihn nicht der Marquis von Coeuvres, sein Vertrauter, zurückgehalten hätte. Sie wollen, sagte der Marquis zu ihm, das Vorhaben, ihren

a). Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

ihren Herrn Sohn an die Prinzeßin von Montpensier zu vermählen, volziehen, und ihren Feind, den Herzog von Sulli, stürzen, und überwerfen sich mit der Königin und mit ihren Creaturen: Bellegarde ist ihr Freund; wird sich aber nicht indessen der Herzog von Guise, den sie nicht lieben, mit dem Oberstallmeister verbinden, wenn er die Witwe von Montpensier, seine nahe Anverwandte, heirathet: Glauben sie, daß ihr Bestes dem Bellegarde inskünftige mehr am Herzen liegen wird, als das Beste des Hauses Guise? Wenn sie für Conchini keine Achtung haben, so sehen sie wenigstens auf sich selbst. Der Graf überlegte die Sache schon reiflicher, als ein Page zum **Coeuvres** kam, und ihm sagte, daß der Marquis von **Ancre** in dem Palast des **Etrees** mit ihm reden wolle. **Coeuvres** begab sich sogleich dahin, und bat den **Conchini**, einem Vergleiche die Hand zu bieten. Der Prinz und der Herzog von Epernon haben mir ihre Vermittelung angeboten, sagte der Marquis von Ancre. Wenn es aber so weit kommen soll, so wird mir des Herrn Grafen seine weit angenehmer seyn. **Coeuvres** wuste sich dieser Entdeckung vortheilhaft zu bedienen. Der Graf von **Soissons** machte sich ein Verdienst bey der Königin, einen Streit beyzulegen, der Ihro Majestät beunruhigte.

§. 20.

Conchini glaubte, dem Grafen unendlich viel schuldig zu seyn, daß er ihm seine Ehre zu schonen gewust hatte. Voll Erkentlichkeit versprach der Marquis von Ancre dem **Soissons**, daß er sich äusserst bemühen wolle, die Vermählung des Herrn von **Enghien** mit der reichen Erbin von **Montpensier** zu beschleunigen, und den Herzog von **Sulli** zu stürzen. Die Königin gab in der That zu den beyden Vorschlägen, die die Ministers und der Marquis von **Ancre** sehr unterstützten, ihre

Ein-

Einwilligung. So bald aber der Herzog von Epernon und der Cardinal von Joieuse vernommen hatten, daß die Königin ohne ihre Einwilligung über ihre Nichte disponirte, so beschwereten sie sich bey Ihro Majestät, daß dieselben ihnen eine Sache nicht bekant gemacht hätte, die ihnen doch so nahe angienge. Noch weit grössere Klagen führeten sie darüber, daß der Graf von Soissons sie verachtet hatte, indem er die Heirath wider ihr Wissen bey der Regentin vermittelt. Dieser hitzige und unbesonnene Prinz erzürnete sich zur unrechten Zeit mit zwo Personen, die er in sein Interesse zu ziehen suchte. Man bemühete sich vergebens, sie wieder auszusöhnen. Soissons war zu sehr aufgebracht, und Epernon zu stolz. Der verstorbene König hatte die Prinzessin von Montpensier für den Herzog von Orleans, seinen zweyten Sohn, bestimt, und dem Cardinal von Joieuse und dem Herzoge von Epernon sein Vorhaben bekant gemacht b). Die Parthey war überdem für die Nichte und für die Onkels vortheilhaft. Solten sie den letzten Prinzen vom Geblüte dem ersten Sohne des Königes vorziehen? Der junge Herzog von Orleans starb in diesem Jahre den 17ten November. An seine Stelle bestimte man die Prinzessin von Montpensier für Gaston, Herzog von Anjou, dritten Sohn Heinrichs IV.

§. 30.

Der Graf von Soissons hatte zu Anfange dieses Jahres zwey wichtige Händel gehabt: einen mit dem Prinzen von Conti, seinem Bruder; den andern mit dem Herzoge von Guise. Drey Tage nach der Vermählung dieses letztern mit der Witwe von Montpensier, begegnete der Prinz von Conti, der gegen Abend nach dem Louvre fuhr, nahe bey la Croix du Tiroir dem Grafen von Soissons, der ebenfals in seiner Kutsche war. Da die Strasse sehr enge war, so muste eine von den beyden Kut-

b) Vie du Duc d'*Epernon* l. 6.

Kutschen zurückfahren, um der andern Platz zu machen. Unbesonnener Weise und ohne auf die Liberey zu sehen, sties der Bereiter des Grafen einige Drohworte aus, und befahl dem Kutscher des Prinzen, so gleich zurückzufahren. Die Bedienten des **Conti** wollen nicht weichen, und sagen ihrem Kutscher, ungescheut fortzufahren. Der Graf von **Soissons** erkante alsbald die Kutsche seines ältesten Bruders. Er lies sich so gleich bey ihm wegen der Unbesonnenheit des Bereiters entschuldigen. Man versicherte dem Prinzen von Seiten des Grafen, daß die Sache unversehens, und ohne einigem Vorsatz geschehen wäre. Der schwache **Conti** war mit der Höflichkeit, die ihm **Soissons** erwies, nicht zufrieden. Wenn sich ein Mensch ohne einigem Verdienst fühlet, so glaubet er sehr leicht, daß man ihn verachte. **Morgen wollen wir uns schlagen**, schrie der Prinz, indem er vor der Kutsche seines Bruders vorbey fuhr. Wegen einer nichtsbedeutenden Sache alle Empfindungen der Religion und der Natur auf eine unvernünftige Art ersticken; war dis das Mittel, sich bey ehrlichen Leuten weniger verächtlich zu machen? Die Regentin, die von diesem Zufalle benachrichtiget wurde, bat den Prinzen von **Conde**, sich zu bemühen, seine Onkels wieder auszusöhnen, und sie lies dem Herzoge von **Guise**, dessen Schwester **Conti** geheirathet hatte, sagen, daß er seinen Schwager dahin bewegen solle, die Entschuldigungen des **Soissons** anzunehmen. **Conde** und **Guise** giengen an einem Tage nach der Abtey zu St. Germain des Prez, wo der Prinz von **Conti** logirte. Es sey nun, daß der Herzog den Prinzen vom Geblüte und seiner neuen Gemahlin zeigen wolte, daß das Haus von **Guise** in einem eben so grossen Ansehen noch wäre, als unter den vorhergehenden Regierungen; oder daß es von ohngefehr geschahe: so verlies er unter Begleitung einer ausserordentlichen Anzahl von Edelleuten zu Pferde den Palast von **Montpensier**, wo er die Nacht über gewesen war, in der Absicht,

ficht, mit dem Prinzen von **Conti** zu reden, und er trug so gar kein Bedenken, in einem so glänzenden Aufzuge vor dem Palaste des **Soissons** vorbeyzureiten. Bey der Zurückkunft von der Abtey zu St. Germain begegnete **Guise** dem Prinzen von **Conde**, der nach der Abtey zu gehen Willens war, und den nur vier bis fünf Cavaliers begleiteten. Sie grüsseten sich einander. Der Herzog sagte zum **Conde**, daß er den Prinzen von **Conti** sehr geneigt gefunden, und daß er ihm versprochen hätte, daß die Sache keine weitere Folgen nach sich ziehen solte. **Wenn sie mir die Erlaubniß geben**, fügte der Herzog von Guise hinzu, so werde ich so gleich zurückkehren, und die Ehre haben, sie zum Prinzen von Conti zu führen, und ihn an das mir gegebene Wort erinnern. Conde hütete sich sehr, die Höflichkeit, die ihm Guise erwies, anzunehmen. Das Gefolge des einen war von des andern seinem sehr weit unterschieden. Es würde das Ansehen gehabt haben, als ob der Prinz bey dem Herzoge gleichsam an einem Tage des Triumphs die Aufwartung gehabt hätte. Der Ritter von **Guise**, ein Bruder des Herzoges, sonderte sich nur allein von dem Haufen ab und folgte dem Prinzen von **Conde** bis zur Abtey zu St. Germain. **Conti** wiederholte seinem Brudersohne die Versicherungen, die er seinem Schwager gegeben hatte, und der Streit wurde beygeleget.

§. 4.

Der Herzog von **Guise** hatte nur, wie man vorgab, die Absicht gehabt, den Prinzen von **Conti** dahin zu bewegen, mit seinem Bruder auf eine solche Art nicht zu brechen. Indessen hatte er selbst mit dem Grafen von **Soissons** einen grossen Streit. Guise, schrie man im Palaste des **Soissons**, hatte mehr als hundert und funfzig Reuter, die bewafnet und zu schlagen bereit waren, zu seinem Gefolge. Er ritt nicht

ohne

ohne Absicht vor diesem Hause vorbey. Er will den Prinzen vom Geblüte trotz bieten. Er hat geglaubet, uns in Furcht zu jagen, und uns sehen zu lassen, daß, wenn das Haus von Guise die Parthey des Prinzen von Conti, seines Verwandten, ergreifet, das unsrige sehr ohnmächtig seyn wird. Eifersüchtig über die grossen Vortheile, die die Erbin von Joieuse einem feindlichen Hause zuwege brachte, glaubte der Graf von Soissons alle diese Klatschereyen. Der Prinz von Conde, der vielleicht wegen des Vorzuges, den man zwischen ihm und dem Herzoge von Guise beobachtet hatte, mißvergnügt war, trat eben diesen Gesinnungen bey, und zog den Connetable von Montmorenci mit in dieselben, der sich noch der alten Zwistigkeiten seines Bruders, des Marschals, mit den Guisen erinnerte. Die Vornehmen und die Edelleute, die damals haufenweise dem Guise zuliefen, trugen vieles bey, die beyden Prinzen und den Connetable noch mehr zu erzürnen c). Man sah mit Erstaunen die Enkel des Admirals von Coligni, die Herzoge von Sulli und Rohan, den Marschal von Bouillon, und die Vornehmsten von der protestantischen Parthey den Bartholomäustag vergessen, und ihre Dienste den Kindern des Balofre wider den Sohn des tapfern Ludwigs, Prinzen von Conde, anbieten. Die Regentin und die Ministers befürchteten, daß diese Affaire üble Folgen haben möchte. Man befahl den Bürgern in den um dem Louvre belegenen Vierteln, die Waffen zu ergreifen; man hielt die Ketten in Bereitschaft, um sie im Nothfall vor die Strassen ziehen zu können; man schickte den Marschal von Brissac an den Grafen von Soissons, um ihm den Ausgang aus seiner Wohnung zu verhindern. Der Marquis von Vitri, Capitain der Garde, hatte Befehl, bey dem Herzoge von Guise und bey seinen Brüdern zu bleiben. Man wolte dem Soissons die Erlaubniß nicht ver-

c) Memoires de *Bassompiere*. Mercure François 1611.

verweigern, mit der Königin zu reden; Guise erhielt aber diese Gnade nicht. Nichtsbedeutender Vorzug, um die beleidigten Prinzen vom Geblüte zu besänftigen! Da man im Staatsrathe von den Mitteln, diese neue Zwistigkeit zu schlichten, redete, so verlangte der Connetable, daß ihm die Königin in Ansehung des Herzoges von Guise Recht widerfahren lassen möchte, der, wie er behauptete, den Grafen von Soissons beleidiget hätte, indem er mit 150 Reutern vor seinem Palaste vorbey geritten wäre. Der Herzog von Sulli vertheidigte den Guise überaus stark. Heist dis den Herrn Grafen beleidigen, antwortete er, wenn man vor seiner Wohnung vorbeygehet? War es nicht der Weg, den der Herr von Guise nehmen muste, um den Befehl, den Ihro Majestät ihm gegeben hatte, mit dem Prinzen von Conti zu reden, zu volziehen? Viele von seinen Freunden und Dienern begleiteten ihn. Dis geschah ohne Absicht. Die Leute waren begierig, den Herrn von Guise nach seiner Verheirathung zu sehen; sie folgten ihm bis nach der Abtey zu St. Germain: ist dis etwas ausserordentliches? Die Prinzen und die Vornehmen kommen täglich unter Begleitung des Adels, der Achtung für sie hat, nach dem Louvre. Herr von Guise ist ein Diener vom Herrn Grafen. Er ist geneigt, den Prinzen vom Geblüte dasjenige zu erweisen, was er ihrer Geburt schuldig ist. Der Herr Graf würde es selbst erfahren haben, wenn ihm der Herr von Guise auf seinem Wege begegnet wäre. Kan man vom Herzoge von Guise etwas anders verlangen? Der Marschal von Bouillon und der Herzog von Epernon bestätigten das, was der Herzog von Sulli sagte.

§. 5.

Die Regentin lies den Grafen von Soissons befragen: ob er mit den Entschuldigungen, die man für

den

den Herzog von Guise gemacht hätte, zufrieden wäre? Entfernt, sich damit besänftigen zu lassen, verwarf er vier Personen aus dem Staatsrathe, weil sie Freunde und Anverwandte vom Hause Guise wären. Man muste sich also in eine Unterhandlung einlassen. Voll Mißvergnügen, so lange Zeit in seinem Hause eingeschlossen zu seyn, hatte der Herzog von Guise schon die Einwilligung gegeben, bey dem Grafen von Soissons seinen Besuch abzustatten, und sich bey ihm auf eine ziemlich demüthige Art zu entschuldigen d). Allein da ihm sein Onkel, der Herzog von Mayenne, die Folgen eines solchen Verfahrens, das dem geschwornen Feinde ihres Hauses so grosse Vortheile in die Hände gäbe, vorgestellet hatte, so zog er sein Wort wieder zurück. Soissons wurde hierüber ausserordentlich aufgebracht. Er, bedrohete die Regentin, aus Paris zu gehen, wenn man ihm nicht die versprochene Genugthuung verschafte. Man brachte es indessen doch noch dahin, daß er sich befriedigen lassen wolte, wenn sich der Herzog von Mayenne bey der Königin entschuldigte, daß der Herzog von Guise unter einem so grossen Gefolge durch die Strassen von Paris geritten wäre. Der Herr von Guise, sagte der Herzog von Mayenne, hat niemals den Vorsatz gehabt, einige Uneinigkeit zu verursachen. Er würde lieber sterben, als das geringste unternehmen, was Ihro Majestät mißfallen könte. Was den Herrn Graf von Soissons betrift, so wird unser Haus jederzeit in den Schranken der Ehre und Höflichkeit, die es ihm schuldig ist, bleiben. Wenn der Herr Graf mit den Herren von Guise freundschaftlich leben will, so werden sie sich eine Ehre daraus machen und seine Diener seyn. Die Königin erwiederte, daß sie dem Grafen von Soissons zu wissen thun würde, was der Herzog von Mayenne vorgestellet hätte. Ich werde ihn

d) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

ihn bitten, fügte sie hinzu, das Vergangene zu vergessen, und mit dieser Genugthuung zufrieden zu seyn. Der Prinz von Conde gieng im Namen der Königin zu seinem Onkel und sagte ihm, daß Ihro Majestät die Streitigkeit geendiget zu sehen wünschten. Der Graf von Soissons versprach, sich nach dem Willen der Regentin zu richten. Mayenne hatte durch seine Geschicklichkeit und durch seinen Muth seinen Neffen aus einer sehr kitzlichen Sache mit Ehren gerettet. Wenn es wahr ist, daß der Herzog von Guise keine böse Absicht gehabt hat, so lies er doch wenigstens eine Praleren von sich blicken, die vermögend war, den Prinzen vom Geblüte einigen Verdacht einzuflössen.

§. 6.

Der Herzog von Sulli hatte sich vergebens auf eine so niederträchtige Art bey den Guisen einzuschmeicheln gesuchet; sie hintertrieben die Volziehung des Projects nicht, das man zu seinem Umsturz geschmiedet hatte. Ihre Parthey stelte sich zwar, als wenn sie den Fall eines Mannes verzögern wolte, der sich bemühete, ihnen auf eine nützliche Art zu dienen; allein die Cabale, die sich diesem Vorhaben entgegen setzte, war zu mächtig und zu aufgebracht. Vielleicht bekümmerte sich auch das Haus von Guise im Grunde wenig darum, einen protestantischen Herrn zu unterstützen, den der Hof zu Rom und Madrid in den höchsten Ehrenstellen mit Verdruß sahen e). Der Marquis von Coeuvers war derjenige, dessen sich die Feinde des Herzoges bedieneten, um die wahren Gesinnungen des Marschals von Bouillon wegen der Ungnade des Sulli zu erforschen. Das Interesse ihrer Religion muste zwey protestantische Herren vereinigen. Ihr Umgang hieng zum Theil von ihrem guten Verständniß ab. Doch hieran denken die Hofleute

e) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

leute gar nicht. Alles Unglük, was dem Sulli widerfahren kan, verdienet er zwar, sagte der Marschal; ich darf mich indessen nicht unter die stellen, die sich wider ihn erklären. Es liegt viel daran, daß mir unsre Religionsverwandten den Vorwurf nicht machen können, zu der Entfernung eines Mannes etwas beygetragen zu haben, der ihnen in dem Posten, den er inne hat, nöthig ist. Wenn Bouillon diesen Vorwurf wirklich vermeiden wolte, muste er sich eben damals mit dem Grafen von Soissons vertragen? Jederman glaubte, daß der arme Herzog von Sulli das Opfer dieser Aussöhnung war. Der Prinz von Conde und der Graf von Soissons baten die Regentin, ihn vom Hofe zu entfernen. Ihro Majestät gestand ihnen sehr gern eine Sache zu, die sie selbst sehnlich wünschte. Um aber den äussern Schein bey der reformirten Parthey zu vermeiden, der es sehr befremdlich seyn muste, daß Maria dem Herzoge von Sulli die Vergeltungen so schleunig entzog, die seine treuen Dienste gegen den verstorbenen König verdienet hatten, so wolte man dem Sulli selbst weismachen, daß er um die Erlassung seiner Dienste angehalten; und die Regentin bot ihm auf eine anständige Art eine Summe Geldes für das Gouvernement über die Bastille an, welches man ihm mit der Oberaufsicht über die Finanzen entzog. Der Herzog wurde in die gröste Bestürzung gesetzt, da er sich wegen der großmüthigen Complimente, die er der Königin gemacht, bey seinem Worte gefaßt sahe. Er hatte bey verschiedenen Gelegenheiten Ihro Majestät bezeuget, daß sie über alles, was er besässe, völlig Herr wäre. Ich glaubte nicht, sagte Sulli, daß solche Anerbietungen, die man seinem Prinzen gethan, ein Verbrechen seyn würden, das hinreichend wäre, ihn seiner Würden zu berauben. Ich lerne indessen eine neue Maxim. Es reuet mich aber nicht, daß ich meine Schuldigkeit gethan

habe f). Der Herzog bezeigte bey seinem Unglücke viel Standhaftigkeit, weil er seine Gemüthsbewegungen ziemlich zu verbergen wuste. Er schrieb an die Königin einen Brief, der voll schöner Gesinnungen war. War dis nicht die edle Wirkung des verborgenen Stolzes eines Mannes, der sich wegen seines Verlustes schadlos zu halten suchte, indem er sich bewundern lies? Er wolte vielleicht die Welt überreden, daß er verdienet hätte, die Stellen zu bekleiden, die er auf eine so standhafte, so uneigennützige Art niederlegte. Seine Grosmuth würde nicht so gezwungen zu seyn geschienen haben, wenn er von seinen dem verstorbenen Könige geleisteten Diensten keine so weitläuftige Erzählung gemacht hätte. Dis hies, sie seiner hinterlassenen Witwe vorwerfen. Er mochte sagen was er wolte, daß er ohne Vermehrung und mit Verringerung der Abgaben und Auflagen die unermeßlichen Schulden seines Herrn getilget, seine Finanzen in gute Ordnung gebracht, drey grosse Armeen unterhalten, siebzehn Millionen baares Geld gesamlet hätte, so glaubte ihm doch das Volk auf sein Wort nicht. Vier und funfzig Edicte, die zu Anfange dieser Regierung wiederrufen worden waren, bewiesen hinlänglich, daß der Finanzdirector das Geheimniß noch nicht gefunden hatte, den Prinzen mit Verschonung der Unterthanen zu bereichern.

§. 7.

Der Herzog begab sich nach seinem Schloß zu Sulli an der Loire. Die Stelle eines Finanzdirectors blieb unbesetzt. Die Präsidenten Jeannin, von Chateaunef, und von Thou wurden zu Directorn der Finanzen ernennet. Von Thou begab sich dieser Bedienung. Sie schickte sich für eine obrigkeitliche Person nicht, die gerecht, für das algemeine Wohl eifriggesint, und ein Liebhaber aller guten Einrichtungen war. Die Stelle des Ober-

f) Mercure Francois 1611.

Oberpräsidentens im Parlament zu Paris war ein würdigerer Gegenstand seines rühmlichen Ehrgeitzes. Christoph von Thou hatte sie mit vieler Ehre bekleidet. Sein Andenken würde völlig untadelhaft seyn, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit, seinen Herrn zu entschuldigen, gezwungen hätte, nichtsbedeutende Ausflüchte zu suchen, um das grausame Blutbad am Bartholomäustage, das dieser kluge Parlamentsrath in seinem Herzen verabscheuete, zu bemänteln. Achilles von Harlai, sein Schwiegersohn, wurde in dem unglücklichsten und verworrensten Zeitpuncte sein Nachfolger. Man rühmet noch bis jetzt die Gerechtigkeit, die Redlichkeit, die Leutseligkeit dieses grossen Mannes. Die redlichen Franzosen können die Dienste, die er dem Vaterlande, das unter der Ligue seinem Falle nahe war, leistete, nicht vergessen. Vom Alter und von Geschäften unterdrückt, wolte er seine Würde niederlegen. Alle Redlichgesinte wünschten, daß Jacob August von Thou die Stelle seines Vaters wieder bekleiden möchte. Die Regentin war aber vom Papste zu abhängig g). Die Einsichten und die Bescheidenheit eines so gelehrten Parlamentsgliedes standen dem Römischen Hofe gar nicht an. Die Jesuiten hatten überdem eine für sie sehr wichtige Sache bey dem Parlamente zu Paris zu betreiben. Sie wolten nicht, daß ein Mann, der eben so wol wie sein Schwager die geheimen Absichten der Gesellschaft kante, in dem Proceß, den sie wider die Universität zu Paris führeten, einen Ausspruch thun solte. Conde, der gegen den Präsidenten von Thou in grossen Verbindlichkeiten stund, versprach ihm, ihn in seinen Ansprüchen auf eine seinen grossen Eigenschaften und Diensten schuldige Würde, zu unterstützen. Der schwache und undankbare Prinz hatte aber nicht Muth genug, sich den Ränken der Heuchler zu widersetzen. Villeroi machte sich die Gelegenheit zu Nutze. Er lies Verdun, seinen Verwandten, zu dieser

g) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

ser Stelle ernennen, der sehr vergnügt seyn muste, sich als das Haupt des Parlaments zu Toulouse zu sehen.

§. 8.

Wenige Tage vor seiner Abdankung hatte Harlai bey dem wider die Escouman gefälten Urtheile präsidiret. Dieser Creatur, wie man sagte, fehlte es weder am Verstande noch an Geschicklichkeit. Ihre liederliche Lebensart würde aber ihr Zeugniß haben zernichten müssen, wenn man zu grossen Verbrechen andere Personen als Bösewichter gebrauchen könte. Man weis nicht, wer die Escouman antrieb, sich der Königin Margaretha, mit der sie bekant gewesen war, vorzustellen, und ihr zu entdecken, daß der Herzog von Epernon und die Marquisin von Vernueil den Ravaillac verführet hätten. Margaretha mag nun unter denen gewesen seyn, die diese beyde Personen zu stürzen suchten; oder sie mag ihretwegen in Furcht gestanden haben, wenn sie den Hof hievon zu benachrichtigen unterliesse: so lies die Prinzessin der Regentin sagen, daß die Escouman wichtige Sachen zu entdecken hätte. Man ernante Personen, die sich nach dem Palast der Königin Margaretha begeben musten. Sie verbargen sich in einem nahen Zimmer, indem die Prinzessin der Escouman alles laut wiederholen lies, was sie schon gesagt hatte. Margaretha versicherte, daß sie nichts veränderte, und daß sie alles dieses, was man jetzt hörete, von Wort zu Wort schon erzählet hätte. Auf den Bericht, den man der Regentin davon abstattete, befahl Ihro Majestät, daß öffentliche Befehle ausgefertiget werden solten, damit das Parlament zu Paris die Warheit dieser neuen Sache untersuchen könte. Die Escouman, die von dem Obers präsidenten von Harlai verhöret wurde, gab zwey Personen an, wovon die eine Kammerdiener bey dem Marquis von Entragues gewesen war. Man nahm sie gefangen, man verhörte sie, man warf einen jeden in ein be-

sons

sonderes Gefängniß, man stelte sie der Escouman vor, die standhaft bey dem blieb, was sie wider sie ausgesaget hatte. Sie gestund überdem, daß die Marquisin von Vernueil den Ravaillac mit einem Briefe an eine Mademoiselle du Tillet an sie geschickt, und daß die du Tillet in ihrer Gegenwart mit Ravaillac von dem Morde des Königes geredet hätte. Allein die Anklägerin behauptete, was sie vorgebracht, so schlecht, sie war nicht vermögend, die Person des Mörders zu beschreiben, sie sagte so viele offenbar falsche Dinge, daß man ihren Aussagen keinen Glauben weiter beymaß. Die beyden Gefangenen wurden losgelassen, und die Escouman zu einer ewigen Gefängnißstrafe verurtheilet.

§. 9.

Die Vorsicht, diese Creatur so gut, als es möglich war, einzuschliessen, und ihre sehr geheim gehaltene Verhöre gaben zu mancherley Argwohn und zu vielen Reden Anlaß. Man glaubte fast durchgängig, daß Personen von einem hohen Stande an dem Geheimniß der Ungerechtigkeit Antheil gehabt, und daß man für dienlich gehalten hätte, es nicht zu entdecken. Einige behaupteten, daß man nur die Ehre gewisser vornehmen Personen hätte schonen wollen, die die Escouman gebrauchet hätten, ihre Feinde zu stürzen. Eine so verführte, so rachsüchtige Weibsperson als die Vernueil, sagten sie, kan eines so grossen Verbrechens wohl fähig seyn. Ist es aber glaublich, daß die Königin, die die Marquisin im höchsten Grade hasset, sie hat schonen wollen? Konte sie eine bessere Gelegenheit finden, sich wegen aller Verdrieslichkeiten zu rächen, die ihr eine spöttische und boßhafte Nebenbuhlerin öfters verursachet hat? Das Ansehen des Herzoges von Epernon, fügten einige einsichtsvolle Personen hinzu, unterdrückt diese Sache nicht. Er hat mächtige Feinde am Hofe.

Der Prinz von Conde und der Graf von Soissons erklären sich öffentlich wider ihn. Der Marschal von Bouillon und der Marquis von Ancre, die sich aufs genaueste verbunden haben, bemühen sich, ihn vom Hofe zu entfernen, und ihn zu stürzen. Man ziehe die Aufführung, die der Herzog von Epernon bis jezt beobachtet hat, sein Temperament, seine Neigungen in Erwegung, so wird er eines so schrecklichen Verbrechens nicht unfähig zu seyn scheinen. Oder wenn er die Boßheit gehabt hat, sich zu demselben zu entschliessen, würde er sich auch einem Narren, wie Ravaillac, anvertrauet haben? Endlich, wenn er den Mörder erkauffet hat, würde er sich bemühet haben, um zu verhindern, daß man ihn nicht so gleich tödten solte, wie den Jacob Clemens? Es ist nicht möglich gewesen, den Herzog von Epernon peinlich zu belangen, erwiederten diejenigen, die am meisten eingenommen waren, ohne die Königin, der er hat dienen wollen, mit darein zu verwickeln. In Warheit, sagte man zu ihnen, es war weit sicherer und leichter, den König zu vergiften, als sich bey einem so wichtigen Streiche auf die Entschliessung und Klugheit eines Menschen von Ravaillacs Beschaffenheit zu verlassen.

§. 10.

Die Mißhelligkeit war am Hofe zu Prag weit gröfer, als an dem zu Paris, und die Prinzen vom Hause Oesterreich in Deutschland lebeten in einem viel öffentlichern Mißverständniß, als die Prinzen vom Geblüt in Frankreich. Der Kaiser Rudolph hatte drey Brüder, Matthias, Albert und Maximilian. Der erste hatte seinem ältesten Bruder das Königreich Ungarn, und den grösten Theil desjenigen abgenommen, welches

das

das Haus Oesterreich seine Erbländer nennet. Albert lebte ganz vergnügt in den Niederlanden, die er mit der Infantin Isabella erheirathet hatte; und Maximilian, der schon seit geraumer Zeit seine Ansprüche aufs Königreich Polen fahren lassen, darüber er mit Sigismund, Könige von Schweden, gestritten hatte, lebete bey Matthias, Könige von Ungarn, in der Stille. Die vier Brüder hatten zween Vettern, die Söhne Carls, eines Bruders des Kaisers Maximilians II, waren. Die kleine Herschaft Grätz in Steyermark, befriedigte den Ehrgeitz Ferdinands, des ältesten von dieser zweyten Linie des Hauses Oesterreich in Deutschland, nicht. Leopold, sein Bruder, wolte auch gerne etwas mehr, als Bischof zu Straßburg und Passau seyn. Rudolph und seine Brüder hatten keine Kinder; daher konten ihre Vettern grosse Hofnung fassen. Nur schien dieselbe noch gar zu weit entfernet zu seyn. Der König von Ungarn heirathete in diesem Jahre die Erzherzogin von Oesterreich, Anna, und er konte Erben hinterlassen. Ferdinand wuste seinen Ehrgeiz künstlich zu verbergen. Er suchte den Papst zu gewinnen, und unterhielt mit dem Könige von Spanien einen vertrauten Briefwechsel, wartete aber übrigens auf eine günstigere Gelegenheit, seinen Vettern in ihren Staaten zu folgen. Den Kaiser sahe man schon für einen todten Mann an. Der Hof zu Rom und zu Madrid war damit nicht alzuwohl zufrieden, daß Matthias mit den Protestanten gelinde umgieng, damit sie ihm nicht zuwider seyn solten, wenn seinem Bruder ein Nachfolger erwählet werden müste. Vielleicht war er auch wirklich geneigt, in die Fußtapfen Maximilians II zu treten, welcher ein sehr weiser und bescheidener Prinz war. Er hegete gute Meynungen von der protestantischen Religion, und man glaubt, daß er sie öffentlich angenommen haben würde, wenn er nicht von Seiten Ferdinands I und des Römischen Hofes so viele Hindernisse wider sich gehabt hätte. Der

Kaiser, sein Vater, dem der Papst sehr zusetzte, bedrohete den **Maximilian**, ihn zu enterben. Allein wenn der Sohn mehr Entschlossenheit bewiesen hätte, so würde es so leicht nicht zur Enterbung gekommen seyn. Ich glaube nicht einmal, daß man dergleichen nur versuchet hätte. **Ferdinand**, Erzherzog von Grätz, war von dieser Mässigung **Maximilians** weit entfernet. Seine Vorurtheile wider die Protestanten waren jederzeit ganz erstaunlich. Die Jesuiten und dummen Mönche, die an den Anschlägen dieses Herrn und seiner Nachkommen Antheil gehabt, unterhielten bey ihm ausschweifende Meynungen; man schmeichelte ihm mit dem Beystande des Papstes und Königes von Spanien zur Erhebung zur kaiserlichen Würde, ehe noch diejenigen von der ältern Linie mit Tode abgegangen waren.

§. 11.

Der Erzherzog **Leopold** besaß nicht weniger Ehrgeitz; allein er war weit ungeduldiger. Aus Verdruß, daß er von den geistlichen Pfründen, die man ihm verschaffet hatte, leben muste, und daß die grossen Rechnungen, die er sich auf **Jülich** und **Cleve** gemachet hatte, einen Fehl geboren hatten, so bemühete er sich, von der Schwachheit **Rudolphs** zu gewinnen, und sich zum Könige von Böhmen zum Nachtheil des **Matthias** wählen zu lassen, dem nach dem Tode des Kaisers die Krone war zugesaget worden. **Leopold** hatte sich, mit Einwilligung des Kaisers **Rudolph**, eine kleine Armee angeworben, unter dem Vorwande, der Stadt **Jülich** wider die vereinigten Fürsten zu Hülfe zu kommen. Als nun die Stadt durch den tapfern Prinzen **Moritz** von Oranien war erobert worden, so lies der Erzherzog seine Truppen im Bisthum **Passau** verpflegen, er aber suchte sich derselben zu einer grössern und nützlichern Absicht zu bedienen. Ihr General **Romeo**, der eben so unruhig und übernehmend war als **Leopold**, hatte ihn beredet,

daß

daß er sich mit seinen Freunden am Pragischen Hofe, sonderlich aber mit den Römischcatholischen in Böhmen, in Unterhandlung einlassen möchte, als welchen es unerträglich wäre, daß die Evangelischen die freye Uebung ihrer Religion genössen. Leopold war zuförderst darauf bedacht, die Regierung der Stadt Prag umzuschmelzen, und einige Herren aus dem Staatsrath zu verdrängen, die dem Könige von Ungarn zugethan waren. Es war aber die Sache in einem solchen freyen Staat, wie Böhmen war, nicht so leicht zu bewerkstelligen. Man muste es dabey bewenden lassen, daß man die catholische Parthey, sonderlich aber die Geistlichen und Mönche gewann, welchen man weismachte, daß Leopold, wenn er einmal mit gewafneter Hand in Prag eingedrungen wäre, den Kaiser nöthigen würde, das Edict zu widerrufen, das er den Evangelischen zum Vortheil ausgehen lassen. Die Jesuiten waren die ersten, die dieses Vorhaben Leopolds unterstützten. Es wurden zu dem Ende Canonen, Waffen und Ammunition in ihr Kloster gebracht, um sich derselben im Nothfall bedienen zu können.

§. 12.

Die Armee Leopolds bestund aus neuntausend Mann Infanterie und viertausend Mann Cavallerie. Sie marschirte anfänglich gegen das Oesterreichische unter der Anführung des Romeo, welcher ein Mittel gefunden hatte, etwas Geld unter die Soldaten austheilen zu lassen. Daselbst plünderten sie einige ansehnliche Schlösser aus. Der König Matthias gerieth hierüber um so viel mehr in Bestürzung, da er nicht vermögend war, Widerstand zu thun. Er schrieb anfänglich an seine Unterthanen und an seine Freunde, daß sie ihm schleunig zu Hülfe kommen möchten. Mitlerweile ging Romeo bey Linz über die Donau, verwüstete alles, was er unterweges antraf, und drang bis nach Böhmen, unter dem Vorwande, die Subsidien-

sidiengelder abzuholen, die der Kaiser dem **Leopold** zur Unterhaltung seiner Truppen versprochen hätte. Sie nahmen zween bis drey wichtige Plätze in der Geschwindigkeit weg; und **Leopold** vereinigte sich mit ihnen, als sie schon vor den Thoren der Hauptstadt stunden. Die Landesstände, die über diese Bewegungen erstaunteten, schickten sich zur Gegenwehr an. Die Evangelischen bewiesen sich hiebey weit muthiger und geschäftiger als die andern. Sie fürchteten sich alzusehr, unter die Botmäßigkeit eines Fürsten von der Grätzer Linie zu fallen. Allein man konte nicht hindern, daß **Leopold** nicht in den dritten Theil der Stadt Prag eingedrungen wäre, den man die **kleine Seite** nennet. Er unterhielt daselbst ein gutes Verständniß. Die beyden andern Theile, nemlich die Alt- und Neustadt Prag, vertheidigten sich aber so muthig, daß **Leopold** nicht Herr davon werden konte. Mitlerweile, da diese Verwirrungen vorgiengen, die ein solcher Zufall in einer Stadt verursachen kan, in welcher zwo widerwärtige Partheyen in der gröſten Entrüstung stehen, saß der Kaiser **Rudolph** in seinem Schlosse. Er lies zwar beyden Theilen durch einen Herold zu wissen thun, daß sie die Waffen niederlegen solten; bey dem allen aber schien er neutral zu seyn. Sein alter Groll gegen seinen Bruder neigete ihn zur Parthey **Leopolds**, der sich des Schlosses bemächtigte, und zum kaiserlichen Generallieutenant erkläret wurde. Der König von Ungarn hatte damals mit **Gabriel Bathori**, einem Siebenbürgischen Fürsten, viel zu schaffen. Er lies diese Angelegenheiten lieber fahren, als Böhmen verderben, welches man ihm entreissen wolte. Er erschien also mit einer Armee von achtzehntausend Mann. **Leopold** und **Romeo** machten sich, so bald sie erfuhren, daß **Matthias** ins Königreich eingedrungen war, über Hals und Kopf gegen die Grenzen von Böhmen, und hatten von Glück zu sagen, daß sie ihre Beute, und dreymalhunderttausend Gulden davon brachten, die ihnen der Kaiser hatte auszahlen lassen. Sobald der König von Ungarn

nach

nach **Prag** kam, so wurde er von den Ständen mit aller ersinlichen Pracht empfangen. Sobald gewisse Räthe des Käisers **Rudolph** in Arrest gebracht oder weggejaget worden, so hielt es gar nicht schwer, ihn zu bewegen, sich des Königreichs Böhmen zu begeben und solches an seinen Bruder abzutreten. Auf Vermittelung des Churfürsten von Sachsen, der jederzeit ein Freund des Hauses Oesterreich gewesen, machte man für diesen unglücklichen Herrn dem Ansehen nach ganz gute Bedingungen aus. Die Böhmischen Landesstände legten auch die ihrigen dem neuen Könige vor, um dem Königreiche seine Vorrechte und die Freyheit des Gewissens zu erhalten. Die Stadt **Prag** erklärete sich insonderheit zu gewissen Dingen, hauptsächlich unter der Bedingung, daß die geistliche Gerichtsbarkeit eingeschränket, und die Mißbräuche abgestellet würden. Nachdem nun **Matthias** den 23sten May 1611 vom Cardinal von **Dietrichstein** zu Prag war gekrönet worden, so traf man einen Vergleich mit **Leopold**, der noch einige wichtige Plätze im Besitz hatte. Er versprach, dieselben gegen eine gewisse Summe Geldes zu räumen, die ihm auch ausgezahlet wurde. Nachdem sich nun der König von Ungarn und Böhmen mit dem Kaiser über gewisse Artikel völlig ausgesöhnet hatte, so gieng er nach **Breslau**. Seine Absicht dabey war, Besitz von Schlesien zu nehmen, welches ihm gleichfals war abgetreten worden. Der Bischof dieser Stadt, die Adlichen und Landesstände leisteten ihm den Eid der Treue, und der neue Souverain machte sich seines Ortes eidlich verbindlich, daß er sie bey ihren Vorrechten schützen, und die freye Uebung der Religion, zu der sich ein jeglicher vorher bekant hatte, ungekränkt erhalten wolle.

§. 13.

Die Prinzen vom Hause Oesterreich lebeten dieses 1611te Jahr über äusserlich in ganz gutem Vernehmen. Die Prinzen vom Geblüte thaten desgleichen in Frankreich.

Conde

Conde und Soissons, die wieder ausgesöhnet worden, waren damit nicht zufrieden, daß sie den Herzog von Sulli gestürzet hatten; sondern sie wolten nun auch den Herzog von Epernon noch verderben. Der Marquis von Ancre schlug sich zu dieser Parthey. Er versprach dem Grafen von Soissons, einen Mann vom Hofe zu entfernen, der allen Lieblingen ganz unleidlich war. Epernon hassete sie wirklich, weil ihm an der Gnade des Hofes alles gelegen war. Er glaubte, daß sie ausser ihm kein anderer verdienete. Conchini, den es ganz abscheulich verdroß, daß ihn der Herzog ungescheut verachtete, nahm sichs vor, einen Franzosen zu demüthigen, der durch die Gnade Heinrichs III groß geworden, und sich weit trotziger und unbeugsamer bewies, als die Prinzen vom Geblüte. Je mehr Epernon die Verminderung seines Ansehens am Hofe merkte, desto mehr bestrebete er sich, den Prinzen vom Geblüt zu zeigen, daß sie, wenn sie ihn nicht liebeten, sich doch wenigstens vor ihm fürchten solten. Seit dem der Graf von Soissons ihn mit einem öffentlichen Ueberfall bedrohet hatte, so zog er öfters unter einer Bedeckung von sechs- bis siebenhundert Mann durch die Strassen von Paris. Zuweilen machte er sich auch das Vergnügen, daß er zu Fusse nach dem Louvre gieng. Sein Zug pflegte ihm alsdann wie in Schlachtordnung nachzufolgen. Die ersten davon waren schon an den Pforten des Louvre, ehe die letzten das Hotel von Epernon verlassen hatten, ohnerachtet von diesem bis zum Louvre wol zweytausend Schritte waren a). Mitten unter dieser äusserlichen Pracht marterte ihn der Verdruß, sich von den Staatsangelegenheiten abgestossen zu sehen, innerlich ganz unbeschreiblich. Der Cardinal von Joieuse, der sonst keine andere Stütze als diesen Herzog hatte, fassete den Entschluß, nach Rom zu reisen, und sich seines Kummers in den Capellen und Congregationen zu entledigen, da am Französischen Hofe für ihn nichts mehr zu thun war.

Eper-

a) Vie du Duc d' *Epernon* L. 6.

Epernon bat um Erlaubniß, auf seine Güter und in seine Gouvernements abgehen zu dürfen. Er erhielt auch dieselbe mit einer gnädigen Miene. Die Regentin lies ihm bey dieser Gelegenheit neue Merkmale des Zutrauens und Vorzuges kund werden b). Der Prinz von **Conde** wolte gleichfals Besitz von seinem Gouvernement in **Guienne** nehmen, und es war nichts vermögend, ihn von diesem Entschluß abzubringen. Seine Entschlossenheit machte den Hof argwönisch. Die Reformirten hielten damals eine politische Zusammenkunft zu **Saumur**, und die Regentin wuste nicht, ob **Conde** die geheime Absicht hätte, sich dieses Umstandes zu bedienen, wenn er sich in der Nachbarschaft aufhielte. Man sahe es ganz gerne, daß der Herzog von **Epernon** zu seinen Gouvernements in **Limosin**, **Angoumois** und **Xaintonge**, die nicht weit von **Guienne** lagen, abgieng. Die Königin sagte ihm tausend Schmeichelenen vor, und ersuchte ihn inständigst, auf die Handlungen des **Conde** ein wachsames Auge zu haben. Es war aber diese Vorsicht gar nicht nöthig. Der gute Prinz hatte nichts böses im Sinne. Es war ihm genung, daß er zu **Bourdeaux** einen Theaterkönig vorstellen konte. Er war darüber entzückt, daß er mit einem grossen Gepränge empfangen wurde. Er nahm seinen Sitz im Parlamente ein, er reisete aus einer Stadt in die andere; er hörete die Reden und Complimente der Parlamentsglieder und Gasconischen Edelleute mit einer gestrengen Miene an.

§. 14.

Der Graf von **Soissons** war fast der einzige bey der Regentin, der seiner schonete. Der Marquis von **Ancre**, dessen Gewogenheit täglich neuen Zuwachs erhielt, äusserte gegen ihn die gröste Ergebenheit; und **Soissons**, der sich vor Freuden nicht zu lassen wuste, daß er einen so mächtigen Liebling des Hofes in das Interesse seines Hau-

ses

b) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

ses gezogen, erwies ihm alle erſinliche Gefälligkeiten. Er bedienete ſich ſeiner, um das Gouvernement der Stadt und Veſtung **Amiens** zu erhalten, ohnerachtet ſich die Miniſter dawider ſetzten, und der Graf von **St. Paul** ſein Mißvergnügen darüber offenbarete. Dieſer Herr, der Cadet des Hauſes von **Longueville** war, trachtete nach dieſer Stelle. Allein **Soiſſons**, der alles über ſein Herz vermochte, bewegte ihn, davon abzuſtehen. Ja er brachte ihn dahin, daß er aus der Picardie zurücke kam, wo er unter währender Minderjährigkeit des Herzogs von **Longueville** das Commando führete; weil man beſorgte, er möchte mit dem neuen Gouverneur von **Amiens** in Händel gerathen, wenn ſie alda beyſammen wären. Die Erhebung des **Conchini** war ſo groß, daß nichts mehr für ihn übrig zu ſeyn ſchien. Man ſagte ihm etwas von einer Vermählung ſeines Sohnes mit einer Prinzeßin von **Soiſſons**. Er gab hierauf dem Cavalier, der ihm hievon die Eröfnung that, folgende Antwort: **Sie ſagen mir zwar eine Schmeicheley vor, allein ich verſichere ſie, daß ſie mir nicht mißfällig iſt.** Er beharrete aber nicht lange in den Grenzen der Mäßigung, die er bis dahin affectirt hatte. Denn er war ſo kühn, daß er zum Marquis von **Coeuvres**, der ein Vertrauter des Graf von **Soiſſons** war, ſagte, daß man mit Ernſt an die Vermählung denken müſſe, davon man mit ihm geredet; der Prinz vom Geblüt würde groſſe Vortheile dabey finden, und die Königin hätte ſchon ihre Einwilligung dazu gegeben. **Soiſſons** war ſo niederträchtig, daß er in eine ſo ſchimpfliche Heirath willigte. Er wurde aber dafür geſtraft, wie er es verdienet hatte. Die Miniſter ſtelleten der Königin die Folgen vor, die eine ſolche Heirath über lang oder kurz haben, und ihr ſelbſt den Unwillen des Königs, der Prinzen und aller vernünftigen Leute zuziehen würde. Daher hatte der Graf von **Soiſſons** von dieſer Unterhandlung nichts anders als Schimpf und Schande, daß er ſeine Tochter einem jungen Italiäner überlaſſen wollen,

len, dessen Vater und Mutter in kurzer Zeit ein Fluch und Scheusal des menschlichen Geschlechtes wurden. Er bewies sich hiebey lange nicht so weise und edel, als der Herzog von **Epernon**, der doch der Herkunft nach noch weit unter den Prinzen vom Geblüte stund. Denn **Conchini** lies ihm einen Antrag thun, seine Tochter mit dem Marquis von **Valette**, dem zweyten Sohn des **Epernon**, zu vermählen. Ausser den Reichthümern, die der Liebling mitgeben wolte, versprach er auch dem **Epernon** die Würde eines Connetable, so bald der König würde majorenn geworden seyn. Der Herzog aber gab seinen Freunden und Dienern, die ihm diesen Vorschlag anzunehmen riethen, nicht nur kein Gehör, sondern er verwarf auch denselben mit einer edlen Verachtung. Er entrüstete sich sogar gegen diejenigen, die in ihn drungen, eine Verbindung einzugehen, welche die zur Belohnung versprochene erste Würde des Staats noch schimpflicher machte c).

§. 15.

Der Cardinal von **Joieuse** trat seine Reise nach **Rom** unter dem Vorwande an, daß er die Geschäfte seiner Würde als **Protector** von **Frankreich** beobachten müsse. Ein prächtiger und zugleich lächerlicher Titel, den der Stolz des Römischen Hofes ersonnen, und dessen Gebrauch die niederträchtige Gefälligkeit der Souverainen eingeführet hat. Gleich den Mönchen hat ein jeglicher von ihnen einen Cardinal zum **Protector** beym Papst. Ein Unterthan wird zu Rom ein **Beschützer** seines Fürsten, weil er alda sein Agent ist. Die Regentin belustigte sich damals zu **Fontainebleau**. Sie lies daselbst den 12ten April eine weitläuftige Instruction für den **Joieuse** ausfertigen. Man kan dergleichen Schriften nicht lesen, ohne dabey gekrönte Häupter zu beklagen, die sich ein so

c) Vie du Duc d' *Epernon* L. 6.

so seltsames Joch aufbürden lassen d). Ein König muß dem **heiligen Vater** genaue Rechenschaft geben von dem, was er innerlich zum Besten seiner Staaten thut, und von den Bündnissen, die er zu ihrer Sicherheit auswerts schliesset. Hat er nun etwas gethan, das nicht nach dem Geschmack des Römischen Hofes ist, so muß er ganz demüthig auf Entschuldigungen bedacht seyn, und alle ersinliche Ausflüchte zusammen suchen. Er muß sich krümmen, und versprechen, daß er bey anderer Gelegenheit zum Vortheil des heiligen Stuhls Wunderdinge thun wolle. Was für Alfanzereyen waren nicht in der Instruction des Cardinal von **Joieuse** enthalten! **Maria** von **Medicis** befahl ihm, dem Papst **Paul** V von allem Nachricht zu geben, was seit dem Anfange der vormundschaftlichen Regierung vorgegangen, auch die geringste Kleinigkeit nicht ausgenommen. Zur Rechtfertigung des Edicts, dadurch das zu **Nantes** bestätiget worden, solte er Sr. Heiligkeit vorstellen, daß dasselbe ihr abgepresset worden, um das Mißvergnügen der Hugonotten zu stillen, und einige unruhige und aufrührische Köpfe im Zügel zu halten. Die Erlaubniß, die man den Protestanten ertheilet, eine politische Zusammenkunft zu halten, solte er damit entschuldigen, weil man solches bey der Minderjährigkeit des Königs nicht Umgang haben können. Die Unruhe, die der gute Papst wegen dieser Versamlung empfand, suchte man dadurch zu stillen, da man ihm versprach, daß den Hugonotten mehr nicht eingeräumet werden solte, als was man gar nicht Umgang haben könte. Die Regentin hatte einige Aemter vergeben, und gewissen protestantischen Herren Gnade erwiesen. Damit nun der Römische Hof darüber nicht arge Gedanken schöpfen möchte, so sagte man ihm, man hätte nur gesuchet, die Häupter dieser Parthey durch wohlbedächtige Freygebigkeit zu gewinnen. **Paulus** V hatte es übel aufgenommen, daß das Parlament eine Verordnung abgefasset, das Buch zu unterdrucken, das **Bellarminus** wider den

Bar-

d) **Vittorio Siri** Memorie reconditi T. 2. p. 502 sqq.

Barclajus geschrieben. Wegen dieses Artikels fanden sich Ihro Majestät in einiger Verlegenheit. Es that ihr leid, daß die schmähsüchtigen und ärgerlichen Schriften des Cardinals dem Parlamente Gelegenheit gegeben, sich wider ihn zu regen. Dafür aber versprach die Königin, sich mit ihrer Autorität ins Mittel zu schlagen, damit nicht auch die Sorbonne mit einer harten Censur ans Licht treten möchte, die man wider Bellarmini Sätze ausgehen lassen wolte. Eine so gar grosse Freude wolte man den Hugonotten nicht machen. Was für Winkelzüge! Was für Niederträchtigkeiten! Das ists aber noch nicht alles. Die mit den protestantischen Fürsten und Ständen erneuerte Allianz schmückte man mit dem algemeinen Besten der Christenheit. Man führete das Exempel des Königs von Spanien an, der mit den vereinigten Provinzen einen Waffenstilstand geschlossen. Man versprach, daß man sich bey den protestantischen Churfürsten und Fürsten Deutschlandes für den König von Ungarn, Matthias, ins Mittel schlagen wolle, den der Hof zu Rom und zu Madrid gerne zum Römischen Könige erwählet haben wolten. Man bemühete sich endlich, den alten Mann zu bereden, daß man mit einer mächtigen Verbindung wider den Türken umgienge, und daß man den König von Großbrittannien, die vereinigten Niederlande, den Prinz Moritz von Oranien, und die andern Prinzen vom Hause Nassau in diese Verbindung zu ziehen hoffe. Diese, sagte die Königin, sind so ehrbegierig, daß sie gewiß diese Gelegenheit sehr gerne ergreifen werden, den bereits erworbenen Ruhm ihrer Tapferkeit zu vermehren. Die Schilderung, die sie vom Könige Jacob I machet, darf nicht vergessen werden. Es ist wahr, sagt die Königin, er verfolget die Catholiken grausam. Bey dem allen aber ist er ein Herr, der den Frieden liebet. Er bemühet sich nicht, auf Unkosten seiner Nachbarn groß zu werden; er erkläret sich als einen Feind aller Unter-

thanen, die sich wider ihre Souverains empören. Könte er sich der Treue und guten Gesinnung der Engländischen Catholiken versichert halten, so würde er sie gewiß in Ruhe lassen. Da er den Calviniſten spinnefeind ist, so wird er sich gewiß für die Catholischen erklären, so bald er nicht mehr Ursache hat, ein Mißtrauen und Argwohn gegen sie zu hegen.

§. 16.

Der vornemste Artikel dieser Instruction betraf den Herzog von Savoyen. Es schien, als ob er gesonnen wäre, die Thäler anzugreifen, die dem Canton **Bern** und der Stadt Genev gehöreten. Die Königin verlangte daher, dem Papst vorzustellen, daß der unruhige und ehrgeitzige Trieb des Savoyarden leichtlich einen Krieg in Europa anzünden könte, der vermögend wäre, die Vollendung des Bundes zu hindern, den man wider den algemeinen Feind der Christenheit errichten wolte; und da der König **Heinrich** III sowol als **Heinrich** IV die Stadt Genev und die Thäler unter den Schutz ihrer Krone genommen hätten, so verpflichte die Ehre und Gerechtigkeit ihren Nachfolger, beyde zu vertheidigen, im Fall sie vom Herzoge von Savoyen angegriffen werden solten. **Er rühmet sich**, setzte die Königin hinzu, **daß Seine Heiligkeit dieses billige, und seine Absichten unterstütze. Es ist aber dieses nicht warscheinlich. Der Papst kennet das Genie, die Kräfte und den Credit Carl** Emanuels **besser, als ein anderer. Seine Unternehmung kan unmöglich gelingen. Wenn der** König von Spanien die gefährlichen Folgen überdenket, die die Bewegungen des Herzogs nach sich ziehen können, so wird er der erste seyn, der sie verwirft. **Man weis nicht einmal recht, wo die wahren Absichten** Carl Emanuels **hingehen. Fragen wir ihn: warum er so viele Truppen auf den**

Bei-

Beinen hält: so giebt er uns zur Antwort: weil die Spanier sich im Mailändischen rüsteten, so erfordere es die Klugheit, daß er auf die Sicherheit seiner Staaten bedacht seyn müsse. Da die catholischen Schweitzercantons eben diese Frage an ihn gethan, so haben seine Minister geantwortet, daß ihr Herr gesonnen sey, die Bischöfe von Genev und Lausanne in ihre vorigen Rechte einzusetzen. Er versprichr uns zu gleicher Zeit, daß er solche Verbindungen eingehe, die dem Könige von Spanien gerade entgegen stünden. Wir haben überdis hohe Ursache zu besorgen, daß er mit den Protestanten in Frankreich und in andern Ländern in einem geheimen Verständniß lebe. Man merket auch, wie er unter der Hand daran arbeite, sich mit dem Könige von England durch eine doppelte Verheirathung ihrer Kinder zu verbinden. Damit man diesen Artikel in der Instruction desto besser verstehe, so muß ich etwas weiter zurückgehen, und die mancherley Schritte bemerken, die der Herzog von Savoyen **Carl Emanuel** nach dem Tode **Heinrichs** IV gethan.

§. 17.

Dieser unvermuthete Zufall setzte ihn in so grosse Verlegenheit, daß er hunderterley Rollen spielete, um sowol den wider sich entrüsteten Spanischen Hof zu besänftigen, als auch sich von Seiten Frankreichs eine mächtige Stütze zu erhalten, und Gelegenheit zu bekommen, seinen ungemessenen Ehrgeitz wenigstens zum Theil zu befriedigen. Zuförderst war der Herzog darauf bedacht, von der Regentin eine neue Bestätigung der Zusage zu erhalten, die ihm **Heinrich** gegeben, die älteste Prinzeßin von Frankreich an den Prinzen von Piemont zu vermählen; welche Vermählung der König derjenigen vorzog, die ihm mit dem Spanischen Prinz war vorgeschlagen worden. **Um aus meinem**

nem Sohne, sagte er ganz vernünftig, einen grossen König zu machen, ist gar nicht nöthig, daß meine Töchter Königinnen werden. Man speisete den Carl Emanuel mit glatten Worten ab, tractirte aber unter der Hand mit dem Könige Philipp. Sobald der Herzog Wind davon bekam, so führete er grosse Beschwerden darüber am Französischen Hofe. Die Regentin aber kehrete sich daran so wenig, daß sie vielmehr alle Schriften zurückfordern lies, die Heinrich IV wegen dieser Mariage von sich gestellet hatte c). Die andern Italiänischen Fürsten wurden nicht weniger durch Carl Emanuel verwickelt. Die Republik Venedig hatte nebst einigen andern an den Anschlägen Heinrichs von Seiten der Alpen Theil genommen. So bald sie nun erfuhren, daß er ermordet worden, so besorgeten sie durchgängig, daß Spanien, nachdem es einen fürchterlichen Feind losgeworden, darauf bedacht seyn möchte, sich ganz Italien zu unterwerfen, unter dem Vorwande, den Herzog von Savoyen und die andern zu züchtigen, die sich mit Heinrich vereiniget hatten, die Spanier aus dem Mailändischen zu verjagen. Der Papst Paulus V, der hierüber erschrack, lies sogleich den Venetianischen Abgesandten zu sich rufen, und sagte zu ihm f): Schreiben sie ohne Zeitverlust an ihre Herren, ich liesse sie um der Liebe Gottes willen bitten, sich so zu verhalten, daß wir unter diesen gefährlichen Umständen aufs genaueste vereiniget bleiben. Es müssen jetzo die nöthigsten Maasregeln gefasset werden, Italien und zugleich den neuen König von Frankreich zu erhalten. Ich erblicke beydes in grosser Gefahr. Die Spanier werden alles mögliche thun, sie in auswärtige Händel zu vermengen. Ich bin bereit, Einen Strang mit ihnen zu ziehen, und mich mit der Republik zu erklären.

§. 18.

c) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

f) Vittorio Siri Memorie reconditi T. 2. p. 285. 286.

§. 18.

Der Herzog von Savoyen hatte seinen Secretair gleichfals nach Venedig geschickt, um dem Senat vorzustellen, je eher je lieber eine Offensiv- und Defensivallianz wider die Spanier zu schliessen. **Sie werben schon neue Truppen an**, lies ihnen **Carl Emanuel** sagen. **Sie theilen Geld aus, um Officiere in ihre Dienste zu ziehen. Der Herzog, mein Herr, siehet wohl, daß diese Zurüstungen mehr auf ihn, als auf einen andern zielen. Da er aber vest entschlossen ist, sich lieber den Türken, als den Spaniern zu unterwerfen, so wird er vest mit Frankreich vereinigt bleiben, und sich bis in den Tod vertheidigen. Sie haben nun zu erwegen, ob nicht mit seinem Fall auch der Fall ihrer Republik verbunden seyn werde. Eine schleunige Errichtung einer Off- und Defensivallianz ist das einzige Mittel, ein Unglück abzuwenden, davon der eine wie der andere bedrohet wird** g). Die Venetianer, welchen die Kräfte Spaniens wohl bekant waren, liessen sich dadurch nicht aus der Fassung setzen. Sie glaubten, daß man vor allen Dingen, ehe man sich wozu erklärete, von der Gesinnung und dem Beytrit Frankreichs versichert seyn müste, als woselbst die Minderjährigkeit des Königs den Sachen eine andere Gestalt geben muste. Um nun die **Maria** von Medicis zu einer Erklärung zu bringen, so lies der Senat derselben eine Off- und Defensivallianz wider Spanien antragen. Die Regentin war gar nicht willens, den Plan **Heinrichs** zu befolgen. Daher antwortete sie ohne Umstände, daß die Minderjährigkeit ihres Sohnes ihr nicht gestatte, sich in einen auswärtigen Krieg einzulassen. Solte der Senat, fügte sie hinzu, für gut finden, eine Defensivallianz zur Sicherheit Italiens zu schliessen, so sind wir geneigt, unsern Alliirten zu bezeugen,

g) Vittorio Siri Memorie reconditi T. 2. p. 288. 291.

daß wir nichts so sehr wünschen, als sie zu erhalten, und sie der Ruhe, die sie genieſſen, zu versichern. Nach dieser Erklärung ertheilte der Senat dem Herzoge von Savoyen diese vernünftige Antwort: es sey bey der gegenwärtigen Lage der Sachen höchstnöthig, daß alle Italiänische Staaten in gutem Vernehmen lebeten, und auf ihre gemeine Sicherheit bedacht wären. Aber, sagten sie dabey, es ist auch zu besorgen, daß neue Bündnisse weiter zu nichts dienen, als die Spanier zu entrüsten, und das Mißtrauen und die Eifersucht einer Krone zu vermehren, welcher der Friede eben so nöthig, ja noch nöthiger als ihren Nachbarn ist. Diese weisen Staatsmänner und die alten Minister Heinrichs IV sahen wohl ein, daß die Spanier so sehr nicht zu fürchten wären, und daß bey den drohenden Unternehmungen des Hofes zu Madrid mehr eitler Stolz als Thätigkeit anzutreffen sey. Der Tod des Grafen von **Fuentes**, Gouverneurs von Mailand, der sich um diese Zeit zutrug, war zur Beruhigung der Gemüther beförderlich. Man glaubte nicht, daß Spanien so leicht einen Mann finden würde, der so fähig wäre, die Reputation dieser Krone aufrecht zu erhalten, und die Schwachheit **Philipps** III und des Herzogs von **Lerma**, seines ersten Ministers, zuzudecken. **Peter Guzman** von Toledo, Graf von **Fuentes**, starb 1610 den 22sten Julius im 85sten Jahr seines Alters. Er war ein Mann von seltener Fähigkeit, und sowol in Staats- als Kriegsangelegenheiten ungemein erfahren. Er erwarb sich viel Ruhm in den Feldzügen, die er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in die Picardie that, sonderlich aber durch Eroberung der Stadt Cambray. Nur die Bemühung, den Unterricht **Philipps** II, seines Herrn, in die Ausübung zu bringen, befleckte die guten Eigenschaften eines so geschickten Staatsmannes und Generals.

§. 19.

§. 19.

Da **Carl Emanuel** der **Kühneste**, ja wir mögen wol hinzusetzen, der **Unvorsichtigste** unter den Italiänischen Fürsten war, da er sich wider Spanien erklärete, so war er auch der erste und vornemste Gegenstand des Hasses von Seiten dieses rachgierigen Hofes. Man forderte zuförderst die Spanischen Truppen zurück, die bisher in seinem Dienst gestanden hatten. Er merkte wohl, daß man ihm gerne zu Leibe wolte. Weil nun der Herzog eines schleunigen Beystandes von Seiten des Marschals von **Lesdiguieres**, seines Freundes, der im **Delphinat** das Commando führete, versichert war; so erschrack er gar nicht vor den Drohungen des Spanischen Hofes wider ihn. Er redete nicht nur als ein Mann, der vest entschlossen war, sich muthig zu vertheidigen; sondern er machte auch Miene, als ob er gesonnen wäre, den Plan durchzusetzen, den er mit **Heinrich** IV vor seinem Tode verabredet hatte. Es wuste jederman, daß die **Ueberlegenheit** der Staatsklugheit und Macht, die sonst Spanien furchtbar gemachet, dem Könige **Philipp** III fehle, daß weit geringere Fürsten als er, sich nicht scheueten, ihm trotzige Antworten zu ertheilen. Der Herzog von Savoyen hätte alle Spanische Drohungen ungeahndet verachten können, wenn er mit mehrerer Klugheit und weniger Tücke zu Werk gegangen wäre. Konte er es nicht deutlich genung merken, daß Frankreich nicht gesonnen war, mit Spanien zu brechen, und daß die Regentin sich höchstens alsdann erst regen würde, wenn er in Gefahr stünde, unterdrucket zu werden? Er hätte daher einen Nachbar nicht noch mehr aufbringen sollen, den seine Schwachheit nicht hinderte, mächtiger zu seyn, als der Herzog von Savoyen war. Selbst zu der Zeit, da er bey der **Maria** von Medicis eifrig arbeitete, um das zu erhalten, was ihm von dem verstorbenen Könige war versprochen worden, unterhielt er ein geheimes Verständniß mit dem Grafen von **Soissons**,

mit den mißvergnügten Herren und Oberhäuptern der protestantischen Parthey, in der Absicht, einen bürgerlichen Krieg in Frankreich anzuspinnen. Da er ferner gar wohl wuste, daß der König von Spanien sich ganz gerne mit ihm setzen, ja ihn an sich zu ziehen suchen würde; so bemühete er sich, dem Hofe zu Madrid unter den Fuß zu geben, daß, wenn derselbe ihm gute Bedingungen gewähren würde, er ihm wider Frankreich nützliche Dienste zu leisten willig wäre. Allein seine heimtückischen Ränke brachen gar bald zu beyden Seiten aus. Wie er sich dadurch an allen Europäischen Höfen verdächtig machte, so hatte er davon die Schande, daß er in Spanien gedemüthiget, in Frankreich und Italien verachtet, und in seinen eigenen Staaten, die er durch seine chimärischen Entwürfe zu Grunde richtete, gehasset wurde.

§. 20.

Mitlerweile nun, da diese Cabalen getrieben wurden, blieb der König von Spanien bewafnet in Italien, und der Herzog von **Savoyen** hielt seines Ortes auch eine ansehnliche Armee auf den Beinen. Dadurch wurde so wol Frankreich als die Italiänischen Staaten in die gröste Verlegenheit gesetzet. Die Regentin war äusserst darauf bedacht, die Armee im Delphinat abzudanken, die von einem protestantischen General commandiret wurde; allein die Klugheit gestattete ihr nicht, solches unter den gegenwärtigen Umständen zu thun. Der Papst besorgte gar sehr, daß der Marschal von **Lesdiguieres** über die Alpen gehen möchte, unter dem Vorwande, dem Herzog von Savoyen beyzustehen. Als **Maria** dem Herzog **Carl Emanuel** anlag, sich zu entwafnen, so schlug er ihr solche Bedingungen vor, davon er wohl wuste, daß sie ihm dieselben nicht gewähren würde. Der Papst ermahnete gleichfals, daß Spanien und Savoyen die Truppen aus einander gehen lassen sol-

ten

ten, die Frankreich so wol als Italien beunruhigten h). Allein Philipp begehrete, daß Carl Emanuel die Waffen zuerst niederlegen und ihm Satisfaction verschaffen solte. Der Herzog stellete im Gegentheil vor, es müsse der Schwächere auf seiner Hut seyn, so lange ein mächtiger Nachbar ihn zu bedrohen schiene. Es schien daher, als ob es bey dieser Sache auf ein Ceremoniel ankäme. Die aber, so schärfer sahen, merkten, daß hier unter der Decke gespielet würde. Der Herzog, der mit der Regentin unzufrieden war, dachte ernstlich darauf, sich auf die Seite Spaniens zu lenken; er redete so gar davon, daß er seinen Sohn Philibert nach Madrid schicken wolte. Es sey nun, daß der Spanische Hof gewiß gewust, daß es die Regentin in Frankreich gar nicht übel nehmen würde, wenn der Herzog von Savoyen gedemüthiget würde, jedoch ohne ihn zu unterdrücken; oder es sey auch, daß Philipp schlechterdings seinen Schwager zu paaren treiben wollen, der selbst zu der Zeit noch trotzig that, da er die Gnade des Königs von Spanien suchte: genung, Carl Emanuel erhielt von Madrid aus, daß Seine catholische Majestät von den Verbindungen, die er mit dem verstorbenen Könige von Frankreich eingegangen, volkommen benachrichtiget wäre. Ehe er sich nun weiter mit ihm einlassen wolte, so forderte er einen Präliminarartikel vom Herzog von Savoyen, der ihm überaus schmerzlich war. Er bestund darin, daß er seine Söhne, oder wenigstens einen davon, nach Madrid schicken solte, daß derselbe ein Geissel oder Unterpfand von der Treue des Vaters wäre, welcher noch dazu erst Abbitte thun solte, daß er mit Frankreich zum Nachtheil der Krone Spanien geheime Verbindungen eingegangen wäre i). Carl Emanuel lies so gleich seinen Staatsrath zusammen rufen. Man fand kein anderes Mittel, eine so harte

h) Vittorio Siri Memorie reconditi T. 2. p. 335 sqq.

i) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 336. sqq. Vie du Connetable de *Lesdiguieres* L. 7. c. 14.

harte Bedingung abzulehnen, als daß man bey Frankreich angelegentlich um Hülfe Ansuchung thun lies. Denn es hatte das Ansehen, als ob die in Mailand stehenden Spanier in das Piemontesische einbrechen wolten. Lesdiguieres unterhielt den Herzog mit guten Worten; allein Maria von Medicis wolte um Carl Emanuels willen so wenig mit Spanien brechen, daß sie ihm vielmehr rieth, den Prinz Philibert nach Madrid zu schicken, um den König Philipp zu besänftigen. So trieben demnach die beyden Höfe mit einem Manne ihren Spott, der sie beyde hatte betrügen wollen. Weit gefehlt, daß Carl Emanuel dem zu Turin befindlichen Spanischen Gesandten die Versicherung geben sollen, daß er dem Könige, seinem Schwager, Satisfaction leisten wolle. Vielmehr begehrete er nur einen Waffenstillstand, und die Versicherung, daß der Gouverneur von Mailand nichts wider Piemont unternehmen solte, bis der König von Spanien befriediget worden. Statt dessen aber, daß man dem Herzoge seine Bitte gewähren sollen, so begegnete man ihm unfreundlich, und begehrete von ihm, daß er sich von allen mit Frankreich geschlossenen Tractaten lossagen solle, auch die Mariage seines Sohnes nicht ausgenommen; und endlich sagten die Officiers Philipps zu Mailand, daß sie keinen Befehl zum Waffenstillstande, oder zur Gewährung der Sicherheit hätten, die er begehrete.

§. 21.

Maria von Medicis hatte auf Vorstellung des Papstes die Armee des Marschals von Lesdiguieres im Delphinat aus einander gehen lassen. Der Staatsrath der Regentin hatte um so viel eher darein gewilliget, da die Minister gar wohl wusten, daß der König in Spanien den Krieg in Italien niemals anfangen würde. War er auch wol im Stande, denselben auszuführen, da er sich nicht getrauete, der von den alliirten Fürsten belagerten

gerten und hernach eroberten Stadt Jülich zu Hülfe zu kommen? Philipp hatte dem Papst die Versicherung geben lassen, daß er keine andere Absicht hätte, als den Herzog von Savoyen zu quälen, ihn in Furcht zu erhalten, und zu einer Satisfaction zu nöthigen. Die andern Fürsten sahen es auch nicht ungerne, daß Carl Emanuel gedemüthiget wurde. Mitlerweile verzehrete er sich unvermerkt, weil er auf seiner Hut seyn, und seine Truppen so lange beysammen behalten wolte, bis der König die seinigen aus einander gehen lassen. Und wer weiß, ob nicht Philipp willens war, das Piemontesische zu überfallen, wenn er den Herzog von Savoyen lange genung ermüdet, und die Regentin so weit belistiget, daß sie auf Seiten der Alpen sich ausser Vertheidigung gesetzet. Der Staatsrath von Frankreich war daher der Meynung, daß man einen Schritt thun, und dem Könige von Spanien rund herausagen müsse, daß man gar nicht gesonnen sey, den Herzog von Savoyen zu verlassen; daß man die aus einander gegangenen Truppen in kurzer Zeit wieder zusammen bringen, und einen mächtigen Succurs nach Piemont schicken könte, im Fall Spanien dasselbe angreifen solte. Carl Emanuel war sehr vergnügt darüber, da er erfuhr, daß die Regentin an den Papst geschrieben, und sich darüber beschweret, daß der König von Spanien noch immer gerüstet stünde, ohnerachtet Frankreich seine Truppen im Delphinat aus einander gehen lassen, anbey auch Seiner Heiligkeit zu verstehen gegeben, daß sie mit ihrem Staatsrath den vesten Entschluß gefasset, die Staaten von Savoyen zu erhalten. Allein der Herzog von Feria, ausserordentlicher Abgesandter Philippi in Frankreich, hatte schon eine solche Vertraulichkeit zwischen seinem Herrn und der Maria von Medicis geknüpfet, daß sich der Papst gar keine Mühe geben durfte, den Argwohn, den die Königin geschöpft zu haben schien, zu zerstreuen, und sie zu be-

reden,

reden, den Erfolg von der Reise nach Spanien abzuwarten, dazu sich der Prinz Philibert anschickte.

§. 22.

Der Prinz nahm seinen Weg über **Lion** und **Bourdeaux**, in Begleitung des Grafen von **Verue** und des Bischofs von St. **Jean de Maurienne**. Sein Vater hatte sie ihm zugeordnet, um ihn auf einem äusserst bedenklichen Wege zu führen. Der Prinz kam mit Postpferden zu Madrid an, ohne von Seiten des Königs, seines Oncle, die geringste Höflichkeit, oder einiges Zeichen der Ehre in allen Spanischen Städten, dadurch er gereiset, genossen zu haben. Man wolte ihn geflissentlich darauf zubereiten, in der Gestalt eines Supplicanten zu erscheinen, um einem grossen Könige Satisfaction zu leisten, der wider einen kleinen Fürsten einen so gerechten Zorn gefasset a). Er muste daher von nun an gewärtig seyn, die ganze Last des Spanischen Stolzes zu fühlen. Bey der ersten Unterredung empfieng zwar **Philipp** seinen Neffen ganz freundlich; allein es wurde dabey kein Wort vom Herzoge von Savoyen gesprochen, man fragte nicht, was er neues mitbrächte, geflissentlich aber erkundigte man sich nach dem Zustande der Prinzen und Prinzessinnen von Savoyen, ohne ihres Vaters mit einem Worte zu gedenken. Die zweyte Audienz war die schlüpfrigste und gefährlichste. Es kam dabey auf eine solche Unterwerfung an, die den Spanischen Hochmuth befriedigte, dabey aber auch für den Herzog von Savoyen nicht zu niederträchtig und zu kriechend war. **Carl Emanuel** war in Ansehung des Artikels von der Ehre überaus empfindlich. Sein Sohn entwarf eine Rede nach Maasgebung der Instruction, die er mitbekommen hatte; und der Graf von **Verue** und der Bischof halfen dem Prinzen dieselbe schicklich einzurichten. Er lernete sie auswendig und sagte sie mit einem guten Anstande her. Sie war mit allen Bezeigungen der Ehrerbietung und

a) **Vittorio Siri** Memorie reconditi T. 2. p. 416 sqq.

und Unterwerfung verbunden, so weit solche die Würde eines Fürsten verstattete. Der König schien nicht unzufrieden damit zu seyn. Allein der Herzog von Lerma und die Grossen von Spanien nahmen es sehr übel auf, daß Philibert dem Könige nicht zu Füssen gefallen, und für den Herzog von Savoyen nicht um Pardon gebeten. Lerma trieb seine Beschwerden sehr weit, und begehrte, daß der Prinz eine schriftliche Satisfaction leisten solte. Die Spanier setzten das Formular dazu auf, und verlangeten, daß Philibert dasselbe vor dem Könige hersagen solte. Die Savoyarden thaten ihr möglichstes, ihren Prinzen mit einer so schimpflichen Handlung zu verschonen. Allein die Spanier blieben völlig unbeugsam. Man begegnete dem Prinz Philibert sehr hart und unanständig, bis er in das, was man von ihm forderte, willigte. Der Graf von Verue mochte sagen was er wolte, daß der Prinz sich genau an die Instruction seines Vaters gehalten, und daß er zu einer solchen Unterwerfung von ihm keine Ordre hätte; so gefiel es dennoch den Spaniern, zu glauben, daß der Prinz noch eine andere Instruction bey sich hätte, darnach er sich richten solte, im Fall ihr König mit der ersten Vorschrift nicht zufrieden wäre. Dem sey wie ihm wolle, sagten sie, der Herzog von Savoyen bleibt allemal im Stande, das zu verwerfen, was sein Sohn gethan hat. Nach weitläuftigen Unterhandlungen muste sich Philibert mit dem ihm zugegebenen Staatsrath zu folgender Formel bequemen. Die Spanier hatten dieselbe fast völlig entworfen b). Allergnädigster König! sagte der Prinz von Savoyen, der Herzog, mein Herr und Vater, sendet mich hieher, um mich zu Ew. Majestät Füssen zu werfen, da sein Alter und Geschäfte ihm nicht verstatten, in eigener Person zu erscheinen; und Ew. Majestät fußfällig zu bitten, mit der Satisfaction zufrie-

den

b) Vittorio Siri Memorie recondite T. 1. p. 422. 423.

den zu seyn, die ich Ihnen jetzo leiste. Ich kan, allergnädigster König, nicht genung starke Ausdrücke finden, um Höchstdenselben den tiefsten Schmerz vorzustellen, den der Verlust der unschätzbaren Gnade Ew. Majestät dem Herzoge, meinem Vater, verursachet. Ich werfe mich nochmals zu Dero Füssen, vest entschlossen, eher nicht wieder aufzustehen, solte ich auch vor den Füssen Ew. Majestät sterben, als bis Höchstdieselben mir die Gnade gewähret, darum ich demüthigst bitte: nemlich, daß Ew. Majestät geruhen, den Herzog, meinen Vater, und unser ganzes Haus in Dero königlichen Schutz zu nehmen. Bey dieser Gelegenheit werden Sie, allergnädigster König, uns ein Merkmal Dero Gnade gönnen, wenn Sie die allergrössesten Fehler verzeihen, und die Gewogenheit erneuren, die Sie jederzeit gegen ein Haus geheget, das Denselben volkommen ergeben ist, und welches Höchstdieselben als seinen Herrn und Vater ehret. Ein Prinz von Dero Blut versichert dieses jetzo vor den Füssen Ew. Majestät, und ich bin bereit, es mit meinem Blute zu bestätigen, falls es erfordert werden solte. Der Herzog, mein Vater, verlässet sich lediglich auf die Gnade Ew. Majestät, und wir überlassen uns Dero Händen. Werden Ew. Majestät uns die Gnade erweisen, darum ich Dieselben demüthigst bitte, so wird solches eine neue Wohlthat seyn, die uns auf ewig zum Dienst Ew. Majestät verbinder.

§. 23.

Der Bischof von St. Jean von Maurienne muste dem Herzoge von Savoyen von allem genaue Nachricht geben, was zu Madrid vorgieng. Als er nun vernahm, daß sein Sohn mit solchem beleidigenden Stolz und Gleichgültigkeit aufgenommen worden; daß der

Herzog

Herzog von Lerma sich gerühmet, daß er die Abschrift von den mit Frankreich geschlossenen Tractaten in den Händen hätte; und daß man von dem Prinz Philibert begehret, im Namen seines Vaters um Pardon zu bitten: so gerieth Carl Emanuel hierüber in eine solche Wuth, daß er sich eine geraume Zeit nicht in den Grenzen des Wohlstandes erhalten konte. Ich will, schrie er, lieber mein Leben, meine Kinder, meine Staaten verlieren, als in eine Handlung willigen, die meinem Range höchstunanständig ist. Bin ich denn ein Vasal der Krone Spanien, daß ich Philippen um Verzeihung bitten muß, wenn ich einen Tractat geschlossen, der nicht nach seinem Sinne ist? Nun muß weiter nichts geschonet werden. So schwach bin ich, Gott Lob! noch nicht, daß ich nicht eine Bataille wider Spanien solte wagen können. Sie mögen immer meinen Sohn mißhandeln, sie mögen immer die Rechte der Gastfreyheit verletzen; ihre Zärtigkeiten werden mich nie niederträchtig machen c). Als der päpstliche Nuntius dem Herzoge vorstellen wolte, daß der Zustand seiner Sachen ihm nicht erlaube, Seiner catholischen Majestät einige Unterwerfung abzuschlagen, so ward er noch wütender als vorher, er sties tausenderley schmutzige Redensarten aus, und sagte, er würde seine Einwilligung nicht dazu geben, wenn es ihm auch vom Papst selbst anbefohlen würde. Der Nuntius lies sich dadurch nicht irre machen. Er stellete dem Herzoge sehr lebhaft vor, daß er sich von Seiten Frankreichs auf keine Hülfe Rechnung machen dürfe, und daß in allen Fällen sein Land, das zum Kriegsschauplatz gemachet worden, ganz unfehlbar zu Grunde gerichtet werden würde. Als nun Carl Emanuel durch alle Nachrichten, die er aus Frankreich erhielt, so viel erfuhr, daß die Regentin höchstens ihre guten Dienste

c) Vittorio Siri Memor. recond. T. 2. p. 424. 425.

am Spanischen Hofe ins Mittel schlagen möchte; so willigte er endlich drein, daß der Prinz **Philibert** nach dem vorgeschriebenen Formular, darüber er sich mit dem Herzog von **Lerma** verglichen, die Satisfaction leisten solte. Dieses geschahe nun den 19ten November 1610. Der König **Philipp** antwortete mit seiner gewöhnlichen Spanischen Ernsthaftigkeit darauf folgendes: Auf bittliche Vorstellung des Papstes und Königes von Frankreich, wie auch in Erwegung dessen, daß ihr hieher gekommen seyd, und in Betrachtung der Bitte, die ihr gethan habt, will ich die Entschliessungen, die ich gefasset hatte, nicht volstrecken. Ich will dem Herzog, eurem Vater, Merkmale meiner Gewogenheit zeigen, nachdem mich sein gutes Verhalten dazu reitzen wird. Der Prinz Philibert machte hierauf noch eine tiefe Verbeugung, und dankte dem Könige demüthigst für die Gnade, die Seine Majestät dem Herzoge von Savoyen gewähren wollen. **Philipp** hatte dem Papst, und den andern, die ihm Vorstellung gethan, seine Truppen aus dem Mailändischen zu ziehen, zur Antwort gegeben, daß sie bis auf die Ankunft des **Velasco**, Connetable von Castilien, warten müsten, den er zum Nachfolger des Grafen von **Fuentes** im Mailändischen ernennet hatte. Er war damals unterweges, als der Prinz von Savoyen die ihm vorgelegten Bedingungen erfüllete. Als nun der Papst und **Maria** von Medicis ihre Vorstellungen bey **Philipp** verdoppelten, die Waffen niederzulegen, so muste er auch darein willigen. So bald **Velasco** sein Gouvernement angetreten hatte, so bekam er Befehl, die Armeen aus einander gehen zu lassen. Die Lage der Sachen des Hauses Oesterreich in Deutschland war so schlimm, und die Spanische Monarchie war an Geld und Volk dergestalt erschöpfet, daß sich **Philipp** nicht anders an einem kleinen Fürsten rächen konte, der sichs beykommen lassen, ihm

das

das Mailändische wegzunehmen. Ja es muste Frankreich und der Papst ihn insgeheim unterstützen, um seine Ehre zu retten. Wäre dieses nicht gewesen, so würde Carl Emanuel seinen Platz behauptet und der König von Spanien sich nicht unterstanden haben, ihn anzugreifen.

§. 24.

Indes wolte der Herzog von Savoyen vor Verdruß bersten, da er sahe, daß er vor ganz Europa zu einem Gespötte worden war. Er fassete den Vorsatz, mit der Entwafnung seiner Truppen, so lange als möglich zu zaudern, und von den Truppen die er auf den Beinen hatte, einen nützlichen Gebrauch zu machen, es möchte auch kosten was es wolle. Bald sties er harte Worte wider den König von Spanien aus, und machte Miene, als ob er alles widerrufen wolte, was der Prinz Philibert gethan. Bald schmähete er auf die Regentin in Frankreich; er bedrohete sie, ihr tausenderley Händel im Königreiche zu erregen, fals sie die mit dem verstorbenen Könige geschlossenen Tractaten nicht zur Erfüllung brächte d). Einstens fiel es ihm ein, Genua zu überrumpeln, weswegen er sich mit dem Marschal von Lesdiguieres in Unterhandlung einlies, weil die Sache ohne Frankreichs Beytrit nicht wohl auszuführen war. Bald darauf kam er auf den alten Einfall wegen der Stadt Genev. Voll neuer Hofnungen bemühete er sich, den Papst und den Connetable von Castilien dahin zu bewegen, das Vorhaben zu unterstützen, eine Republik auszurotten, die dem Hofe zu Rom eben so verhaßt war, als dem Hofe zu Madrid. Carl Emanuel war schon einmal gegen das Ende des 1602ten Jahres im Begrif gewesen, Genua zu überraschen. Einige seiner Leute hatten schon die Mauren erstiegen, und würden dem Herzoge, der schon im Anmarsch war, die Thore eröfnet

d) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 440. 454 460 461 sqq.

haben, wo nicht die Unternehmung noch bey Zeiten wäre entdecket worden. Er schmeichelte sich, daß es ihm im Jahr 1609 auf der Seite des Hafens besser gelingen solte. Man machte die Anstalt, einige mit Holz beladene Schiffe längs der See laufen zu lassen, und unter dem Holze eine gute Anzahl Soldaten zu verbergen. Der zweyte Versuch mißlung noch eher, als der erste. Du **Terrail**, der die Unternehmung commandirte, lies sich einige unvorsichtige Worte gegen gewisse Leute entfahren, die der Stadtobrigkeit Nachricht gaben, daß sie auf ihrer Hut seyn möchten. Endlich lies sichs der Herzog von Savoyen im Frühling des 1611ten Jahres in den Sinn kommen, einen Versuch zu machen, ob er mit offenbarer Gewalt glücklicher wäre. Seine Truppen erhielten Befehl, aus **Piemont** nach Savoyen zu marschiren. Diese neue Bewegung eines unruhigen und ehrgeitzigen Herrn verursachte allerhand Argwohn. Er gab sich zwar alle Mühe, seine Anschläge auf Genev und die Französischen Thäler zu verbergen; allein die Einwohner der Stadt Genev und des Canton **Bern** entdeckten sie zeitig genung. Man wendete sich anfänglich an den Marschal **Lesdiguieres**; man bat ihn, sein bestes zu thun, daß die Regentin Hülfstruppen schickte e). **Lesdiguieres** versprach, sein möglichstes zu versuchen. Ehe er aber an den Hof schrieb, so lies er dem Herzoge, als seinem Freunde, Vorstellung thun, daß, da Genev so wol als die Thäler unter dem Französischen Schutze stünden, Frankreich auch gewiß die Vertheidigung derselben übernehmen würde. **Carl Emanuel** schien auf diese Vorstellung nicht sonderlich zu achten; daher der Marschal der Königin und ihrem Staatsrath sehr anlag, sich den Unternehmungen des Herzogs zu widersetzen. Sie sahen auch bald die Wirkungen davon. **La Noue**, ein Sohn des tapfern und gottseligen Edelmans, der sich in den Kriegen in Flandern und in den Niederlanden einen so schönen Ruhm

e) Vie du Connetable de *Lesdiguieres* L. 8. c. 11.

Ruhm erworben, erhielt Befehl, mit zweytausend Mann Infanterie nach Genev zu gehen, und die vom Canton Bern erhielten neue Versicherungen vom Schutz des Königs. Bellegarde, Oberstallmeister von Frankreich, wurde nach Bourgogne, der Marquis von Alincourt aber nach Lion geschicket, um auf die Bewegungen des Herzogs von Savoyen Acht zu haben. Barrault, ernanter ausserordentlicher Abgesandter an den Turinischen Hof, reisete ab, um dem Carl Emanuel vorzustellen, daß seine Unternehmung gefährliche Folgen nach sich ziehen würde, zugleich aber auch ihm rund heraus zu sagen, daß der Staatsrath der Regentin bereits Truppen zusammen brächte, um eine Stadt und Land zu vertheidigen, welche die Vorfahren Ludwigs XIII unter den Schutz ihrer Krone genommen hätten. Der Herzog, der sich auf den Beystand des Papstes und Gouverneurs von Mailand Rechnung machte, lies sich dadurch nicht irre machen. Der Graf von Soissons hatte ihm unter der Hand zu wissen gethan, daß er sich gegen den Barrault geschlossen halten möchte, der eine Creatur des Villeroi wäre, und ihn zu überraschen und schüchtern zu machen suchte. Der Nuntius des Papstes am Französischen Hofe versicherte, daß sein Herr nicht das geringste von den Absichten Carl Emanuels wüste. Indes unterstützte dieser Italiänische Minister eben diese Absichten, so gut er konte, und suchte der Königin die Gerechtigkeit derselben begreiflich zu machen. Dieses alles erweckte Verdacht. Daher empfahl sie auch dem Cardinal Joieuse angelegentlichst, mit dem Papst davon zu sprechen, und ihm die Gründe vorzustellen, die Frankreich hätte, sich den Absichten zu widersetzen, damit der Herzog von Savoyen umzugehen schiene f).

§. 25.

Man konte aus den Verwickelungen dieses Herrn nicht recht klug werden; und vielleicht wuste er selbst nicht,

f) Vittorio Siri Memorie reconditi T. 2. p. 463. sqq.

was er haben wolte. Carl Emanuel nahm sichs vor, die Protestanten zu bekriegen; und seine Hauptabsicht war, die Reformirten in Frankreich aufzuwiegeln, und sie zur Ergreifung der Waffen zu nöthigen, fals man ihm verstattete, Genev anzugreifen. Zu eben dieser Zeit schlug er dem Könige von Wallis eine doppelte Mariage vor, nemlich des Prinzen von Wallis mit der Prinzessin von Savoyen, und des Prinzen von Piemont mit der Prinzessin von England. Kaum wolte Jacob I anfänglich den Abgesandten von Savoyen hören g). Indes trieb der Herzog die Sache so ernstlich und so weit, daß der Römische Hof darüber unruhig wurde. Paulus V ergrif die nöthigen Maasregeln, um eine Unterhandlung zu zerreissen, die der König von England und Herzog von Savoyen zum völligen Schluß kommen zu lassen eben nicht gesonnen waren. Ein Capucíner bekam Befehl, nach Turin zu gehen, der eine Instruction vom Cardinal Borgheſe bey sich hatte, um dem Herzog von Savoyen die Verbindung mit England aus dem Sinne zu reden. Alles was man aus einer so seltsamen Vermischung von Handlungen hat schliessen können, ist dieses, daß der Herzog Frankreich eifersüchtig machen, und dasselbe in die Verbindlichkeit setzen wollen, die Vermählung der ältesten Tochter Heinrichs IV mit dem Prinzen von Piemont zu beschleunigen. Er hoffete, daß der Papst lieber die Unterhandlung wegen einer doppelten Mariage zwischen Frankreich und Spanien aufheben, und dem Prinzen von Piemont zur Vermählung mit der ältesten Prinzessin von Frankreich oder Spanien behülflich seyn, als zugeben würde, daß man eine protestantische Prinzessin nach Turin führete. Der gute Herzog verhunzte also allezeit seine Angelegenheiten, wenn er sie alzufein anfangen wolte. Seine Intrigue mit England gelung ihm eben so wenig, als die andere. Die Regentin, die erst auf der doppelten Mariage zwischen Frankreich

g) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 515. 543. 559. 560.

reich und Spanien bestund, dachte nicht weiter an den Prinzen von Piemont, ausser in Ansehung der Prinzessin Christina, der zweyten Tochter des verstorbenen Königs. So muste er auch seine Anschläge auf Genev und auf die Thäler fahren lassen h). Maria von Medicis hatte mit dem Papst und Könige von Spanien die Sache so abgekartet, daß sie sich zusammen vereinigten, den Herzog von Savoyen zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. La Varenne wurde vom Französischen Hofe nach Turin geschicket, um diese Angelegenheit zu Stande zu bringen. Weil sich Carl Emanuel von Seiten der Regentin noch etwas versprach, so stellete er sich sehr artig an. Wenigstens vermuthete er den Vortheil zu erlangen, daß Maria von Medicis ihm die Gefälligkeit, die er jetzo gegen Ihro Majestät bewiesen, Dank wissen würde.

§. 26.

In der That muste ihr auch sehr viel daran gelegen seyn, daß die Bewegungen von Seiten des Herzogs von Savoyen gestillet wurden, da man am Hofe gar sehr besorgte, daß die zu Saumur versamleten Protestanten darüber einen Argwohn schöpfen möchten. Seit dem nemlich die Reformirten in Frankreich sich genöthiget sahen, sich wider diejenigen zu vertheidigen, die sie mit offenbarer Gewalt angriffen; so hatten sie die Gewohnheit unter sich eingeführet, daß sie aus den verschiedenen Provinzen des Königreichs sich versamleten, um sich wegen der Mittel zu bereden, dadurch sie sich so wol bey ihrer Sicherheit, als auch bey der freyen Uebung ihrer Religion erhalten könten. Zuförderst thaten sich eine oder auch mehrere Provinzen zusammen, und hielten eine Provinzialversamlung. Von da aus wurden eine gewisse Anzahl von denen, die man Aelteste und Prediger nante, abgeordnet, um die algemeine Versamlung zu

h) Siri Memorie recpnditi T. 2. p. 533 sqq.

bilden, die solche Entschliessungen fassen solte, die zum algemeinen Besten der Reformirten gereichten. Die Vernunft und das natürliche Recht verstatten dergleichen Verbindungen. Die ersten Christen haben sich ebenfals vereiniget und versamlet, um ihre Kirchenzucht einzurichten, und die Reinigkeit des Evangelii zu erhalten. Nach ihrem Exempel hielten nun auch die Reformirten Synoden, um ihr Glaubensbekentniß zu entwerfen, und ihre Zucht einzurichten. Da sie in einem christlichen Staat geboren worden, dessen Unterthanen ihre Freyheiten hatten; so musten die Reformirten nicht nur auf die Erhaltung ihrer Religion bedacht seyn, sondern sie konten es auch nicht Umgang haben, ihre wohl hergebrachten Rechte, so weit es die Regeln der natürlichen Billigkeit und des Christenthums verstatteten, wider den König und einen Theil ihrer Landesleute zu vertheidigen, die sie überwältigen wolten. Es ist wahr, der Souverain muß, so viel an ihm ist, dergleichen Verbindungen und Versamlungen verhindern, als welche öfters Unordnung und Verwirrung im Staat nach sich ziehen. Allein er muß auch die Grundgesetze der Gesellschaft handhaben, und einen jeglichen bey seinen Rechten und Vorrechten schützen, deren sie nicht beraubet werden können, ohne eine Ungerechtigkeit an ihnen auszuüben. Sagt man: man muß nicht zugeben, daß gewisse Leute eine neue Republik im Staat aufrichten, so ist dieses an sich recht vernünftig. Sie werden auch nicht daran denken, wenn man sie die Freyheit ihres Gewissens, und was ihnen sonst nach dem Recht ihrer Geburt gebühret, in Ruhe geniessen lässet. Bedienet man sich aber des Vorwandes, eine Unordnung zu verhüten, die nicht entstehen würde, wenn man jederman Gerechtigkeit widerfahren liesse; wendet man eine an sich gute Maxime an, solche Personen desto leichter zu unterdrücken, denen man Schutz zugesaget hat: so ist solches eine Tyranney, der man sich widersetzen darf. Und sie ist um so viel gefährlicher,

licher, je mehr man sich bemühet, dieselbe mit dem betrüglichen Schein des algemeinen Besten zu bemänteln. Der König von **Navarra** richtete sich nach diesen Grundsätzen, er hielt sie für gegründet, und der Ruhe und Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft zuträglich, so lange er sich genöthiget sahe, sich wider die Ligue zu vertheidigen. So bald er aber ein schönes Königreich erlanget hatte, so wolte er die Grundsätze fahren lassen, die er vorher mehr aus Interesse als aus Billigkeit beybehalten hatte. Die Fürsten ziehen diese selten zu Rathe. Man stelt sie ihnen vor, wenn sie nicht vermögend sind, dieselben zu erkennen. Bald nachher verführet sie die Schmeicheley, und die Eigenliebe reisset sie völlig hin. Was sie ganz unumschränkt und unabhängig machet, das komt ihnen als das gerechteste und billigste vor. Nachdem das Edict zu **Nantes** war bestätiget worden, so gab **Heinrich** den Protestanten nicht ohne Bedenken die Erlaubniß, eine algemeine Versamlung zu halten. Er besorgte, daß die Herren, die sich dabey einfänden, oder die wenigstens ihre Creaturen dabey hätten, etwas unternehmen möchten, das seinem Dienst zuwider liefe. **Sind denn**, sagte der König, **die Synoden nicht genung, ihre Religion und Kirchenzucht einzurichten? Was die bürgerlichen Sachen und die Beobachtung des Pacificationsedicts betrift, so können ja die beyden Generaldeputirten, welche die Protestanten an meinem Hofe zu halten Erlaubniß haben, mir die Klagen und Beschwerden der Provinzen vortragen. Ich werde ihnen gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen.** Die Gedanken waren ganz richtig, wenn anders nur **Heinrich** so viel Einsicht und genugsame Aufrichtigkeit gehabt hätte, und sich nicht durch einen Nuntius des Papstes und durch andere arglistige Geister überraschen lassen, die beständig zum lihn waren, und etwas zum Nachtheil der Reformirten zu erpressen oder zu erschleichen suchten. Die beständige Bemühung ihrer

Feinde, ihnen Schaden zu thun, machte daher diese allgemeine Versamlungen zu einer fast unvermeidlichen Nothwendigkeit. Da auch der König den Protestanten zugestanden hatte, sechs Personen, die geschickt wären, ihre Agenten bey ihm zu seyn, ihm namhaft zu machen, wovon er die beyden anständigsten aussuchen wolte; so musten sich die Reformirten nothwendig versamlen, um sechs Personen zu wählen, die sie Seiner Majestät präsentiren solten. Zwar hatte Heinrich bezeuget, es sey seine Absicht, daß diese Versamlungen sich sonst in keine andere Sache einlassen, sondern nur die aus ihrem Mittel aussuchen solte, welche die fähigsten wären, Generaldeputirte bey ihm zu seyn. Da aber diejenigen, die ihre Bedienung niederlegten, nothwendig von dem Rechenschaft ablegen musten, was ihnen vorgekommen war; so war es gar nicht möglich, daß die Versamlung sich nicht auch in verschiedene politische Händel einlassen sollen. Heinrich begrif dieses auch gar wohl. Zufrieden, daß er die nöthigen Maasregeln wider den Marschal von Bouillon und andere protestantische Herren ergriffen, zu denen er kein Vertrauen hatte, erlaubte der gute König den Reformirten, daß sie sich versamlen, und ihm sowol ihre Beschwerden, als auch ihre Bitten übergeben könten. Der Herzog von Sulli, sein getreuer Diener, leistete ihm in solchen Fällen jederzeit grosse Dienste. Er bemühete sich, die Sachen so klüglich zu lenken, daß der König zufrieden war, und daß die vernünftigsten und bescheidensten unter den Protestanten keine Ursache hatten, sich zu beschweren. Sulli befand sich in einer sehr beschwerlichen Lage. Seinem Herrn dienen, und die Reformirten zu befriedigen, das war gewiß nichts leichtes. Die unruhigen und aufrührischen Köpfe schrien unaufhörlich wider ihn; und der Marschal von Bouillon, dem er sehr genau auf die Finger sahe, hatte einen unversöhnlichen Haß wider ihn gefasset *).

*) Der

*) Der Herzog von Sulli und der Marschal von Bouillon waren beyderseits der reformirten Religion zugethan; ihre Mißhelligkeit aber that den Reformirten grossen Schaden, wie aus der Folge der Geschichte zu ersehen seyn wird, und Bouillon befleckte seine Ehre und Gewissen damit nicht wenig, daß er den Herzog von Sulli mit stürzen half. Da dieses Falles schon im Beschluß des ersten Buches, und im Anfang des zweyten Buches dieser Historie gedacht worden; so soll hier nur noch angemerket werden, daß sich verschiedene Umstände vereiniget, ihn bald nach Heinrichs Tode seines Ansehens zu berauben. Man hatte am Römischen Hofe schon lange darüber gemurret, daß ein reformirter Minister Oberfinanzdirector in Frankreich war; und die Religion muste einen Vorwand abgeben, ihm diese wichtige Bedienung abzunehmen, so bald man es ohne Gefahr thun konte. Dazu kam das Mißvergnügen, das die Königin, Conchini, und dessen Frau wegen seiner genauen Wirthschaft wider ihn geschöpfet. Durch sein verdriesliches, finsteres und nicht selten beleidigendes Wesen hatte er sich in allen Ständen Feinde gemachet, und er bekam öfters Briefe ohne Namen, daß er doch eine freundlichere Miene annehmen, und zur Ehre des Königes freygebiger seyn möchte. Der Graf von Soissons hassete ihn tödlich, als welchem er beym Könige schlechte Dienste geleistet hatte. Der Prinz von Conde konte ihn nicht leiden, sonderlich da ihm der Marschal von Bouillon allen seinen Haß wider ihn eingehauchet hatte. Viele andere wünscheten ihm alles Unheil, weil er entweder scharfe Rechenschaft von ihnen forderte, oder ihnen hinderlich war, daß sie sich auf Unkosten des Königs nicht bereichern konten. Nichts schützete ihn, als seine unermüdete Arbeitsamkeit, seine kundbare Treue und seine langen Dienste. Dieser Schutz aber war viel zu schwach, als er von ehrgeitzigen, geldgeitzigen und gewinsüchtigen Personen von allen Seiten her bestürmet wurde. Sechs Monate nach dem Tode des Königs Heinrich wurde ihm also angedeutet, daß er die Finanzdirection, und das Gouvernement der Bastille in die Hände der Königin übergeben solte. Er that es, und verlies zugleich die Stadt Paris, in welcher er unter so viel mächtigen Feinden weder vergnügt noch sicher leben konte. Weil aber die Königin die mit ihm vorgenommene Veränderung durch ein Manifest bekant machte, darin die Ursachen vom Zaun gebrochen waren; so setzte er einen Brief an die Königin, oder vielmehr eine weitläustige Schutzschrift auf, die sehr stark und dreiste abgefasset war.

Er

Er sagte der Königin, daß ihm die Vorrückung seines natürlich unfreundlichen Wesens lange nicht so gekränket, als da man ihn wegen der Art seiner Erlassung lächerlich zu machen gesuchet. Er führete an, daß er den König nicht nur aus seinen entsetzlichen Schulden gerissen, sondern ihm auch einen Schatz von zweyhundert Millionen gesamlet, und überdis seine Finanzen auf einen solchen Fuß gesetzet hätte, wie sie noch keiner seiner Vorfahren gehabt hätte. Das alles war an sich richtig; aber die Grossen in dieser Welt lassen sich nicht gerne die Verdienste vorhalten, und er muste eine gar lange Zeit warten, ehe er wieder vorgezogen wurde. Er bekante sich zwar zur reformirten Religion; aber seine practische Religion war nicht die beste. Dem Gottesdienste, den er in seinem Palast halten lies, wohnete er auf eine unanständige Art bey. Wenn die ganze Versamlung voll Andacht war, so lies er seinen Hut sitzen, und nahm ihn nicht ab, auch wenn gebetet wurde; und gemeiniglich pflegte er mit einem kleinen Hunde, den er auf dem Schoos hatte, zu schäkern. Ein gewisser junger Prediger bestrafte ihn darüber öffentlich; und endlich machte man ihn zu einem Aeltesten der Gemeinde, welches so viel bey ihm wirkte, daß er es für seine Pflicht hielt, der Gemeinde ein besseres Exempel zu geben, wobey er auch bis in seinen Tod verharret. Es wird seiner noch oft in dieser Historie gedacht werden. Denn er lebete bis ins 1634ste Jahr i).

§. 27.

Als nun die Zeit, da **Villarnoul** und **Mirande** Generaldeputirte gewesen, im Jahr 1611 zu Ende gieng, so folgten sie dem Hofe nach **Rheims** nach, wo die Krönung des Königs geschehen solte. Daselbst übergaben sie eine Bittschrift, darin sie Seine Majestät ersuchten, seinen reformirten Unterthanen zu erlauben, eine algemeine Versamlung anzustellen. Die Bitte war viel zu billig, als daß sie hätte verworfen werden sollen, zumal zu einer solchen Zeit, da man mit jederman behutsam umgehen muste. Das Schreiben des Königs wurde den 10ten October 1610 ausgefertiget. Er erlaubte in demselben den Reformirten, sich

i) Benoit Hist. de l'Edit de Nantes T. 2. p. 534.

sich den 25sten May des folgenden Jahres zu Charelle-raut zu versamlen. Von der Zeit an bereiteten sie sich, der Regentin ihre Beschwerden zu übergeben, und bessere Bedingungen von ihr zu erhalten. Der Hof schmeichelte ihnen mit ganz guter Hofnung. Die Marschalle Bouillon und Lesdiguieres bezeigeten einen Eifer um das Beste ihrer Religion k). Sie bewegten den Pleßis Mornay l), die Aufsätze zu machen, die in die Provinzen versendet werden solten, damit sie alle sich über den Puncten vereinigen möchten, die unter den gegenwärtigen Umständen der Regentin vorgetragen werden solten *). Die Provinzialversamlungen fasseten sehr muthige Entschliessungen. Allein Bouillon verschwieg sie nicht; er machte sie am Hofe bekant; er zeigete dem Villeroi Abschriften davon; er machte sich eine Ehre daraus, mit den Abgesandten der vereinigten Provinzen und Englands davon zu sprechen; er versprach ihnen Wunderdinge von dieser Versamlung; und darauf reisete er nach Sedan. Dadurch gab er der Regentin zu erkennen, daß er sichere Maasregeln nehmen wolle, um seinen Brüdern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ob der Marschal schon damals mit tückischen Absichten umgegangen, oder ob er sich erst nachher durch die glatten Worte und Versprechungen der Königin und ihrer Vertrauten blenden lassen, das weis GOtt am besten. Anlangend den Lesdiguieres, so ist sein unchristlicher Sinn so offenbar, und sein ganzes Leben ein solcher fast ununterbrochener Zusammenhang von den heßlichsten Lastern gewesen, daß man nicht viel davon zu schreiben nöthig hat. Er war ein privilegirter Böswicht. Es sey nun aber mit den geheimen Absichten des Bouillon beschaffen wie es wolle, so führete er bey seiner Ankunft zu Sedan eine ganz andere Sprache. Solten nicht, sagte er zu Aersens, dem Abgesandten der Generalstaaten, solten nicht rechtschaffene Christen in der Zeit, da der König noch minderjährig

k) Memoires du Duc de *Rohan* L. 1.

l) Relation de ce qui s' est passé à l' assemblée de *Saumur* 1611.

jährig ist, lieber leiden, als Cabalen und Ränke versuchen, ihren Zustand durch dieselben besser zu machen: Lasset uns erst dem jungen Könige Merkmale unserer Unterthänigkeit und unsers Eifers in seinem Dienste geben. Das übrige wird Gott schenken, wenn es ihm wohlgefällig ist. In diesem Sinne reise ich zu unserer Versamlung, und ich werde dieselbe eben so denken zu lernen mich bemühen. Ich würde ihn deswegen ohne Bedenken loben, wenn ausser den Nachrichten des **Rohan** nicht andere mich belehreten, daß **Conchini** dem Marschal von **Bouillon** im Namen der Regentin eine ausdrückliche Versicherung des Gouvernement von **Poitou** überbracht, welches man dem Herzog von **Sulli** nehmen wolte m). **Villeroi** und der Marquis von **Ancre** entwarfen schon die Instruction für den **Bouillon**, und gaben das Geld in seine Hände, welches er unter die austheilen solte, die er zu gewinnen hoffete; wobey sie ihm die Volmacht gaben, gewissen kauffeilen Seelen Versicherungen neuer Gnadenerweisungen von Seiten der **Maria** von Medicis zu geben. Da **Chatelleraut** eine von den Städten war, die zum Gouvernement des Herzogs von **Sulli** gehörete, den man gerne völlig verderben wolte; so war der Marschal von **Bouillon** nicht der Meynung, daß die Versamlung daselbst gehalten würde. **Saumur** schien ihm zur Erreichung seiner Absichten bequemer zu seyn. Das Breve zu dieser Verlegung wurde zu **Fontainebleau** den 1sten May 1611 ausgefertiget. Vor Eröfnung der Versamlung hatte **Bouillon** dem **Pleßis Mornay** und einigen andern vornehmen Männern sagen lassen, daß er nicht die Stelle eines Präsidenten dabey vertreten werde. Ich halte sogar dafür, setzte er hinzu, daß man diesen Platz gar keinem grossen Herrn geben dürfe. Es würde nur alzuviel Eifersucht dadurch erreget werden. Allein die neuen Verbindungen, darein der Marschal bey Hofe getreten war,

m) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

war, zogen diese Veränderung der Gedanken nach sich. Sobald er aber zu **Saumur** angekommen war, so erklärte er sich frey heraus, daß er den Vorsitz begehre. **Dieser Ehrenplatz, sagte er, gebühret mir wegen meiner langen und wichtigen Dienste, die ich den reformirten Kirchen in Frankreich geleistet habe.**

*) Diesen Aufsatz des **Plessis Mornay** findet man ausführlich in des **Benoit** Hist. de l' Edit de Nantes T. 2. p. 19 sqq. Es soll hier nur etwas daraus angeführet werden. Er stellete darin die Eigenschaften der Personen vor, die von jeglicher Provinz geschicket werden solten; es solten die vornemsten Herren ersuchet werden, in eigener Person dabey zu erscheinen; die Deputirten solten mit hinlänglicher Vollmacht versehen seyn, in alles zu willigen, was zum wahren Wohl der Kirchen würde beschlossen werden; die Forderungen der Provinzen solten mit möglichster Bescheidenheit abgefasset werden, und aus richtigen Folgen aus den vorigen Edicten und Concessionen bestehen; und die schwächern Provinzen solten alle Eifersucht gegen die mächtigern ablegen. Hierauf kam er auf die Artikel selbst, die zum Vortrage kommen solten. Darunter rechnete er nun folgendes: 1) man solte um die völlige Wiederherstellung des Edicts von Nantes bitten, wie es denselben von Heinrich IV verliehen, und von den Reformirten selbst unterzeichnet worden; 2) man solte um eine neue Versicherung der übergebenen Pfandörter und um Auslieferung derjenigen bitten, die verloren gegangen, wenn die Gouverneure derselben die Religion verändert hätten; 3) man solte Ansuchung thun, daß die zur Unterhaltung der Garnisonen bewilligte Summen, davon man die Helfte abgezogen, aufs künftige völlig und vierteljährig bezahlet würden, und daß man diejenigen, die durch die Länge der Zeit verfallen wären, wieder befestigen dürfte; 4) man solte bitten, daß man solche Bücher, darin die Lehre der Reformirten vorgetragen würde, ungehindert schreiben, drucken, verkaufen und austheilen dürfte; 5) daß der Artikel wegen der Gottesäcker abgestellet würde, der zu so viel Unmenschlichkeiten Gelegenheit gegeben hätte; indem man diejenigen, die bereits begraben worden, vielfältig ausgrübe und zum Schauspiel liegen liesse; 6) daß an den Pfandörtern den Jesuiten kein Aufenthalt verstattet würde; 7) daß alle zwey Jahr eine Generalversamlung könte gehalten werden; 8) daß die gewählten Generaldeputirten der reformirten Kirchen auf Unkosten des Königs

nigs am Hofe gehalten würden, und daß die Provinzialdeputirten sich unmittelbar an sie wenden dürften, ohne erst zu den Gouverneuren und Statthaltern der Provinzen zu gehen. Nun waren hierunter verschiedene Artikel begriffen, die nicht im Edict von Nantes gegründet waren, welches Pleßis Mornay selbst wohl einsahe. Er meinete aber, weil die von der catholischen Parthey so viel neues erhalten hätten, so würde ihnen schon frey stehen, wenigstens darum bitten zu dürfen. Allein Heinrich IV lebte nicht mehr; und wenn er auch noch gelebet hätte, so würde es dahin gestanden haben, ob sie es erhalten hätten.

§. 28.

Die Herzoge von **Sully**, von **Rohan**, von **Trimouille**, **Soubize**, **Chatillon**, la **Force** und viele andere Protestanten von vornehmen Stande hatten sich nach **Saumur** begeben. Einige unter ihnen, und die allermeisten Deputirten setzten ein Mißtrauen auf den Marschal von **Bouillon**. Daher fasseten sie den Entschluß, sich an den ersten Vortrag, den **Bouillon** selbst gethan hatte, zu halten, und keinen von den grossen Herren zum Präsidenten der Versamlung zu wählen. Du **Pleßis Mornay**, Gouverneur der Stadt und des Schlosses **Saumur**, dessen Einsicht, Religion und Aufrichtigkeit jederman hochschätzte, erhielt die meisten Stimmen. Anfänglich wolte er eine Stelle nicht annehmen, die ihn dem Neide blosstellete, und ihm den Unwillen des Marschals, seines alten Freundes, zuziehen konte n). Sein Widerstand war aber vergeblich. Die Gesellschaft bat ihn inständigst, bey dieser Gelegenheit neue Merkmale seines Eifers um die Aufrechthaltung der Reformation, und von seiner in den schwersten Fällen bewiesenen gewöhnlichen Gottseligkeit an den Tag zu legen. **Bouillon** konte seinen Zorn nicht verbergen, und er drohete, daß er sich wegen dieser Beleidigung rächen wolle. Diese Drohung betraf vornemlich die Herzoge von **Rohan** und **Sulli**. Als er sich aber nachher besann,

n) Memoires du Duc de *Rohan* L. 1. Relation de l' assemblée de *Saumur*.

besann, daß seine Entrüstung alle seine Entwürfe zu Schanden machen könte, so schien er ruhiger zu werden. Da einige beyden Partheyen gemeine Freunde ihm den Vorschlag thaten, daß er sich mit dem Herzoge von **Sulli** setzen möchte: so glaubte er, es erfordere es die Klugheit, sich wenigstens zum Schein mit ihm auszusöhnen. Nachdem nun der Marschal dem Herzoge den Vorwurf gemachet, daß er unter dem verstorbenen Könige die Canonen aus dem Arsenal hergegeben, um die Stadt und Kirche zu Sedan zu Grunde zu richten, so sagte er zu ihm: **Lassen sie uns das Vergangene in Vergessenheit stellen; ich will gerne ihr Freund und Diener seyn. Greifet man sie der Religion halber jemals in Sulli an, so will ich die Canonen von Sedan eben so willig zu Dero Vertheidigung abführen lassen, als sie die im Arsenal befindlichen gebrauchet haben, mich zu Sedan zu verderben. Lassen sie uns zum Besten unserer Religion in Einträchtigkeit leben. Das Gewissen und algemeine Interesse fordert dieses von uns. Wir können nicht anders bestehen, als wenn wir uns genau verbinden. Die Parthey, die wir beyderseits ergreifen, kan uns zwar keine grossen Vortheile verschaffen, aber sie kan doch ein mittelmäßiges Glück unterstützen.** Was man die Grösse der Seele nennet, ist öfters nichts anders als Eitelkeit und Pralerey. Der Marschal wolte sich den Ruhm eines **Großmüthigen** erwerben, da er sich stellete, als ob er eine besondere Beleidigung dem algemeinen Besten aufopferte. Es kan seyn, daß er es in diesem Augenblicke ehrlich gemeinet. Das Gefühl der Religion und Gottseligkeit wird rege, wenn man es mit gottseligen Personen zu thun hat. Wenn sich aber die Leidenschaft wieder einstellet, so erstickt sie alles, was ihr zuwider ist. **Bouillon** suchte das Beste der Reformirten. Er legete bey dieser Gelegenheit Beweise davon ab; er bezeigete auch Muth in einigen Angelegenheiten.

In andern Fällen aber, wenn er von seinem Haß und Ehrgeitz geblendet war, merkte er nicht, daß er, indem er dem Hofe dienen wolte, den Samen der Uneinigkeit unter seine Brüder ausstreuete, der für sie so nachtheilige Folgen nach sich zog.

§. 29.

Man hatte sich bemühet, diese zu verhüten, da man den Verbindungseid erneuerte, den die Reformirten schon in andern Fällen geleistet hatten. Diese Art der Conföderation fieng sich unter ihnen an, als sie einen Prinzen vom Geblüt, und den verstorbenen König selbst zum Oberhaupte ihrer Religion hatten. Nachdem er aber seine Religion geändert hatte, so lies er es geschehen, daß seine protestantischen Unterthanen ihre Union zu **Mante** vor seinen Augen erneuerten, und daß sie im Angesicht der Catholiken von seiner Parthey schwuren, zur Vertheidigung ihres Glaubens zu sterben. Ein billiger Souverain konte sich nicht über einen Eid beschweren, der unter dem Gehorsam gegen ihn geschahe. Man versicherte in demselben, niemals die Treue zu verletzen, die man dem Könige schuldig ist. Als nun **Heinrich** in ruhigen Besitz von Frankreich gelanget war, so beschwerete er sich zuweilen über eine feierliche Verbindung, die der König von **Navarra** sehr gebilliget hatte. Die Erneurung derselben, die zu **Chatelleraut** geschahe, verdroß ihn. Er nahm es sehr übel auf, daß **Lesdiguieres** eine Urkunde unterzeichnet hatte, die er selbst unter den Königen, seinen Vorfahren, unterschrieben. **Sulli** befriedigte ihn mit sehr triftigen Gründen. Sire, sagte er, die Reformirten würden gar nichts widriges befürchten, wenn die Krone sie unsterblich machen könte. Allein das Andenken des Bartholomäustages wird ihnen jederzeit graulich bleiben. Man weis es gar wohl, daß die Catholiken ihnen hart angelegen, den Protestanten ein Toleranzedict nur auf eine Zeitlang zu gewähren.

währen. Und das nöthiger sie, auf die Zukunft die nöthigen Maasregeln zu ergreifen. Da nun die Reformirten so gerechte Ursachen hatten, in die Regentin und ihren Staatsrath ein Mißtrauen zu setzen, durfte man sich da auch noch wundern, daß sie ihre Verbindung zu **Saumur** erneuerten? Indes schrie man wider sie. Es wurde ihnen dieser Eid unter der Regierung des Königs, dessen Historie ich schreibe, öfters vorgeworfen. Indem man nun aus einer Sache, die **Heinrich** IV selbst für unschuldig, ja für nöthig erkant hatte, ein Verbrechen machte, hies das nicht so viel, als diesen armen Leuten frey heraus sagen, daß man sich entschlossen, sie über lang oder kurz zu verderben *)?

*) Dieser Eid fassete eigentlich zwey Hauptstücke in sich: einmal, gegen den König einen unverletzlichen Gehorsam zu beweisen; zum andern, unter dem Schutz und im Gehorsam gegen den König unter sich selbst in Einträchtigkeit und Uneigennützigkeit zu leben. So unschuldig und billig dieser Eid war, so war er doch von schlechter Folge, wie **Benoit** in seiner Histoire de l'Edit de Nantes T. 2. p. 27 angemerket hat. Denn Mißhelligkeit und Eigennutz schien selbst unter währender Versamlung alles zu Grunde zu richten.

§. 30.

Als **Boißise** und **Bouillon**, Staatsräthe und Commissarien, die vom Könige zur Versamlung nach **Saumur** waren abgeschicket worden, Briefe von Seiten Ihro Majestäten mitgebracht und gute Hofnung erwecket hatten; so war man darauf bedacht, sowol die Bitten als die Beschwerden der Reformirten zu Papier zu bringen. Indem nun diejenigen, die zu dieser Arbeit deputiret worden, sich damit beschäftigten; so nahm man die Sache des Herzogs von **Sulli** vor. Er fürchtete sich vor den Folgen der Drohung, die wider ihn ergangen war, daß man Commissarien ernennen wolle, die seine vorige Conduite untersuchen und ihm den Proceß machen solten, wenn er sich länger wegerte, die Stelle eines Oberaufsehers der Artillerie,

und das Gouvernement von **Poitou** gutwillig niederzulegen. Um ihn nun in der Güte zu dieser Niederlegung zu bewegen, lies ihm der Hof zweyerley zur Belohnung anbieten, davon er sich eines wählen solte, nemlich **entweder** eine Staatsbedienung, z. E. eines Marschals von Frankreich, **oder** eine ansehnliche Summe Geldes. Der Herzog hätte gerne sowol seine Bedienung als sein Gouvernement beybehalten, um beydes auf seinen Sohn, Marquis de **Roni**, fortzuerben. Er sahe aber gar wohl ein, daß kein anderes Mittel vorhanden sey, die Bemühungen seiner mächtigen Feinde, die er am Hofe hatte, zu vereiteln, als wenn er die ganze protestantische Parthey zu seiner Stütze bekäme, und rund heraus sagte, daß sie sich alle vereinigten, den Herzog wegen der davon abhangenden Folgen zu erhalten. Er ergrif die nöthigen Maasregeln zur Ausführung seines Vorhabens, und der Marschal von **Bouillon** arbeitete ihm um so viel eifriger entgegen, je gewisser er glaubte, das Gouvernement von **Poitou** zu erhalten, als welches ihm die Regentin versprochen hatte. **Sulli** that demnach eine Vorstellung vor der Versamlung. Unter dem Vorwande, sich ihren guten Rath auszubitten, was er zu thun hätte, gab er ihnen sehr geschickt zu verstehen, daß seine Religion die einzige Ursache seiner Ungnade sey, und daß der Verbindungseid, den er geleistet hätte, ihn unfehlbar am Hofe noch verhaßter machen würde. Dieses war wenigstens zum Theil wahr. Die Deputirten sahen dieses sehr wohl ein, und die uneigennützigsten unter ihnen erklärten sich für den **Sulli**. Die Achtung gegen den Herzog von **Rohan**, einen Herrn, dem sein grosser Muth, seltene Aufrichtigkeit, Einsicht und ausgebreiteter Verstand längst viele Vorzüge beygeleget hatte, verschafte dem Herzog von **Sulli**, dessen Tochter er zur Ehe hatte, viele Freunde. Dieses unüberwindliche Hinderniß, das den Absichten des **Bouillon** im Wege stund, setzte ihn in die äusserste Verlegenheit o). Er meinete aber dasselbe zu

über-

o) Mercure Francois 1611.

überwinden, wenn er den Rohan bereden könte, seinen Schwiegervater zu verlassen, weil seine Sache unmöglich vertheidiget werden könte. Es lies sich daher der Marschal bey einem Besuche, den er bey dem Herzog von Rohan, der unpäßlich war, ablegete, folgendergestalt heraus: Die Sorgfalt und Aufrichtigkeit eines Mannes, der die Administration der Finanzen und Artillerie unter den Händen hat, mag so groß seyn, als sie will, so ist es doch was schweres, daß er nicht zuweilen einen Fehler begehen solte, der Strafe verdienete, wenn er genau untersucher würde. Ein Oberaufseher der Finanzen und Großmeister der Artillerie müssen nicht nur für das stehen, was sie selbst thun, sondern sie müssen auch für ihre Commissarien und Subalternbediente stehen. Wenn der Hof eine Commißion niedersezen solte, die Administration des Herzogs von Sulli zu untersuchen, meynen sie wol, daß man nicht einen scheinbaren Vorwand finden werde, ihn seiner Aemter zu entsezen: Die Versamlung und die sämtlichen Reformirten werden sich nicht beschweren können, wenn man auch dem Herzoge von Sulli einiges Unrecht thäte. Die Sache wird schon in den gehörigen Formalitäten abgethan werden. Und was sie, mein Herr, anlanger, sezte Bouillon hinzu, so ist ihre Aufrichtigkeit so bekant, sie lieben die gute Ordnung so sehr, und haben mit einem Worte ein solches Französisches Herz, daß sie sich gewiß dem nicht widersezen werden, was nach Urtheil und Recht verfüget worden. Der Herzog von Rohan nahm dieses Compliment übel auf. Soll denn, antwortete er mit einiger Entrüstung, soll denn der Herzog von Sulli, nach den grossen Diensten, die er dem verstorbenen Könige geleistet hat, eine Beute derer werden, die ihm üble Dienste geleistet haben: Sein

Verhalten ist untadelhaft, und wir fürchten uns vor keiner Untersuchung. Er ist ein Pair von Frankreich, und er kan von niemand anders als vom Gerichte der Pairs gerichtet werden. Unterstehen sich seine Feinde, ihn vor ein anderes Gericht zu ziehen, so werden seine Anverwandte und Freunde eine solche Mißhandlung nimmermehr verstatten. Glauben sie, mein Herr, daß ich in diesem Falle meine Pflicht beobachten werde. Ich werde meinen Schwiegervater nicht unterdrücken lassen. Die Entschlossenheit des Herzogs von **Rohan** setzte den Marschal von **Bouillon** in Verlegenheit. Die Versamlung erklärte sich für den **Sulli**. Man lag ihm an, seine Aemter, und sonderlich das Amt eines Großmeisters von der Artillerie beyzubehalten. Wolle er aber lieber eine Belohnung annehmen, so möchte er eine Würde dem Gelde vorziehen. Das eine kam der Familie des Herzogs zu statten, das andere aber gereichte dem algemeinen Besten der Reformirten zum Vortheil. Endlich gab die Versamlung zu erkennen, daß das besondere Interesse des Herzogs von **Sulli** in diesem Falle von dem öffentlichen Interesse der protestantischen Parthey unzertrenlich wäre, und daß man ihm beystehen würde, fals er wegen seiner Administration auf unrechtmäßigen Wegen in Untersuchung gezogen werden solte. Diese Entschliessung wurde durch einige Schriften angegriffen. Es erschien eine unter dem Namen des Surveillant de *Charenton*. Es war eine Satyre wider das murrische und geitzige Naturel des Herzogs. Man erinnerte auch darin die Reformirten, daß ihre Unternehmung, da sie eine Person mit so grossem Stolze zu schützen versprochen, übel ausgeleget würde, und daß sie nicht übel thun würden, wenn sie mehr Mäßigung und Einschränkung blicken liessen *).

*) Die Schrift, darauf hier gezielet wird, führete den Titel: Avertissement donné par un Surveillant de *Charenton* à l'assemblée de *Saumur*. Es wurden die vier Fragen, die Sulli der

der Versamlung der Protestanten vorgeleget hatte, sehr hämisch durchgezogen, und auf den Artikel, daß er dem Könige treue Dienste geleistet hätte, geantwortet, daß er sich selbst dabey auch nicht vergessen hätte, wovon seine gesamleten unermeßlichen Reichthümer ein sicherer Beweis wären. Es traten noch verschiedene andere Schriften bey der Gelegenheit ans Licht, die dahin gerichtet zu seyn schienen, sich nicht nur an dieser Versamlung, sondern auch an dem gar bekanten Buche Catholicon d' Espagne zu rächen, als in welchem die Spanische Ligue ganz heßlich war vorgestellet worden. Mehrere Nachricht sowol von der Rede, die Salli vor der Versamlung gehalten, als auch von dem erwähnten Avertissement &c. giebt **Benoit** in der Histoire de l' Edit de Nantes T. 2. p. 27-30.

§. 31.

Der Hof wurde wirklich sehr aufmerksam dadurch gemachet, als die Reformirten in ihrer Versamlung aus einem so hohen Ton redeten. Der Herzog von **Rohan** hielt eine Rede, die voll Feuer, Muth und Gottseligkeit war. Man hörete sie mit Vergnügen an, und es bezeigete ein jeglicher mehr Entschlossenheit als vorher. Was **Rohan** in dieselbe als eine politische Maxime mit einfliessen lies, das wurde zu einer Weissagung, deren Erfüllung wir, dem Anfange nach, vor Augen haben. **Die Staatsgesetze, sagte dieser grosse Mann, ändern sich nach der Beschaffenheit der Zeiten. Man kan keine gewissen Regeln davon angeben. Was dem einen Könige nützlich ist, das ist einem andern nachtheilig. Wird der König von Frankreich ein Verfolger unserer Religion, so verlieret er den Schutz derselben in der ganzen Christenheit, er bereichert mit diesem Titel einen seiner Nachbarn, er vermehret den Credit der Römischen Kirche nicht dadurch, und sein Königreich ruiniret er völlig** p). Der Staatsrath der Regentin, der dem Römischen und Spanischen Hofe ergeben war, war gar nicht geneigt, einer so sichern und für Frankreich so heilsamen Regel zu fol-

p) Discours du Duc de *Rohan* à *Saumur* auprès de ses Memoires.

gen. Die Folgen der Vereinigung und des guten Vernehmens setzten den Hof in Bestürzung. Das war schon genung, die doppelte Mariage rückgängig zu machen, damit die Königin umgieng. Man entschloß sich daher, die Parthey zu trennen, und die Versamlung schleunig aufzuheben. Nach einigen Unterredungen wegen des Aufsatzes der Bitten und Beschwerden, erkläreten sich die beyden königlichen Commissarien, **Boißise** und **Bouillon**, daß sie keinen Befehl hätten, darauf zu antworten, und es würde rathsam seyn, daß die Versamlung einige Deputirte an den Hof schickte, um alda ihre Beschwerden und Bitten vortragen zu lassen. Dieses geschahe auch. Die Deputirten wurden von den Ministern wohl aufgenommen. Man unterhielt sie mit glatten Worten. Wie groß war aber nicht ihre Verwunderung, als der Canzler, statt ihnen eine günstige Antwort auf ihren Aufsatz zu ertheilen, dazu ihnen Hofnung war gemachet worden, ihnen rund heraus sagte, daß solches eher nicht geschehen würde, als bis sechs Deputirte erwählet worden, daraus der König zween Generaldeputirte der reformirten Kirchen ernennen würde. Das hies so viel, es solte der übergebene Aufsatz eher nicht beantwortet werden, als bis die Versamlung aus einander gegangen. Sie konte länger nicht fortgesetzet werden, so bald diese Ernennung geschehen war, weil der König nur zu dem Ende die Versamlung erlaubet hatte. Man mochte vorstellen und sich demüthigen, wie man wolte, es half alles nichts. **Der König**, antworteten die Minister, **tractiret nicht mit seinen Unterthanen; er erweiset ihnen seine Gnade, wenn es ihm beliebig ist. Schreitet nur zu eurer Wahl. Der Aufsatz ist so günstig beantwortet, als ihr es wünschen könnet.** **Bouillon** gab eben diese Versicherung zu **Saumur**, und schwur dabey auf seine Seele und Seligkeit. **Es komt ja blos auf eine Formalität an**, sagten diejenigen, die es mit der Hofparthey hielten. **Der König will uns die günstige Antwort, die er uns ertheilet,**

let, noch nicht in die Hände geben; es erfordert dieses der Wohlstand, um uns zu zeigen, daß er Gnade erweiset, aber keine Bedingungen gewähret, dazu er sich nach einer langen Unterhandlung verstanden. Es ist uns genung, wenn wir das erhalten, warum wir bitten; es kan uns gleich viel gelten, ob es auf die eine oder die andere Art geschehet. Diejenigen, so die meiste Einsicht und Ehrlichkeit besassen, liessen sich dadurch nicht irre machen. Man begrif gar wohl, daß, wenn die Versamlung einmal aus einander gegangen, man sich an dasjenige würde halten müssen, was die Regentin bewilligen wolte, und die blossen Vorstellungen der Generaldeputirten würden jederzeit viel zu schwach seyn, als daß der Hof eine Rücksicht darauf nähme. Allein der Marschal von **Bouillon** hatte schon eine gar beträchtliche Anzahl auf seine Seite gebracht. La **Varenne**, ein Kammerdiener des Königs, der vom Hofe abgeschicket worden war, und der am Hofe ausgelernet hatte, gieng von Haus zu Haus, um denen, die sich wolten ankaufen lassen, entweder Geschenke auszutheilen oder zu versprechen.

§. 32.

Als der Marschal von **Bouillon** glaubte, daß seine Parthey stark genung geworden, so entwarf er selbst das Formular zu einem Briefe, den die Regentin an die Versamlung schreiben solte, und schickte solches insgeheim an den Hof. Es bestund dasselbe darin, der Versamlung anzubefehlen, sogleich zur Ernennung der sechs Personen zu schreiten, die Antwort auf ihre Aufsätze anzunehmen, und aus einander zu gehen. Diejenigen, die sich wegern würden zu gehorchen, wurden für Rebellen erkläret, und die kleinere Anzahl, die der Marschal von **Bouillon** auf seine Seite gebracht hatte, wurde autorisiret, die sechs Personen dem Könige zu ernennen. Die Königin schrieb auch wirklich einen solchen Brief, wie ihn **Bouillon** entworfen hatte. Man theilete ihn zuförderst einigen Per-

sonen mit, um ihre Meynung darüber zu vernehmen. Viele hielten dafür, man solte aus einander gehen, ohne ihn öffentlich vorlesen zu lassen. Allein Pleßis Mornay und die Klügsten urtheileten, daß, da diejenigen, die der Marschal und der Hof gewonnen, blindlings gehorchen, die andern aber sich dessen wegern würden, diese Theilung eine Spaltung nach sich ziehen könte, die für die reformirten Kirchen von nachtheiliger Folge seyn möchte. Daher bemüheten sie sich, die hitzigsten und eifrigsten zu bewegen, alle mögliche Klugheit und Behutsamkeit zu beweisen. Wir kennen, sagte der weise Pleßis, den Urheber dieses schädlichen Anschlages sehr wohl. Ohne ihn würde sich niemals jemand unterstanden haben, eine Sache von solcher Folge zu unternehmen. Wir dürfen uns mit nichts schmeicheln. Derjenige, der die Sache angesponnen hat, ist nicht von der Art, daß er sie unvollendet liegen liesse. Er wird die Ehre haben, das zu erreichen, was durch die Verfolgungen, durch die bürgerlichen Kriege und durch den Bartholomäusstag nicht erreichet werden können. Unsere Einigkeit wird getrennet, und unsere Kirchen werden durch eine klägliche Spaltung zerrissen seyn. Gott sey Richter zwischen dem, der diesen Anschlag gegeben hat, und zwischen uns. Er gebe ihm seine Vergehung zu erkennen. Meine Herren, das ist das Urtheil Salomons. Lassen sie uns bey dieser Gelegenheit zeigen, daß wir die wahre Mutter sind. Die Eingeweide Jesu Christi werden auf eine grausamere Art zerrissen, als es einige unter uns glauben wollen. Das sind gar nicht die Leute, die uns den Gehorsam lehren können, den wir dem Könige schuldig sind; wir wissen es unter einander weit besser. Es entstehe indes daraus was da wolle, so lassen sie uns die Ernennung vornehmen, die von der Regen-

zin anbefohlen worden. Unsere Gemeinden werden es uns nicht übel nehmen, daß wir ihren Aufsatz nicht befolget, so bald sie von der Gefahr Nachricht bekommen, darein uns ein böser Anschlag gestürzet hat. Die Spaltung ist ihrer völligen Bildung nahe. Und das ist schon 'genung zu unserer Rechtfertigung q). Diese gottselige und weise Rede besänftigte die aufgebrachten Gemüther. Man entschloß sich, den Brief der Königin vorlesen zu lassen, und Seiner Majestät zu gehorchen. Den folgenden Tag kam Bouillon in die Versamlung; er übergab den Brief der Regentin, und begehrte, daß der Befehl des Königs volstrecket werden solte. Es wird geschehen, antwortete der Präsident Pleßis Mornay, weil wir so unglücklich sind, mit unsern Vorstellungen nicht gehöret zu werden. Wir hoffen aber, daß Ihro Majestäten auf unsere Unterwürfigkeit und auf die gerechten Bitten, die wir gethan haben, einige Rücksicht nehmen werden. Hierauf wendete er sich mit diesen Worten zum königlichen Commissarius: Nehmen sie es nicht übel, mein Herr, wenn ich ihnen jezo frey heraus sage, daß diejenigen, welche die Spaltung unter uns angeleget, Seiner Majestät einen sehr schlechten Dienst erweisen. Unsere Einträchtigkeit war es, die den verstorbenen König auf den Thron seiner Vorfahren setzte. Er sahe den Nutzen davon so wohl ein, daß dieser grosse Herr verstattete, dieselbe in seiner Gegenwart und im Angesichte seines Hofes zu Mante zu erneuern und zu beschwören. Gott gebe dem Könige eine ruhige Minderjährigkeit, und der Königin eine glückliche vormundschaftliche Regierung. Je mehr die Reformirten unter sich einig seyn werden, je mehr werden sie im Stande seyn, ihrem Prinzen nützliche Dienste zu leisten. Drey bis vier von

q) Vie du *Pleſſis Mornay*, L. 3.

von denen, die der Hof erkauft hatte, wolten auf Anstiften des Commissarius aufstehen, und Lermen machen. Allein die Klugheit des Präsidenten, und die Vorstellungen der andern hielten sie zurück. Den 5ten September ernante die Versamlung sechs Personen, daraus der Hof zwo zu Generaldeputirten der reformirten Kirchen in Frankreich bestimmen solte. Darauf las man die Antwort auf die am Hofe übergebenen Bitten und Beschwerden. Was der Hof dadurch bewilligte, das war so unerheblich, daß selbst diejenigen, die sich zur Hofparthey geschlagen hatten, sich schämeten und unwillig waren. Man solte, schrieen einige, eher das äusserste wagen, als es dabey bewenden lassen. Nun war es Zeit, sich eines andern zu besinnen. Die Versamlung wurde durch eben das Schreiben aufgehoben, das deren Zusammenkunft verstattete. **Lassen sie uns nun aus einander gehen**, sagte du **Pleßis**. **Ein jeglicher lege hier seinen Unwillen und Feindschaft nieder. Wir würden unser Uebel verschlimmern, wenn wir es mit in die Provinzen nehmen wolten. Es hat ein jeglicher gefehlet, ein jeglicher hats auch gut gemachet. Lassen sie uns darauf denken, daß wir durch ein ehrerbietiges Stilschweigen und durch eine christliche Gedult das erhalten, was man auf unsere Bitten und Vorstellungen nicht hat bewilligen wollen.** Das war der Ausgang einer der berühmtesten Versamlungen der Französischen Protestanten, nachdem sie auf drey Monate beysammen gewesen waren. Sie bestund aus Personen, die wegen ihrer Herkunft, Geschicklichkeit und Erfahrung in wichtigen Angelegenheiten die vornemsten unter ihnen waren. Sie würden mit grossem Nutzen für ihre Gemeinden gearbeitet haben, wenn sie nicht selbst dem Hofe die Gelegenheit in die Hände gegeben hätten, sich ihrer Mißhelligkeit, ihres Ehrgeitzes, und auch des Geldgeitzes einiger unter ihnen auf eine vortheilhafte Art zu bedienen. Diese Versamlung hatte die Regentin unruhig gemachet, und verschie-

schiedene Städte in Bewegung gesetzet, die sich einbildeten, daß die Reformirten mächtiger werden würden, als sie jemals gewesen. Als man nun erfuhr, daß sie ohne Nutzen aus einander gegangen, so wurden sie von allen Seiten her durch ihre Feinde verspottet. Man streuete allerhand Schriften wider sie aus. Unter andern erschien eine, deren ungenanter Verfasser sie in drey Classen theilete, nemlich in **boshafte**, in **eifrige** und in **kluge**. Unter den **boshaften** verstund man den Herzog von **Rohan** und die andern, die der Meynung gewesen, daß man sich standhaft beweisen müsse, um eine günstige Antwort vom Hofe zu erhalten. Diese Leute, sagte man, **sind sonst auf nichts bedacht, als alles unter einander zu verwirren, und einen bürgerlichen Krieg anzufangen.** Die eifrigen stellete man als solche vor, die die Liebe zu ihrer Religion argwöhnisch und mißtrauisch machte. **Ihr unerleuchteter Eifer**, sagte man, **und das Vorurtheil, darin sie stehen, als ob man nur auf ihr Verderben bedacht sey, sind die Ursache, daß jene erstern sie in ihre Meynungen und Anschläge ziehen.** Die **klugen** waren endlich der Marschal von **Bouillon** und die, so es mit ihm hielten. Man lobete ihren Gehorsam und ihre Mäßigung. Der bürgerliche Krieg war nach ihrer Meynung das grösseste unter allen Uebeln. Sie wolten lieber leiden, als denselben anzünden helfen *).

*) Der Verfasser dieser Schrift hatte sich einen Reformirten genennet, welches man nicht glauben konte, wenn er auch mit mehrerer Achtung von der Versamlung zu Saumur gesprochen hätte, als er nicht gethan hat. Die von der Classe der Boshaftigen beschuldigte er, daß sie sich verschiedener Gründe bedieneten, dadurch sie andere auf ihre Seite zu ziehen suchten. Er rechnet darunter die Minderjährigkeit des Königs; die Verschwörung des Papstes, der Jesuiten, und ganzen Clerisey wider die Reformation; den Haß, den viele von den Staatsräthen der Königin wider sie hegeten; die veränderliche Gemüthsart der Regentin; die vielfältige Verweigerung der

der Gerechtigkeit bey offenbar rechtmäßigen Bitten; die Amtsentsetzung derer, die es mit ihnen hielten; die heimlichen Ränke, ihre besten Glieder durch Geschenke an sich zu ziehen; die Bestrebung, unter ihnen Mißverständniß und Mißtrauen zu erregen. Es mochten nun dieses die wahren Ursachen seyn, oder nicht, so ersahe man doch so viel daraus, daß der Verfasser dieser Schrift am Hofe wohl bekant war, und vieles zum voraus wuste, das andere erst aus der Folge mußten erkennen lernen. Vielleicht hätte er es besser getroffen, wenn er die Classen der Reformirten in Frankreich anders benennet, und sie abgetheilet hätte 1) in vornehme Herren, die sich der andern um ihrer Privatabsichten willen bedieneten; 2) in aufrichtige und gottselige Personen, die wohl einsahen, daß sie von einem durch Jesuiten regierten Staatsrath kein Heil zu erwarten hätten; 3) in Zaghafte, die entweder dieses von Natur waren, oder die durch die Künste des Hofes dazu gemachet worden. Die ersten und letzten waren die Ursache alles Uebels; wovon das Exempel des Marschal von Bouillon sehr belehrend ist, der in diesem Handel den Reformirten entsetzlichen Schaden zugefüget, und dessen sie sich daher unter ihren Glaubensbekennern nicht rühmen dürfen, dessen Sohn auch der Gleichgültigkeit seines Vaters gegen die Religion, und des Mißbrauchs der Religion zu irdischen, unerlaubten und sündlichen Absichten so gewohnt worden war, daß es ihm nicht schwer fiel, um einer Weibsperson willen, dadurch er sein väterliches Haus entehrete, auch die Religion zu vertauschen, und zur Parthey der Catholiken überzutreten.

§. 33.

Ein neues Buch des **Pleßis Mornay** setzte die Römischcatholischen in die äusserste Entrüstung. Es führete den Titel: **Geheimniß der Bosheit**, oder **Historie des Papstthums**. Die Absicht des Verfassers war, wider die Cardinäle **Baronius** und **Bellarminus** zu zeigen, nach welchen Stufen die Monarchie des Papstes entstanden, und wie mannigfaltig der Widerstand rechtschaffener Männer gegen die Errichtung einer Macht gewesen, die dem Sinne des Evangelii ganz offenbar zuwider ist. Es war eben nichts ausserordentliches darin enthalten, und die Römischcatholischen musten dieser Controvers schon gewoh-

wohnet seyn. Es war diese Materie schon in unzähligen Büchern abgehandelt worden. Nichts brachte sie so sehr auf, als der Kupferstich, den man diesem Buche vorgesetzet hatte. **Paulus** V war auf demselben mit den schmeichelhaftesten und bis zur Gotteslästerung getriebenen Lobsprüchen, die man ihm jenseit der Alpen beygeleget hatte, vorgestellet worden. Einige darunter eigneten ihm das zu, was der heilige Geist von Jesu Christo bezeuget. Unter andern nante man ihn den **unüberwindlichsten Monarchen der christlichen Republik, den eifrigsten Vertheidiger der päpstlichen Allmacht**, und endlich **einen Vicegott**, welches Wort man ihm zu Ehren ganz neuerlich ersonnen hat. Da Leute, die dafür angesehen seyn wollen, als ob sie dem Evangelio glaubeten, ihre Schmeicheleyen bis zu dieser Ausschweifung getrieben, dürfen wir uns auch noch wundern, daß die Heiden ihre Fürsten mit unter die Götter gezählet, die sie anbeteten? **Pleßis** machte dieses durch einen lustigen und glücklichen Einfal lächerlich. Denn indem er den Werth der Buchstaben, die man **Zahlbuchstaben** nennet, in den lateinischen Worten Paulus V Vice Deus zusammen rechnete, so kam die Zahl 666 heraus, welches die geheimnißvolle Zahl des Thieres ist, dessen in der Offenbarung **Johannis** gedacht wird. Die Reformirten gaben dieser Entdeckung lauten Beyfal. Ihr Volk, das so schon glaubte, daß **Paulus** V das Kind des Verderbens sey, welchen der Herr Jesus mit dem Odem seines Mundes und durch die Herrlichkeit seiner Zukunft tödten werde, schmeichelte sich, daß sie nun bald den Fall **Babylons** erleben würden. Du **Pleßis** selbst that sich auf diesen Einfal so viel zu gut, daß, als ihm seine Freunde meldeten, daß sein neues Buch seinem Glücke überaus hinderlich sey, und daß von der Zeit an **Villeroi** und einige andere Minister sehr kaltsinnig gegen ihn geworden, da sie vorher willens gewesen, ihn zu einer ansehnlichen Bedienung zu erheben, er sich wegen dieses Unfalles sehr bald tröstete, und die Drohungen zu verach-

ten schien, die seine Feinde von allen Orten her wider ihn ausstiessen. Die vernünftigsten Glieder der Römischen Kirche lachten über diesen Einfal des Verfassers. Dieses Gedankenspiel muste ihnen vielmehr dazu dienen, einen Priester zu beschämen, der, nachdem er Bischof zu Rom geworden, an gotteslästerlichen Schmeicheleyen ein Vergnügen finden konte. Nur die Mönche und die Abergläubigen fiengen greulich an darüber zu lermen. Der päpstliche Nuntius gerieth in eine schreckliche Entrüstung, und der Papst **Paulus** schickte ihm ein Breve zu, daß er sich über die ihm zugefügte Beleidigung gehörigen Ortes beschweren solte. Die Regentin war nicht weniger entrüstet, als die andern, Es war ihr ganz unerträglich zu hören, daß der **Papst der Antichrist** wäre. Ausser den Ursachen, dadurch alle, die von ihrer Religion sind, wider einen Lehrsatz aufgebracht werden, dem zufolge sie **Anbeter des apocalyptischen Thieres sind**, hatte **Maria** von Medicis eine Ursache, die ihr besonders eigen war. Denn da die Gültigkeit ihrer Ehe mit **Heinrich** IV blos auf der Autorität des Papstes beruhete, der die Ehe ihres verstorbenen Gemahls mit der **Margaretha** von Frankreich für null und nichtig erkläret hatte; so bildete sich die Regentin ein, daß alle diejenigen, die den Papst für den **Antichrist** hielten, sie nicht für eine rechtmäßige Gemahlin **Heinrichs** IV halten könten. Sie wolte daher, daß das Buch des **Mornay** wenigstens zum Schein geschändet werden solte. Man brachte es vor die Sorbonne. Nachdem den 1sten August 1611 der Decanus und die Doctores der Facultät zu Paris die Messe vom heiligen Geist feierlich gehalten hatten, so versamleten sie sich, um die Doctores zu ernennen, die das Werk untersuchen solten. Es wurde den 19ten dieses Monats der Bericht davon abgestattet. Man schrieb darin, daß das Buch **mit einer unendlichen Menge von Lästerungen und abscheulichen Gottlosigkeiten wider den Glauben und die catholische Religion und wider den heiligen**

apos

apostolischen Stuhl angefüllet sey. Diese stolzen Worte sind weiter nichts als eine Dunst in den Augen der Einfältigen. Man will ihnen weismachen, daß der Glaube und die catholische Religion von der päpstlichen Autorität unzertrenlich sind. Ein jeglicher Doctor, Parlamentsherr und Hofschranze glaubt davon was er will. Aber die Staatsklugheit verstattet nicht, das Volk von der Unwissenheit und Aberglauben zu befreyen. Die Censur der Facultät geschahe, wie die Doctores ihren Bericht abgestattet hatten. Das Buch wurde verdammet als ein ketzerisches, rasendes, aufrührisches, dem göttlichen, natürlichen und canonischen Rechte zuwiderlaufendes Buch. Kurz, diese guten Herren machten daraus was sie wolten *).

*) Der Kupferstich vor diesem Buche zeigete noch etwas mehreres an, als vom Vassor ist angemerket worden. Man erblickte auf demselben einen babylonischen Thurm von ungeheurer Grösse, der zwar allen Zuschauern ein Gegenstand der Bewunderung war, der aber auch auf hölzernen Pfählen stund, an welche Feuer war angeleget worden. Ferner zeigete sich Paulus V mit den Aufschriften gezieret, die er in Italien erhalten hatte; worunter auch die befindlich war, die in Italien auf einem zu seiner Ehre aufgerichteten Triumphbogen mit den Worten gestanden hatte: PaVLo V VICeDeo. Denn in diesem Casu müssen die Worte gelesen werden, wenn die Jahrzahl 666 herauskommen soll; indem sich weder Paulus V Vicedeus, noch das französische Paul V Vicedieu dazu schicket. Nun weis man gar wohl, wie viel Stärke in einem solchen Erweis lieget, und daß der damalige König von Frankreich LVDoVICVs eben sowol der Antichrist würde haben seyn können; indes war dieses in der That ein Bissen nach dem Geschmack der damaligen Zeiten, und man gab dem Pleßis Mornay um so vielmehr Beyfal, da alles ganz natürlich darinnen lag, und weder etwas vermindert noch vermehret werden durfte; man durfte weder die griechische noch hebräische Sprache zu Hülfe nehmen, sondern es lag in der lateinischen Sprache, die vorzüglich die Sprache der Kirche genennet wird, ja in dem Namen, wie er auf dem päpstlichen Triumphbogen gelesen worden.

§. 34.

Hätten sie sich auch härter gegen die gottlosen Lehrsätze eines **Arius**, **Paulus** von Samosata und **Plotinus** erklären können? Wolte man diese weisen Herren Magisters der Sorbonne fragen, was für Ursachen sie gehabt, einen Verfasser dergestalt mit der ganzen Last ihres Zornes zu überfallen, der da leugnet, daß die Monarchie des Papstes eine göttliche Ordnung sey, so würde man damit seine Zeit nur unnütz zubringen. Denn die Doctores haben sich auf den Fuß gesetzet, kleine Päpste vorzustellen. Sie blitzen und donnern, aber sie unterweisen nicht. Wo lieset man denn, daß die päpstliche Monarchie im **natürlichen Rechte** gegründet sey? Der allergröste Theil der Menschen, die bisher in der Welt gelebet, haben nichts davon gewust. Welch eine Verblendung! Und was das **göttliche Recht** anbetrift, so hält man uns eine oder zwo Stellen aus dem Evangelio vor. Allein dessen nicht zu gedenken, daß die römischcatholischen Lehrer selbst über dem wahren Verstande dieser Stellen nicht einig sind, so haben auch die grössesten Lehrer der christlichen Religion lange vorher, ehe Protestanten in der Welt entstanden, nichts vom Primat des Papstes darin gefunden. Verstehet man endlich unter dem **canonischen Recht** die neuern Decretalien der Päpste, so wird man freylich verloren seyn. Wenn aber durch das wahre **canonische Gesetz** von Frankreich nichts anders verstanden wird, wie man uns öfters gesaget hat, als der alte Codex Canonum, die auf den ersten algemeinen Concilien entweder abgefasset oder angenommen worden; so können die geschicktesten und aufrichtigsten Parisischen Doctores von dem Primat und der Monarchie des Papstes nicht das mindeste darin antreffen. Der Name **Antichrist** brachte die Römischcatholischen am meisten in Harnisch. Der Papst will nicht das **apocalyptische Thier** seyn, und die von seiner Kirchgemeinschaft wollen nicht für Anbeter dieses Thieres gehalten werden. Ist das aber wahr, welches

ches man doch in Frankreich gemeiniglich zugestehet, daß die Herrschaft, welche die Päpste auf eine widerrechtliche Art an sich gerissen, dem Sinne Jesu Christi und den apostolischen Ordnungen völlig zuwider sey; so kan man auch nicht leugnen, daß der Papst in diesem Verstande der Antichrist, und daß seine Monarchie antichristisch sey. Ist es ferner gewiß, wie es das Ansehen allerdings hat, daß, wenn man sich über alles erhebet, was Gott genennet wird, oder was man anbetet, solches eben so viel sey, als sich über diejenigen erheben, zu denen der Herr gesaget hat, ihr seyd Götter und Söhne des Allerhöchsten, und sich die Ehre erweisen lassen, die ihm allein gebühret; folget daraus nicht, daß der Papst entweder das Kind des Verderbens und der Mensch der Sünde ist, oder doch demselben sehr nahe komt, von dem Paulus geweissaget hat? Was die Weissagung Johannis anlanget, so sind die Protestanten nicht die ersten, die sie auf den Papst zugeeignet haben. Man braucht auch keine mühsamen Umschweife, um die Merkmale darin zu finden, die wir an dem Papst vor Augen sehen. Die Vergleichung zwischen dem heidnischen Rom und dem christlichen Rom der letzten Zeiten, scheinen so richtig zu seyn, daß man in nicht geringe Verlegenheit komt, wenn man sich zu einer Wahl zwischen denen entschliessen soll, die die Weissagungen der Offenbarung entweder von jenem oder von diesem Rom erklären. Ein gewisser Gelehrter, Namens Ferrier, wolte sich im Anfange des siebenzehenten Jahrhunderts hervorthun, da er zu Nimes, wo er Professor der Gottesgelahrtheit war, in einer öffentlichen These behauptete, daß der Papst der Antichrist sey. Das Parlament zu Toulouse verfuhr wider den Ferrier. Der Beklagte aber protestirte wider diese Jurisdiction, und wendete sich an das Cammergericht zu Castres. Bald darauf setzten die Reformirten in Frankreich auf ihrem Nationalsynodo zu Gap im Delphinat einen neuen Glaubensartikel auf. Sie erkläreten sich, zu glauben, und

auch zu erweisen, daß der Bischof zu Rom eigentlich der Antichrist und das Kind des Verderbens sey, davon im Worte Gottes geweissager worden. Dieser neue Artikel solte der 31ste im Glaubensbekentniß der Reformirten in Frankreich seyn. Heinrich IV nahm es sehr übel auf, daß die Reformirten unter seiner Regierung sichs beykommen lassen, einen Satz zu behaupten, daran sie nicht gedacht, als die Streitigkeiten unter seinen Vorfahren in der grösten Hitze gewesen. Es sey nun, daß er sich vor den Folgen wegen seiner zweyten Heirath gefürchtet, oder daß er sich von den Reformirten nicht den öffentlichen Vorwurf machen lassen wollen, daß er die wahre Religion verlassen, um das Thier anzubeten; genung, er befahl schlechterdings, daß dieser neue Artikel aus dem Glaubensbekentniß weggelassen werden solte. Die vernünftigsten und bescheidensten Protestanten nahmen keinen Theil an dem, was zu Gap geschehen war; wenigstens sagten sie, daß der Synodus nicht die gehörige Klugheit und Mässigung bewiesen. Es wurde die Materie vom Antichrist auf den zu Rochelle und St. Mairant gehaltenen Synoden wieder rege gemacht. Allein Heinrich IV widersetzte sich abermals der Kundmachung eines Glaubensartikels, der zur Seligkeit nicht nöthig sey. Als Vignier ein Buch unter dem Titel: Theatre de l'Antichrist herausgab, so predigte der Jesuit Gontier, ein berühmter Seelenbekehrer der damaligen Zeiten, wider dasselbe auf eine heftige und aufrührische Art. Der König untersagte die Verkaufung des Buches, und dem ausschweifenden Controvertisten legte er ein Stillschweigen auf *). Da nun das Buch des Plessis Mornay fast unmittelbar auf diese Streitigkeiten, die noch nicht völlig gedämpfet waren, erschien; so muß man sich auch nicht wundern, wenn ein grosser Lermen darüber entstanden. Wenn es auch wahr wäre, daß dieser sonst so gelehrte und weise Mann im gegenwärtigen Falle nicht die gehörige Behutsamkeit bewiesen, so bleibet dennoch

die

die Censur der Sorbonne eben so ausschweifend als lächerlich.

*) Le Vassor hat von den damaligen Bewegungen unter den Reformirten wegen des Satzes vom Antichrist nicht zu viel geschrieben, indem Benoit in seiner Hist. de l'Edit de Nantes T. 2. p. 93 ausser dem noch angemerket hat, daß dieselben auf die Ausarbeitung dieser Materie Belonungen gesetzet, und daß namentlich der hier erwehnte Vignier für seinen Schauplatz des Antichrists ein Geschenk von zweytausend Livres erhalten.

§. 35.

Maria von Medicis fieng an, sich des Griffes zu bedienen, der nachher unter der Regierung ihres Sohnes bis auf unsere Zeiten brauchbar gewesen. Sie bemühete sich, die Protestanten in Frankreich zu theilen, und sie eben dadurch zu schwächen. Dabey aber versagte sie ihre guten Dienste und den Schutz des jungen Königes den Protestanten zu Genev und in Deutschland nicht. Der Marquis von **Vieuville**, **Bruell**, Präsident zu Metz, und **Villers Horman** wurden gegen das Ende des Septembers in ihrem Namen nach **Aachen** geschickt, um die Unruhe zu dämpfen, die seit einiger Zeit in dieser Stadt entstanden war. Die Veranlassung dazu war folgende. Als im Jahr 1598 die protestantischen Einwohner zu **Aachen** die römischcatholische Stadtobrigkeit aus der Stadt gejaget hatten, so wurde die Stadt in die Reichsacht erkläret. Der Churfürst von Cöln bekam Befehl, die kaiserliche Achtserklärung zu volstrecken, und er that dieses auch unter dem Beystande des Churfürsten von Trier und Herzogs von Cleve. Es wurde also der römischcatholische Magistrat wieder eingesetzet, dagegen aber die protestantischen Lehrer aus der Stadt vertrieben. Wie es nun denen von der protestantischen Religion höchstempfindlich war, daß man ihnen die freye Uebung der Religion nicht gestattete; so suchten die Römischcatholi-

schen sich wider sie in Positur zu setzen, und warfen sich zu dem Ende in den Schutz Alberts, Erzherzogs der Niederlande. Als nun die Veränderung in den Herzogthümern Cleve und Jülich vorfiel, davon zween protestantische Fürsten Besitz nahmen, so gereichte solches denen zur Beruhigung, die sich in der Stadt Aachen zu dieser Religion bekanten. Denn sie giengen auf ein zwo Meilen davon liegendes und zu Jülich gehörendes Dorf, um alda Gott anzurufen, und das Wort Gottes zu hören. Das war nun den Römischcatholischen sehr mißfällig. Der Magistrat untersagte den Protestanten, auf dieses Dorf zu gehen, und zwar sowol bey Gefängnißstrafe, als auch bey einer namhaften Geldstrafe. Man hatte so gar die harte Clausul mit angehänget, daß diejenigen, so die Geldstrafe nicht erlegen könten, aus der Stadt verbannet werden solten. Einige wurden auch ins Gefängniß geworfen, und auf ewig aus der Stadt verwiesen. Ihre Freunde und Nachbarn, die durch ihren Abschied in Mitleiden gesetzet wurden, giengen in ziemlich grosser Anzahl zu dem versamleten Rathe, um demselben eine Bittschrift für diese armen Leute zu übergeben. Man stellete in derselben vor, daß das wider diese Leute gesprochene Urtheil den Vorrechten der Einwohner dieser Stadt zuwider sey, und bat, daß die Strengigkeit desselben gemildert werden möchte. Statt dessen, daß der Magistrat dieses in Erwegung ziehen sollen, so befahl er, daß ein jeglicher sich sogleich in sein Haus begeben solte. Die auf die Art abgewiesenen Bürger schrien wider die Härtigkeit des Magistrats, und sonderlich wider die Jesuiten, die man für die Urheber dieser heftigen Anschläge hielt. Wir stehen nun schon, sagten einige, zwölf Jahr unter dem Druck; ist das nicht eine sehr lange Gedult? Wollen wir niemals daran denken, dreyhundert Familien unserer Mitbürger zu rächen, die seit weniger als acht Tagen aus unserer Stadt ver-

verjaget worden: Die Liebe zur Freyheit ist Menschen und Thieren gemein. Nur haben die Menschen den Vortheil auf ihrer Seite, daß sie Muth und Geschicklichkeit haben, für dieselbe zu streiten, und sie, wenn sie derselben beraubet worden, wieder zu erlangen. Unsere Vorfahren haben jederzeit den Tod der Sclaverey vorgezogen. Lasset uns dem Exempel, das sie uns gegeben, folgen. Es ist tugendhafter und angenehmer zu sterben, als sich unverschuldet des Landes verweisen zu lassen. Wird Gott unsere gerechten Bemühungen um die Erhaltung unserer Güter und Vorrechte segnen, so werden wir die freye Uebung unserer Religion erhalten. Durch diesen Zuspruch gereitzet griffen sie zu den Waffen, und andere vereinigten sich bald mit ihnen. Sie bemächtigten sich des Rathhauses. Sie nöthigten den Burgemeister, denen das Gefängniß zu öfnen, die bisher ungerechter Weise darin gesessen. Man bemächtigte sich der Thorschlüssel, und zog allenthalben Ketten vor. Die Protestanten, die nun Herren der Stadt waren, erwähleten sich Hauptleute, setzten einen neuen Magistrat ein, und machten die allerbeste Ordnung, damit die Unruhe und Verwirrung aufhören möchte. Weil sie aber wohl wusten, daß es schwer halten würde, den Frieden in der Stadt zu bewahren, so lange Jesuiten darin wären; so schickte der neue Magistrat Personen ab, die sich dieser ehrlichen Väter versichern und ihr Collegium in Verwahrung nehmen musten. Angst und Bestürzung hatte sich ihrer dergestalt bemächtiget, daß sie, weil sie keine Leichtfertigkeiten mehr treiben konten, sich in ihre Kirche begaben, um den Beystand Gottes und ihres grossen Patrons, des **Ignatius Lojola**, anzuflehen, den der Papst erst vor kurzer Zeit canonisiret hatte. Wenn abergläubige Leute sich durch ihre Cabalen oder unvernünftigen Eifer in Gefahr gestürzet haben, so haben sie noch

ein so kühnes Vertrauen, daß Gott sie durch Wunderwerke daraus erretten werde. Die Jesuiten wurden aufs Rathhaus geführet, und scharf bewachet, sonst aber ihnen nichts zu Leide gethan. Der Superior des Profeßhauses zu Paris war damals eben zu Aachen, wo er sich der Brunnencur bedienete. Es wurde ihm mit aller ersinlichen Höflichkeit begegnet, so bald er sich nur zu erkennen gab. Die Bürger sagten ihm, es geschehe dieses aus Hochachtung gegen den König in Frankreich und die Königin seine Mutter. Die vernünftigen und bescheidenen Catholiken mißbilligten das harte Verfahren des Magistrats gegen die Protestanten. Viele unter ihnen wolten ihre Stadtbedienungen nicht verlassen, noch sich ihrer Ansprüche an dieselben begeben; weil sie sich aber zu schwach fanden, so steckten sie sich hinter den Erzherzog Albert. Die Protestanten aber suchten ihres Ortes Schutz bey den Fürsten von Brandenburg und Neuburg, die die benachbarten Herzogthümer Jülich und Cleve im Besitz hatten. Als nun der Graf von Solms, der beyder Fürsten Gouverneur war, der Stadt **Aachen** mit einer ansehnlichen Reuterey zu Hülfe kam, so behaupteten die Protestanten ihren Platz. Sie gaben ein Manifest heraus, darin sie die Ursachen anzeigeten, die sie bewogen, die Regierung in ihrer kleinen Republik auf eine Zeitlang zu ändern. Man erbot sich, auf folgende Bedingungen einen Vergleich einzugehen, daß den augspurgischen Confessionsverwandten sowol als den Reformirten die freye Uebung ihrer Religion verstattet, eine gewisse Anzahl Protestanten in den Magistrat aufgenommen und die Jesuiten aus der Stadt geschaffet würden. Der Erzherzog **Albert** und der Churfürst von Cöln hatten von ihrer Seite auch einige Personen abgeschicket, die an einen Vergleich Hand anlegen solten. Weil aber die Drohungen, welche die Abgeordneten des Erzherzogs ausstiessen, die Gemüther entrüsteten, so wurde ihre Vermittelung nicht angenommen. Der Marquis von **Vieuville** und seine Collegen fanden

geneig-

geneigteres Gehör. Nach einer weisen Ueberlegung brachten sie die Protestanten zu einem Provisionaltractat, ohne der Autorität des Kaisers etwas zu vergeben, oder das auszuschliessen, was er aufs künftige verordnen möchte. Die Protestanten liessen es geschehen, daß bis zur Entscheidung ihres Streits mit den Catholiken durch Seine kaiserliche Majestät alles, auch das Collegium der Jesuiten nicht ausgenommen, wieder in den vorigen Stand gesetzet seyn solte, doch so, daß man den Protestanten die freye Uebung ihrer Religion an einem bequemen Orte ausser den Ringmauren der alten Stadt **Carls** des Grossen verstattete. Allein die catholische Stadtobrigkeit wolte den Tractat nicht unterschreiben, unter dem Vorwande, daß der Kaiser dem Erzherzog **Albert** und Churfürsten von Cöln die Beylegung der zu Aachen entstandenen Unruhen aufgetragen hätte, wie sie es für gut finden würden. Es half nichts, als der Marquis von **Vieuville** und seine Collegen dem catholischen Magistrat abermalige Vorstellung thaten, um denselben zum Frieden zu bewegen. Es widersetzte sich derselbe hartnäckig, und die Jesuiten retirirten sich in die catholischen Niederlande. Hierauf liessen die Französischen Abgesandten mit Genehmhaltung der Protestanten neue Magistratspersonen erwählen. Der Abgesandte der Erzherzoge der Niederlande zu Paris hielt bey der Regentin an, daß alles, was der Marquis von **Vieuville** und seine Collegen gethan hätten, cassiret werden möchte. Als aber die Regentin von der eigentlichen Beschaffenheit der Sache war benachrichtiget worden, so sagte sie den Abgesandten der Fürsten von Brandenburg, von Neuburg, wie auch denen von der Stadt **Aachen**, daß der König ihr Sohn nicht zugeben würde, etwas zu unternehmen, das zum Nachtheil ihrer Principalen gereichte.

§. 36.

Man besorgte noch immer in Deutschland, daß die streitige Succession in **Jülich** und **Cleve** eine Spaltung

unter den protestantischen Fürsten nach sich ziehen möchte. Der Churfürst von Brandenburg und Herzog von Neuburg hatten ihre Ansprüche, und der Churfürst von Sachsen wolte die Rechte seines Hauses gleichfals behaupten. Diese Mißhelligkeit dreyer grossen protestantischen Häuser konte den Römischcatholischen grosse Vortheile in die Hände geben. Es versamleten sich verschiedene Fürsten im Monat May zu Jüterbock ohnweit Wittenberg in Sachsen, um auf Mittel zu denken, dieses Unglück abzuwenden, und die Prätendenten unter einander zu vereinigen. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, verschiedene Prinzen von beyden Häusern, wie auch aus dem Hause Hessen nebst einigen andern, vereinigten sich dahin, daß die Staaten von Cleve und Jülich, bis zur kaiserlichen Entscheidung, vom Churfürsten und Fürsten von Sachsen, nebst den Fürsten von Brandenburg und Neuburg gemeinschaftlich besessen und administriret werden solten, jedoch unter der Bedingung, daß die Sächsischen Fürsten vorläufig eine gewisse Summe Geldes an die beyden Fürsten auszahleten, die im wirklichen Besitz dieser Staaten waren. Die Protestanten freueten sich über den Vergleich, der beyde churfürstliche Häuser vereinigte. Weil aber der Prinz von Neuburg nicht darein willigen wolte, ohnerachtet die Versamlung der Fürsten von der protestantischen Ligue zu Rottenburg in Bayern ihn inständigst darum ersuchen lies, so blieb der zu Jüterbock geschloffene Tractat ohne alle Wirkung *).

*) Vor dieser Conferenz zu Jüterbock war eine zu Cöln am Rhein gehalten worden, dabey sich auch die hohen Prätendenten theils in Person, theils durch ihre Minister eingefunden hatten, wobey unter andern in Vorschlag kam, daß man zur Entscheidung der Sache einige auswärtige Richter erwählen solte, die keine Reichsstände wären; womit aber die kaiserlichen Commissarien, wie leicht zu erachten, nicht zufrieden waren. Bey dem Convent zu Jüterbock waren 24 fürstliche Personen zugegen; Pfalzneuburg aber wolte keinen Theil daran nehmen, daher geschahe weiter nichts, als daß zwischen dem

Hause

Hause Sachsen und Brandenburg bis zum Austrag der Sache der Jüterbockſche Vergleich errichtet wurde, der im hiſtoriſchen Schauplatz aller Rechtsanſprüche auf Jülich ꝛc. in den Beylagen S. 181 u ſ. geleſen werden kan.

§. 37.

Die verſchiedenen Verfolgungen, ſo die Proteſtanten in Bayern, in Bamberg, in Würzburg, zu Cöln, zu Worms und anderwerts ausſtehen muſten, gaben zu dieſer Verſamlung der Fürſten von der proteſtantiſchen Ligue zu Rottenburg Gelegenheit. Sie waren noch ganz einig, um einige algemeine Angelegenheiten zu beſorgen, und die nöthigen Maasregeln zur Erhaltung und Beveſtigung ihrer Vereinigung zu ergreifen. Der Kaiſer ſchickte in ſeinem Namen zween Abgeſandte zu dieſer Verſamlung. Man beſchwerete ſich gegen dieſelben, daß viele Dinge nicht zur Wirklichkeit kämen, die Seine kaiſerliche Majeſtät den Proteſtanten verſprochen hätte, wie auch über die Verfolgungen, ſo die von dieſer Religion an verſchiedenen Orten erdulten müſten. Die kaiſerlichen Miniſter entſchuldigten ſich, ſo gut ſie konten. Seine kaiſerliche Majeſtät, ſagten ſie, wollen gerne alle Unterthanen ihrer Erbländer ohne Unterſchied der Religion im Friede handhaben. Da ſie aber weder dem Churfürſten von Cöln noch auch den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg was zu befehlen haben, ſo muß man ihnen das nicht zurechnen, was dieſe Prälaten thun. Die Churfürſten ſollen ſich in kurzem zu Nürnberg verſamlen, um alda die algemeinen Reichsangelegenheiten in Erwegung zu ziehen. Seine kaiſerliche Majeſtät will gerne alles beytragen, daß jederman zufrieden geſtellet werde. Die proteſtantiſchen Fürſten, die es ſchon gewohnt waren, daß man ſie mit dergleichen Verſprechungen hinhielte, antworteten hierauf ganz rund, daß, wenn der Kaiſer länger verzöge,

ſein

sein Wort zu halten, sie sich selbst würden helfen müssen, wie es die Umstände der Sachen erforderten. **Matthias**, König von Ungarn, der sich gerne zum Römischen Könige erwählen lassen wolte, schickte den Baron von **Polheim** nach Rottenburg, um die Fürsten von der protestantischen Ligue auf seine Seite zu ziehen. Denn es lag ihm sehr viel daran, daß ihm diese keinen Strich durch seine Rechnung machte. **Polheim** dankte den Fürsten für die gute Neigung, die sie gegen seinen Herrn bezeigten, er versicherte sie der Freundschaft des **Matthias**, und gab ihnen Nachricht von dem Vergleich, der zwischen dem Kaiser und seinem Bruder geschlossen worden. Nach den gewöhnlichen Complimenten, so die Fürsten bey dergleichen Gelegenheit unter und gegen einander zu wechseln pflegen, ersuchten die Protestanten den König von Ungarn, alle Gewaltthätigkeit einzustellen, auf den Kaiser, seinen Bruder, Acht zu haben, und dahin zu sehen, daß die ausländischen Staatsräthe nicht solche Entschliessungen fassen möchten, die der Ruhe Deutschlandes nachtheilig wären. Die Republik Venedig, die Schweitzercantons und die Herren von Genev hatten gleichfals ihre Abgeordneten an diese Versamlung der protestantischen Fürsten geschicket. Die Venetianer waren gegen das Haus Oesterreich auf ihrer Hut, sonderlich aber gegen den König von Spanien und wider den Erzherzog **Ferdinand** von Gräz. Die Schweitzer und Genever fürchteten sich vor den Unternehmungen des Herzogs von Savoyen. Sie musten sich daher aus einerley Absichten um die Gewogenheit der protestantischen Fürsten Deutschlandes bewerben. Den Herren von Genev versprach man Beystand. Und auf die Briefe der Republik Venedig und der Schweitzercantons wurde sehr höflich und verbindlich geantwortet. Die Sache zu **Aachen** am Rhein wurde gleichfals in Erwegung gezogen. Die Fürsten entschlossen sich, den protestantischen Bürgern dieser Stadt beyzustehen, wenn es die Noth erfordern solte; man ermahnete sie aber auch dabey, mit

den

den Catholiken friedlich zu leben. Man ersuchte den Magistrat zu Cöln, den Protestanten ohne Hinderniß und ohne Besorgung einiger Belästigung zu gestatten, in das Gebiet der benachbarten Fürsten gehen zu dürfen, um alda mit denen, die sich zu ihrer Religion bekenneten, den Gottesdienst abzuwarten. Im Fall nun der Magistrat zu Cöln sich wegern solte, das, was man bey ihm gesuchet, zu bewilligen, so wurden die Protestanten ermahnet, geduldig zu leiden, und ja keine Gewalt auszuüben. Man schrieb auch an die Bischöfe zu Bamberg und Worms. Den ersten ersuchte man, seine protestantischen Unterthanen in Ruhe zu lassen; den zweyten aber, daß er die Jesuiten nicht möchte Eingang bey sich finden lassen, und daß er die zurückschicken möchte, die er allenfals schon zu sich berufen. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, dieses umständlich anzuführen. Man erkennet daraus die Weisheit und Mässigung der protestantischen Fürsten Deutschlandes. Haben sie die Waffen zur Vertheidigung ihrer Religion ergriffen, so ist solches nie anders, als in der äussersten Noth geschehen. Es schickten die Fürsten auch Abgesandte nach Frankreich, nach England und in die vereinigten Provinzen, um die Allianz zu erneuren, und den beyden Königen sowol als den Generalstaaten für den Beystand zu danken, den sie in dem Clevisch- und Jülichschen Kriege geleistet hatten. Als auch endlich verschiedene Grafen und Reichsstädte um die Aufnahme in dieses Bündniß Ansuchung gethan hatten, so wurde ihnen solches bewilliget. Die wichtigsten Angelegenheiten aber wurden bis auf den zu Nürnberg angesetzten Reichstag verschoben. Bald darauf starb der Churfürst von Sachsen, Christian II, an einem Schlagfluß, und es folgte ihm sein Bruder, **Johann George**. Es ist ein gewöhnlicher Fehler der deutschen Fürsten, daß sie den Trunk lieben. Man muß sich wundern, daß der betrübte und schleunige Tod vieler von ihren Anverwandten, die die Uebernehmung im Wein getödtet, sie nicht von einem Laster

ster entwöhnet, das Personen von hohem Stande so übel anstehet, und dem Christenthum so sehr zuwider ist. Die grösten Säufer waren diejenigen, die **Christian** II am besten belohnete a). Sein Nachfolger sahe sich genöthiget, grosse Geldsummen anzuwenden, um die Schlösser und Aemter wieder einzulösen, die **Christian** an seine vertrauten Trinkcameraden freygebig verschenket hatte. Man sagt, daß die Churfürstin, seine Mutter, einen Prediger an ihn geschicket, der ihn zur Ablegung dieses Lasters ermahnen sollen. Der Churfürst lud ihn zur Tafel, und da er wuste, daß dieser Geistliche gerne Geschenke nahm, so versprach ihm **Christian** einen grossen güldenen Pocal, unter der Bedingung, wenn er ihn etlichemal ausleeren würde. Der Prediger lies sich diese Bedingung gefallen; aber er fiel ganz berauscht unter den Tisch, ehe er seine Bedingung erfüllet hatte. Der Churfürst lies ihn in einen Wagen bringen, und schickte der Prinzessin ihren berauschten Prediger wieder zurück, und lies ihr dabey sagen: daß sie ein andermal ihre Leute besser aussuchen möchte. **Wollen sie, Madame, daß ich von ihren Vorstellungen Nutzen haben soll, so schicken sie mir solche Prediger zu, die der Versuchung besser als ich widerstehen können.** Oefters würden die Fürsten nicht einmal einen Platz in der Historie bekommen, wenn es nicht nöthig wäre, den Leser zu vergnügen, und das Lächerliche des Lasters abzumahlen.

§. 38.

Johann George, der neue Churfürst zu Sachsen, begab sich nebst seinen Mitchurfürsten gegen den Anfang des Octobers nach **Nürnberg**. Die erste Sache, so daselbst vorgenommen wurde, betraf den Streit zwischen dem Herzoge von **Zweybrück** und **Neuburg** wegen der Administration des Churfürstenthums unter währender Minderjährigkeit des jungen Pfalzgrafen am Rhein. Sie muste dauren, bis er nach Vorschrift der güldenen Bulle das

a) Mercure Francois 1611.

das achtzehnte Jahr erreichet hatte. Friedrich VI, Churfürst von der Pfalz, hatte kraft seines Testamentes die Vormundschaft über seine Kinder und die Verwaltung des Churfürstenthums dem Herzog Johann von Zweybrück aufgetragen. Er wurde auch zu Heidelberg in dieser Qualität erkant, ohnerachtet sich Philipp Ludwig, Herzog von Neuburg, dawider setzte, welcher als nächster Anverwandter die Administration begehrete, wie solches ebenfals in der güldenen Bulle Kaiser Carls IV vorgeschrieben worden. Die Pfälzischen Staatsräthe hatten mehr Lust zum Herzoge von Zweybrück, weil er der im Lande eingeführten Religion zugethan war, dahingegen der von Neuburg sich zur augspurgischen Confession bekante. Sie gründeten ihren Vorzug auf das Exempel einiger Pfälzischen Churfürsten, die ihren Kindern mit Uebergehung der nächsten Anverwandten Vormünder und Verwalter des Churfürstenthums nach Gutbefinden gesetzet hatten. Die Sache wurde dem Kaiser vorgetragen. Mittlerweile aber, und bis sein Ausspruch erfolgete, wurde die Verwaltung und Vormundschaft dem Herzoge von Zweybrück überlassen. Der Reichstag zu Nürnberg that eben so wenig einen entscheidenden Spruch. Es wurde nur verordnet, daß der Herzog von Zweybrück die Stelle des Pfalzgrafen ohne Verletzung der Rechte des Herzogs von Neuburg vertreten solte. Im Anfang des Novembers schickten die Churfürsten eine Gesandschaft an den Kaiser, um demselben dasjenige vortragen zu lassen, was sie bey gegenwärtiger Versamlung für nöthig gefunden, nemlich, daß die Gerechtigkeit gehandhabet werden, daß er sich getreuere Räthe erwählen, daß er einen algemeinen Reichstag ausschreiben möchte, und, da die Churfürsten nicht gesonnen wären, einen Römischen König ohne Einwilligung Seiner Kaiserlichen Majestät zu erwählen, noch auch in der Wahl vom Hause Oesterreich abzugehen, daß Rudolph ihnen denjenigen namhaft machen möchte, den er gerne zu seinem Nachfolger haben wolte.

Zugleich

Zugleich versicherten ihn die Churfürsten, daß sie die Unternehmungen seines Bruders Matthias gar nicht billigten. Endlich zeigeten sie an, daß die schlechte Verwaltung des Reichs davon herrühre, weil Seine Majestät nicht dem Exempel ihrer Vorfahren gefolget wären, als welche es in Gewonheit gehabt, die Churfürsten des Reichs zu Rathe zu ziehen. Rudolph ertheilte nur eine ganz algemeine Antwort. Ich weis, sagte er, daß das Reich eines Römischen Königs benöthiget ist. Die Churfürsten haben sich vernehmen lassen, daß sie einen wählen wolten; und ich habe auch selbst darauf gedacht, ihnen denjenigen anzuzeigen, der mir zu diesem Posten der tüchtigste zu seyn scheinet. Ich würde es auch gethan haben, wenn mir die Unruhen in Böhmen nicht so viel zu schaffen machten. Ehe ich mich aber erkläre, so sehe ichs gerne, wenn ein algemeiner Reichstag ausgeschrieben wird, und ich werde mich selbst dabey einfinden. Die Churfürsten werden die nöthige Verfügung machen, daß ich daselbst frey sagen könne, was ich zum Besten des Reichs für nöthig halten werde. Als die Churfürsten diese Antwort erhalten hatten, so giengen sie den 12ten November aus einander, nachdem sie den Schluß gefasset, daß im Monat April des folgenden Jahres ein Reichstag zur Wahl eines Römischen Königs zu Frankfurt angestellet werden solte.

§. 39.

Europa legte damals die Trauer an wegen Absterbens der Margaretha von Oesterreich, Gemahlin Philipps III, Königs von Spanien. Sie hinterlies vier Söhne, und zwo Töchter: Philipp, Carl, Ferdinand, Alphonsus, Anna, die wir bald als Königin von Frankreich sehen werden, und Margaretha. Es wurde für die verstorbene Königin von Spanien in der

Cathe-

Cathedralkirche ein feierliches hohes Amt gehalten. Die Prinzen von **Conde** und **Conti**, und der Herzog von **Guise** nahmen die Condolenz an, und der Erzbischof von **Ambrun** hielt die Leichenrede. Kurz vorher hatte das Haus **Guise** den Tod des Herzogs von **Mayenne**, dieses berühmten Oberhauptes der **heiligen Ligue** in Frankreich, beweinet. Er starb zu **Soissons** im Anfange des Octobers 1611. Der Herzog von **Aiguillon**, sein Sohn, folgte ihm, und nahm den Titel eines Herzogs von **Mayenne** an. Der Vater hatte sich im Kriege Ruhm erworben. Allein wegen seiner Trägheit lies er die besten Gelegenheiten aus den Händen, denselben zu vermehren. Man könte seinen Aufruhr wider **Heinrich** III dem Vorsatz, sich wegen des Todes seiner beyden Brüder zu rächen, zuschreiben, wenn es, ich will nicht sagen, einem Christen, sondern einem jeglichen andern Menschen erlaubet wäre, um einer besondern Beleidigung willen einen bürgerlichen Krieg anzufangen. Was er wider **Heinrich** IV unternommen, das kan durch den Eifer um die Aufrechthaltung der alten Religion nicht entschuldiget werden. Der Herzog von **Mayenne** schien weit entrüsteter zu seyn, nachdem **Heinrich** IV die Gemeinschaft der Reformirten verlassen hatte. Der Verdruß über die mißlungenen Anschläge der Ligue hatte ihn auf die verzweifelte Entschliessung gebracht, sich nach Spanien zu begeben; allein die Gnade oder vielmehr die Politik **Heinrichs** IV hielt ihn von der Volziehung desselben zurück. Der König schlug ihm vortheilhafte Bedingungen vor. Der Herzog hatte diesen Verzug gewissermassen von Seiten desjenigen verdienet, den er von der Krone ausschliessen wolte. Unter währenden Bewegungen der Ligue widersetzte sich **Mayenne** beständig den Anschlägen **Philipps** II, einen Prinzen aus dem Hause Oesterreich wählen zu lassen; und er hielt sogar den Herzog von **Guise** zurück, der durch die betrüglichen Verheissungen der Spanier war gewonnen worden. Als man dem Herzog von **Mayenne**

den Vorschlag that, dem Exempel des Hugo Caper zu folgen, sich die Souverainität vorzubehalten, den Gouverneuren der Provinzen und vornemsten Städte aber zu erlauben, sich als Vasallen der Krone den Titel der Herzoge und Grafen beyzulegen; so antwortete er ganz großmüthig: **ich wolle lieber sterben, als mir ein so grosses Unglück meines Vaterlandes zu Nutze machen.** Henriette von Savoyen, seine Gemahlin, starb vor Traurigkeit wenig Tage nach ihm. Beyde bekamen ein prächtiges Trauerbegängniß zu **Soissons.**

§. 40.

Die Nachricht vom Tode des Herzogs und der Herzogin von **Mayenne** erfuhr der Französische Hof zu **Fontainebleau.** Der Cardinal von **Gonzaga** und die Herzogin von **Lothringen**, seine Schwester, waren dahin gekommen, um bey der **Maria** von Medicis, ihrer Tante, ihren Besuch abzulegen. Man erwies ihnen grosse Ehre, es wurden um ihrentwillen alle Veränderungen veranstaltet, die nur die Schönheit des Ortes verstattete. Man sagt, daß sie in der Absicht gekommen, um von der Mariage zu reden, die der verstorbene König zwischen seinem ältesten Sohne und der Prinzeßin von **Lothringen** vorgeschlagen a). Es war dieses die beste Parthey, so die Königin zum Vortheil des jungen Königs wählen konte. Durch diese Verbindung würde sie die Herzogthümer **Bar** und **Lothringen** an sich gebracht haben. Allein die unvorsichtige Königin, die von lauter Spanischen Creaturen regieret wurde, hatte sich mit dem Hofe zu Madrid schon dergestalt eingelassen, daß nichts vermögend war, sie von dem Entwurf der doppelten Mariage abzubringen, die der Papst und Großherzog von **Toscana** aus allen Kräften trieben. Voll Aufmerksamkeit auf die Handlungen der Herzogin von **Lothringen** sagte der Spanische Abgesandte öffentlich, daß der König von Frankreich nicht zwo Frauen

en

a) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 577. 578.

en haben könte, daß seine Vermählung mit der Infantin schon geschlossen wäre, und daß **Philippus** gewiß sich nicht ungeahndet würde veriren lassen. Wenn nun auch **Maria** von Medicis die Drohungen der Spanier verachtet hätte, was für ein Unglück würde denn daraus entstanden seyn? Die guten Franzosen, und sonderlich die Protestanten schrieen laut wider diese Vermählung. England und die vereinigten Provinzen suchten dieselbe aus allen Kräften zu hintertreiben. Der Abgesandte der Generalstaaten, **Aersens**, reitzte die reformirte Parthey unter der Hand, sich einem Tractat zu widersetzen, der allen Protestanten in Europa nachtheilig seyn müste. Die Reden, die der Spanische Abgesandte führte, waren lauter leere Rotomontaden. War denn sein schwacher Herr, der mit der Unterstützung seines Hauses in Deutschland genung zu thun hatte, im Stände, das mit seinen Nachbarn genau vereinigte Frankreich scheu zu machen? Allein die Regentin hat weder ihr eigenes noch ihres Sohnes wahres Interesse jemals verstanden. Ihre Minister, die darauf sehr eifersüchtig waren, daß der Graf von **Soissons**, ihr Feind, sich mit dem Marquis von **Ancre** vereinigen wolte, waren eifrigst darauf bedacht, ihre Gebieterin gegen einen Prinzen gleichgültig zu machen, der sie am Hofe zu stürzen suchte. Der erste Beweis des Mißvergnügens, den ihm die Regentin zu erkennen gab, war dieser, daß sie ihm etwas abschlug, dazu sie ihm vor einigen Monaten Hofnung gemachet hatte. Das Herzogthum **Alencon** war dem Herzog von **Würtemberg** verpfändet worden. **Soissons**, der auf die Güter und Ländereyen, die seine Gemahlin im Piemontesischen besaß, vom Herzoge von Savoyen Geld geborget hatte, wolte dasselbe zur Auslösung des Herzogthums **Alencon** anwenden, und damit das bezahlen, was die Krone dem Herzoge von **Würtemberg** schuldig war. Hiezu wurde nun die Einwilligung des Königs erfordert. **Maria** von Medicis, die sich durch ihre Minister einnehmen lassen,

schlug diese dem Graf von Soissons ab. Ihr wollet euch, sagte sie ganz trocken, ein Herzogthum verschaffen, das man zur Apanage für einen Prinzen von Frankreich bestimmet hat. So viel ich sehe, so gehen eure Absichten sehr weit. Die Regentin sahe wohl vorher, daß der Graf, aus Verdruß über diese Weigerung, seine Rache würde ausbrechen lassen. Daher eilete sie, den Prinz von Conde und den Herzog von Epernon an den Hof zu rufen, um diese ihm entgegen zu stellen. Der Entwurf der Königin und ihrer Minister gelung nicht völlig. Der Marquis von **Coeuvres**, ein vertrauter Freund des Grafen von **Soissons**, glaubte, daß der arme Graf, der mit der Königin und ihren Ministern in Mißhelligkeit gerathen, der gegen den **Conchini** in Entrüstung stund, ob sie gleich den äusserlichen Wohlstand beobachteten, der endlich ein offenbarer Feind des Hauses **Guise** und des Herzogs von **Epernon** war, kein anderes Mittel hätte, sich am Hofe zu erhalten, als wenn er sich mit dem Prinzen von **Conde**, seinem Neffen, aufs genaueste vereinigte, und allen denen, die sich wider ihn verbunden hatten, das Ansehen entgegen stellete, welches die Geburt den Prinzen vom Geblüt in Frankreich, sonderlich wenn ein König noch minderjährig ist, beyleget. **Coeuvres** lies sich daher in eine Unterhandlung mit dem **Beaumont**, einem Sohn des ersten Präsidenten **Harlay** ein, der ein vertrauter Freund des Prinz von **Conde** war, um eine dauerhafte Vereinigung zwischen dem Oncle und Neffen zu stiften. Sie verglichen sich, daß die beyden Prinzen sich im Hause des **Beaumont** sprechen solten, das nicht weit von **Fontainebleau** lag. Die Unterredung muste die Regentin argwönisch machen, ob man sie gleich nur für eine angestelte Jagd und Lustbarkeit ausgab. Der Graf von **Soissons** suchte der **Maria** von Medicis allen Verdacht, den sie darüber schöpfen konte, dadurch zu benehmen, da er den Marquis von **Ancre** dazu einlud. Sie stelleten sich insgesamt

beym

beym Beaumont ein. Nachdem sie den Tag mit verschiedenen Lustbarkeiten zugebracht hatten, so unterredeten sich die beyden Prinzen in der sinkenden Nacht. Sie vereinigten sich unter einander; es versprach einer dem andern, vom Hofe weder eine Gnade noch eine Vergeltung anzunehmen, ohne daß der andere darein willigte. Endlich verbanden sie sich auch dahin, daß, wenn einer von ihnen wegen zugefügter Beleidigung den Hof verliesse, der andere solches zu gleicher Zeit thäte, und daß sie auch eher nicht als nach genommener Abrede wieder an demselben erscheinen wolten. Diese Vereinigung war ziemlich beständig. Sie daurete bis an den Tod des Grafen von Soissons.

§. 41.

Die **Sorbonne** war eben so, wie der Hof, in allerhand Factionen getheilet. **Duval** erklärete sich für die Jesuiten; **Filesac** aber, Theologal der Kirche zu Paris, und verschiedene andere Doctores der Gottesgelahrtheit, waren dieser Gesellschaft äusserst zuwider. Die guten Väter haben von sich die Meynung, daß sie eine ganz vollendete Klugheit besitzen. Sie haben aber jederzeit einen Mangel derselben verrathen, und es fehlet ihnen noch jederzeit daran, wenn sie von ihrem heiligen **Ignatius** und von den Vorzügen ihrer Gesellschaft reden. Als **Paul V**, ihr sehr guter Freund, diesen nach mancherley Umständen ganz ausserordentlichen Mann, wie man zu sagen pfleget, **beatificiret**, und ein Fest zu seinen Ehren zu feiren erlaubet hatte; so thaten die Jesuiten, was die Mönche bey dergleichen Gelegenheit zu thun pflegen; ja, was sage ich? sie wolten alle andere übertreffen. Es wurden in ihren Kirchen tausenderley andächtige Comödien veranstaltet. Vernünftige Leute, die solchem Gepränge mit beywohnen, können sich des Lachens nicht enthalten. Wenn aber diejenigen, welche von der Religion bessere Begriffe und Vorstellungen hegen, über diese in das Christenthum einge-

führte **Vergötterungen**, und sonderlich über das eitle Gepränge ernstliche Betrachtungen anstellen, das in den Kirchen aufgestellet wird, darin Gott im Geist und in der Warheit gedienet werden soll; können sie sich auch entbrechen, das grosse Verderben zu beseufzen, das in die heiligste und ehrwürdigste Religion, die jemals auf Erden gewesen, eingedrungen? Das Ungörtlichste, so bey solchen Gelegenheiten getrieben wird, sind die **Panegyrici** und Lobreden, die auf den neuen Heiligen gehalten werden. Er wird in denselben über alle andere erhoben, er wird über die Propheten und Apostel hinauf gesetzet, ja zuweilen Jesu Christo selbst zur Seite gestellet. Die Jesuiten vergassen nicht, bey dieser Gelegenheit solche Redner aufzustellen, die den **Ignatius Lojola** treflich zu erheben wusste. Wie nun die Spanier den Aberglauben und die Gottlosigkeit weiter zu treiben pflegen als andere, so hielt und druckte man auch in Spanien solche Lobreden, mit welchen die Feinde, so die guten Väter in Frankreich hatten, sich auf Unkosten der Gesellschaft öffentlich lustig machten. Ein Jesuit zu **Lima** hielt dafür, daß er derselben einen grossen Dienst leisten würde, wenn er drey Spanische Lobreden, die zu **Sevilien**, zu **Valentia** und **Barcelona** an dem Feste des neulich canonisirten **Ignatius Lojola** gehalten worden, in die Französische Sprache übersetzte b). Einer von diesen Rednern war ein Augustiner, die beyden andern aber waren Dominicaner. Der Jesuit glaubte, daß, wenn die Franzosen sähen, daß ihr Patron von andern Ordensbrüdern dergestalt gelobet worden, man desto geneigter seyn würde, zu glauben, daß der Stifter der Gesellschaft der gröste Heilige im Paradies wäre. Indem er aber Wunder zu thun gedachte, so zog er der Gesellschaft ein neues Ungewitter auf den Hals, die so schon mit verschiedenen wichtigen Händeln alle Hände voll zu thun hatte, die ihr zu Paris und anderwerts gemachet wurden. Gelehrte und wegen ihrer aufrichtigen Gottselig-

b) Mercure Francois 1611.

seligkeit preiswürdige Personen trugen die Uebersetzung der drey Predigten nebst vier daraus gezogenen Sätzen zum Filesac, Theologal von Paris, und Pfarherrn zu St. Jean en Greve, und fragten bey ihm an, ob die Facultät zu Paris genehm hielte, daß ein Doctor ihres Collegii zu dergleichen Sachen seine Approbation gäbe. Filesac trug diese Frage in einer Versamlung vor, welche die Facultät ordentlicher Weise am ersten Tage jegliches Monats zu halten pfleget. Es geschahe dismal im Anfange des Octobers. Einer von den ausgezogenen Sätzen war folgender: daß Ignatius mit seinem auf Papier geschriebenen Namen mehr Wunderwerke thäte als Moses, und eben so viel als die Apostel. Der zweyte Satz lautete so: daß das Leben Ignatii so heilig und selbst nach dem Urtheil des Himmels so erhaben wäre, daß nur die Päpste, wie der heilige Petrus, die Kayserinnen, wie die Mutter Gottes, und ein souverainer Monarch, wie Gott der Vater und sein heiliger Sohn, so glücklich wären, dieselbe anzuschauen. Einer von den beyden Dominicanerlobrednern gab zwar zu, daß die Stifter der ältern Orden auch von Gott gesendet worden; aber, setzte er hinzu, in diesen letzten Tagen hat Gott geredet durch seinen Sohn Ignatius, den er zum Erben aller Dinge gemachet hat. Nur eins fehlet seinem Lobe, nemlich, daß Gott die Welt nicht für ihn erschaffen hat. An der dritten Rede wuste man weiter nichts auszusetzen, als daß der Redner behauptet, daß der Märtyrer Ignatius sich ganz besonders an den heiligen Vater und Papst zu Rom, als an den rechtmäßigen Nachfolger Jesu Christi und seinen Statthalter auf Erden, gehalten. Andreas Duval, ein berühmter Doctor der Sorbonne, der den Jesuiten und dem Römischen Hofe gänzlich ergeben war, wolte sich der Censur dieser vier Propositionen widersetzen. Sie können, sagte er, ganz gottselig ausgeleget werden.

Allein die Gegenparthey bekam das Uebergewichte. Was für eine **gottselige Auslegung** würde doch **Duval** von diesen offenbar gotteslästerlichen Worten gemachet haben? Die drey ersten Sätze wurden als **falsche, ketzerische, verfluchte, gottlose** und **gotteslästerliche** verdammet. Diese Censur war weit gerechter und überlegter als die, so man wider des **Pleßis Mornay** Schrift ergehen lies. Bey der vierten Proposition bewiesen sich die **weisen Lehrer** der **Sorbonne** viel vorsichtiger und behutsamer; denn es kam dabey auf die Autorität des Papstes an. **Sie enthält**, sagten sie, **zwey widersprechende Dinge. Der erste Satz ist gar catholisch und bewähret, nemlich, daß der Papst der Statthalter Jesu Christi auf Erden sey. Der andere Satz aber, daß der Papst der rechtmäßige Nachfolger Jesu Christi sey, ist ganz offenbar falsch und völlig ketzerisch.** Der Jesuit schwieg dazu nicht stille. Er setzte dieser Censur eine weitläuftige Vertheidigungsschrift entgegen. Vermittelst eines Kunstgriffes, den der Limosiner gewiß nicht gehabt haben würde, wenn er sonst nirgend als zu **Brive la Guillarde** wäre unterrichtet worden, stellete sich der Jesuit an, als ob er die Copie von der Verurtheilung selbst noch nicht erhalten hätte. Er wolte dadurch verhüten, sich wegen der Autorität des Papstes zu erklären. Seine Freunde, sagte er, hätten ihm einen vierten Artikel zugeschicket, der von dem ganz unterschieden wäre, den die Facultät censiret hätte. Der Beschluß von der Schutzschrift dieses ehrlichen Vaters ist ganz unverschämt. Er macht darin den Doctoren der **Sorbonne** eben den Vorwurf, den seine Gesellschaft jederzeit ihren Widersachern gemachet hat, nemlich, daß sie in der Seele lauter Hugonotten wären. **Die Sorbonne**, sagte er, **verfluchet die Jesuiten, da indes die Ketzer zu Charenton für die Sorbonnisten zu Gott beten.**

§. 42.

Ein gleichzeitiger Schriftsteller von der Gesellschaft Jesu bekante in der ersten Ausgabe seiner Lebensbeschreibung des **Ignatius** ganz offenherzig, daß er keine Wunderwerke gethan. Man bemühete sich sogar, mit guten Gründen zu erweisen, daß er ein Heiliger seyn könte, ohne Wunderwerke zu thun. Die Errichtung einer Gesellschaft, die in sehr kurzer Zeit so zahlreich, so berühmt und mächtig geworden, schien dem Verfasser Wunderwerks genung zu seyn. Indes war das noch nicht hinlänglich, dem **Ignatius** zur Canonisation zu verhelfen. Man sahe sich daher genöthiget, andere ausfindig zu machen. Wäre dieses nicht geschehen, so hätte er in dem Römischen Verzeichniß der Heiligen nie einen Platz bekommen. Was war aber das für eine Kränkung in dem Herzen so gehorsamer Kinder, daß ihr Vater nicht ein Heiliger vom ersten Range wäre c)! Sobald sie sichs demnach in den Kopf gesetzet hatten, daß **Ignatius** sowol als die andern Wunderwerke gethan haben solte, so kamen sie millionenweise zum Vorschein. Der Verfasser, der sich alzuehrlich bewiesen hatte, that funfzehen Jahr nachher einen Widerruf, so reputirlich als es nur möglich war. Sein Heiliger that alsdann täglich Wunderwerke, wenn wir anders der zweyten Ausgabe seines Buches Glauben beymessen. Anlangend den blühenden Zustand der Gesellschaft vor und nach dem Tode ihres Stifters, so werden diejenigen, welche die Historie ihres Anfangs und Fortgangs lesen, lauter menschliches antreffen, wenn sie anders mit Aufmerksamkeit beobachtet, wie die Menschen beschaffen sind, und was dazu erfordert werde, zum Ansehen und Credit in einer Gesellschaft zu gelangen, die so eingerichtet ist und regieret wird, wie die Römische Kirche nun seit so vielen Jahrhunderten beschaffen gewesen. Ich habe mich zuweilen höchlich gewundert, daß verständige und gelehrte Personen Jünger

c) Bayle Dictionnaire histor. dans l' article *Loyola*.

eines solchen Menschen werden wollen, wie man uns den **Ignatius** in den verschiedenen Beschreibungen seines Lebens vorgestellet hat, die von den Jesuiten in einigen Stellen mit vieler Aufrichtigkeit, in andern Gegenden aber mit vieler Verstellung und mancherley Umschlägen geschrieben worden. Ich habe mich aber auch weiter nicht gewundert, so bald ich mich erinnert, daß die geschicktesten Köpfe zuweilen in den Aberglauben gerathen und auf allerhand Kleinigkeiten verfallen. Sie haben sich vorstellen können, daß in der verwirrten Einbildungskraft eines fanatischen Spaniers, der die Welt durch eine angenommene äusserliche Ernsthaftigkeit und Strengigkeit betrügen können, etwas ausserordentliches anzutreffen gewesen. Hierauf sind sie die ersten geworden, die sich ihm in seinen weitgehenden Absichten dienstbar gemachet. **Ignatius**, der so schlau und versteckt war, als ein Mensch in der Welt seyn kan, wuste sich der Einsichten geschickter Köpfe, die von seiner Heiligkeit eingenommen waren, vortheilhaft zu bedienen, und andere zu bereden, daß er dasjenige aus sich selbst genommen, was er doch von andern gelernet hatte. Die Jesuiten haben die Ausschweifung so weit getrieben, daß sie ihren Heiligen unter die **Cäsars** und **Alexander** gesetzet. Diejenigen haben es, meiner Meynung nach, am besten getroffen, welche gesaget, daß er in der Andächteley ein **Don Quichot** gewesen. Die guten Väter müssen von dem menschlichen Geschlechte eine üble Meynung haben, wenn sie uns zu einer Hochachtung gegen ihren Stifter bewegen zu können vermeynen, nachdem sie uns von seinen läppischen und romanischen Aufzügen, von seinem tollen Einfal, ein Ritter der heiligen Jungfrau zu werden, und von unzähligen andern Umständen seines Lebens benachrichtiget haben. Was ich in einem sehr nett geschriebenen Französischen Buche hievon gelesen, hat mich völlig überzeuget, daß **Melchior Canus**, ein gelehrter und scharfsinniger Bischof der Canarischen Insein, den Geist dieses Menschen bey einer Unterredung, die er zu Rom

mit

mit ihm angestellet, volkommen kennen lernen. Ignatius plauderte ihm ohne alle Noth so viel elendes Zeug von seiner vermeintlichen Heiligkeit, von den Verfolgungen, die er in Spanien ausgestanden, von den besondern Offenbarungen und Gnadenerweisungen, die er von Gott bekäme, vor, daß dieser einsichtsvolle Theologus gar bald merkte, daß es mit diesem Menschen nicht richtig seyn, und ein greulicher Stolz in seiner Seele wohnen müsse. Canus erzählet hiebey eine besondere Begebenheit. Ignatius stellete ihm einen vorgeblichen Heiligen von dieser aufblühenden Gesellschaft vor. Canus merkte gleich, daß dieser Gesellschaftsbruder Ignatii ein grosser Narr war. Er mischte in sein Geschwätz so viel abgeschmacktes Zeug und Ketzereyen ein, daß Ignatius sich dessen schämete. Dieser fromme Mensch, sagte er zum Canus, ist kein Ketzer, aber sein Verstand ist nicht in gehöriger Fassung. Ich finde, daß er von Zeit zu Zeit ganz heitere Vorstellungen hat. Es ist der Neumond daran schuld, daß er so viel ketzerisches Zeug redet. Ist aber auch derjenige selbst recht klug, der einen Narren für einen grossen Heiligen ausgeben kan? Melchior Canus hatte, nach dem eigenen Geständniß der Jesuiten, von ihrem Stifter und seiner Gesellschaft so schlechte Meynungen, daß er die Weissagung des heiligen Apostels Paulus auf sie zueignete: Das solt du wissen, daß in den letzten Zeiten werden Menschen seyn, die von sich selbst halten, die geitzig, ruhmsüchtig, Lästerer, Verleumder, undankbare, störrige Menschen sind, die einen Schein des gottseligen Wesens haben, aber die Kraft desselben verleugnen. 2 Tim. 3, 1. 2. Man würde das Zeugniß dieses Prälaten verwerfen und sagen können, daß er sich wider die Jesuiten einnehmen lassen; wo sie nicht selbst vielen vornehmen Personen in der. Römischen Kirche genungsame Gelegenheit gegeben hätten, zu glauben, daß Canus recht geurtheilet. Das einzige Geheimniß, dessen sich die Gesellschaft

selschaft gegen diese empfindlichen und sehr oft erwiesenen Vorwürfe bedienet, bestehet darin, daß sie diejenigen Widersacher für Ketzer erkläret, die vermögend sind, sie zu stürzen.

§. 43.

Die Bürger zu **Trojes** in Champagne werden eben nicht für die schlauesten Köpfe gehalten. Indes haben sie gewiß darin viel Vernunft und Einsicht bewiesen, daß sie die Jesuiten niemals in ihre Stadt aufnehmen wollen. Wenn man zu **Trojes** davon zu reden angefangen hat, so haben die Bürger jederzeit geantwortet, daß diese Gesellschaft, wo sie nur hinkäme, nichts anders als Unglück anrichten könne. Sie dachten hierin eben so, wie man ehedem in Frankreich, zu Venedig, in Deutschland, in Böhmen, in Ungarn und Polen dachte. Es hat den Jesuiten unendliche Mühe gekostet, in allen diesen Ländern Zutrit zu finden, oder, wenn man sie besser hat kennen gelernet, so hat man sie wieder fortjagen wollen. Die ehrlichen Bürger zu **Trojes**, die mit anderer Leute Schaden klug geworden, sind bis auf den heutigen Tag unveränderlich bey ihrer Entschliessung geblieben, keine Jesuiten unter sich zu dulten. Es gereichet der Stadt **Trojes** zu keinem geringen Ruhm, daß sie selbst unter der Regierung **Ludwigs** XIV, der für diese Gesellschaft sehr günstig gesinnet war, einem Intendanten und Bischof Widerstand gethan, die sich gewinnen lassen, den Jesuiten einen Platz anzuweisen, wo sie auch dieselben zu verschiedenen malen, jedoch allezeit vergeblich, niederzusetzen gesuchet. Die guten Väter haben Ursache, sich mit den **Kriegsdonnern** und **Conqueranten** des Alterthums zu vergleichen. Sie können nicht zugeben, daß Ein Winkel des Erdbodens, oder eine nicht viel bedeutende Stadt, so viel Muth besitze, ihnen zu widerstehen. Unter der vorigen Regierung hatten sie schon verschiedene Versuche gethan, sich einen Zugang in **Trojes** zu verschaffen. **Heinrich** hatte ihnen

auch

auch ein Patent bewilliget, damit die Einwohner sie aufnehmen möchten. Allein die Stadt war jederzeit entweder so glücklich oder so geschickt, daß sie die Bemühungen der Jesuiten zu Wasser machte. Im Jahr 1611 setzten sie aufs neue an. Bey einer Versamlung, die zu Trojes angestellet wurde, um einen neuen Principal des Collegii zu erwählen, thaten der Bischof, der Präsident und einige andere, die zur alten Parthey der Ligue gehöreten, wegen der Jesuiten Vorstellung. Allein das Domcapitel, das Collegiatstift St. **Stephan** und der gröste Theil der Clerisey, der **Präsident**, die **Rathsherren**, mit einem Worte, alle diejenigen, die sich zur Zeit der Ligue für den verstorbenen König erkläret hatten, wolten durchaus nichts von den Jesuiten hören. Man sagte ihnen, die Königin wolle es haben, daß sie aufgenommen werden solten; **in diesem Falle**, antworteten sie, **werden wir gehorchen; aber wir werden uns erst vor die Füsse Ihro Majestät werfen, und ihr unsere unterthänigste Vorstellung thun.** Als der Bischof sahe, daß es unmöglich sey, bey so grossem Widerstande durchzudringen, so lies er die Versamlung aus einander gehen, unter dem Vorwande, daß die Sache in einer zahlreicheren untersuchet werden solte. Dieses verursachete eine grosse Gährung unter einem Volke, das auf seine Freyheit und Vorrechte eifersüchtig war. Die Freunde der Jesuiten hatten insgeheim einen Stadtpfarrer an den Hof geschicket, und demselben einen nach ihrer Art eingerichteten Aufsatz mitgegeben. Man meldete darin der Königin, daß die Einwohner der Stadt **Trojes** gerne Jesuiten, zur Unterweisung ihrer Jugend, haben möchten. Sobald die Gegenparthey erfuhr, was vorgieng, so setzte sie einen Gegenbericht auf, mit welchem einer von den Rathsherren ungesäumt an den Hof reisen muste. Der Pfarrer, der einige Tage voraus hatte, erhielt von der Regentin ein Patent, daß eine ausserordentliche Versamlung gehalten werden solte. Man hoffete, daß dieselbe für die Jesuiten gut

aus-

ausfallen würde. Als die Nachricht sich in der Stadt ausbreitete, daß der P. **Cotton** sich in diese Sache gemischet und von der Königin was erschlichen, so ward der Lermen weit gröſſer als er vorher gewesen. Man besorgete, daß ein öffentlicher Aufruhr entstehen möchte. **Praslin**, der Gouverneur der Stadt, eilete schleunigst herzu, um allen Auflauf zu dämpfen; die vornemsten Collegia der Stadt versamleten sich, und erkläreten sich gerichtlich, daß sie keinen Theil an dem hätten, was die Jesuiten für sich gethan. **Pithou**, der Burgemeister, und der Dechant des Domcapitels, nebst noch zween oder drey andern wurden dazu ernennet, daß sie bey der Regentin Vorstellung thun solten. Man machte die Ursachen und Gründe bekant, warum sich die Stadt wegere, ihre Schule den Jesuiten zu überlassen. Einige derselben waren hergenommen von der Lage, vom Commercio und von der Bequemlichkeit der Stadt, welche nicht erlaubete, daß die Jesuiten darin Fuß bekämen. Andere Ursachen aber bezogen sich auf die Gesinnung und Verhaltungsweise der Gesellschaft, mit der sich die Einwohner der Stadt durchaus nicht vertragen könten. Diese ehrlichen Bürger sagten es ganz ungescheut heraus, daß die Errichtung so vieler Jesuitercollegien in den besten Städten des Königreichs zwar zur Vergrösserung der Gesellschaft gereichte, dem algemeinen Besten aber schlechterdings zuwider wäre. **Seit dem unsere Stadt**, sagten sie, **sich in den Gehorsam** Heinrichs IV **ergeben, so haben wir in volkommener Ruhe gelebet. Die Jesuiten werden ganz gewiß die alten Streitigkeiten wieder rege machen. Man wird zwo widerwärtige Partheyen auf dem Platz sehen; die eine wird sich von der Gesellschaft der Jesuiten regieren lassen und für gute Catholiken gehalten werden, die andere aber wird aus denen bestehen, die das Vaterland aufrichtig lieben. Jene werden uns für Ketzer, für Freygeister, für Politische, für kaltsinnige und träge Catholiken erklären. Ist**

nicht

nicht der P. Binet schon so frech gewesen, daß er uns in einer zu Trojes gehaltenen Predigt so abgemahlet hat: So bald die Jesuiten nur an einem Orte Fuß gefasset, so wollen sie alles regieren; sie stiften Mißhelligkeiten; sie schleichen sich in die Häuser, um hinter die Heimlichkeiten derselben zu kommen. Auch was zwischen Mann und Frau vorgehet, kan ihrer Aufmerksamkeit nicht entwischen. Als die Königin von dem, was zu Trojes vorgieng, eines Bessern war benachrichtiget worden, so antwortete sie auf die Vorstellung der Einwohner, deren Deputirte ihr durch den Herzog von Nevers, den Gouverneur der Provinz, waren vorgestellet worden: man hätte ihr gesaget, daß die Stadt Jesuiten verlange. Da sichs aber, sagte sie hierauf, nicht also verhält, so will ich die Bürger nicht zwingen, Leute wider ihren Willen aufzunehmen, mit welchen sie sich nicht vertragen können. Sie schrieb auch an den Praslin, dem Bischof und Präsidenten anzudeuten, in der Unterstützung dieser Väter ihren ungestümen Eifer künftig zu mäßigen.

§. 44.

Der erste Entwurf von ihrer Einrichtung soll, wie man sagt, von der Universität zu Paris seyn gemachet worden. Allein diese hat die Gesellschaft der Jesuiten jederzeit für eine abscheuliche Mißgeburt gehalten. So bald nur die Jesuiten in Frankreich bekant wurden, so stellete die theologische Facultät zu Paris, nachdem sie die Bullen, die ihnen von zween Päpsten waren bewilliget worden, und die Regeln, die ihr Stifter seinen Schülern vorgeschrieben, reiflich überleget hatten, diese feierliche Erklärung von sich: daß dieses neue Institutum für den Glauben gefährlich wäre; daß die Ruhe der Kirche dadurch könte gestöret, und überhaupt mehr Zerrüttung als Erbauung angerichtet werden.

den. Als die Jesuiten anhielten, daß man sie mit zur Universität ziehen möchte, so wurde ihr Gesuch mit Unwillen, ja mit Verachtung abgewiesen. Als sie sich unterstunden, öffentlich zu lehren, so widersetzte sich dieselbe muthig. Die Herren **Pasquier** und **Arnaud** führeten ihre Vertheidigung. Wir haben noch jetzo die gelehrten Schutzreden, darin sie dem Parlament zu Paris die Ursachen vorlegten, die die Universität hatte, sich einer Gesellschaft von **Hermaphroditen** zu widersetzen, die weder Geistliche noch Mönche wären. Die Vergreifung des **Johann Chatel** an der Person **Heinrichs** IV war Ursache, daß das Parlament zu Paris, dessen vornemste Glieder auf dieser Universität waren erzogen worden, das fürchterliche Decret abfassete, dadurch alle Jesuiten verurtheilet wurden, aus der Stadt Paris und aus andern Städten in Zeit von drey Tagen, und aus dem Königreiche in Zeit von funfzehen Tagen. als **Verführer der Jugend, als Stöhrer der öffentlichen Ruhe, und als Feinde des Königs und des Staats**, zu weichen. Als endlich **Heinrich** IV, auf Vorstellung des Papstes, auf Zureden des **Silleri** und **Villeroi**, und auf unablässiges Bitten des de la **Varenne**, dieses infamen Dieners seiner ausschweifenden Fleischeslüste, den Jesuiten durch ein Patent. erlaubete, wiederzukommen; so wendete der Präsident **Harlay** alle Kräfte seines Verstandes und seiner Beredsamkeit an, dem Könige vor Augen zu legen, daß er eine Sache bewilliget, die der Sicherheit seiner eigenen Person, der Erhaltung seiner Autorität und dem Besten seines Königreichs zuwider sey. Allein weder die Decrete der Sorbonne, weder die Reden der beyden vortreflichsten Parlamentsadvocaten, noch die weisen Vorstellungen des Parlamentspräsidenten richteten so viel aus, daß der König und sein Staatsrath so klug gewesen wäre, als der Burgemeister und die Bürgerschaft zu **Trojes** in **Champagne**. **Heinrich** wolte geflissentlich vergessen, daß die **Ligue** zuerst bey den Jesuiten angeleget wor-

werden, und daß **Barriere** und **Chatel**, die ihm nach dem Leben stunden, von den beyden Jesuiten **Varade** und **Guignard** unterrichtet worden. Allein diese Unvorsichtigkeit kam ihm sehr hoch zu stehen. Denn **Ravaillac** lernete nachher die Theologie und Lehren aus den Schriften und von den Lehrern dieser Gesellschaft. Man wunderte sich eben nicht alzusehr, als drey Monate nach der blutigen Hinrichtung **Heinrichs** IV, da die allermeisten Prediger in Paris den Jesuiten heftig zu Leibe giengen, und da in einer unendlichen Menge von Schriften ihre Gesinnung und Lehre aufgedecket wurde, sie dennoch die Künheit hatten, den neuen König zu bitten, daß er ihnen ihr Collegium von **Clermont**, das seit ihrer Wiederaufnahme in Frankreich verschlossen geblieben, wieder eröfnen lassen, und ihnen erlauben möchte, öffentliche Vorlesungen darin zu halten. Die Welt war der Verhaltungsweisen der Jesuiten ganz gewohnt. Eine ziemlich lange Erfahrung hatte sie gelehret, daß sie sich durch böse Gerüchte nicht irre oder stuzig machen liessen. Diese gerechte und vernünftige Furcht vor der Schande, die andere Menschen schüchtern machet, reitzet diese frommen Väter nur zu desto grösserer Künheit. Worüber sich ehrliche Leute am meisten wunderten, war dieses, daß die Regentin und ihr Staatsrath die Jesuiten zu der Zeit mit einem Patent, das im Parlament registriret werden solte, versahen, da die sämtlichen Parlamentsglieder, die sowol für die Person des Prinzen, als für die öffentliche Ruhe eifrigst bemühet waren, durch ihre Decrete öffentlich bekant machten, daß die Lehre des **Mariana** und einiger anderer Schriftsteller von dieser Gesellschaft, den beyden letzteren Königen von Frankreich den Dolch durchs Herz gestossen. Der P. **Coton** bewies sich im Palast nicht weniger dreiste, als bey dem Parlamente. Er forderte von diesem die Registrirung des königlichen Patents eben so unverschämt, als er es bey der Regentin und ihren Ministern ausgewirket hatte. Weil sich aber der Rector und

die Facultäten der Universität zu Paris dawider setzten, so wurde die Endigung der Sache bis ins künftige Jahr ausgesetzet. Mitlerweile nun, da sich die Sache wegen mannichfaltigen Aufschubs und der Formalitäten verzog, brachten die Jesuiten achtzig bis hundert Schüler zusammen, die sie im Collegio zu **Clermont** unterrichteten. Endlich aber muste bey öffentlicher Versamlung davon geredet werden. Es geschahe dieses im December des 1611ten Jahres. Der Advocat der Universität, **Marteliere**, hielt eine lange Rede, in welcher er das mit grossem Nachdruck wiederholete, was **Pasquier**, **Arnaud** und der erste Präsident **Harlay** wider die Jesuiten gesprochen hatten. Er fügte das hinzu, wessen man seit der Zeit dieselben in England, in Holland, zu Venedig und Genua beschuldiget hatte. Die Theologie dieser ehrlichen Väter wurde nicht vergessen. Man zeigete das schreckliche Verderben und die Gefahr derselben. Endlich beschloß die Universität durch den Mund ihres Advocaten damit, daß, wenn auch das Parlament ihren heilsamen Vorstellungen kein Gehör geben wolte, sie wenigstens für sich die Beruhigung haben würden, daß sie ihre Pflicht beobachtet, und daß sie schon mehr als einmal durch ihren wiederholten Widerstand, den sie den Eingriffen der Jesuiten gethan, ein zuverlässiges Zeugniß von ihrer aufrichtigen und fortdaurenden Neigung zum Dienst des Königs und zum gemeinen Besten des Vaterlandes abgeleget. **Montholon**, der Advocat der Jesuiten, beantwortete diese Rede ganz kurz. Er redete auch geflissentlich so leise, daß die allermeisten von seiner Vertheidigung nichts hören konten. Hierauf hielt **Hardivillier**, der Rector der Universität, eine lange Rede in lateinischer Sprache. Es war aber mehr eine schulfüchsische Declamation, als eine gründliche und beredte Rede. Den Beschluß machte nach Gewohnheit der Generaladvocat **Servin**, und er erklärete sich für die Universität Paris. Das Parlament, das durch den ungestümen Ueberlauf der Jesuiten ganz ermüdet war, besann sich auf ein gutes Aus-

kunfts-

kunftsmittel, ihrer loszuwerden. Man that ihnen den Antrag, daß sie vier Lehrartikel unterschreiben solten, die der Lehre, welcher sie beschuldiget wurden, gerade entgegen stunden. **Man kan**, sagte das Parlament zu diesen Vätern, **man kan euch nicht unter die Glieder der Universität aufnehmen, oder euch gestatten, öffentlich zu lehren, so lange eure Lehren mit den Lehren der Sorbonne nicht einstimmig sind.** Dieser Ausweg war nicht unglücklich ausgesonnen. Man konte voraus wissen, daß die Jesuiten sich nimmermehr dazu verstehen würden, dergleichen Sätze zu unterzeichnen, um sich nicht von Seiten des Römischen Hofes verdriesliche Händel zuzuziehen. Ihre abschlägliche Antwort aber entschuldigte das Parlament am Hofe hinlänglich, daß sie das Schreiben des jungen Königs nicht registriret. **Können wir auch**, würde das Parlament gesaget haben, **einer Gesellschaft verstatten, öffentlich zu lehren, die sich wegert, die in Frankreich durchgängig eingeführte Lehre zu unterschreiben?** Es lies daher der erste Präsident **Verdun** acht Jesuiten, die eben damals das Urtheil ihres Processes abwarteten, in die Staatsversamlung rufen. **Wollet ihr**, sagte er zu ihnen, **folgende vier Sätze unterschreiben, und sie auch von eurem Ordensgeneral unterzeichnen lassen? Erstlich:** daß das Concilium über den Papst sey; **zum andern:** daß dem Papst keine Macht über das Weltliche der Regenten zustehe, und daß er sie desselben durch die Excommunication nicht berauben könne; **drittens:** daß ein Priester, wenn er in der Beichte etwas von einem Anschlage oder Conspiration wider die Person des Königs oder wider den Staat, oder sonst ein Laster der beleidigten Majestät erfähret, verbunden sey, solches der Obrigkeit anzuzeigen; **viertens:** daß die Geistlichen unter ihrem weltlichen Fürsten und unter der bürgerlichen Obrigkeit stehen? Der Provincial der Jesuiten wuste nicht, wie er sich aus der Sache ziehen solte. **In unsern Statuten**, sagte er

mit einer ehrbaren und frommen Miene, dabey er ein Buch in die Hand nahm, als ob er was daraus lesen wolte, haben wir einen ausdrücklichen Befehl, daß wir uns nach den Gesetzen des Landes richten sollen, darin wir leben. Für unsern Ordensgeneral können wir nichts versprechen. Wir wollen aber deshalb an ihn schreiben, und unser möglichstes thun, um seine Einwilligung zu erhalten. Der Advocat Montholon, der die Verlegenheit merkte, darin sich seine Parthey befand, bewies mehr Gegenwart des Geistes als der gute Provincial. Die Jesuiten, sagte er, sind bereit und willig, sich nach der Lehre der theologischen Facultät und nach den Gesetzen der Universität zu richten. So bald diese vier Sätze von der Sorbonne werden seyn unterzeichnet worden, sobald werden die Jesuiten kein Bedenken tragen, ein gleiches zu thun. Der listige Montholon wuste gar wohl, daß es in der Sorbonne noch so viele Liguisten und Creaturen des Papsts gab, daß eine völlige Vereinigung wegen dieser vier Sätze nimmermehr zu erwarten war. Oder wenn auch die Facultät zu Paris eine solche Unterschrift veranstaltet hätte, so würde es der Hof doch nimmermehr zugegeben haben, weil er besorget haben würde, den Papst vor den Kopf zu stossen. Maria von Medicis gieng sehr behutsam mit Seiner Heiligkeit um. Der erste Präsident, dem diese Antwort des Advocaten ganz unerwartet war, stellete sich, als ob er sie nicht verstanden hätte. Zufrieden mit dem, daß die Jesuiten sich auf den geschehenen Antrag nicht rund erkläret hatten, sprach er das Urtheil, daß den Jesuiten nicht erlaubet wäre, die Jugend zu Paris zu unterrichten, oder öffentliche Lectionen zu geben. Die Glieder der Universität triumphireten; sie machten tausenderley Versgen, gute und schlechte, zum Ruhm ihrer Richter und ihres Advocaten. Die Jesuiten gehorchten dem Schluß des Parlaments. Sie schickten ihre Schüler wieder nach

Hause;

Hause; sie hielten sich eine Zeitlang ganz stille, oder wenigstens schrieben sie nur unter dem Namen ihrer Freunde. Sie trösteten sich darin selbst in ihrem Unglück. Sie zeigeten, wie unvorsichtig diejenigen handelten, welche die Streitigkeiten zur Unzeit erneuerten, die vermögend wären, Frankreich mit dem Papst zu verwirren. Ein jeder urtheilete vom Decret des Parlaments nach seinen Vorurtheilen. Einige nahmen die Parthey der Jesuiten, andere aber erkläreten sich für die Universität. Der päpstliche Nuntius beschwerete sich darüber, daß das Parlament von den Jesuiten eine solche Unterschrift gefordert. Der Cardinal **Gonzaga** war damals zu Paris. Er nahm es sehr übel, daß man von diesen ehrlichen Vätern so viel böses geredet. **Montholon**, der im Audienzsaal des Parlaments seine kurze Rede so leise ausgesprochen hatte, lies im folgenden Jahr eine desto längere drucken. Es bestand dieselbe aus drey Theilen. In den beyden erstern vertheidigte er die Sitten und ganze Einrichtung der Jesuiten; im dritten aber verantwortete er die Einwürfe, die wider die Lehre der Gesellschaft gemachet worden, und lehnete die boshaften Folgen ab, die ihre Widersacher daraus herleiteten.

§. 45.

Der Eifer, den die Jesuiten gegen das Ende des vorhergehenden und im Anfange dieses Jahrhunderts in Behauptung der Lehre von der Gnade und Prädestination, die der Lehre des **Augustinus** und **Thomas** von Aquino gerade zuwider war, bewiesen hatten, zog der Gesellschaft noch eine weit grössere Menge von Feinden zu. Der Advocat der Universität warf ihnen dieses in seiner Schutzrede vor. Nicht nur der Dominicanerorden, der in Italien und Spanien weit mächtiger ist, als in Frankreich, wo er mit den andern Bettelorden im Staube der Verachtung lieget, hatte sich öffentlich wider die Jesuiten erkläret; sondern es waren auch viele Doctores zu Paris und Löven, welchen

die Meynungen des **Augustinus** und **Thomas** in den Köpfen fassen, wider sie aufgetreten. Man schrie ihre Lehre für Pelagianisch aus. **Wenigstens**, sagte man, **suchet man die Meynungen des** Cassianus **und der alten Priester von Marseille, die man halbe Pelagianer nennet, wieder aufzuwärmen.** Der Streit hatte sich in Spanien, bey Gelegenheit des vom **Molina**, einem berühmten Jesuiten, geschriebenen Buches, angefangen. Dieser Schriftsteller rühmete sich, einen neuen Lehrbegrif ausgesonnen zu haben, um die Gewißheit der Erkentniß Gottes und die Gnadenwirkungen mit der menschlichen Freyheit zu vereinigen. Die Erfindung gefiel der Gesellschaft, und sie nahm dieselbe auch an. Dadurch entfernete sie sich aber von den ersten Gesetzen ihres Stifters, der ihr auferleget hatte, sich an die Theologie des **Thomas** von Aquino zu halten. Beschuldigten die Jesuiten ihre Widersacher, daß sie die Meynung **Luthers** und **Calvini** hegeten, die auf dem Tridentinischen Concilio verdammet worden, so fuhren diese ihnen sogleich auf den Hals, und sagten: **Eure Hypothesis ist ja eben diejenige, welche von den alten Feinden** Augustini **in Gallien behauptet worden.** Der Streit wurde sonderlich in Spanien so heftig getrieben, daß endlich die Sache nach Rom gelangete. **Clemens** VIII entschloß sich, diese Streitigkeit durch einen richterlichen Ausspruch zu endigen. Man sagt, daß er sich darauf nicht nur durch eine ernstliche Prüfung aller Streitfragen, zu deren Untersuchung er eine berühmte aus Theologen und Cardinälen bestehende Congregation niedersetzte, sondern auch durch Gebet, Fasten und andere ausserordentliche Casteyungen zubereitet. Der heilige Vater glaubte, daß ihm vom heiligen Geiste eingegeben worden, die Meynung der Jesuiten zu verdammen, und die Bulle war schon fertig. Allein, nach der Sprache der Italiäner zu reden, Gott wolte nicht zugeben, daß **Clemens** die Eingebungen seines eigenen Geistes der Kirche als göttliche Aus-

sprüche aufdringen solte. Der Papst starb zu einer Zeit, die für die Jesuiten recht vortheilhaft war. **Paulus** V, der über dem Eifer sehr vergnügt war, den die guten Väter um das Interesse des heiligen Stuhls bewiesen hatten, als dieser Papst die verdrieslichen Händel mit den Venetianern hatte, unterdrückte die Bulle seines Vorfahren. Er legte den **Dominicanern** und **Jesuiten** ein Stilschweigen auf. Wenig Leute hatten ausser diesen beyden Orden an diesem Streite öffentlich Theil genommen. Nachher aber erkläreten sich die Universitäten zu **Douai** und **Löven** wider die Jesuiten; und ihre Lehre von der Gnade wurde daselbst verdammet. Endlich verursachte das Buch des **Jansenius**, Bischofs von Ypern, noch einen langen und gar bekanten Streit sowol bey der theologischen Facultät zu Paris, als auch in der ganzen Französischen Kirche.

§. 46.

Indem sich nun **Paulus** V bemühete, die Streitigkeiten von der Gnade und Prädestination in seiner Kirche zu dämpfen, so trenneten sich die Protestanten in **Holland** über eben dieser Materie. **Lutherus** und die ersten Religionsverbesserer hatten sich anfänglich an die Meynung **Augustini** gehalten, es sey nun, daß sie derselben schon vorher zugethan gewesen, oder daß ihnen dieselbe bequem vorgekommen, die Lehrsätze der Römischen Kirche zu bestreiten, und dagegen die ihrige vest zu stellen. Indes merkte **Lutherus** selbst, oder wenigstens seine ersten Schüler merkten es gar bald, was für Unbequemlichkeiten und gefährliche Folgen mit dem Augustinischen Lehrbegrif verbunden wären. Das Systema der griechischen Väter kam ihnen älter und vernünftiger vor. **Melanchton** erwählte dieses, und seine gemässigten Meynungen erhielten unter denen, die sich zur augspurgischen Confession bekanten, die Oberhand. **Calvinus**, **Zanchius**, **Beza**, und die meisten Reformirten beharreten dagegen steif und vest bey

den Meynungen und Lehrsätzen **Augustini**. Einige derselben übertrieben sie noch dazu, und bedieneten sich noch härterer Ausdrücke. Die strengen **Thomisten** machten es in der Römischen Kirche eben so. Mit dem Anfange dieses siebenzehnten Jahrhunderts giengen verschiedenen reformirten Theologen, nach dem Exempel der Lutheraner, die Augen auf. Nachdem sie die heilige Schrift mit mehrerer Aufmerksamkeit gelesen hatten, so schien ihnen die Meynung **Chrysostomi** und der alten griechischen Kirchenväter den Vorzug vor der Meynung des Bischofs von **Hippon** zu haben, der gewiß weder das alte noch das neue Testament nicht allenthalben zum besten verstund und auslegete. Da nun die Schriften **Erasmi, Melanchtons** und **Bullingers** in Holland sehr hochgeachtet wurden, wo sie nicht wenig beygetragen, der Reformation Eingang zu verschaffen; so waren die vernünftigsten von den Obrigkeiten und Laien in der Provinz, zu den gelinden und gemässigten Meynungen dieser Theologen von der Gnade und Prädestination weit mehr geneigt, als zu den Hypothesen der strengen Reformirten. Man glaubte wenigstens, daß sie sehr erträglich wären, und mit der Religionsverbesserung bestehen könten, welche die Provinz eingeführet hatte. Die meisten Prediger aber, die ihre Religion nur aus den Büchern **Calvini** und **Bezä** gelernet hatten, behaupteten die Lehrsätze ihrer Lehrmeister hartnäckig a). Es entstand daraus eine grosse Verschiedenheit in den Grundsätzen zwischen den Lehrern in der Kirche und zwischen der Obrigkeit. Beyde machten sich sehr ungleiche Vorstellungen von der **Reformation** oder **reformirten Lehre**. Die Prediger verstunden durch diese Worte die theologischen Lehrsätze, die von ihren grossen Theologen gelehret, und in die Glaubensbekentnisse, welche die ersten Religionsverbesserer aufgesetzet, eingerücket worden. Diese Diener Gottes hatten gute Absichten; aber sie waren dabey nicht auf ihrer Hut, sondern mischeten allerhand besondes

a) Grotius Apologia eorum, qui Hollandiæ præfuerunt, Cap. 3.

sondere Speculationen als etwas nöthiges und wesentliches in ihre Glaubensformeln und Catechismos mit ein, die ein volständiger und zusammenhangender Lehrbegrif der Theologie seyn solten. Dahingegen behaupteten die Obrigkeiten und gelehrten Laien in Holland ihres Ortes, daß, da die Reformation nichts anders als ein reiner und vom abgeschmackten Aberglauben der Römischen Kirche gereinigter Gottesdienst sey, dabey man eine mehrere Freyheit habe, von solchen Sätzen zu reden, die in der heiligen Schrift nicht deutlich geoffenbaret worden, so könne man nicht sagen, daß die Reformation sich auf das gründe, was gewisse Leute von den schwersten und verworrensten Fragen der Theologie gedacht haben. Die Prediger, die über ihre Meynungen und Vorurtheilen mit grossem Eifer stritten, schrien hier ganz laut, daß es den Obrigkeiten am Eifer um die reine Lehre fehle; diese aber beschwereten sich, daß die andern harte und unbeugsame Köpfe wären, die da begehreten, daß sich ein jeglicher blindlings nach ihren Meynungen richten solte. Wenn die eifrigen Geistlichen der Obrigkeit diejenigen, welche die Lehre **Calvini** und **Bezä** von der Prädestination und Gnade bestritten, als solche Leute anzeigeten, welche die Gründe der Reformation umrissen; so fragten die weisesten und gelehrtesten diese neuen Inquisitionsräthe, ob es denn unmöglich sey, ein rechtschaffener Reformirter zu seyn, ohne die Lehren **Augustini** und seiner Schüler anzunehmen. Seit dem Anfange der Reformation in Holland hatten die Meynungen, die dem Lehrbegrif dieses Kirchenlehrers zuwider sind, jederzeit in der Stadt **Tergow** die Oberhand gehabt. Die Staaten von Holland hatten noch nicht einmal das in den Belgischen Kirchen eingeführte Glaubensbekentniß feyerlich bestätiget. Solte das nicht ein Beweis seyn, daß nach der Einsicht dieser weisen Obrigkeit in dieses Formular solche Artikel mit eingerücket worden, die nicht schlechterdings nöthig waren, oder die wenigstens glimpflicher und unanstössiger für diejenigen ausgedrücket werden können,

nen, welchen nicht alle besondere Meynungen der ersten Religionsverbesserer gefielen? Es wird dieses sehr wahrscheinlich, wenn man in der Historie lieset, daß die Staaten von Holland, die sonst der Zusammenberufung eines algemeinen Synodi der sieben vereinigten Provinzen sehr zuwider waren, endlich im Jahr 1597 bewilligten, daß eine solche Versamlung solte angeordnet werden, wo das Glaubensbekentniß nochmals geprüfet, und im Geiste der Liebe und des Friedens gebessert werden solte. Wenn ich meines Ortes die Streitigkeiten betrachte, die eine so klägliche Spaltung in Holland nach sich gezogen, so kan ich kaum begreifen, wie vernünftige Leute sich bereden können, daß die Lehrsätze **Augustini** von der Prädestination und Gnade zur Reformation des Christenthums wesentlich gehöret. Man findet ja sehr viel heilige Personen, selbst zu der Zeit, da die Kirche noch in der grösten Reinigkeit bestanden, die ganz anders gedacht als dieser Kirchenlehrer. Kan man denn dem ungeheuren und lächerlichen Lehrsatz von der Transsubstantiation, von der Anbetung der Heiligen und Bilder, der Fabel vom Fegfeuer, dem Ablaßkram, den falschen Traditionen der Römischen Kirche, der Tyranney des Papstes, kan man, sage ich, dem allen nicht entsagen, ohne zugleich die unbedingte Prädestination und unwiderstrebliche Gnade zu glauben? Haben denn alle rechtschaffene Seelen, die von der Ungereimtheit und dem Trug der jetzt angeführten Sätze überführt, im abgewichenen Jahrhundert die Reformation angenommen, eben so gedacht, wie der Bischof zu **Hippon**? Haben sie sich auch bemühet, zu untersuchen, ob dieselbe wahr oder falsch sey? Diese abstracten und schweren Fragen beschäftigten nur die Lehrer, die sichs in den Kopf gesetzet hatten, ein volständiges System der Theologie zu liefern. Und unter denen, die sich damit abgaben, waren viele, welche, nachdem sie die heilige Schrift und christlichen Alterthümer besser geforschet, die gemässigten Meynungen der alten griechischen Väter vorzogen. Selbst

Cal-

Calvinus war nicht davon überzeuget, daß dasjenige, was er von der Prädestination und Gnade dachte, ein wesentliches Stück der Religion sey. Er gab sich ja die Mühe, die Locos communes **Melanchtons** ins Französische zu übersetzen, der doch von dieser Materie ganz andere Gedanken hegete. In der Vorrede leget er dem **Melanchton** alle ersinliche Lobsprüche bey. Würde er das auch mit gutem Gewissen haben thun können, wenn er überzeugt gewesen wäre, daß die Meynungen des Schriftstellers, den er übersetzet, den Grund der Reformation umrissen? Es haben ja verschiedene gelehrte reformirte Theologen öffentlich behauptet, daß die Lehrsätze von der algemeinen Gnade, von der Widerstreblichkeit gegen ihre Wirkungen, und von der bedingten Prädestination unter diejenigen Artikel gehören, die ein jeder glauben kan, ohne deswegen sich von den Gründen der Religion loszusagen. Gelehrte **Holländer** hatten diese Lehre ganz frey und ungescheuet vertheidiget, ehe **Arminius** zu Amsterdam gepredigt, und zu **Leiden** gelehret, ehe **Gomarus** sich wider ihn empöret. Man hat ihre Schriften noch in den Händen. Es ist zwar an dem, daß einige alzuhitzige Prediger sich bemüheten, die Schriften und ihre Urheber anzuschwärzen. Allein die Staaten von Holland fielen diesem ungestümen Eifer in den Zügel. Die Professores zu Leiden hatten eine völlige Freyheit, die Meynung **Melanchtons** vorzutragen; und als **Arminius** auf diese Universität berufen wurde, so waren seine Meynungen gar nicht unbekant. Er hatte sie vor der Gemeinde zu **Amsterdam** vorgetragen, welche ihm ein sehr vortheilhaftes Zeugniß ertheilete. Als **Gomarus** selbst, nebst verschiedenen andern, die seiner Meynung waren, sich mit dem **Arminius** in eine Unterredung eingelassen hatten, so sagten sie nachher ohne Bedenken, daß die zwischen ihnen obschwebende Verschiedenheit der Meynungen nicht die Gründe der Reformation beträfe. Indes lebte **Gomarus** mit dem **Arminius**, seinem neuen Collegen, nicht

lange

lange in gutem Vernehmen. Es sey nun, daß der Ruhm dieses letzteren jenen ersten eifersüchtig gemachet, oder daß die Feinde des **Arminius** ein Mittel gefunden, die Galle des **Gomarus** durch einen listigen Kunstgrif zu erregen; genung, **Gomarus** gieng einem Manne zu Leibe, den er einige Zeit vorher für orthodox erkläret hatte. Die beyden Professores bekamen gar bald ihre Schüler und Anhänger. Die Spaltung ward auf der Universität zu Leiden so groß, daß die Sache vor dem zu **Rotterdam** angeordneten Synodo vorgetragen wurde. Die Parthey des **Gomarus** war daselbst die stärkste. Die Versamlung verordnete, daß alle Lehrer und Prediger das Glaubensbekentniß und den Catechismus unterschreiben solten. **Arminius** und seine Anhänger wegerten sich dessen. **Es muß, sagten sie, erst eins und das andere darin geändert werden. Daran muß auf einem Nationalsynodus Hand angeleget werden. Wir hoffen, es werde derselbe in kurzer Zeit zusammen kommen.** Die Art und Weise, wie diese Fragen auf dem Synodo solten abgehandelt und entschieden werden, machte neue Schwierigkeiten. Einige schlugen gewisse Bedingungen vor, die aber von andern verworfen wurden. Mitlerweile lagen die ordentlichen Synodi dem **Arminius** und seinen Anhängern an, dasjenige öffentlich anzuzeigen, was sie wider das Glaubensbekentniß und den Catechismus einzuwenden hätten, damit man es bey den Synoden in Erwegung ziehen könte. Weil aber **Arminius** wohl sahe, daß seine grösten Feinde bey einer solchen Versamlung auch seine Richter seyn würden, so lehnete er die Jurisdiction des Synodi von sich ab, so gut als es ihm möglich war. **Uytenbogart**, ein Prediger im Haag, der daselbst in grossem Ansehen stund, der sein Freund und Anhänger seiner Meynungen war, leistete ihm bey den vornemsten Personen des Staats nützliche Dienste. Kein Synodus ist wol jemals in seinen Präliminarien, und vielleicht auch in allen übrigen Stücken, dem Tridentinischen Concilio

so

so ähnlich gewesen, als der Synodus zu Dordrecht, ausgenommen, daß zu Dordrecht mehr geschickte Theologen waren, als zu Trident. Man muß sich auch nicht darüber wundern; denn fast alle Concilia sind einander ähnlich. Einerley Interesse veranlasset sie, und einerley Leidenschaften beherrschen sie.

§. 47.

Arminius übergab den Staaten von Holland und Westfriesland eine Bittschrift, worin er bat, daß der grosse Rath der Provinz seine Sache untersuchen möchte. Seine Feinde behaupteten hingegen, daß ein blos theologischer Streit vor einer geistlichen Versamlung geschlichtet werden müste. Arminius behielt die Oberhand. Gomarus und er wurden von obrigkeitlichen Personen gehöret. Diese Herren statteten den Staaten ihren Bericht ab, daß zwischen beyden Partheyen nur gewisse subtile und metaphysische Fragen, welche die Gnade und die Prädestination beträfen, streitig wären, und daß es beyden Theilen zuträglicher seyn würde, ihre Streitigkeiten und ihren Haß fahren zu lassen, und sich unter einander in Güte zu vertragen. Gomarus war dieser Meynung gar nicht b). Wie! rief er aus, der Streit ist von der äussersten Wichtigkeit. Ich möchte mir den Gesinnungen des Arminius vor dem Richterstuhl Gottes nicht erscheinen. Wenn die Staaten einem Uebel, das eine so gefährliche Lehre verursachet, nicht schleunig abzuhelfen suchen, so werden wir Altar gegen Altar, Stadt gegen Stadt, Provinz gegen Provinz sehen. Alles wird in Unordnung und Verwirrung seyn. Die Staaten von Holland und Westfriesland, die jederzeit aus den klügsten und einsichtsvollesten Personen bestehen, pflichteten solchen theologischen Leidenschaften nicht so geschwind bey. Um den erhitzten Gemüthern einige Zeit zur Besänftigung zu lassen, verzö-

b) Vorrede vor den Acten des Dordrechtischen Synodus.

verzögerten sie die Haltung der gewöhnlichen Versamlungen so sehr, als sie konten. Und da sie dieselben erlauben musten, so befahlen sie, daß man auf denselben der unter den Arminianern und Gomaristen zwistigen Fragen nicht erwähnen solte. Dem **Arminius** und seinen Anhängern setzten die überaus heftigen und eifrigen Gegner hart zu, den andern Predigern ihre Anmerkungen über das Glaubensbekentniß und über den Catechismus mitzutheilen. Man bedrohete sie sogar, mit den kirchlichen Strafen wider sie zu verfahren. Die Staaten von Holland, die, so viel als möglich, diese Streitigkeit unterdrücken wolten, sahen wohl ein, daß, wenn **Arminius** seine Gründe bekant machte, dieses blos dazu dienen würde, den Streit noch hitziger zu machen. Die Gomaristen würden sie widerleget, die Arminianer darauf geantwortet, und die Versamlungen dieselben entschieden haben. Die Staaten gaben deshalb den sehr klugen Befehl, daß die arminianischen Prediger ihre Anmerkungen den Staaten schriftlich und versiegelt zuschicken solten, um dieselben bis auf den ersten Synodus, der zur Untersuchung des Streits ausserordentlich zusammenberufen werden solte, in Verwahrung zu behalten. Alles dieses befriedigte die Gomaristen nicht. Sie verlangten schlechterdings, daß sich **Arminius** erklären solte. **Arminius** sahe sich also genöthiget, zu bitten, daß man ihm in der Versamlung der Staaten von Holland Gehör geben möchte, versichert, daß diese Herren mehrere Billigkeit und Mäßigung gegen ihn beobachten würden, als die eingenommenen und aufgebrachten Prediger. **Gomarus** und er erschienen. **Arminius** trug dasjenige vor, was seine Meynung von den vornemsten Artikeln der Religion, und besonders von der Prädestination, von der Gnade, von der Freyheit des Menschen, von der Gewißheit des Heils, und von der Beständigkeit der Wiedergebornen war. Er vergaß nicht, zu gleicher Zeit zu zeigen, daß die Meynung seiner Gegner der Gerechtigkeit und Gütigkeit Gottes zuwider sey;

daß

daß sie den Menschen der Freyheit, die ihm Gott gegeben habe, beraube; daß sie vermögend sey, die Sünder in Verzweiflung zu stürzen, sie in der Unbußfertigkeit zu unterhalten, und in den Gläubigen die Liebe und den Eifer zum Gebet zu ersticken; daß sie die Predigt des Evangelii und die Ermahnungen der Prediger unnütz mache: kurz, daß sie den Grund der ganzen Moral und der ganzen Religion über den Haufen stosse. **Arminius** sagte nichts neues. Gottesfürchtige und gelehrte Gallier machten ehedem eben die Einwürfe wider die neue Lehre, die der heilige **Augustinus** im Occident einführete. **Gomarus** redete hierauf. Ueberzeugt, daß die gründlichen Beweise des **Arminius** auf die Gemüther der Staaten einen grossen Eindruck machen musten, glaubte er die Stärke derselben durch Vorwürfe zu schwächen, die im Grunde nichts bedeuteten. 'Ist es nicht eine klägliche Sache, sagte er, daß ein Lehrer unserer Universität sich unterfängt, seinen Schülern die Gesinnungen der Jesuiten einzuflössen, die Beweise, die unsere ersten Reformatores angeführet haben, zu schwächen, und die Reformation zu Grunde zu richten, indem er die Beweise der Papisten wider uns gelten läßt? Solche Reden sind nur geschickt, einen unwissenden Pöbel in Bewegung zu setzen. Können die Jesuiten nichts wahres sagen? Waren **Calvinus**, Beza und andre unfehlbar? Ruhet die Reformation auf keinem festern Grunde, als auf den speculativischen Fragen von der Gnade und von der Prädestination? Die Staaten waren auf die Rede des **Gomarus** nicht alzuaufmerksam. Seine Anhänger, die versichert waren, daß sie in einer Predigerversamlung mehrern Vortheil erhalten würden, drungen darauf, daß der Streit auf einem Synodus entschieden würde. Allein die Staaten hatten gerechte Ursachen, wegen des Ausganges desselben besorgt zu seyn. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte lehret, daß ein Concilium die Trennung eher vergrössert, als sie stillet. Der Weg der

Unter-

Unterredungen schien den Staaten nicht so gefährlich zu seyn. Die beyden Lehrer zu Leyden bekamen Befehl, sich nach dem Haag zu begeben. Dis geschah im Jahr 1610. **Arminius** nahm vier Prediger mit sich, und **Gomarus** eben so viel. **Arminius** fieng hieselbst in Gegenwart der Staaten von Holland an, die Streitigkeit auf fünf Hauptpuncte zu setzen, welche nachher die fünf berühmten Artikel der Arminianer, von der Prädestination, von dem Tode Jesu Christi für alle Menschen, von der Nothwendigkeit der Gnade, von der Art, wie dieselbe in uns wirke, und von der Beständigkeit, wurden. Zu Ende dieser Unterredung wunderte man sich nicht, dasjenige gewahr zu werden, was sich fast jederzeit bey dergleichen Gelegenheiten zugetragen hat. Die Gemüther schienen weit erhitzter zu seyn, als vorher. **Arminius** fiel in eine schwere Krankheit, und starb wenige Tage nachher. Seine Freunde und Schüler unterstützten das, was er angefangen hatte. Sie machten ihre Gesinnungen ohne Furcht auf den Canzeln bekant; sie widerlegten die Gomaristen mit vieler Stärke und Muth; sie vereinigten sich endlich noch weit genauer. Sie setzten um diese Zeit eine **Remonstration** auf, die sie den Staaten von Holland gemeinschaftlich übergaben. Sie erkläreten darin ihre Meynungen, und der Gomaristen ihre von den fünf Artikeln. Sie baten hierauf die Staaten aufs demüthigste, ihnen ihren Schutz wider alle Verurtheilungen, womit die Versamlungen die Lehre und Person der Arminianer ins künftige beschimpfen wolten, zu bewilligen. Seit dieser Remonstration legte man ihnen den Namen der **Remonstranten** bey. Man muste indessen die durch den **Arminius** ledig gewordene theologische Professorstelle wieder besetzen. **Vorstius**, Professor und Prediger zu Steinfurt, wurde durch Vermittelung der Remonstranten zum Nachfolger des **Arminius** erwählet. Diese Wahl brachte ihnen einen überaus nachtheiligen Stoß bey. Man hielt den **Vorstius** für einen Socinianer; und dis nicht ohne Grund.

Er

Er hatte ein Buch ans Licht gestellet, worin er von der göttlichen Natur auf eine ganz lächerliche und grobe Art redete. Die Gomaristen beschuldigten nunmehr ihre Gegner, daß sie den gottlosen Irrthümern des **Socinus** insgeheim Beyfal gäben. Ihre Beschwerden schienen vielen Personen nicht übel gegründet zu seyn. Sie erhielten für den **Vorstius** so nachtheilige Zeugnisse, daß er sein Amt, zu welchem er doch förmlich berufen worden war, und seiner guten Attestata ohnerachtet, nicht antreten konte. Im Jahr 1611 wurde im Haag in Gegenwart der Staaten von Holland nochmals eine Unterredung gehalten, die weit berühmter, als die andern, war. Diese Herren hätten sehr gern die Unruhen gestillet, ohne deshalb einen ausserordentlichen Synodus zu halten. Allein die Theologen lassen sich nicht so leicht aufhalten, wenn ihre Einbildungskraft erst erhitzet ist. Sechs Prediger von Seiten der Gomaristen, und sechs von Seiten der Remonstranten waren bey derselben zugegen. Der gelehrte **Episcopius** befand sich unter den letztern. Er vertheidigte seine Parthey auf das beste; er fügte ihr aber auch vielen Schaden zu. Ob er gleich von der Dreyeinigkeit, von der Menschwerdung Christi, von der Natur und den Wirkungen Gottes anders als **Socinus** dachte, so behauptete er doch, daß die socinianische Lehre zu dulten, und daß sie den Grundartikeln des Christenthums nicht entgegen sey. Die Arminianer in Holland haben diese Meynung angenommen. Dis hat viele Personen bewogen zu glauben, daß der Arminianismus von dem Socinianismus nicht weit entfernet sey. Diese beyden Dinge sind indessen von einander sehr unterschieden. Man trift gemeiniglich in der Englandischen Kirche gelehrte Theologen an, die von den fünf Artikeln als Arminianer denken, und welche aus allen ihren Kräften die Aussprüche der vier ersten algemeinen Concilien vertheidigen.

§. 48.

Ich werde mich bey dieser im Haag gehaltenen Unterredung nicht aufhalten. Sie stiftete nicht mehrern Nutzen, als die vorhergehenden. **Vorstius** erschien bey derselben. Er hielt an die Staaten eine Rede, worin er sich wegen der Irthümer, die man ihm schuld gab, zu rechtfertigen suchte. Diese Herren waren mit derselben zufrieden. Sie frugen die Prediger von beyden Partheyen, ob sie wider den **Vorstius** noch etwas zu sagen hätten. Die Remonstranten erklåreten, daß sie ihn für orthodox hielten; die andern hatten aber so viel wider ihn einzuwenden, und widersetzten sich auf eine solche Art, daß man nichts unternehmen konte, obgleich die Staaten gegen ihn nicht übel gesinnet waren. Das Verhalten **Jacobs** I, Königs von Großbritannien, in dieser Sache machte in Europa viel Aufsehen c). Man überreichte Sr. Majestät die Schriften des **Vorstius**, als sie sich auf der Jagd belustigten. **Jacob** durchsah sie in weniger als einer Stunde. So viele Ketzereyen fielen ihm so sehr in die Augen, daß er sogleich den Auszug aus denselben seinem Gesandten bey den Generalstaaten mit dem ausdrücklichen Befehl zuschickte, ihnen in seinem Namen zu erklären, daß, wenn sie einen so gefährlichen Mann zu Leyden liessen, Se. Majeståt ein Manifest bekant machen würde, um der ganzen Welt ihren Haß gegen die Urheber, die dergleichen Ketzereyen ausbreiteten, und gegen diejenigen, welche erlaubeten, daß man sie auf den Universitåten lehre, zu erkennen zu geben. Der Gesandte kam den Befehlen seines Herrn pünctlich nach. Die Generalstaaten wurden in einige Verwunderung gesetzet, daß sich der König in eine blos häusliche Angelegenheit mischte. Man muß den Eifer, den ein Prinz für die Lauterkeit des Glaubens bezeiget, nicht tadeln. Er bemühet sich, sie noch ausser den Grenzen seines Königreichs auszubreiten; er hat aber auch zugleich gewisse Maasregeln gegen seine Bundesgenossen und Nachbarn zu

c) Mercure Francois 1611.

zu beobachten. Die Drohung Sr. Britanischen Majestät war sehr stolz und empfindlich. Die Generalstaaten gaben einige Tage nachher dem Gesandten ihre Antwort. Wenn Vorstius, sagten sie mit vieler Klugheit und Ehrerbietung, derjenigen Irthümer, welche man ihm schuld giebt, schuldig ist, so wird man ihm nicht erlauben, in Holland zu lehren. Die grosse Meynung, die wir von der Weisheit und Gütigkeit des Königs von Großbritannien haben, lässet uns hoffen, daß Se. Majestät mit unserer Aufführung zufrieden seyn werden, wenn sich dieselben von dieser Sache und von der Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen werden haben unterrichten lassen. Jacob lies indessen die Schriften des Vorstius zu London, zu Oxford und zu Cambridge verbrennen. Er war mit der Antwort der Generalstaaten nicht zufrieden. Er überschickte ihnen ein weitläuftiges Schreiben, worin er sie ermahnete, den Vorstius aus ihren Provinzen zu verjagen. Arminius wird in demselben für einen Feind Gottes, und Vorstius für einen Gottesverleugner gehalten. Sein Brief endigte sich mit der Drohung an die Generalstaaten, daß er die Gemeinschaft mit ihrer Kirche aufheben würde, wenn sie in derselben einen so verabscheuungswürdigen Menschen, als Vorstius wäre, länger dulteten. Er wohnete schon zu Leyden, ehe man das Schreiben des Königs Jacobs bekommen hatte. Bey Ueberreichung desselben an die Generalstaaten machte sein Gesandter noch eine weitläuftige Vorstellung. Er übergab ihnen die Sätze, die Se. Majestät aus den Schriften des Vorstius gezogen hatten; und er ermahnete sie ernstlich, zur Erhaltung der Lauterkeit des Glaubens gegen einen so gefährlichen Ketzer nicht weniger Eifer und Muth zu bezeigen, als sie zur Vertheidigung ihrer Freyheit wider die Spanier von sich hätten blicken lassen. Die Generalstaaten wusten nicht, was sie von dem Schreiben und von der Rede denken solten. Sie ant-

worteten dem Gesandten, daß die Sache, von welcher die Rede wäre, blos die Staaten von Holland, welche von niemand abhiengen, beträfe; daß sich **Vorstius** zu Leyden als ein blosser Einwohner der Stadt befände, und erwartete, bis er sich in der nächsten Versamlung der Staaten von Holland rechtfertigen könte. **Uebrigens**, fügten sie hinzu, **sagen wir Sr. Majestät für ihre Zuneigung gegen das Wohl dieser Provinzen, und für die Erhaltung der Lauterkeit des Evangelii in unsrer Kirche den gehorsamsten Dank.** Die Staaten von Holland solten sich erst in drey bis vier Monaten versamlen. Dis brachte den Engländischen Gesandten auf die Gedanken, daß diese Verzögerung eine höfliche abschlägige Antwort wäre. Er that im Namen des Königs seines Herrn an die Generalstaaten eine neue Vorstellung, die auf Art der Predigten einen Text hatte. Er fieng sie mit der Stelle aus dem Evangelio an, die die brüderliche Vermahnung anbefiehlet, und welche will, daß man dem, der die Gemeinde nicht höret, für einen Heiden und Zölner achten soll. Er beschwerete sich hierauf über die wenige Achtung, die man gegen Se. Britannische Majestät bezeigte, indem man den **Vorstius** nicht nur im Lande, sondern auch auf einer berühmten Universität aufnähme. Man bedrohete die Generalstaaten zum zweytenmale mit einem Manifeste von Seiten Sr. Britannischen Majestät. Diese Herren blieben aber immer in ihrer Unempfindlichkeit. Sie antworteten, daß der König bey der nächsten Versamlung der Staaten von Holland zufrieden gestellet werden solte. Man wolte dieselbe im Monat Februar des folgenden Jahres halten. Der gute König wurde indessen gewahr, daß sein Eifer wider den **Vorstius** in der Welt nicht so günstig ausgeleget wurde, als er gehoffet hatte. Einige übelgesinte Personen beschuldigten ihn, daß er bey dieser Gelegenheit seine grosse Geschicklichkeit in der Gottesgelahrheit habe zeigen wollen. Andre sagten, daß ihn sein Ehrgeitz angetrieben hätte, in die

Frey-

Freyheit der vereinigten Provinzen einen Eingrif zu thun, und daß er sich in eine Sache gemischet, von welcher ein Souverain nicht verbunden sey, seinen Nachbarn Rechenschaft zu geben. Der König von Schweden schickte in diesem Jahre dem Könige von Dänemark ein Ausforderungscartel zu, um sich mit ihm in einen Duell einzulassen. Dis hatte man seit den Zeiten **Franz** I und **Carls** V nicht gesehen. **Jacob** I schlug sich lieber auf eine andre Art. Um sich wegen der übeln Auslegungen, die man seiner Aufführung gab, zu rechtfertigen, ergrif er die Feder, und lies eine Vertheidigung drucken. Er gab darin dem Publico von dem, was zwischen ihm und den Generalstaaten vorgegangen war, Nachricht. Er versicherte, daß er keine andre Absicht gehabt hätte, als sich dem Fortgange einer zunehmenden Ketzerey zu widersetzen, den Generalstaaten einen neuen Beweis seines Wohlwollens zu geben, und zu verhindern, daß die jungen Holländer und selbst Engländer, die zu Leyden studirten, von den schädlichen Meynungen, die **Vorstius** daselbst auszubreiten nicht unterlassen haben würde, nicht angestecket werden möchten. Die Vertheidigung des Königs hatte eben das Schicksal, dem die meisten Bücher unterworfen sind, welche die Verfasser ihrer persönlichen Streitigkeiten wegen geschrieben haben. Ein jeder glaubte davon, was ihm gefiel.

§. 49.

Lasset uns dieses Jahr mit dem Tode **Carls** IX, Königs von Schweden, beschliessen, und etwas von seiner Erhebung auf den Thron sagen. Er war der jüngste Sohn des **Gustav Erichsons**, dieses in der Geschichte so berühmten Königs, der sein Vaterland von der Unterdrückung der Dänen befreyete; der durch seine grossen Dienste verdiente, daß die Schwedische Krone ihm und seinen männlichen Erben gegeben wurde; der endlich die Reformation **Lutheri** in seinen Staaten einführete und die al-

zugroſſe Macht der Cleriſey zu Boden warf. Erich, der älteſte Sohn Guſtavs, folgte ihm; er beſaß aber keine von den Tugenden ſeines Vaters d). Er führete im Königreiche den vorher unbekanten Grafen- und Freyherrnſtand ein. Man glaubte, daß dis darum geſchah, um Uneinigkeit unter dem Adel zu ſtiften. Die alzugroſſe Einigkeit dieſes mächtigen Körpers konte einer erſt auf den Thron erhobenen Familie vielen Verdruß erregen. Die Würden, die einigen bewilliget worden waren, flöſſeten den andern Neid und Eiferſucht ein. Die, welche mehr Ehrgeitz beſaſſen, machten beym Könige ihre Aufwartung, um zu eben dieſem Vorzuge zu gelangen. Und die ſeit kurzem in die Höhe geſtiegene Adliche ſahen ſich genöthiget, das Anſehen des Königs zu behaupten, und ſeiner Familie ergeben zu ſeyn, um ihre neuen Vorzüge zu erhalten. Erich machte ſich durch ſeine Grauſamkeiten verhaßt, und durch ſeine Ausſchweifungen und niederträchtigen Geſinnungen verächtlich. Die üble Begegnung, die Johann, Herzog von Finland, und Carl, Herzog von Sudermanland, ſeine Brüder, von ihm erdulteten, nöthigte ſie, ſich wider ihn zu empören, und ſich an die Spitze der Mißvergnügten zu ſtellen. Die beyden Prinzen belagerten den Erich in Stockholm. Er überlieferte ihnen anfänglich ſeinen Liebling *), über den das ganze Reich Klagen führete. Man beſtrafte ihn, ſo wie er es verdienet hatte. Johann und Carl lieſſen ſich aber hiemit nicht befriedigen. Sie waren einig geworden, daß man die königliche Gewalt dem Erich, der ſie auf eine ſo ungerechte Art mißbrauchte, aus den Händen reiſſen wolte; daß der Herzog von Finland zum Könige erkläret werden, und daß er mit dem Herzoge von Sudermanland die Verwaltung der Geſchäfte theilen ſolte, doch ohne daß dieſer an den auſſer-

d) Puffendorfs Einleitung in die Geſchichte des Königreichs Schweden, als der Einleitung in die Hiſtorie der vornemſten Europäiſchen Staaten, zweyter Theil. §. 60. S. 330.

*) Jöran Peerſon.

äusserlichen Merkmalen der königlichen Würde einigen Antheil haben konte. **Johann** glaubte von dem Eide befreyet zu seyn, den er abgeleget hatte, als ihn **Erich** aus dem engen Gefängniß, worin er zwey bis drey Jahre gewesen war, entlies. Der Herzog hatte sich schriftlich verpflichtet, dem Könige jederzeit getreu zu seyn, weder vor noch nach dem Tode des Königs, seines ältesten Bruders, nach der Krone zu trachten, und die Kinder, die **Erich** mit einer Maitresse aus einer niedrigen Geburt, mit welcher er sich nachher auf das feyerlichste vermählte, erzeuget hatte, für rechtmäßige Erben des Königreichs zu erkennen. **Johann** bekümmerte sich aber wenig darum, seine Versprechungen auf eine so heilige Art zu halten. Als er sich der Person seines ältesten Bruders bemeistert hatte, hielt er ihn nicht nur in einem Schlosse gefangen, sondern er lies ihn auch mit Gift hinrichten. **Johann** und **Carl** liessen nicht nach, Stockholm stark zuzusetzen. Der Rath übergab ihnen die Stadt; und der arme **Erich**, der sich bis aufs äusserste gebracht sahe, überlies sich der Gnade und Ungnade seiner Brüder. Die Schwedischen Stände erkläreten ihn der Krone verlustig; und **Johann**, Herzog von Finland, wurde an seine Stelle gesetzet.

§. 50.

Der neue König bewies sich gegen den Herzog von Sudermanland nicht getreuer, als er seinem Vorgänger gewesen war. **Carl** hatte an der Verwaltung des Königreichs keinen Antheil. Man verspricht alles, wenn von Besteigung des Thrones die Rede ist. Sobald man aber sich auf demselben befestiget siehet, so findet man andere Grundsätze der Ehre und Religion. **Johann** hatte die **Catharina** aus dem Jagellonischen Hause, eine Tochter des Königs von Polen, geheirathet. Es sey nun, daß diese Prinzessin ihrem Gemahl einen Widerwillen gegen die protestantische Religion beygebracht, oder daß die Lesung der Bücher, oder der Umgang mit geschickten Leuten von der andern Reli-

gion in ihm Zweifel erreget hatte, oder daß er glaubte, nach dem Tode Sigismunds Augusts, seines Schwagers, der keine Kinder hatte, König in Polen zu werden; so gab er sich, sobald er mit Dänemark durch den Stettinischen Vergleich Friede gemacht hatte, ernstliche Mühe, die Religion, welche sein Vater in Schweden eingeführet, zu ändern. Es ist hier nicht der Ort, alle Kunstgriffe anzuführen, deren er sich bedienete, um die Gemüther zu der Veränderung, die er zu unternehmen willens war, vorzubereiten. Ich werde nur dieses bemerken, daß dieser König, dem es weder am Verstande noch an Einsichten fehlte, beständig überzeugt war, daß viele Dinge in dem Gottesdienste und in der Theologie der Römischen Kirche zu ändern wären. Man kan ihn weder unter die guten Catholiken, noch unter die wahren Protestanten rechnen. Jederzeit ungewiß und wankelmüthig fand er bald an den Vergleichen, wovon **Cassander** dem Kaiser **Maximilian** II den Entwurf übergeben hatte, einen Geschmack, bald schlug er sich zu der griechischen Kirche. Die Beantwortungen des **Jeremias**, Patriarchens zu Constantinopel, an die Wittenbergischen Theologen, gefielen ihm so sehr, daß er sich zu dieser Kirche zu bekennen willens war. **Possevin**, ein gelehrter Jesuit, den der Papst **Gregorius** XIII nach Schweden geschickt hatte, glaubte, daß er den König **Johann** dahin gebracht habe, sich im Ernst mit der Römischen Kirche zu vereinigen. Er beichtete in der That bey dem Jesuiten, dem päpstlichen geheimen Nuntius; er empfieng nach dem Römischen Gebrauche das heilige Abendmal. **Possevin** legte dem Könige wegen des Meuchelmords an seinem Bruder **Erich** zur Busse auf, alle Mittewoche zu fasten. Man saget, daß **Johann** seine übrige Lebenszeit hindurch dieses genau beobachtete. Er unterlies aber nicht, dem öffentlichen Gottesdienste in den Schwedischen Kirchen beyzuwohnen. Man bedienete sich in denselben einer neuen Liturgie, die er eingeführet hatte, und die der Papst

zu

zu genehmigen sich weigerte. Die Vermischung, die man darin mit den beyden Religionen vorgenommen hatte, war eines von denen grossen Mitteln, dessen sich dieser Prinz bedienen wolte, um das Volk unvermerkt dahin zu bringen, dem Gottesdienste und dem Glauben der Augspurgischen Confeßionsverwandten zu entsagen. Viele catholische Geistliche waren nach Schweden gekommen. Die Unentschlüßigkeit und Gelindigkeit **Johanns** zog sie dahin. Einige pflichteten seinen Absichten und seiner Verstellung bey. Wenn man sie reden hörete, so hielten die kurzsichtigen Personen diese Prediger für aufrichtige Protestanten; andre bemerkten hingegen sehr wohl, daß sie bey aller ihrer Verstellung allemal genug sagten, um dem Volke die Lehren der päpstlichen Kirche einzuflössen. Der Erzbischof von **Upsal** lies sich gewinnen. Einige Prälaten und viele unwissende oder ehrgeitzige Geistliche folgten seinem Beyspiele. Es gab sogar Bischöfe, die nach dem Römischen Pontifical ordiniret waren. Der Bischof von **Linkoping**, einige seiner Mitbrüder und sehr viele Geistliche vertheidigten die vom Könige **Gustav Erichson** eingeführte Reformation herzhaft. Die Geistlichkeit im Herzogthum Sudermanland lies eine Standhaftigkeit von sich blicken, die den König **Johann** in Verwunderung setzte. **Carl**, sein Bruder, erklärete sich öffentlich für die Augspurgische Confeßion; er widersetzte sich mit aller Macht der Neuerung. **Weder der König noch ich können in der durch die Gesetze bestätigten Religion etwas ändern**, antwortete er denen, die man an ihn geschickt hatte, um ihn auf die andre Parthey zu ziehen. **Alles ist durch das Testament des verstorbenen Königs, unsers Vaters, sehr wohl eingerichtet worden. Man muß sich nach demselben richten. Ich wenigstens bin entschlossen, niemals davon abzugehen.** Die Schwedischen Stände bewiesen sich bey verschiedenen Gelegenheiten unerschrocken und muthig. Sie stelten dem Könige vor, daß man in Schweden und in

den auswärtigen Ländern befürchtete, daß Se. Majestät dasjenige, was ihr Vater auf eine so kluge Weise festgesetzet hätte, über den Haufen stossen wolten, und daß dieselben, um alle diese Gerüchte zu zernichten, öffentlich erklären solten, daß die im Königreiche aufgenommene Reformation mit den Meynungen der ersten Kirche übereinstimme. Die Stände befahlen überdem die Unterdrückung vieler catholischer Bücher, die man ins Königreich gebracht hatte; sie lagen dem Könige an, in die öffentliche Schulen zum Unterricht der Jugend geschickte und untadelhafte Leute zu setzen. Sie verlangten endlich, daß der älteste Sohn des Königs **Sigismund** in der protestantischen Religion erzogen werden solte, weil man schon wider diesen jungen Prinzen einigen Verdacht hatte. Die Königin **Catharina** aus dem Jagellonischen Hause, seine Mutter, hatte ihm auf eine solche Art die Grundsätze der Römischen Kirche eingeflösset, daß, da ihn die Räthe des Königreichs an einem gewissen Tage bedrohet hatten, daß er sein Recht zur Krone verlieren würde, wenn er die Religion, von der er eingenommen wäre, nicht bald verliesse und sich zur Augspurgischen Confeßion bekennete, er ihnen dreist zur Antwort gab: **ich ziehe das Himmelreich allen Kronen der Welt vor.** Man konte niemals eine andre Antwort von ihm herausbringen. Bey einigen Gelegenheiten bewiesen die Schwedischen Stände mehrere Gefälligkeit gegen den König. Alles schien geneigt zu seyn, seine neue Liturgie und die Vergleiche, die er erfunden hatte, anzunehmen. **Carl** von Suderman-land, die Geistlichkeit seiner Provinzen, und einige Vornehme waren fast die einzigen, welche die Reformation vertheidigten. Das Ansehen des Herzogs und die mächtigen Ermahnungen der andern führeten aber diejenigen wieder zurück, welche die Furcht oder die Hofnung zaghaft und muthlos gemacht hatte. Selbst der König bezeigte nicht mehr so vielen Eifer, als ihm der Jesuit **Possevin** beygebracht hatte. Es sey nun, daß er den Hochmuth

muth Sixtus V, des Nachfolgers Gregorii XIII, nicht erdulten konte, oder daß ihm seine Zweifel niemals hinlänglich benommen wurden, oder daß ihm das grosse Ansehen seines Bruders furchtsam machte; so stürzte Johann die Römischen Catholiken, die schon Herren zu seyn glaubten; er verjagte die Jesuiten, und lies ihr Collegium der Erde gleich machen. Gemmila Bielke, mit der sich der König nach dem Tode der Catharina wieder vermählet hatte, verminderte den Eifer, den ehedem ihr Gemahl für die Römische Religion bezeigte. Oefters bilden sich die Könige ein, durch ihre eigene Einsichten etwas gethan zu haben, was ihnen doch ein geschicktes und angenehmes Frauenzimmer einflösset. Johann, König von Schweden, glaubte, daß er gegründete Ursachen habe, an der Warheit der protestantischen Religion zu zweifeln. Sein stärkster Bewegungsgrund (er kante sich nicht selbst), war seine grosse Gefälligkeit für die Catharina aus dem Jagellonischen Hause. Die Königin Ganilla würde ihn mit der Zeit zu seiner ersten Religion zurückgeführet haben, so wie ihn die andere davon abgezogen hatte.

§. 51.

Nach dem Tode des Stephan Bathori, Königes von Polen, wuste Anna aus dem Jagellonischen Hause, seine Witwe und die Tante Sigismunds, Prinzens von Schweden, den Polnischen Adel so geneigt gegen sich zu erhalten, daß der gröste Theil derselben sich für den Sigismund erklärete. Eine andere Parthey erwählete zwar den Erzherzog Maximilian, den Bruder des Kaisers Rudolph; des Sigismund seine behielt aber die Oberhand. Er wurde in Polen aufgenommen, er schlug den Erzherzog, und der gefangene Maximilian erkaufte durch Entsagung aller seiner Ansprüche auf die Krone Polen seine Freyheit wieder. Die Schweden schrieben dem Prinzen Bedingungen vor, ehe er sie verlies, so wie die Polen die ihrigen gemacht hatten, ehe sie ihn annahmen. Der Haupt-

punct,

punct, den sich der Schwedische Rath vom **Sigismund** versprechen lies, war die Erhaltung der Freyheiten und der Religion des Landes. Man fügte diese Clausul in dem Vergleiche hinzu: daß, wenn der König von Polen nach dem Tode seines Vaters noch die Schwedische Krone erhalten solte, und als König von Schweden einen von denen Artikeln, die man jetzt eingestanden, überträte, die Schweden von dem Eide der Treue, den sie ihm geleistet hätten, befreyet seyn solten. Es ist sehr warscheinlich, daß **Sigismund** vor seiner Abreise aus Schweden den König, seinen Vater, angetrieben hatte, sein Vorhaben zu volziehen, seine neue Liturgie und die alten Ceremonien, die er kurz nach seiner Gelangung auf den Thron wieder herzustellen unternommen hatte, annehmen zu lassen. Wenn die Prinzen etwas mit Aufsehen angefangen haben, so gehen sie schwerlich davon ab, oder sie legen die Hand wieder an dasselbe, so bald sie einige Warscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges erblicken. **Sigismund** hofte, daß ihm dieses dazu dienen würde, dasjenige ohne wenige Mühe zu Ende bringen, was sein Vater entworfen hatte; und der König von Schweden, der durch die neue Verbindung mit Polen wieder Muth bekommen, schmeichelte sich, daß **Carl** von Sudermanland sich nicht ferner unterstehen würde, sich ihm zu widersetzen. Er betrog sich in seinen Muthmassungen. Die Geistlichen des Herzogthums, die mit ihrem Prinzen volkommen einig waren, weigerten sich, die Liturgie anzunehmen. Dis machte den König von Schweden, der mehr als jemals mit seinem Bruder in Zwistigkeit lebte, so argwöhnisch, daß er im Ernst darauf bedacht war, den **Sigismund** zurück zu berufen. Der neue König bekam selbst Lust, in sein Vaterland zurückzukehren. Er würde es sehr gern gethan haben, wenn sich nicht die Polaken seinem Vorhaben ernsthaft entgegengesetzt hätten. Ein auswärtiger Prinz lässet sich durch den glänzenden Namen eines Königes von Polen leicht verblenden. Er mißfält ihm aber,

aber, so bald er in der Nähe den falschen Glanz einer Krone gewahr wird, die nur in der Ferne schön ist. Diejenigen, die ihre Erbstaaten verlassen haben, um nach Polen zu gehen, haben es bereuet. Man setzt sich der Gefahr aus, für einen Titel, der mehr prächtiges als reelles an sich hat, eine wirkliche Souverainität zu verlieren. **Sigismund** erkante aus seiner eigenen Erfahrung die Warheit dieser Maxim. Da der König, sein Vater, einen so grossen Widerstand von Seiten der Schweden fand, die seit der Erwählung **Sigismunds** noch mehr auf ihrer Hut wider die Römische Kirche waren, so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich mit dem Herzoge von Sudermanland eiligst auszusöhnen, und ihn an den Regierungsgeschäften Antheil nehmen zu lassen. Das Mißtrauen **Johanns** war nach dem Tode der Gemahlin **Carls** nicht mehr so groß. Sie hinterlies ihm keine Kinder, und der König gab vor, daß ihm sein Bruder versprochen hätte, an eine zwote Heirath nicht zu denken. Wenn sich dieses so verhält, so kam der Herzog seinem Versprechen nicht nach. Er heirathete bald nachher die **Christina**, die Tochter **Adolphs**, Herzogs von Holstein. Man saget, daß **Sigismund** vor seiner Abreise nach Polen um sie angehalten. Eine Schwester des Königes **Johann** hielt aber den Prinzen, ihren Neffen, von dieser Verbindung zurück. Er vermählete sich nachher mit **Constantia** von Oesterreich, einer Tochter **Carls** und der Schwester **Ferdinands**, Erzherzogs von Gräz in Steyermark. Die über diese Verachtung erzürnte **Christina** fassete wider den **Sigismund** einen so grossen Haß, daß sie nicht nachlies, nachdem sie mit **Carl** von Sudermanland verehelichet war, ihm anzuliegen, die Schwedische Krone dem **Sigismund** zu entreissen. Der König **Johann** war mit der zwoten Heirath **Carls** nicht zufrieden; sein Verdruß währete aber nicht lange. Er starb bald darauf zu Stockholm.

§. 52.

§. 52.

Der Herzog von Sudermanland eilte sogleich herbey, so bald er von diesem Tode Nachricht bekam. Er setzte die Räthe und diejenigen von der Geistlichkeit, die der verstorbene König ins Gefängniß hatte bringen lassen, weil sie sich seinen Absichten widersetzten, in Freyheit. **Sigismund** war gegen seinen Oncle überaus argwöhnisch. Um ihn zu verhindern, etwas unternehmen zu können, schrieb der neue König, daß er schleunige Anstalten machte, nach seinen Erbländern zu kommen. Der Herzog von Sudermanland nahm indessen als nächster Anverwandter des Königes die Verwaltung über sich e). **Johann** hinterlies aus seiner zwoten Ehe einen andern Sohn, der eben den Namen führete, der aber noch minderjährig war. Die Schwedischen Räthe versprachen, doch ohne Nachtheil des Eides, den sie dem **Sigismund** geleistet, **Carln** in allem, was er mit ihrer Bewilligung zur Ehre Gottes, zur Erhaltung der protestantischen Religion und zur Beschützung der Freyheit und Privilegien der Nation befehlen würde, zu gehorsamen. Der Herzog machte sich seiner Seits anheischig, ohne Rath und Genehmhaltung des Senats nichts wichtiges zu unternehmen. Man versamlete in der Geschwindigkeit zu Upsal ein Concilium, um die Religionsangelegenheiten einzurichten. Die von dem verstorbenen Könige eingeführte Liturgie und Ceremonien wurden abgeschaffet. Man gab der Augspurgischen Confession ihr voriges Ansehen wieder; man erwählete einen redlichgesinten Erzbischof; man entsetzte diejenigen von der Geistlichkeit ihres Amtes, die sich von dem verstorbenen Könige zu seinen Neuerungen hatten gebrauchen lassen. Die Schweden und Gothen waren nur allein auf dieser Versamlung zugegen; die andern Provinzen befürchteten, dem Könige **Sigismund** zu mißfallen, wenn sie ohne seine Bewilligung daran Antheil nähmen.

e) **Puffendorf** am angeführten Orte §. 61. S. 464.

nen. Die Decrete des Concilii wurden von dem Herzoge von Sudermanland, von dem Rathe, von der Geistlichkeit, von dem Adel, von den Staatsministern und von den Burgemeistern, die zugegen waren, bestätiget. Diejenigen, die sich auf demselben nicht befanden, unterschrieben sich nachher. **Sigismund** und sein Oncle **Carl** gaben auf einander genau Achtung. Der Neffe muste desto argwöhnischer werden, da ihn **Carl** bitten lies, daß er vor seiner Abreise nach Schweden ein mit seiner Hand unterzeichnetes Versprechen von sich stellen möchte, daß er die Rechte und Freyheiten der Stände des Königreichs bestätigen und ihnen diejenige Freyheit der Religion lassen wolte, die Schweden unter der Regierung **Gustav Erichsons**, und zu Anfange der Regierung des verstorbenen Königes genossen hätte. Der Herzog von Sudermanland benachrichtigte noch überdem seinen Neffen, daß es der üble Zustand des Königreiches nicht erlaubte, daß er viele Leute mit sich brächte. Diese Bitten und Rathschläge vergrösserten den Verdacht **Sigismunds**. Er glaubte, daß sein Oncle seine weit aussehende Absichten bemerkte. **Sigismund** entschloß sich, auf die Vorstellungen des Herzoges nicht zu achten. Allein **Carl** hofte mehr als jemals, dem neuen Könige Schwierigkeiten zu verursachen, als er die Nachricht erhielt, daß die Polen dem **Sigismund** die Erlaubniß, nach seinen Erbstaaten zu gehen, nur unter der Bedingung eingestünden, daß er seinen alten Schwur, Polen nicht wie **Heinrich** III, König von Frankreich, zu verlassen, halten, und daß er, so bald er die Angelegenheiten in Schweden eingerichtet, zurückkommen und seine gewöhnliche Residenz in Polen haben wolte. Die Schweden waren mißvergnügt, daß der neue König frey erkläret hatte, daß die zu Upsal in seiner Abwesenheit und ohne seine Bewilligung gemachte Decrete null und nichtig wären. Man nahm ihn indessen mit grossen Merkmalen der Freude und Zuneigung auf. Der Herzog **Carl** begab sich hinweg, nachdem er bey Seiner Majestät seine Aufwartung

gemacht

gemacht hatte. Er wolte ihn mit dem Staatsrathe allein lassen. Der päpstliche Nuntius, den **Sigismund** bey sich hatte, brachte die Schweden in den allergrösten Verdacht. Man wurde bald gewahr, daß der neue König den Rathschlägen des Römischen Hofes Gehör gab. Er erklärete die zu Upsal gemachten Einrichtungen für ungültig, und befahl hierauf, daß ein anderer Erzbischof gewählet werden solte. Derjenige, den man zu dieser Würde erhoben hatte, war seiner Meynung nach ein Feind des verstorbenen Königes. Er verlangte endlich in jeder Stadt eine Kirche für die Catholiken. Die Stände des Königreichs und die Geistlichkeit, des Schutzes des Herzoges von Sudermanland versichert, widersetzten sich diesen Unternehmungen mit der grösten Lebhaftigkeit. Da die Zeit der Krönung herannahete, so verlangeten die Räthe im Namen der Schwedischen Stände, daß der König vorher schriftlich versprechen solte, daß er weder die Rechte des Königreiches, noch die Freyheit der protestantischen Religion verletzen wolte. **Sigismund** gab blos in algemeinen Ausdrücken zur Antwort, daß er seine Unterthanen nach seiner Krönung befriedigen würde. Alle diese Schwierigkeiten verzögerten die Krönung.

§. 53.

Ein jeglicher liebet die Freyheit und Unabhängigkeit nur um sein selbst willen. Es ist so ferne, daß man sie andern verschaffen solte, daß man sich dieselben vielmehr so gut als möglich unterwürfig zu machen suchet. Der Polnische Adel, der auf seine Vorrechte und Freyheiten so erpicht ist, der aber das gemeine Volk in der Sclaverey zu erhalten suchet, sagte seinem Könige **Sigismund** ohne Unterlaß, daß ein Erbkönigreich ganz anders regieret würde, als ein Wahlreich; daß er in Polen unter den Gesetzen stünde, daß er aber in Schweden ein Herr der Gesetze wäre. Dergleichen Maximen finden bey einem Prinzen leichtlich Eingang. Verdroß es den Sigis-

mund

mund, daß er in Polen vom Senat abhängig seyn muste, so suchte er dafür in Schweden unumschränkt zu herrschen. Er verwarf daher alle Bittschriften, die ihm überreichet wurden. Der Herzog von Sudermanland schien im Anfange dieses Streits neutral zu seyn. Er rieth zwar dem Könige, daß er auf die gerechten Bitten seiner Unterthanen achten möchte; doch war er auch nicht böse darüber, daß er entweder durch gänzliche Weigerung oder durch langen Verzug mit seinen Unterthanen Händel bekam. Die Stände, die sich auf den Beystand Carls sicher verlassen konten, gaben von ihren Forderungen nichts nach. Die Hartnäckigkeit des Königs brachte sie gewaltig auf, und die Predigten der für die protestantische Religion eifrigen Prediger erhitzeten auch die Gleichgültigsten. Man fieng schon an, davon zu reden, daß man die Krone dem Herzog anbieten, und fals sie Carl nicht annähme, dem Prinzen Johannes auffetzen wolte. Weil er aber wohl begrif, daß es noch nicht Zeit wäre, dergleichen Antrag anzuhören; so lies er es dabey bewenden, daß er zum Könige nach Upsal reisete, und die Forderungen der Stände aufs äusserste unterstützte. Der Neffe und der Oncle geriethen dergestalt in die Hitze, daß sie sich schlagen wolten. Man brachte sie aber wieder aus einander, und versöhnete sie schleunig, damit nicht eine Verwirrung und Unordnung im Königreiche daraus entstehen möchte. Diese Zwischenfälle bestärkten indes die Stände um so vielmehr in der von ihnen gefasseten Entschliessung, erst eine Erklärung vom Könige zu fordern, ehe man zu seiner Krönung schritte. Der päpstliche Nuntius und die Polaken, die Sigismund um sich hatte, sahen gar wohl ein, daß es jetzo die Klugheit erfordere nicht lange zu widerstehen. Sie riethen ihm daher, der Nothwendigkeit zu weichen. **Man ist, sagten sie, nicht verbunden, eine mit Gewalt erzwungene Zusage zu halten.** Sigismund versprach daher alles. Nur behielt er sich die Uebung seiner Religion

in seinem Residenzschloß vor. Von der Zeit an nahm er sichs vor, seinen Oncle aus dem Wege zu räumen. Da der Anschlag, ihn in der Comödie zu ermorden, nicht gelungen war, so suchte man ihn mit offenbarer Gewalt zu verdrängen. Die Polnischen Truppen bekamen Befehl, vor **Stockholm** zu rücken. Diese Bewegung machte, daß die Stände auf ihre eigene Sicherheit bedacht waren. Sie ruften die Bergvölker zu Hülfe. Unter dieser Verwirrung dachte der König weder an die Regierung noch an den Frieden des Königreichs. Trug man ihm dieses vor, so fragte er nach was anders. Mitlerweile lagen ihm die **Polaken** an, daß er wieder nach Polen zurückkehren möchte, ohne etwas zu beschliessen. Sie schmeichelten sich, daß Schweden, je mehr Unordnung und Spaltung darin herrschete, desto leichter zu überwältigen seyn würde. **Sigismund** lies sich also nach Danzig übersetzen. Er hinterlies Befehle, wie das Königreich in seiner Abwesenheit regieret werden solte. Allein weder der Herzog von Sudermanland noch die Stände wolten sie annehmen. Man glaubte, daß sie dem Tractat zuwider wären, der vor der Krönung des Königs zu **Upsal** war geschlossen worden.

§. 54.

Bald nach seiner Abreise ersuchte der Senat **Carln**, die Regierung der Staatsangelegenheiten zu übernehmen. Es wolte aber der Herzog nicht dran. Es verstattete ihm, wie er vorgab, weder die Liebe zum Vaterlande, noch sein Gewissen, der Vorschrift zu folgen, die sein Neffe bey seiner Abreise zurückgelassen hatte. Der Herzog wolte gerne genöthiget seyn. Der Senat solte eine Autorität haben, die der seinigen fast gleich war; und die Gouverneure der Städte und Vestungen solten eine fast unumschränkte Macht ausüben. Dieser Maasregeln hatte sich **Sigismund** wider die Anschläge seines Oncle bedienet. Er erwartete, daß die Senatores von ihren Rechten etwas nachgeben, und ihm mehr Autorität über die Gouver-

neure

neure der Städte beylegen möchten. Es kam auch wirklich dazu. Darauf stellete er sich, als ob er dem wiederholten Gesuch des Senats Gehör gegeben, und reisete nach **Stockholm**. Die beste Regierungsart, sagte er, ist die, **wenn man das ins Werk setzet, was der König selbst unvermeidlich beobachten muß. Darf man ihm gehorchen, wenn er Befehle giebt, die dem Eide, den er uns geleistet hat, zuwider laufen?** So bald der Herzog von **Sudermanland** zu **Stockholm** angekommen war, so cassirte er den Gouverneur des königlichen Schlosses, weil er ein Römischcatholischer war; er verbot die Uebung dieser Religion in der Stadt; er schickte den Senatoren ansehnliche Geschenke zu; er lies den Bischöfen und Professoren der Schulen Besoldungen auszahlen; er gewann die Clerisey und Einwohner der Hauptstadt durch seine Gütigkeit und Leutseligkeit. Um dieselbe Zeit kam seine Gemahlin **Christina** mit einem Sohne nieder. Man gab ihm in der Taufe den Namen **Gustav Adolph**. Auf die Taufhandlung folgete ein prächtiges Tractament für den Senat und die vornemsten Adelichen. **Tycho de Brahe**, dieser berühmte Sternkundige, versprach dem jungen Prinzen eine Krone. Mehr brauchte er nicht, die Hofnung des Vaters und der Mutter zu beleben. Denn wenn man mit einer schweren und dabey rühmlichen Unternehmung umgehet, so scheinet auch die ungewisseste Prophezeyung eine unbetrügliche Versicherung zu seyn. Die Zusammenberufung der Stände schien dem Herzog von **Sudermanland** zur Bevestigung seiner Autorität nöthig zu seyn. Die Unordnungen, die der König bey seiner Abreise in Schweden zurückgelassen hatte, musten den Vorwand dazu hergeben **Carl** schrieb deswegen gemeinschaftlich mit dem Senat an **Sigismund**. Der König antwortete nicht darauf. Man sahe sein Stillschweigen für eine Einwilligung, oder auch für eine ungerechte Weigerung an. In diesem letzten Falle gaben die vornemsten Kronbedienten vor, daß die Gesetze des Kö-

nigreichs ihnen erlaubeten, die Stände zusammen zu berufen. Sie kamen also zu **Suderköping** wirklich zusammen. So bald der König davon Nachricht bekam, so untersagte er ihnen, das mindeste vorzunehmen; er sagte ihnen rund heraus, daß er die Entschliessungen nimmermehr genehm halten würde, die in einer wider seinen Willen gehaltenen Versamlung gefasset worden. Man kehrte sich aber an den Befehl des Königs nicht. Die Stände behaupteten, daß ihre Zusammenberufung rechtmässig, und zum Besten des Königreichs nöthig sey. Sie entschlossen sich, keine andere Religion in Schweden zu dulten, als die protestantische nach der Augspurgischen Confession; dahingegen solte der Römischcatholische Gottesdienst allenthalben abgeschaffet, und den Priestern dieser Kirche angedeutet werden, binnen funfzehen Tagen das Königreich zu räumen. Der Herzog von Sudermanland wurde zum Regenten in Abwesenheit des Königs ernennet, doch mit der Einschränkung, daß er alle Angelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Senat tractiren solte. Man fassete verschiedene andere Gesetze zur Erhaltung der Vorrechte des Landes ab; und diejenigen, die sich wegern würden, diesen Verordnungen zu gehorchen, wurden für Feinde des Vaterlandes und Störer der algemeinen Ruhe erkläret.

§. 55.

Die Regierung **Carls** schien von nun an dergestalt bevestiget zu seyn, daß **Sigismund** sich durch nichts anders erhalten konte, als daß er Zwiespalt und Mißhelligkeit zwischen dem Herzoge und Senat zu stiften suchte. Es geschahe dieses sehr listig. **Carl** überwarf sich mit den Senatoren um so viel leichter, je mehr er vermuthete, daß sie mit der Provinz **Finland** in einem geheimen Verständniß lebeten, die dem Könige ergeben blieb. Sie beschwereten sich, daß der Herzog alles nach seiner Phantasie thäte, und daß er denen übel begegnete, die sich seinen Unternehmungen widersetzten. **Carl** beschuldigte dagegen die Senatoren, daß sie die Einkünfte des Königreichs übel verwalteten,

reten, und daß sie zwischen dem Könige und ihm Zwiespalt erregeten, in der Absicht, beyde zu verderben, und die ganze Regierung an sich zu reissen. Er stellete sich, als ob er die Administration, die man ihm übergeben hatte, niederlegen wolte. Es befremdete ihn aber gar sehr, als kein einziger Senator sich der Entschliessung widersetzte, die er gefasset zu haben sich anstellete. In der Ueberzeugung, daß er zu voreilig gewesen und einen Schritt zu weit gethan, legte er die Hand wieder an das Ruder, und berief die Stände nach Arboa. Der Senat machte hier eine Parthey für sich. Eine grosse Anzahl der vornehmen Herren vereinigte sich mit ihm wider den Herzog. Viele reiseten wieder nach Hause, und es waren nur sehr wenige, die bey der Versamlung zu Arboa blieben. Es wurde hier das Decret des Concilii zu Upsal, samt allen andern Verordnungen bestätiget, die von den Ständen zu **Suderkoping** waren gemachet worden. **Carl** wurde ersucht, die Verwaltung des Königreichs nicht niederzulegen, und man erklärte sich, daß niemand mit ihm gleiche Autorität im Reiche haben solte. In diese neuen Verordnungen wolten die Senatores nicht willigen. Der Canzler und einige andere verliessen so gar Schweden.

§. 56.

Eine so günstige Verbindung der Umstände reitzte den **Sigismund**, mit einer ansehnlichen Armee unverzüglich nach **Schweden** zu gehen. Hätte er sich etwas hurtiger bewiesen, so würde er die Parthey des Herzogs von **Sudermanland**, die immer schwächer ward, völlig zerstreuet haben. Allein der König lies ihm Zeit, sich zu verstärken, sich der wichtigsten Plätze und auch der Flotte zu versichern. Als **Sigismund** nach Schweden kam, so suchte der Churfürst von **Brandenburg** nebst andern deutschen Fürsten den Neffen mit seinem Oncle auszusöhnen. Aber ihre Unterhandlungen waren vergebens. **Carl** versicherte, daß er weiter nichts suche, als den Frieden und die Erhaltung der Vorrechte und Religion des Königreichs. Allein **Sigismund** trauete ihm

nicht. Er hatte sichs vorgenommen, einen Oncle zu verderben, der ihm ganz offenbar nach der Krone zu streben schien. Beyde Prinzen stunden an der Spitze ihrer Armee, und es hatte das Ansehen, als ob eine Schlacht ihre Streitigkeiten würde entscheiden müssen. **Sigismund** lies sich zu **Linkoping** ganz unvorsichtig überraschen. Ein Theil seiner Truppen wurde niedergehauen oder ins Wasser gesprenget. Um nun den Ueberrest zu retten, so lies er seinen Oncle um Friede bitten. **Carl** bewilligte ihm denselben unter der Bedingung, wenn der König ihm fünf Senatores, die er bey sich hatte, in die Hände lieferte. Der Herzog beschuldigte sie, daß sie die vornemsten Urheber der Verwirrungen wären, und er wolte bey dem nächsten Reichstage das Urtheil über sie sprechen lassen. Die beyden Prinzen schlossen endlich einen Tractat. **Carl** leistete dem Könige aufs neue den Eid der Treue, und Sigismund machte sich seines Ortes anheischig, das Königreich nach den Gesetzen des Landes, und nach dem bey seiner Krönung geleisteten Eide zu regieren. Er versprach auch, die Stände in Zeit von vier Monaten zusammen zu berufen, um alda die Mißhelligkeiten in Gegenwart der Commissarien abzuthun, welche der Kaiser, die alliirten Könige und die Churfürsten auf geschehene Ansuchung schicken würden. Es wurden noch einige andere Artikel, zur gegenseitigen Sicherheit beyder Prinzen, und wegen Abdankung der beyderseitigen Truppen, verabredet. Man vergaß nicht, auch diesen hinzuzuthun, daß, wenn der König **Sigismund** den Tractat nicht hielte, die Schweden nicht an den Eid gebunden wären, den sie ihm geleistet hätten.

§. 57.

Der König und der Herzog unterredeten sich nach der Zeit öfters, und die Gemüther schienen zum Frieden geneigt zu seyn. **Carl** gab zu erkennen, daß er aufrichtig geneigt sey, den Tractat zu erfüllen. **Sigismund** aber, der das nicht überwinden konte, daß ihm sein Oncle Gesetze vorgeschrieben, reisete insgeheim nach Polen zu-

zurück, statt dessen, daß er nach **Stockholm** gehen solte, wie er versprochen hatte. So bald er zu **Danzig** angelanget war, so beschuldigte er seinen Oncle an allen Europäischen Höfen der Verrätherey und des Aufruhrs. Er bezeugte öffentlich, daß er nicht gehalten sey, den Tractat von **Linkoping** zu erfüllen. Konte er auch wol etwas vortheilhafters für die Absichten **Carls** thun? Er machte sichs auch meisterlich zu Nutze. Die Stände des Königreichs, die auf seine Veranstaltung zu **Jenkoping** zusammen gekommen waren, liessen dem **Sigismund** zu wissen thun, daß er dasjenige, was er bey dem letzten Vergleich versprochen, erfüllen, die protestantische Religion annehmen, in Schweden residiren oder wenigstens seinen Sohn **Ladislaus** dahin schicken möchte, um unter der Vormundschaft seines Oncle erzogen zu werden, fals es dem **Sigismund** beliebiger wäre, in Polen zu bleiben. Dabey zeigten ihm die Stände an, daß, wenn er diese Bedingungen nicht eingienge, er und seine Nachkommen alle ihre Rechte auf die Krone Schweden verlieren, und man dagegen dieselbe einem andern auffetzen würde, der vermögend wäre, das Königreich nach den Gesetzen des Landes zu regieren. Mitlerweile nun, da man darauf wartete, daß **Sigismund** seinen Vorsatz bekant machen würde, trug man dem Heerzog von **Sudermanland** auf, die Verwaltung der Staatsangelegenheiten und die Erhaltung der protestantischen Religion zu übernehmen. Die Stände, die nachher zu **Stockholm** zusammen kamen, erkläreten sich, daß sie an den Eid, den sie dem **Sigismund** geleistet, nicht gebunden wären, weil er dem Testament seines Grosvaters nicht nachgelebet, weil er die Pflichten eines rechtschaffenen Fürsten nicht erfüllet, weil er den zu **Linkoping** gemachten Tractat nicht beobachten wolte, und weil er auf die ihm geschehenen Vorstellungen gar nicht achtete. Hierauf trugen sie die Krone dem Prinzen **Ladislaus** an, unter der Bedingung, daß er in einem Jahre nach Schweden käme, und sich in der

protestantischen Religion unterrichten liesse. Fals nun der König und sein Sohn sich wegerten, diese vernünftigen Bedingungen einzugehen, so erklärte man sich, daß weder **Sigismund** noch seine Nachkommen jemals einen Anspruch an die Krone Schweden haben solten.

§. 58.

Die damaligen Zeitumstände und Verbindungen waren für die Absichten **Carls** die günstigsten von der Welt. Der König **Sigismund** hatte sichs in den Kopf gesetzet, den falschen **Demetrius** in Moscau zu unterstützen, und er bekam darüber gar verdriesliche Händel mit dem vornehmen Polnischen Adel. Indem er sich nun damit beschäftigte, so konte er in Ansehung einiger sehr weit entlegenen Provinzen des Königreichs Schweden nicht viel ausrichten. Der Herzog, der das Herz des Königreichs und die besten Plätze in seiner Gewalt hatte, forderte hierauf die Stände nach **Norkoping** im Merz 1607 zusammen. Um nun dem Volke weiszumachen, daß er die Unterthanen **Sigismunds** nicht von der Treue abspenstig gemachet, und daß er gar nicht daran denke, an den Platz seines Neffen zu treten, so that er in der Versamlung den Vortrag, daß er die Verwaltung der Regierung niederlegen wolle. Er schlug so gar vor, daß er sich mit **Sigismund** vergleichen, oder den Bruder des Königs, **Johannes**, auf den Thron setzen wolle. Die Stände wolten aber weder vom **Sigismund** noch von seinem Sohne etwas hören. Was aber den Prinz **Johannes** anlanget, so schlug er auf eine dem Anschein nach sehr edelmüthige Art die Krone aus, es sey nun, daß es ihm an Ehrbegierde gefehlet, oder daß er die Ruhe geliebet, oder daß ihm die wahren Gesinnungen seines Oncle bekant gewesen, daß er diesen Vorschlag nur zum Schein gethan und die Krone für sich selbst begehret. **Ich bin,** sagte er, **mit meinem Herzogthum Ostgothland zufrieden, ich werde jederzeit demjenigen getreu und unterthänig seyn, der mehr Fähigkeiten hat als ich, das Königreich in einer so schweren Zeit**

zu

zu regieren. Carl nahm also die Krone nach den verschiedenen Weigerungen an, die jedoch niemand für aufrichtig gehalten hatte. Sie wurde so gar seinen männlichen Leibeserben versprochen, und der Herzog Johannes solte eher nicht dazu gelangen, als bis es daran fehlete. Weil sie auch überzeuget waren, daß die Königin Catharina aus dem Jagellonischen Hause die Haupturheberin von den Zerrüttungen gewesen, welche ihr Gemahl der König Johannes, und ihr Sohn Sigismund, in Ansehung der Religion angerichtet hatten; so verordneten die Schwedischen Stände, daß von nun an ihrer Könige Gemahlinnen sich zur protestantischen Religion bekennen solten. Der neue König schrieb ohne Umstände an den Sigismund und an die Republik Polen, um denselben von seiner Wahl Nachricht zu geben, und ihnen die Erneuerung der Allianz zwischen beyden Kronen anzubieten. Die Stände von Schweden schrieben eben dieses an den Senat des Königreichs Polen. Carl wurde hierauf zu Upsal mit Christina, seiner Gemahlin, gekrönet, entzückt vor Freuden, daß sie sich nun wegen der Verachtung Sigismunds gerächet. Der König von Polen antwortete nicht auf das Schreiben seines Oncle, als welchen er für einen Usurpator hielt. Der Senat schrieb nur an die Reichsstände von Schweden. Die Polaken rückten den Schweden ihre Untreue gegen den Sigismund mit einem beleidigenden Stolze vor; sie bezeugeten, daß sie keinen andern, als ihn, für einen rechtmäßigen König von Schweden erkenneten; sie schmäheten sehr weitläuftig auf die Kunstgriffe, deren sich Carl bedienet haben solte, um seinem Neffen die Krone zu rauben. Die Stände von Schweden antworteten auf dieses Schreiben durch ein Manifest, das an den Senat des Königreichs Polen gerichtet war. Sie rechtfertigten darin ihr Verhalten gegen den Sigismund, und zugleich die Wahl eines neuen Königs. Man findet in dieser Schutzschrift einige Gründe, die der Senat des Königreichs Polen nicht wohl widerlegen konte. Sie

betrafen ihn selbst. Bey Gelegenheit der heimlichen und schnellen Flucht Sigismunds, nach dem zu Linkoping geschlossenen Tractate, liessen sich die Schweden gegen die Polaken folgendergestalt heraus: Ists nicht wahr, daß, wenn euer König dergleichen bey euch gethan hätte, ihr demselben schon längst die Krone, die ihr ihm aufgesetzet, würdet abgenommen haben? Das Decret, so ihr ehedem wider Heinrich von Frankreich gemachet, ist ein augenscheinlicher Beweis davon. Er hatte sich ohne euer Vorwissen aus dem Königreiche geschlichen, um den Thron seines Vaters und seiner Brüder in Besitz zu nehmen. Er schrieb hierauf an euch, daß er bemühet seyn würde, das Königreich so zu regieren, als ob er unter euch gegenwärtig wäre. Achtetet ihr aber auch darauf? Schrittet ihr nicht zu einer neuen Wahl? Polen, sagtet ihr, ist niemals durch Statthalter regieret worden. Sehr wohl. Wir sind nicht geringer als ihr. Schweden will nicht ohne König seyn. Die Schweden antworteten auf eben die Art auf den Einwurf, den man ihnen deswegen gemacht hatte, daß sich die Stände ohne Erlaubniß Sigismunds versamlet hätten. Es ist, sagten sie, ein unstreitiges Recht unter uns, daß die vornemsten Bedienten des Königreichs die Stände in Abwesenheit des Königs zusammen berufen können. Ihr haltet es ja selbst in gewissen Fällen so. Es ist noch nicht lange, daß ihr einen Reichstag ohne Erlaubniß eures Königs Sigismund ausgeschrieben. Ihr woltet gerne eure Freyheit in Sicherheit setzen. Recht gut. Wir wollen die unsrige auch gerne erhalten.

§. 59.

Carl führete sowol vor als nach seiner Erhebung auf den Thron einen Krieg in Liefland wider die Polaken. Zuweilen hatte er Vortheile; in andern Fällen aber litte er merklichen Verlust. Da aber die Polaken mit sich selbst

und

und mit Moscau genung zu thun hatten, so wurden sie dadurch abgehalten, sich einen in Liefland erfochtenen Sieg recht zu Nutze zu machen. Hierauf kündigte der König von Dänemark, Christian IV, dem Könige von Schweden den Krieg an. Man weis nicht gewiß, ob sich Christian mit der Hofnung geschmeichelt, daß er sich das Königreich Schweden leicht werde unterwürfig machen können, welches durch innerliche Spaltungen und durch Zertheilung seiner Macht in Liefland, ja in Moscau selbst geschwächet war, woselbst Carl die Parthey des Susky, den die Moscowiter auf den Thron gesetzet hatten, wider die Polaken unterstützte. Dem sey indes wie ihm wolle, der König von Dänemark schrieb im Jahr 1611 einen weitläuftigen Brief an die Schwedischen Reichsstände, und beschwerte sich über mancherley Schaden, den er und seine Unterthanen von den Schweden erlitten hätten. Als Christian hierauf keine vergnügliche Antwort erhielt, die er ohne Zweifel erwartete, so kündigte Dänemark dem Königreich Schweden den Krieg an. Diejenigen, die Lust haben, mit ihren Nachbarn anzubinden, sind gemeiniglich fertiger, den Angrif zu thun, als die andern, sich dawider zu vertheidigen. Christian brach in Schweden ein. Er eroberte die Stadt Calmar, er grif die Inseln Oeland und Borkholm an, und bemächtigte sich auch derselben. Auf seinem Rückmarsch fand der König von Dänemark den König von Schweden, der sich bey Calmar gelagert hatte. Hier schickte Carl einen Herold an Christian mit einem Ausforderungscartel, das sich durch ganz Europa ausbreitete. Nach einigen sehr unfreundlichen Vorwürfen, die der König von Schweden seinem Feinde machte, sagte er zu ihm: Da ihr selbst bey eurer Armee seyd, so lasset uns des unschuldigen Blutes unserer Unterthanen schonen. Wir wollen nach der löblichen Gewohnheit der alten Griechen die Streitigkeit durch einen Zweykampf ausmachen. Ich fordere euch dazu heraus. Wegert ihr euch dessen, so wer-

werde ich euch niemals weder für einen ehrlichen Mann, noch für einen tapfern Soldaten halten. Der König von Dänemark setzte eine Antwort auf, die weit beleidigender war, als der Brief, den er erhalten hatte. Er schrieb, daß die Vorwürfe, die ihm Carl gemachet hätte, nichts anders als unverschämte Lügen eines Menschen wären, der lieber andere lästern, als an der Spitze seiner Armee fechten wolte. Was eure Ausforderung betrift, sagte er, so ist dieselbe ein Beweis, daß ihr im Kopf verrücket seyd. Solte dieses nicht zur Vertheidigung eines alten griechischen Poeten gereichen können? Man wirft ihm vor, daß er seine Könige und Helden als Leute vorgestellet, die einander niederträchtig geschimpfet und die unleidlichsten Grobheiten gesaget. Gewiß, die Fürsten sind Menschen wie andere Menschen. Sie vergessen sich sehr oft; es entfahren ihnen Worte, die sich zu ihrem hohen Range und Character gar nicht schicken. Man hat hier ein Exempel davon.

§. 60.

Es scheinet fast, als ob **Christian** auf den Anfal von einem Schlagfluß ziele, davon sein Feind vor einiger Zeit war getroffen worden. Denn als die Stände von Schweden sich wegerten, zum Kriege mit Dänemark, das von Schweden bedrohet wurde, hinlängliche Subsidien zu bewilligen, so ärgerte er sich so heftig, daß ihn der Schlag rührete. Von diesem Zufal wurden die Kräfte seines Leibes und Gemüthes immer mehr geschwächet. Man glaubt, daß der Verdruß über die Vortheile, die der König von Dänemark wider ihn erhalten, ihm diesen Zufal noch einmal zugezogen. Er starb den 31sten October im 61sten Jahr seines Alters. Sein Sohn **Gustav Adolph** folgte ihm. Dieser Herr war damals noch unmündig; allein man spürete an ihm schon deutliche Merkmale seines grossen Muths und Tapferkeit.

Geschichte

von

Europa

unter

Ludwig dem dreyzehnten.

Des ersten Theils drittes Buch.

Inhalt.

Zustand von Frankreich seit der Regierung der Maria von Medicis. §. 1. Unterhandlung wegen der doppelten Heirath zwischen Frankreich und Spanien. §. 2. Die doppelte Heirath wird zwischen den beyden Königen geschlossen. Intriguen am Französischen Hofe, als der Tractat der doppelten Heirath daselbst bekant wird. §. 3. Von der doppelten Heirath wird endlich der Staatsrath von Frankreich benachrichtiget. §. 4. Der päpstliche Nuntius beschweret sich über den Parlamentsschluß in dem Proceß der Universität zu Paris wider die Jesuiten. §. 5. Schmähreden des Nuntius wider den Generaladvocat Servin. §. 6. Verhalten des Nuntius bey dem Parlament, um eine Einschränkung des Parlamentsschlusses zu erhalten. §. 7. Intriguen des Nuntius bey der Geistlichkeit. §. 8. Der Jesuiten Verlegenheit zwischen dem Römischen Hofe und dem Parlament zu Paris. §. 9. Ein Buch des Doctor Richers, Syndicus der Facultät zu Paris, macht daselbst grosses Aufsehen. §. 10. Der Cardinal du Perron und die Bischöfe der Provinz versamlen sich zu Sens und verdammen das Buch des Richers. §. 11. Man nimt dem Richer das Syndicat der Facultät zu Paris. §. 12. Oeffentliche Lustbarkeiten wegen der doppelten

pelten Heirath. §. 13. Neue Händel am Französischen Hofe. §. 14. Der Herzog von Mayenne wird nach Spanien geschickt, um für den König die Infantin auszubitten. §. 15. Matthias, König von Ungarn und Böhmen, wird nach dem Tode Rudolphs II zum Kaiser gewählet. §. 16. Anton Memmi wird nach dem Tode des Leonhard Donato zum Doge von Venedig erwählet. §. 17. Gesandschaft des Marschals von Bouillon nach England. §. 18. Mißvergnügen des Marschals von Lesdiguieres. §. 19. Maria von Mediris unterdrücket die Parthey der Herzoge von Guise und Epernon. §. 20. Der Graf von Soissons will die Ministers stürzen, und dem Canzler von Silleri die härteste Beschimpfung zufügen. §. 21. Der Marquis von Coeuvres hält den Grafen von Soissons von dieser Unternehmung ab. §. 22. Betrügereyen des Marquis von Ancre. Man verführet Leute, die ihn der Zauberkunst beschuldigen müssen. §. 23. Affaire des Herzogs von Rohan zu St. Jean d' Angeli. §. 24. Aussöhnung der Französischen protestantischen Herren. §. 25. Protestation des Nationalsynodus zu Privas im Namen aller reformirten Kirchen in Frankreich wider eine neue Erklärung des Königes. §. 26. Einzug des Herzogs von Pastran zu Paris. §. 27. Unterzeichnung der Heirathsartikel zwischen dem Prinzen von Spanien und der ältesten Prinzeßin von Frankreich. §. 28. Einzug des Herzogs von Mayenne zu Madrid. Unterzeichnung der Heirathsartikel zwischen dem Könige Ludwig XIII und der Infantin von Spanien. §. 29. Verschwörung wider den Herzog von Parma. §. 30. Man redet von einer Vermählung der Christina, der zwoten Französischen Prinzeßin, mit Heinrich, Prinzen von Wallis. §. 31. Tod Heinrichs, Prinzen von Wallis. §. 32. Glück des Robert Carr in England. §. 33. Tod des Grafen von Soissons. Veränderung des Französischen Hofes. §. 34. Verurtheilung eines Buches des Jesuiten Becanus. §. 35. Urtheil des Parlaments zu Paris wider ein Buch des Scioppius. §. 36. Friede zwischen Schweden und Dänemark. §. 37. Aufruhre in Moscau. §. 38. Falscher Demetrius in Polen. §. 39. Demetrius gehet nach Moscau, und lässet sich daselbst krönen. §. 40. Demetrius und eine grosse Anzahl Polaken werden in Moscau getödtet. Susky wird zum Czaar von Moscau ernennet; er leget aber nachher diese Würde wieder nieder. §. 41. Ladislaus, Prinz von Polen, wird zum Czaar von Moscau ausgerufen. Die Polaken werden aus Moscau vertrieben, und Michael Feodorowitz Romanow wird zum Czaar erwählet. §. 42.

§. 1.

§. 1.

Die Angelegenheiten von Europa hatten seit dem Tode Heinrichs IV die Gestalt geändert. Spanien, welches vor zwey Jahren vor dem innerlich und äusserlich blühenden Zustande Frankreichs noch zitterte, fieng unvermerkt an, das Uebergewichte zu bekommen. Die falschen Staatsmaximen, die vom Papst und Großherzoge von Toscana einer unvorsichtigen Königin eingeflösset wurden, oder vielmehr die Spanischen Pistolen, wie es ein grosser Mann dieser Zeit ausgedrucket hat a), die im Staatsrath von Frankreich wohlbedächtig ausgetheilet wurden, zogen eine schleunige Veränderung nach sich. Maria von Medicis, die sichs in den Kopf gesetzet hatte, daß die doppelte Mariage zwischen beyden Kronen nothwendig sey, ihre Autorität gegen die Prinzen vom Geblüt und wider diejenigen, die ihr dieselbe streitig machen wolten, zu bevestigen, veranlassete eine Spaltung am Hofe und im Königreiche; sie gab den besten Alliirten ihrer Krone Veranlassung, argwöhnisch und eifersüchtig zu werden; sie half der fast völlig gestürzten Macht der fürchterlichsten Feinde ihres Sohnes wieder auf. Die Vereinigung mit England, mit Holland, mit den protestantischen Fürsten in Deutschland, mit der Republik Venedig und mit dem Herzoge von Savoyen, machte die Stärke Frankreichs aus. Diese Souverainen, welche die überlegene Macht des Hauses Oesterreich schüchtern gemachet, hatten sich mit dem verstorbenen Könige vereiniget. Das gute Vernehmen unter ihnen, welches Heinrich zu einer Art einer Ligue gemachet, deren Oberhaupt er war, hielt Spanien in Furcht und Respect, Heinrichen aber setzte sie in den Stand, alles zu unternehmen, wenn es Zeit seyn würde. Sobald aber die Alliirten Frankreichs sahen, daß

a) III Discours du Duc de Rohan sur l' etat de la France, aprés ses Memoires in 4.

daß die Regentin Miene machte, sich mit dem Hause Oesterreich genau zu verbinden, so fiengen sie an mißtrauisch zu werden, und andere Maasregeln zu erwählen. Die Venetianer waren weit vorsichtiger. Der Herzog von Savoyen, der darüber sehr aufgebracht war, daß man sich wegerte, die Tractaten zu volziehen, die Heinrich mit ihm geschlossen hatte, war auf Mittel bedacht, in Frankreich allerley Händel anzustiften. Er war nicht ungeneigt, sich zur Parthey von Spanien zu schlagen, wenn dieses anders seinen Ehrgeitz nur einigermassen befriedigte. Frankreich bewies sich saumselig, das gute Verständniß mit den Protestanten in Deutschland und anderwerts zu unterhalten, daher sie sich von einander trenneten; und das Haus **Oesterreich**, das auf seine Vortheile jederzeit ein wachsames Auge hat, wuste sich ihre Spaltungen gar wohl zu Nutze zu machen. Der König von England, **Jacob**, hätte den Abgang **Heinrichs** IV ersetzen, und die Regentin nöthigen können, den von dem verstorbenen Könige gemachten Regierungsplan zu folgen. Das Interesse der protestantischen Religion und die Vortheile Englands erforderten, daß **Jacob** mit Ernst darauf denken sollen. Allein der gute Herr liebete weder jenes noch diese. Der Römische Hof wuste sich in die neue Lage der Sachen meisterlich zu schicken. Die Päpste haben jederzeit eine überwiegende Neigung zu Spanien gehabt. Unter dem scheinbaren Vorwande, die Ketzerey auszurotten, zogen die Könige von Spanien den Römischen Hof in ihr Interesse. Diese wolten gerne ihre weltliche Herrschaft erweitern, der andere aber dienete denen gerne, die den Päpsten behülflich waren, ihre geistliche Monarchie wieder herzustellen. Es scheinet, als ob jetzo der Französische Hof an dieser alten Politik Spaniens einen Geschmack fände, um sich die Gewogenheit des Papstes zu erwerben. Solte es nicht etwa zu späte damit seyn? Der Römische Hof beweiset gegen Frankreich nie eine Neutralität, als wenn ihn die Noth dazu treibet. Die Franzosen hegen

Grund-

Grundsätze, die den Ansprüchen des Papstes und dem Geitz seiner Hofschranzen gar zu sehr im Wege stehen. Endlich sahe man unter der vormundschaftlichen Regierung der **Maria** die Partheyen wieder aufleben, die unter der **Catharina** von Medicis Frankreich so sehr zerrütteten. **Maria** hielt nach dem Exempel ihrer Tante die Prinzen vom Geblüt sehr kurz, um sich bey ihrer Autorität zu erhalten. Sie wolte sich auch des Hauses **Guise** bedienen, welches erst neulich sich mit dem Herzog von **Epernon** verbunden hatte. Anstatt sich mit den wahren Freunden der Krone zu vereinigen, so überlies sie sich den Eingebungen des Papstes und des Königs von Spanien, die sich nicht anders, als auf Unkosten des jungen **Ludwigs**, vergrössern konten. Die Prinzen vom Geblüt erkanten das Uebel gar wohl, und die Vernunft war auf ihrer Seite; allein weil sie die Religion ihrer Väter verlassen hatten, so hatten sie auch allen Credit verloren. Es fehlete ihnen an Macht, sich den Absichten der Regentin zu widersetzen. Die wohlgesinten Französischen Reformirten suchten dem Uebel vorzubeugen, welches die doppelte Mariage mit Spanien für alle Protestanten nach sich ziehen muste. Allein was solten sie machen? Die Prinzen vom Geblüt waren nicht mehr an ihrer Spitze. Die grossen Herren von dieser Parthey, die seit der Versamlung zu **Saumur** mehr als jemals getheilet waren, suchten sich unter einander zu verderben. Ich wende mich zu einer ausführlichen Vorstellung des 1612ten Jahres. Man wird in demselben diese drey Partheyen, ihre Intriguen und ungleiche Lage erblicken. Die Regentin mit ihren vertrauten Lieblingen bemäntelt ihre bösen Absichten mit der Autorität des Königs. Die Prinzen vom Geblüt schreyen gewaltig wider die schlechte Regierung; man höret sie aber nicht, oder besser zu sagen, man machet sie durch betrügliche Versprechungen und nichtsbedeutende Gefälligkeiten stumm. Die protestantische Parthey, die es ganz gewiß weis, daß man getrost an ihrem Untergange arbei-

tet, beschweret sich gleichfals laut, und giebt sich alle Mühe, einige Erleichterung zu erhalten. Allein ihre Uneinigkeiten sind Schuld daran, daß ihre gerechten Vorstellungen nicht geachtet werden.

§. 2.

Cosmus, Großherzog von Toscana, der wegen seiner Vermählung mit der Erzherzogin **Magdalena** von Grätz, mit dem Hause Oesterreich sehr genau verbunden war, setzte die Unterhandlung wegen der doppelten Vermählung zwischen Spanien und Frankreich, die sein Vater **Ferdinand** angefangen hatte, eifrig fort. Um die Einwilligung des verstorbenen Königs desto leichter zu erlangen, brachte er eine dritte Mariage in Vorschlag. Der Infant Don **Carlos**, zweyter Sohn **Philipps** III, solte die Madame **Christine**, zweyte Tochter von Frankreich, heirathen. Der König von Spanien erbot sich, dem Infanten die Souverainität über die Niederlande, nach dem Tode der Erzherzogin **Isabelle**, abzutreten. Da aber **Heinrich** gewiß wuste, daß dieser neue Vorschlag nur ein künstlich vorgebreiteter Falstrick war, um ihm die Protection der vereinigten Niederlande aus den Händen zu winden, so gab er demselben so wenig Gehör als dem vorhergehenden. So bald nun zu Madrid die Nachricht von seiner Hinrichtung eingelaufen war, so brachte der Abgesandte des Großherzogs die doppelte Mariage wieder in Bewegung b). Er wuste gar wohl, daß sie seinem Herrn noch gar sehr am Herzen lag, um sich der **Maria** von Medicis gefällig zu erweisen, als welche sehnlichst wünschte, daß es damit zu Stande kommen möchte. Der Herzog von **Lerma** und die andern Spanischen Minister waren sehr geneigt, diese Unterhandlung wieder in Gang zu bringen. Weil aber Frankreich nicht mehr so mächtig war wie sonst, so thaten sie andere Vorschläge. Diese Herren wolten nicht mehr von der dritten Mariage zwischen

b) Vittorio Siri Memorie recondite T. 2. p. 350 sqq.

schen dem Don Carlos und der Prinzeßin Christine reden hören. Ihr König, sagten sie, hielte es nicht für rathsam, die Souverainität über die Niederlande von der Spanischen Monarchie auf ewig trennen zu lassen. Man gab sogar zu verstehen, daß Philippus gar nicht daran zweifele, daß er die vereinigten Provinzen sich wieder unterwürfig werde machen können, wenn entweder der Waffenstillstand verlaufen oder gebrochen worden. Unter dem Vorwande, daß die Töchter der Könige in Frankreich kein Recht zur Beerbung der Krone mit sich brächten, schien der Spanische Staatsrath Schwierigkeiten zu machen, die älteste Infantin an den jungen König von Frankreich zu vermählen. Man bot ihm nur die jüngste an. Maria von Medicis schien damit zufrieden zu seyn, unter der Bedingung, daß Philipp auch die zweyte Tochter von Frankreich heirathete. Das war ein Mittel, den Herzog von Savoyen zu befriedigen, der auf die Erfüllung der Zusage des verstorbenen Königs drang, daß die älteste Tochter den Prinz von Piemont heirathen solte. Spanien suchte aber zu verhindern, daß Carl Emanuel sich nicht alzugenau mit Frankreich verbinden möchte. Diese ungleichen Absichten machten die neue Unterhandlung schwer. Der Vorsatz, die Anschläge gedachten Herzogs zu vereiteln, machte, daß der Spanische Staatsrath lieber die älteste Infantin dem Könige von Frankreich geben, als dem Prinzen von Piemont die älteste Prinzeßin von Frankreich, Elisabeth, lassen wolte c). Endlich wurde man gegen das Ende des 1610ten Jahres einig, daß Ludwig und der Prinz Philippus ein jeglicher die älteste Prinzeßin der beyden Häuser von Frankreich und Spanien heirathen solten, unter der Bedingung, daß die Infantin Anna, die für den König von Frankreich bestimt gewesen, sich von allen Ansprüchen lossagete, die sie oder ihre Kinder auf die Staaten der Spanischen Monarchie jemals haben könten. Das war das Auskunftsmittel, welches

c) Vittorio Siri Memorie recondite T. 2. p. 359. 447 sqq.

man fand, damit die Bedingungen des Königs von Frankreich nicht besser seyn möchten als die Bedingungen des Prinzen Philipp. Dem Herzoge von Toscana wurde aufgetragen, im Namen der beyden Könige die Anwerbung um beyde Prinzeßinnen zu thun. Maria von Medicis hatte also das erlanget, was sie seit geraumer Zeit gewünschet hatte. Sie wuste aber nicht, wie sie dieser doppelten Mariage in Frankreich Beyfal verschaffen solte. Villeroi hatte an diesem Heirathstractat gearbeitet. Wie er nun in dem Verdacht stund, daß er vom Spanischen Hofe heimlich besoldet würde, so versuchte er auch alle Staatsgriffe, diesen Tractat durchzutreiben. Der Herzog von Sulli widersetzte sich demselben muthig, ehe er in Ungnade fiel. Ich werde sie schon, sagte er einstens in Gegenwart der Regentin zum Villeroi, zu hindern wissen, daß sie Ihro Majestät nicht länger zu allen Phantasien des Papsts und Königs von Spanien verleiten. Die Freundschaft der protestantischen Fürsten ist dem Staat weit vortheilhafter als die Freundschaft Pauli und Philippi. Die Königin hörete dieses, ohne ein Wort dazu zu sagen. Allein eben diese dreisten und dem Character eines ehrlichen Franzosen so wohl kleidenden Worte, trugen nicht wenig zur Ungnade des Herzogs bey. Man hoffete, daß der Plan von der doppelten Mariage leichter würde ausgeführet werden können, wenn Sulli nicht mehr Minister wäre. Der Marschal von Bouillon, der nicht so unbeugsam war, schien bequemer zu seyn, die Absichten der Regentin gegen die inländischen und auswärtigen Protestanten zu erfüllen.

§. 3.

Gegen das Ende des Monats April 1611 war alles fertig. Der doppelte Mariagetractat wurde unterzeichnet, und die beyden Könige gaben einander gegenseitige schriftliche Versicherung von der Erfüllung desselben. Der

Papst

Papst und Großherzog von Toscana waren dabey die Mittelspersonen. Der besondere Mariagetractat zwischen dem Könige von Frankreich und der Infantin solte zu Paris entworfen und publiciret werden, der aber zwischen dem Prinzen von Spanien und der Prinzeßin Elisabeth zu Madrid d). Man schloß zugleich eine Defensivallianz zwischen beyden Kronen. Ludwig und Philipp versprachen einander sich gegenseitige Hülfe zu gewähren, im Fall der eine oder der andere von aussen angegriffen werden solte, oder auch eine im Staat entstandene Empörung gedämpfet werden müste. Die Spanier hatten darauf angetragen, daß es auch eine Offensivallianz seyn solte; die Regentin aber hatte darein nie willigen wollen. Das war schon genug zum Erweis, daß Philippus nichts anders suchte, als Frankreich um die Freundschaft und das gute Vertrauen der protestantischen Fürsten und Stände zu bringen. Sie war mit der Zusage zufrieden, daß beyde Tractate eine Zeitlang noch ein Geheimniß bleiben solten, und bewies nicht die Vorsichtigkeit, eine Unterhandlung völlig abzubrechen, daran die Feinde der Glückseligkeit des jungen Ludwig Gelegenheit nahmen, ihr auf allen Seiten Netze zu stellen. Die bevorstehende Versamlung der Reformirten zu Saumur war die Ursache, warum die Regentin einen Aufschub begehrete. Man besorgte, daß diese Neuigkeit sie alzusehr beunruhigen und ihnen Gelegenheit geben möchte, sich einem Vorhaben zu widersetzen, das sowol wider ihre als aller andern Protestanten Ruhe und Sicherheit stritte. Mitlerweile wendeten die Regentin und ihre Vertrauten alle Kräfte ihres Geistes an, die Prinzen vom Geblüt und andere grosse Herren zu gewinnen, damit die doppelte Mariage keinen Widerspruch finden möchte. Die Vereinigung zwischen dem Prinz von Conde und dem Grafen von Soissons war das gröste Hinderniß, so man zu überwinden hatte. Man versuchte daher alle Griffe, sie in Mißhelligkeit zu setzen.

d) Vittorio Siri Memorie reconditi T. 2. p. 424 seqq.

Und als man merkte, daß sie alzuvest verbunden waren, so suchte man einen nach dem andern durch Versprechung neuer Begnadigungen zu gewinnen. Sie hatten sich beyderseits aus Mißvergnügen vom Hofe entfernet, weil man sich ohne ihre Theilnehmung in den Tractat mit Spanien eingelassen hatte, da man doch besondere Couriers abgeschicket, dem Cardinal von **Joieuse** und Herzoge von **Epernon** davon Nachricht zu geben e). Der Graf von **Soissons** hatte sichs in den Kopf gesetzet, die Minister und sonderlich den Canzler von **Silleri** von der Seite zu stossen, den er mehr als alle andere hassete. **Soissons** beschuldigte diesen Parlamentspräsidenten eines schändlichen und ganz unersättlichen Geitzes, und daß er zur Schande der Regierung und zum Schaden einzeler Personen, die was bey ihm zu suchen hätten, die Gerechtigkeit an die Meistbietenden verkaufte. Und obwol der Graf von **Soissons** gegen den Marquis von **Ancre** einen heftigen Groll gefasset, seit dem sich die vorgewesene Mariage zwischen ihren beyderseitigen Kindern zerschlagen, so beobachtete er doch noch einige Mäßigung gegen den Marquis. Ja, sie vereinigten sich beyderseits dahin, die Minister zu entfernen. Der neue Liebling der Regentin glaubete unaufhörliche Hinderniße zur Vermehrung seines Ansehens vor sich zu haben, so lange dieselben bey ihren Posten wären. Nach einigen Unterhandlungen erschienen beyde Prinzen wieder am Hofe. Dem Connetable von **Montmorenci** wurde durch die Vermählung seines Sohnes mit einer Prinzeßin von Mantua, die eine Nichte der Königin war, das Maul gewässert f). Der Marschal von **Bouillon** sagte zwar zuweilen in dem Staatsrath, daß eine alzugenaue Verbindung mit Spanien dem Staat nachtheilig wäre; allein im Grunde war er schon gewonnen. **Lesdiguieres** konte die Zeit nicht erwarten, ehe er zum Herzog und Pair von Frankreich in gewönlicher For-

e) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

f) **Vittorio Siri** Memorie reconditi T. 2. p. 599-618.

Formalität erkläret wurde. Die Hofnung, die man ihm machte, das Patent, so er vom Parlament zu dieser Würde erhalten, unterzeichnen zu lassen, machte ihn geschmeidig und gefällig gegen alles, was der Hof nur begehrete. Der Herzog von **Guise**, zu dem **Maria** in der Verlegenheit, darein sie der Widerstand der Prinzen vom Geblüt gesetzet, ihre Zuflucht genommen hatte, versicherte sie des Diensteifers aller derer, die zu seinem Hause gehöreten, wie auch aller seiner Freunde. **Ich bitte mir nur**, sagte er zur Königin, **von Ew. Majestät Eine Gnade aus; sie bestehet darin, daß Ew. Majestät, wenn wir Denselben diesen wichtigen Dienst geleistet haben, uns nicht der Rache der Prinzen vom Geblüt aufopfern, wie schon einmal geschehen ist.** Der Herzog von **Epernon** war der Regentin in dieser Angelegenheit ebenfals sehr nöthig. Er hatte den Hof ziemlich mißvergnügt gelassen. Man hatte ihn aber in seiner Abwesenheit geschonet. Als er nun wieder am Hofe erschien, so sagte man ihm alle ersinliche Schmeicheleyen vor. Der Prinz von **Conti**, der Herzog von **Guise**, das Lothringische Haus, der Herzog von **Nevers**, alle Hofcavaliers, bis auf die Creaturen des Prinzen von **Conde** und des Grafen von **Soissons**, erwiesen ihm ganz ausserordentliche Ehre. Der Canzler, **Villeroi** und **Conchini** äusserten so viel Hochachtung und Herablassung gegen ihn, als er nur begehren konte Es war dieses auch in der That das sicherste Mittel, einen stolzen und trotzigen Mann zu gewinnen, wenn man ihm die Ehre anthat, ihn über die Prinzen vom Geblüt hinauf zu setzen, und ihn dazu zu gebrauchen, denselben tapfern Widerstand zu thun, fals sich diese gelüsten liessen, den doppelten Mariagetractat zu zernichten. Der Engländische Abgesandte führete wider diese Veränderung öffentliche Beschwerden. Man hoffete aber seinen Herrn dadurch zu besänftigen, wenn man den Marschal von **Bouillon** an ihn schickte. Der Abgesandte der vereinigten Provinzen,

Aersens, lermete nicht wenig darüber. Er bewegte Himmel und Erde, um eine Sache zu hintertreiben, die für seine Republik gefährliche Folgen nach sich ziehen konte. Refuge bekam Befehl, nach dem Haag zu reisen, und den Prinz Moritz sowol, als die Generalstaaten zufrieden zu stellen. Schomberg wurde endlich an die protestantischen Fürsten in Deutschland geschicket, um denselben den Verdacht zu benehmen, den diese neue Verbindung bey ihnen erwecken konte.

§. 4.

Als der Prinz von Conde und der Graf von Soissons mit dem Anfange des Jahres 1612 wieder am Hofe erschienen waren, so schickte man sich wohlbedächtig an, dieselben auf die Einwilligung in die doppelte Mariage zuzubereiten, wenn sie im Staatsrath würde vorgetragen werden. Allein es waren diese beyden Prinzen vom Hause noch nicht zufrieden gestellet. An dem Tage, da sie in den Staatsrath zusammen gefordert wurden, begehrete Conde zum voraus, daß ein jeglicher nach seinem Range seine Meynung eröfnen solte g). Der Canzler Silleri hielt der klugen Regierung der Königin eine grosse Lobrede; er stellete die Vortheile vor, welche diese doppelte Mariage für den Staat mit sich führete. Der Herzog von Guise zeigete sich bey dieser Gelegenheit in derjenigen Beredsamkeit, die seinem Hause eigen war. Man darf, sagte er, über einen so vortheilhaften Vortrag gar nicht lange Ueberlegung anstellen, wir haben vielmehr Ursache, Gott dafür zu danken, daß Ihro Majestät das edle Vorhaben; so ihr von Gott eingegeben worden, so glücklich hinausgeführet. Der Connetable Montmorenci und die Herzoge von Nevers und Epernon traten gleichfals mit lauten Beyfall zu jenen. Die Marschälle von Bouillon und Lesdiguieres setzten nur hinzu, man müsse nur

g) Siri Memorie reconditi. Tom. II. pag. 618. 619 &c.

nur auf der Hut seyn, daß der neue Tractat mit den Spaniern nicht den alten Verbindungen der Krone mit den andern souverainen Fürsten hinderlich würde. Endlich folgte der Prinz von **Conde** nach seinem Range. Der entscheidende Ausspruch des Herzogs von **Guise** war ihm so befremdlich vorgekommen, daß er seine Fassung ganz verloren hatte. Er sagte daher ganz kaltsinnig: **Da ich sehe, daß die Sache schon beschlossen ist, so wird es nicht nöthig seyn, unsere Meynung davon zu verlangen.** Man glaubte, daß die beyden Prinzen in der Absicht erschienen wären, sich dem Tractat zu widersetzen. Die Worte, die dem Grafen von **Soissons** entfuhren, bestätigten viele Leute in dieser Meynung. **Sie sehen wohl, mein Herr**, sagte er zu dem Prinzen von **Conde, daß man uns hier als Laquaien ansiehet.** Die Königin, der dieser Vorwurf schmerzete, wolte zu reden anfangen; allein der Canzler hinderte sie auf eine gute Art, indem er eine andere Sache vortrug. Es wurde also beschlossen, daß die doppelte Mariage den 25sten Merz dieses 1612ten Jahres öffentlich kund gemachet werden solte; und der junge Herzog von Mayenne wurde zum ausserordentlichen Abgesandten an den Spanischen Hof ernennet, um alda mit den gewöhnlichen Ceremonien um die Infantin Ansuchung zu thun. Der Prinz von **Conde** begieng hier nebst dem Graf von **Soissons** eine grosse Schwachheit. Ihr Gewissen erlaubte ihnen nicht, die Sache zu billigen; und die Furcht oder auch die Hofnung hinderte sie, zu reden, wie sie solten. Daher sagte der Connetable **Montmorenci** zu seinem Schwiegersohn, dem Prinzen von **Conde: Mein Herr, sie wissen weder mit Muth zu fechten, noch sich mit Klugheit zurück zu ziehen.**

§. 5.

Die Regentin befand sich noch in einer andern Verlegenheit wegen des Decrets, das vom Parlament in der Streitigkeit der Universität zu Paris wider die Jesuiten

wegen Eröfnung ihres Collegii von **Clermont**, war abgefasset worden. Die guten Väter hatten sich geschmeichelt, daß der erste Präsident von **Verdun** sich eben so günstig gegen sie erweisen würde, als sein Vorfahr ihnen zuwider gewesen war. Allein sie betrogen sich in ihrer Hofnung h). Es sey nun, daß derselbe einen verstelten Eifer um die Freyheiten der Französischen Kirche angenommen, oder daß die Vorstellung des Syndicus der Facultät zu Paris, Doctor **Richer**, wie auch die Schutzrede des Generaladvocat **Servin** den ersten Präsidenten überzeuget, daß die Gesellschaft der Jesuiten, wenn sie einmal auf der Universität zu Paris vesten Fuß gefasset, ihre verderblichen Lehrsätze auf derselben ausbreiten würde; oder es sey auch, daß **Verdun** den Jesuiten im Grunde seines Herzens nicht so gewogen gewesen, als die andern Parlamentsglieder: genung, er nahm eine so heitere und vergnügte Miene an, ehe er das gefassete Decret bekant machte, daß die guten Väter völlig glaubten, sie hätten den Proceß gewonnen. Aber wie sehr wurden sie gebeuget, als sie höreten, daß ihnen anbefohlen wurde, sich auf der Stelle schriftlich zu reversiren, **daß sie sich in ihrem Vortrage, auch in Ansehung der Artikel, welche die Erhaltung der geheiligten Person des Königs, die Aufrechthaltung der königlichen Autorität und der Freyheiten der Französischen Kirche beträfen, nach der Lehre der hohen Sorbonnischen Schule richten wolten!** Die Gesellschaft gerieth dadurch in die äusserste Verlegenheit. Sie musten entweder eine Lehre unterzeichnen, die am Römischen Hofe verabscheuet wird; oder sie setzten sich in Gefahr, das Königreich zum zweytenmal zu räumen. Die Stadtpfarrer zu Paris hatten sich gleichfals vereiniget, eine Bittschrift beym Parlament gemeinschaftlich zu übergeben, daß den Jesuiten das Beichthören untersaget werden möchte. Die Universität übergab noch eine andere Schrift, darin sie

h) Vittorio Siri Memorie reconditi T. 2. p. 624 sqq.

sie Ansuchung that, den Jesuiten anzubefehlen, ihre Collegia in allen Städten, die unter dem Parisischen Parlament stünden, zuzuschliessen, als in welchen sie bisher gelehret hatten, ohne daß die von dem verstorbenen Könige ihnen bewilligten Patente vom Parlament waren registriret worden. Die guten Väter wusten hier keine andere Zuflucht, als daß sie sich hinter den päpstlichen Nuntius steckten, und durch denselben die dem Römischen Hofe gewidmeten Cardinäle und Prälaten in Bewegung setzten. **Ubaldini**, der damalige Nuntius des Papstes, lies sich nicht lange nöthigen, sich ihrer anzunehmen. Er war nicht weniger dadurch allarmiret worden, als die Jesuiten. Der erste Präsident rühmte sich, daß er sowol die vier Artikel, die man den Jesuiten vorgeleget hatte, als auch dasjenige, was der Generaladvocat in seiner Rede vorgetragen, bey der Facultät zu Paris feyerlichst wolle einführen lassen. Der Nuntius führte gleich bey der ersten Audienz, die er bey der Königin hatte, grosse Beschwerden wider dieses Decret, und wider den Servin insonderheit. Er beschloß seine Anrede mit einer angelegentlichen Bitte an Ihro Majestät, dem Uebel bey Zeiten abzuhelfen, welches dieser Eingrif des Parlaments, wie er es ausdruckte, für die Religion nach sich ziehen könte. **Maria** von Medicis gab dem Nuntius gute Worte. Es war ihm aber nicht genung, daß er eine Frau überraschet, die wenig Einsicht hatte, äusserst abergläubig und vom Papst völlig abhängig war; sondern es musten nun auch noch die Staatsminister und die vornemsten Glieder des Parlaments gewonnen werden. Die Regentin konte bey dieser Gelegenheit ohne sie nichts thun. Der Nuntius schickte erst seinen Auditeur an die Minister. Er lermte greulich bey ihnen. Wie? sagte dieser Italiäner, meynen denn die Generaladvocaten berechtiger zu seyn, solche Fragen dem Parlament vorzulegen, welche die Verwaltung der Sacramente betreffen? Unterstehet sich diese Gesellschaft, souveraine

raine Urtheile abzufassen? Wenn das Decret des Parlamentes die Jesuiten nur verpflichtete, die Lehre der ganzen Kirche, oder diejenige Lehre vorzutragen, dazu sich die Prälaten der Französischen Kirche zu bekennen scheinen, so würde es noch erträglich seyn. Aber da sich das Parlament herausnimt, sie anzuhalten, eben das zu lehren, was von einem so kleinen Collegio, als die Sorbonne ist, gelehret wird; so kan der Papst nicht umhin, ein so unleidliches Verfahren zuverdammen. Der Auditeur drang hiernächst im Namen des Nuntius darauf, daß der geheimde Staatsrath des Königs durch einen anderweitigen Schluß das Decret des Parlaments cassiren, oder wenigstens die Volziehung desselben hindern solte.

§. 6.

Sein Herr machte sich nicht weniger unnütz. Er fragte, ob denn die Sorbonne etwa willens sey, eine Spaltung in der Kirche zu verursachen, da sie eine Lehre annähme, die der Lehre aller andern Universitäten zuwider wäre? Wenn das so fortdauret, sagte er, so wird sich der Papst endlich genöthiget sehen, ein Nationalconcilium in Frankreich zusammen zu berufen, um auf demselben die Lehre der Sorbonne als verwegen, falsch und irrig verdammen zu lassen. Mittlerweile wird Seine Heiligkeit sich der Kirchencensur wider die Lehrer bedienen, welche die Artikel, die das Parlament den Jesuiten vorgeleget hat, unterschreiben werden. Und was den Servin anlanger, setzte der Italiänische Minister hinzu, so weis man gar wohl, daß er ein offenbarer Hugonot ist, der von England salariret wird. Man solte ihn seines Amtes entsetzen, oder ihm wenigstens verbieten, künftig nicht von Dingen zu reden, welche die Religion, den Papst, den Römi-

schen

schen Hof und die Freyheiten der Kirche betreffen. Dieser Mensch stecket die Jugend des Palastes mit seinen schädlichen Meynungen an. Er suchet der Hugonottischen Parthey ersprieſsliche Dienste zu leisten, da er das gute Vernehmen zwischen dem Französischen Hofe und dem heiligen Stuhl zu stören, und den Samen der Eifersucht und des Mißtrauens zwischen dem Papst und allerchristlichsten Könige auszustreuen suchet. Der Nuntius behauptete noch weiter, daß die Französische Clerisey den Generaladvocaten in den Bann thun müsse, und setzte hinzu: Lassen sich die Bischöfe durch Menschenfurcht davon abschrecken, so wird der Papst selbst wider einen Menschen verfahren, der sich gelüsten lässet, neue Glaubensartikel zu machen, und solche Lehrsätze für Ketzerey auszugeben, die den Warheiten gemäß sind, welche die catholische Kirche lehret. Würde sich aber auch wol der Papst unterstanden haben, eins der vornemsten Parlamentsglieder deswegen in den Bann zu thun, daß es das Interesse des Königs und des Staats vertheidiget? Möchte doch dieser stolze Papst den Einfall gehabt haben! Man würde alsdenn gesehen haben, wie die Französische Kirche diesen Hauptartikel ihrer Freyheiten würde vertheidiget haben, daß ein Parlamentsglied nicht mit dem Bann beleget werden könne, wenn es dasjenige thut, was sein Amt erfordert. Ich zweifle auch gar sehr daran, daß Paulus V sich aus dieser Sache so leicht würde herausgezogen haben, als aus dem Interdict, das er der Republik Venedig an den Hals geworfen. Insonderheit protestirete der Nuntius wider den Artikel vom Confeßionssiegel in Ansehung der Vergreifungen an der Person der Könige und am Staat. Er erklärete denselben für nichts geringeres als für Gottlosigkeit und Kirchenraub. Diese Lehre, sagte er, streitet wider die **Sicherheit der Personen der Fürsten.** Das ist gewiß

wiß was erstaunliches! Denn das Parlament suchte ja dem Könige einen höchstwichtigen Dienst zu leisten, da es verordnete, daß der Beichtvater gehalten seyn solle, dasjenige anzuzeigen, was er von vorseyenden Vergreifungen an der Person des Fürsten und wider den Staat erführe. Der Minister des Papstes raisonnirte folgendergestalt: **Wird diese Lehre angenommen, so werden diejenigen, die einen so abscheulichen Vorsatz fassen, niemal denselben beichten wollen. Ein Priester** wird also auch nicht im Stande seyn, seinen Bußfertigen von der Ausführung desselben abzuhalten. Erfähret man dergleichen Dinge, so ist es erlaubt, den Fürsten oder die Obrigkeit mit algemeinen Ausdrücken davon zu benachrichtigen, ohne jemand zu nennen, oder die Personen kentlich zu machen. Will man aber die Leute abschrecken, das Bubenstück, damit sie umgehen, zu beichten, so benimt man den Beichtvätern das Mittel, diesen wichtigen Dienst dem gemeinen Wesen zu leisten. Was Ubaldini von dem Artikel sagte, der die Superiorität des Papstes über die Concilia betraf, das war noch weit giftiger und vermögender, die Regentin in Bestürzung zu setzen. Eben die Gründe, so praletz er allenthalben, deren sich die Sorbonne bedienet, diesen Satz zu behaupten, die erweisen auch, daß die Stände des Königreichs über den König sind. Die Hugonotten, oder wenigstens die aufrührische Catholiken, werden wegen der Ehescheidung, die Clemens VIII zwischen dem verstorbenen Könige und der Königin Margaretha getroffen, an ein zukünftiges Concilium appelliren können. Nach diesen Grundsätzen ist die Geburt des Königs nicht gewiß, und man ist berechtiget, gegen die Regierung der Königin die nöthigen Maasregeln zu ergreifen. Darauf zielet Servin. Er ist ein offenbarer Feind der Königin und ihres

res Staatsraths. Dieser greuliche Lermen, den der Nuntius erregte, war die Ursache, daß Maria von Medicis und ihre Minister sich entschlossen, den Italiäner zu befriedigen. Allein die Grossen des Hofes und die Minister waren wegen des Mittels, dessen man sich zu bedienen hätte, nicht einig. Die Herren wolten, daß die Regentin der Volziehung des Parlamentsschlusses Einhalt thun, die Sache vor ihren Staatsrath ziehen, und dem Generaladvocaten einen derben Verweis geben und ihm befehlen solte, die Königin nicht noch einmal in dergleichen Verlegenheit zu setzen. Die Minister aber waren mit diesen Herren nicht einerley Meynung. Sie besorgten, daß dieser verachtende Stolz das Parlament in Entrüstung setzen möchte. Die Klugheit erfordert es, desselben unter der Minderjährigkeit eines Königs mehr zu schonen, als zu anderer Zeit. Man fand daher für rathsam, die Sorbonne unvermerkt zu hindern, daß sie sich über diese vier Artikel nicht erklären möchte, das Parlament aber zu bewegen, daß es seinen gefaßten Entschluß mäßigte, und keine neue Vorstellungen wider die Jesuiten annähme. Dem Conchini wurde aufgetragen, mit den Präsidenten im Namen der Regentin zu reden, und ihnen zu sagen, wie Ihro Majestät wünschesten, daß ihr Decret gemildert werden möchte. Der Canzler von Silleri und Villeroi bemüheten sich, eben dieses von diesen Parlamentsgliedern auszuwirken.

§. 7.

Diese Entschliessung war dem Nuntius nicht gefällig. Er wurde dadurch ans Parlament verwiesen, um bey demselben eine gewisse Modification ihres Decrets auszuwirken, die mehr nach dem Geschmack des Papstes eingerichtet wäre. Diese Herren des Parlamentes sind gemeiniglich sehr steif, und beweisen gegen den Römischen Hof viel weniger Gefälligkeit als die Staatsminister. Es muste also der Auditeur des Ubaldini abermals auf dem

Kampf-

Kampfplatz erscheinen. Er gieng zu dem ersten Parlamentspräsidenten **Verdun**. Sein Herr hatte ihm anbefohlen, mit diesem Manne sehr vorsichtig und höflich umzugehen. Der Auditeur machte den Anfang damit, daß er dem Eifer des ersten Präsidenten um das Wohlergehen der Kirche, seiner Ergebenheit gegen den Römischen Stuhl, seiner Unverdrossenheit im Dienste der Königin, und seiner Neigung, den Jesuiten Gutes zu erweisen, viele Lobsprüche beylegte. Nach weitläuftigen Complimenten nach Italiänischem Schnitt, folgten die Beschwerden wider das Decret des Parlaments und wider die Schutzrede des **Servin**, und zuletzt die Bitte an diesen Präsidenten, daß er die gute Meynung, die man von ihm gefasset, nicht vermindern, sondern vielmehr durch gelindere Einrichtung des Decrets mehr bevestigen möchte. **Verdun** entschuldigte sich, und sagte, es stehe das nicht lediglich in seiner Gewalt, was das Parlament durch die Mehrheit der Stimmen verordne. Er sagte ihm, daß der Generaladvocat mit sehr ehrerbietigen Ausdrücken vom Papst geredet hätte. Er versprach ihm, daß keine neue Beschwerden wider die Jesuiten solten angenommen werden, und daß man auf die gehörigen Maasregeln bedacht seyn werde, diese ganze Sache zu unterdrücken. Was die begehrte Modification des Decrets anlangte, so antwortete **Verdun** darauf, daß, wenn die vier Artikel nicht deutlich ausgedrucket würden, niemand glauben könte, daß der Nuntius Ursache gehabt hätte, Beschwerde zu führen. Indes, setzte er hinzu, **wollen wir überlegen, was zu seiner Satisfaction geschehen könne.** Der Auditeur bestund darauf, daß dieses Decret für die Jesuiten jederzeit ehrenrührig bliebe, indem man darin voraus setzte, daß die Gesellschaft eine Lehre hege, die der Sicherheit der Personen der Fürsten nachtheilig wäre. **Wie können denn**, setzte der Auditeur hinzu, **diese guten Väter ohne Verletzung ihres Gewissens versprechen, daß sie in Ansehung der Freyheiten der Französi-**

schen

schen Kirche sich nach der Lehre der Sorbonne richten wolten? Diese Worte schliessen ja alles in sich, was der Generaladvocat in seiner Rede wider die Autorität des Papstes und wider die geistliche Jurisdiction gesprochen hat. Es wendete aber der Auditeur seine Beredsamkeit ganz vergeblich an. Der erste Präsident blieb unbeugsam, und wolte durchaus nicht das aus dem Decret weglassen, was darin von den Freyheiten der Französischen Kirche gesaget worden. Als der Canzler und **Villeroi** ihm deswegen im Namen der Regentin Vorstellung thaten, so antwortete er ganz unerschrocken: **Ihro Majestät werden besser thun, wenn sie das ganze Parlament cassiren, als wenn sie dasselbe zwingen wollen, um eines ausländischen Ministers willen seine Decrete zu ändern.** Alles, was man vom ersten Präsidenten erhalten konte, bestund darin, daß die vier Artikel im Decret nicht namentlich aufgeführet, und bey der Erwähnung des Punctes von den Freyheiten der Französischen Kirche die Worte hinzugefüget werden solten: **die zu aller Zeit im Königreiche bewahret und beobachtet worden.** Man versprach auch, daß die Jesuiten nicht wider ihren Willen zur Unterschrift solten genöthiget werden. Hievon gab die Regentin dem Nuntius Versicherung, und redete sehr hart gegen den armen **Servin.** **Ich stehe euch dafür, sagte sie, daß er sich nicht wieder so herauslassen soll; wir wollen ihn aufs künftige schon klüger machen.**

§. 8.

Ubaldini hatte sich auch hinter die Clerisey gestecket, um die Bischöfe aufzuwiegeln. Der Cardinal **Perron** und **Gonzaga**, der damals zu Paris war, schrien den Generaladvocaten allenthalben für einen Ketzer aus. **Marquemont**, Erzbischof von Lion, arbeitete seines Ortes unermüdet bey den Ministern und Prälaten. Als Ser-

vin einstens mit den Cardinälen **Gonzaga** und **Perron** sich im Zimmer der Königin befand, so war dieser so kühn, daß er dem Generaladvocaten unter die Augen sagte, daß er ein Ignorant wäre. Denn der Cardinal that entsetzlich stolz darauf, daß er wegen seiner zierlichen Art zu reden und zu schreiben von dem Pöbel bewundert wurde, der sich eher durch den falschen Glanz einer lebhaften und schmeichelnden Einbildung blenden, als durch die Gründlichkeit eines Vortrages überzeugen lässet, davon die allermeisten nicht einmal ein gesundes Urtheil fällen können. Was uns von den Schriften des **Servin** und des Cardinals übrig geblieben, das erweiset zur Gnüge, daß der Generaladvocat wenigstens eben so viel verstanden, als **Perron**. Wenigstens besaß dieser Parlamentsherr mehr Richtigkeit im Denken und mehr Ehrlichkeit. Der schlaue Cardinal hatte sich nicht unterstanden, sich mit dem **Servin** über den Artikel von der Autorität des Papstes und von den Freyheiten der Französischen Kirche einzulassen; denn er würde dabey gewiß zu kurz gekommen seyn. Dahingegen fiel er auf das Siegel der Confession. Da nun der Cardinal ein grosser Schwätzer und arglistiger Sophist war, so wuste er die Frage so zu verwickeln, um eine Ketzerey aus dem, was **Servin** davon gesaget hatte, zu erzwingen, daß **Servin** gewissermassen sich selbst vergaß, und leugnete, daß er das gesagt hätte, wessen ihn **Perron** beschuldigte. Der Cardinal **Gonzaga** war damit nicht zufrieden, daß er bey der Regentin eine Schrift wider den **Servin** eingegeben hatte, sondern er wolte ihn auch in Gegenwart der Königin antasten. Er schalt ihn als einen Ketzer, als einen Feind des Königs, der Regentin und des Staats aus. Der Generaladvocat antwortete mit ganz kaltem Blute, daß sein Amt ihn verpflichtete, auf alles wachsam zu seyn, was das Interesse seines Herrn und das Beste des Königreichs beträfe. **Ich weis es, mein Herr, setzte er hinzu, daß sie die Ehre haben, der Königin anzugehören; und so fer-**

ne

ne sie ein Neffe von der Königin sind, so muß ich Respect gegen sie beweisen; übrigens aber bin ich von meinem Verhalten sonst niemand Rechenschaft zu geben schuldig, als Ihro Majestät. Gonzaga antwortete, der beste Dienst, den er dem Könige leisten könte, bestünde darin, daß er sich nie vom catholischen Glauben entfernete, daß er Frankreich mit dem heiligen Stuhl nicht in Mißhelligkeit setzte, und daß man ein treuer Diener des Königs, und ein Feind des Papstes nicht zu gleicher Zeit seyn könte. **Servin**, den diese Dreistigkeit von einem solchen Cardinal schrecklich verdroß, der zu Paris eine abscheuliche Lebensart führete, sagte hierauf zu ihm: **Mein Herr, ehe sie uns Lectionen ertheilen, so müssen sie erst darauf denken, uns ein besseres Exempel zu geben.** Die Königin fiel so gleich dem Generaladvocaten ins Wort. Beym Abschiede befahl sie ihm, dem Cardinal Satisfaction zu verschaffen. **Ich verlange keine**, erwiederte **Gonzaga; ein solcher Mensch ist nicht fähig, mich zu beleidigen.** Eine erbärmliche Ausflucht für einen grossen Herrn, dem die Warheit des Vorwurfs durch die Seele drang! Die Prälaten, die damals in Paris gegenwärtig waren, und die durch den Erzbischof von **Lion** waren aufgewiegelt worden, fiengen auch an, wider das Decret des Parlaments und den Generaladvocaten zu schreien. Sie legten es den Bischöfen von **Beauvais** und **Noyon**, die als Pairs von der geistlichen Bank dem Urtheil mit beygewohnet hatten, sehr zur Last, daß sie nicht aufgestanden und weggegangen, so bald sie gehöret, was **Servin** wider die Autorität des heiligen Stuhls und wider die Vorrechte der Kirche gesprochen. Einige waren der Meynung, daß man dasjenige für Ketzerey erklären solte, was der Generaladvocat vom Confessionssiegel gesprochen. Allein damit war der Nuntius noch nicht zufrieden. Denn wenn man bey diesem Artikel allein blieb, so hies das so viel, als die andern beyden Sätze: daß die

Concilia über den Papst wären, und daß der Französischen Kirche besondere Freyheiten zustünden, einräumen. Ja selbst die Bischöfe waren über dem Artikel von dem Beichtsiegel nicht recht einig. Sie glaubten überdis, daß sie in einer besondern Versamlung nicht genugsame Autorität hätten, über eine Frage von solcher Wichtigkeit einen Ausspruch zu thun; und dabey fehlete es ihnen an Dreistigkeit, dergleichen zu unternehmen. Bey der Sorbonne war **Ubaldini** glücklicher. Er warb sich einen ziemlich starken Anhang, durch welchen er es hinderte, daß die Facultät über diese Artikel keine Erklärung von sich stellete. Der Doctor **Duval**, der das Oberhaupt seiner Parthey war, versprach, daß er in dem Fall, da das Parlament auf eine Erklärung dränge, zur Antwort geben wolle, daß die Facultät nichts ohne die Bischöfe und ohne ausdrücklichen Befehl der Regentin thun könte, weil die Artikel, davon die Rede wäre, nicht blos die Religion, sondern auch die Staatsangelegenheiten beträfen.

§. 9.

Mitlerweile befanden sich die Jesuiten in nicht geringer Verlegenheit. Sie wolten vor Ungedult bersten, ehe sie ihr Collegium von Clermont eröfnen konten. Um die Erlaubniß dazu zu erhalten, musten sie dem Rath folgen, den der Präsident **Seguier**, ihr guter Freund, und einige andere, der Gesellschaft gaben, das Parlament durch eine Zusage zu befriedigen, daß sie sich nach der auf der Universität Paris gemeiniglich eingeführten Lehre richten wolten. Allein dadurch zogen sie sich den Zorn des heiligen Vaters und des Römischen Hofes zu. Der Cardinal **Perron**, der Bischof von Paris und verschiedene andere Prälaten riethen ihnen, sich vor diesem Schritt zu hüten. **Ubaldini** beschwur sie deswegen hoch und theuer, weil er gewiß glaubte, daß die Ehre des heiligen Stuhls dabey interessirt wäre. Alles dieses ertheilten Raths ungeachtet gieng der Provincial nebst fünf andern Jesuiten hin, ohne

ne dem Nuntius oder den Cardinälen ein Wort zu sagen, und lies durch den Secretarius eine Declaration niederschreiben, die derjenigen gleich war, die der Provincial im Parlament mündlich von sich gestellet hatte. Die guten Väter glaubten, daß sie sich am Römischen Hofe schon aus der Sache herauswickeln wolten, wenn sie einmal geschehen wäre, und daß sie mit einem Auspuzer von Seiten des Nuntius und ihres Generals davon kommen würden, als welche im Grunde ihres Herzens nicht alzubös darüber seyn könten. So bald der Nuntius erfuhr, was die Jesuiten gethan hatten, so wolte er vor Zorn rasend werden. Man trug dem P. **Cotton** auf, ihn zu besänftigen. Dieser süsse Jesuit bemühete sich, ihm vorzustellen, daß der Provincial nicht geglaubet hätte, etwas unrechtes zu thun, wenn er das niederschreiben liesse, was er schon mündlich ausgesaget; daß die Regel der Gesellschaft es mit sich bringe, sich nach den Meynungen der Universitäten zu richten, wo sie Collegia hätten; daß ihnen ihre guten Freunde gerathen hätten, den Verdruß zu verhüten, den ihnen das Parlament ohnfehlbar machen würde, wenn die Societät sich hartnäckig wegerte, dem Decret zu gehorchen; und daß sie endlich in der Meynung gestanden hätten, daß der Papst seine Ursachen haben könte, warum er ihnen keine ausdrückliche Erlaubniß geben wolle, sich dem vom Parlament gemachten Gesetze zu unterwerfen, und daß sie übrigens hofften, es würde Seine Heiligkeit darauf nicht ungehalten seyn, daß sie das Parlament ohne Vorwissen des Hofes befriediget hätten. Der Nuncius war mit diesen Gründen noch lange nicht zufrieden. Ist das eure Sache, sagte er zum **Cotton**, die Absichten seiner Heiligkeit zu errathen? Ihr hättet seinen Minister fragen sollen, der sie gewiß besser weis, als ein anderer. Und wenn ihr geglaubet, daß ihr euch nach den Meynungen der Universitäten richten müstet, warum habt ihr denn nicht

gewartet, bis sich die Sorbonne rein heraus erkläret, was sie glaubet? Anstatt daß ihr euren Präsidenten Segvier und die Hofleute gefraget, so würdet ihr besser gethan haben, wenn ihr mich und die wohlgesinneten Prälaten gefraget, und die Befehle von eurem Ordensgeneral erwartet hättet. Cotton wuste nichts dagegen einzuwenden. Allein die Sache war einmal geschehen. Der Nuntius konte sich so gar nicht mehr bey der Regentin über die Gewaltthätigkeit beschweren, die das Parlament an den Jesuiten bewies. Denn man würde ihm zur Antwort gegeben haben, daß sich die Jesuiten ohne eine neue Aufforderung von selbst gemeldet, und versprochen hätten, sich nach der Lehre der Universität und nach dem Sinn des Parlaments zu bequemen. Wie nun die Zweydeutigkeiten, Verschweigungen und geheimer Vorbehalt die grössesten Hülfsmittel dieser Societät sind, so bedieneten sie sich auch derselben meisterlich in dem Briefe, den sie nach Rom schrieben, um sich bey dem Papst und dem Cardinal **Borgheſe**, seinem Neffen, zu entschuldigen. Kan man sich auch des Lachens enthalten, wenn man liefet, daß der Vater **Cotton** ganz treuherzig an den heiligen Vater geschrieben, daß man durch die Freyheiten der Französischen Kirche nichts anders als das Concordat verstünde, das zwischen **Leo** X und dem Könige von Frankreich **Franciscus** I wäre errichtet worden?

§. 10.

Ubaldini gab sich nicht weniger Mühe bey der Clerisey und Sorbonne, um den Doctor **Richer** zu stürzen, der Syndicus der Facultät zu Paris war. Im Anfange dieses 1612ten Jahres kamen zwo kleine Schriften heraus, davon die eine ihrem Verfasser viel Verdruß zuzog, ob er wol derselben seinen Namen nicht vorgesetzet hatte. Die **erste** bestund aus einer Samlung einiger Decrete, die

von

von der Facultät zu Paris wegen der Autorität des Papstes waren abgefasset worden. Man wolte dadurch beweisen, daß die uralte Lehre der Sorbonne diese sey, daß Christus in seiner Kirche eine aristocratische Regierungsform eingesetzet. Und da der Römische Hof alle diejenigen für Hugonotten ansahe, die sich seinen Eingriffen und Usurpationen widersetzten, so suchte der Verfasser dieser Samlung diesen Vorwurf dadurch von der Facultät abzulehnen, da er derselben die Decrete der Sorbonne wider **Lutherum** und den **Pleßis Mornay** beyfügte. Die zweyte Schrift entwickelte die Hypothese von der aristocratischen Regierung der Kirche eigentlicher und genauer. Sie führete den Titel: De potestate ecclesiastica et politica. Der Verfasser behauptete, daß die geistliche Jurisdiction eigentlich der Kirche zugehöre, und daß der Papst und die Bischöfe nur die Werkzeuge und Diener der Kirche wären, durch welche sie diese Jurisdiction ausübete; daß Jesus Christus caput essentiale der Kirche, der Papst aber nur caput ministeriale derselben sey; daß die Autorität des Papstes zu Rom sich nur über besondere Kirchen erstrecke, in welchen er die Decrete und Canones der allgemeinen Concilien aufrecht erhalten müsse; daß die Kirche nicht durch einen unumschränkten Monarchen, sondern durch die Canones regieret werden müsse; daß die Infallibilität der ganzen Kirche, das ist, dem Körper der vornemsten Lehrer beygeleget sey, daß aber ein jeglicher Bischof für sich selbst betrachtet, ja auch der Papst, allerdings irren könne; daß die öftere Zusammenberufung allgemeiner Concilien nöthig sey; daß die Decrete des Römischen Papstes weiter nicht verbindlich wären, als so weit sie mit den Canonen der Kirche übereinstimmeten; und daß endlich der Papst der Kirche wider ihren Willen und ohne ihre Einwilligung nichts aufbürden könne. Von der politischen Macht behauptete der Verfasser, daß Jesus Christus der Kirche keine weltliche Macht beygeleget hätte, und daß sie nicht berechtiget wäre, sich des Schwertes oder

der Zwangsmittel zu bedienen; daß nur die Censur und Excommunication die geistlichen Waffen der Kirche wären, und daß man sich auch dieser nicht ohne dem Rath und Gutbefinden derjenigen Versamlung bedienen könne, die das **Presbyterium** genennet würde; daß der Souverain des Landes der Vertheidiger des natürlichen, göttlichen und canonischen Rechtes sey, und daß er als ein solcher auch berechtiget sey, Gesetze zu geben, und sich zur Aufrechthaltung desjenigen, was Gott und die algemeinen Concilia angeordnet hätten, des Schwertes bedienen dürfe; daß die christlichen Kaiser die ersten algemeinen Concilien von Rechts wegen zusammenberufen hätten; daß die Appellationen wegen der eingerissenen Mißbräuche rechtmässig wären, und daß die Souverainen als Beschützer der Canonen dieselben annehmen müsten; daß die Kirche eine mittelbare Macht über weltliche Dinge hätte, nemlich die Ueberredung und Excommunication, daß sie aber keinen Zwang ausüben oder die souverainen Fürsten absetzen könne; daß die Decrete der Päpste, dadurch die souverainen Fürsten, welche die Ketzer nicht ausrotten, excommuniciret werden, nicht mehr Autorität und Gültigkeit hätten, als die **Extravagante Bonifacii** VIII, und die Verordnungen anderer ehrgeitzigen und kühnen Päpste; daß die Exempel der Kaiser und Fürsten, die von den Päpsten mit dem Bann beleget und abgesetzet worden, solche Thaten wären, die nimmermehr für rechtmässig erkläret werden könten. Der Verfasser beschloß sein Werk damit, daß er alles dem Urtheil der Kirche unterwarf. **Edmund Richer** hatte diese Schrift auf Ansuchung des ersten Präsidenten **Verdun** verfertiget. Er gab sie unter die Presse, nachdem das Parlament in der Streitigkeit zwischen der Universität und den Jesuiten seinen Spruch gethan hatte. So bald das Buch ans Licht trat, so fieng Duval und die andern Doctores von der päpstlichen Faction, die der Nuntius aufgesprenget hatte, ganz entsetzlich

lich an zu toben i). Man bearbeitete sich um einen mächtigen und zahlreichen Anhang, um bey der Sorbonne eine Censur wider das Werk auszuwirken. Der Auditeur des Nuntius **Ubaldini**, und **Forgemont**, ein Parisischer Doctor, giengen von Haus zu Haus, und thaten um die Censur Ansuchung. Als das Parlament davon Nachricht bekam, so lies es den **Richer** und **Forgemont** vor sich fordern. Der erste bekam einen Verweis, daß er das Buch ohne Erlaubniß und ohne vorläufige Censur und Approbation herausgegeben. Der andere aber wurde deswegen ausgefilzet, weil er sich mit einem Ausländer zusammen gethan, um durch ausserordentliche Wege eine Versamlung der Facultät zu Paris zu Stande zu bringen, die über ein solches Werk erkennen solte, darin der Verfasser verschiedene Fragen abgehandelt, welche die Rechte und Freyheiten der Französischen Kirche beträfen. Das Parlament fassete auch eine Verordnung ab, darin der Facultät verboten wurde, wider das Buch des **Richer** etwas vorzunehmen, dagegen aber solte sie dafür sorgen, daß alle Exemplarien in die Canzeley geliefert würden.

§. 11.

Die vernünftigsten und bescheidensten Doctores erkläreten sich für den Doctor **Edmund Richer**; **Duval** aber und einige andere aufrührische Köpfe gaben allerhand Schandschriften wider ihn heraus. Die Entrüstung ward so wütend, daß man ihn mit nichts geringerem bedrohete, als ihn nach Rom zu schicken, der Inquisition zu übergeben und auf den Scheiterhaufen zu setzen. Der grösseste und gefährlichste Feind des **Richer** war der Cardinal **Perron.** Dieser wurde durch den Cardinal **Gonzaga** und durch den Nuntius **Ubaldini** dergestalt aufgehetzet, daß er die Künheit hatte im Staatsrath der Regentin zu sagen, daß **Richer** ehedem mit unter der Ligue gestecket; daß er das Concilium nur darum über den Papst erhübe,

i) Testament de *Richer* à la fin du 2 Vol. de ses ouvrages. it. Mercure François 1612.

weil er auch glaubte, daß die algemeinen Landstände über den König wären; daß er keine andere Absicht hätte, als die Geburt und den Stand des Königs und der Kinder Heinrichs IV und die Gültigkeit der Ehe des verstorbenen Königs mit der Königin Mutter streitig zu machen. Richer bat um Erlaubniß, daß er sich gegen diese Lästerungen vertheidigen dürfte; allein der Nuntius setzte sich so gewaltig dawider, daß man ihm eine so gerechte Bitte nicht gewährete. Ubaldini drohete sogar, daß er sich unverzüglich von Paris entfernen würde, ohne vom Könige Abschied zu nehmen. Der Cardinal Bonzi sagte dem Doctor Richer einstens im Namen des Canzler Silleri, daß man ihn würde an den Galgen knüpfen lassen, wenn er sich unterstünde, Eine Schrift zu beantworten, die seine Gegner wider ihn herausgäben. Was? sagte Bonzi, der König und die Königin, seine Mutter, gehen so behutsam mit der kleinen Republik Genev um; und Ihro Majestäten wolten doch den Papst nicht schonen: Er hat eine ganz andere Macht als die Genevschen Herlichkeiten. Denn dessen nicht zu gedenken, daß sich seine geistliche Herrschaft über die ganze Welt erstrecket, so ist er auch ein Souverain verschiedener Italiänischen Provinzen. Die grossen Herren bilden sich gemeiniglich ein, daß sie berechtiget wären, andere Leute mit ausschweifenden Antworten abzufertigen. Als die Feinde des D. Richer sahen, daß bey der Sorbonne wegen des Parlaments nichts auszurichten sey, so war man auf andere Mittel bedacht, diesem ehrlichen Manne eins anzuhängen. Der Cardinal Perron solte eine Versamlung der Bischöfe der Provinz Sens, deren Metropolitan er war, anstellen, um einige Deputirte zur algemeinen Versamlung der Clerisey, die auf den Monat May angeordnet war, wie auch einen Agenten der Clerisey zu ernennen. Man ergrif diese Gelegenheit, das Buch des D. Richer diesem Provinzialconcilio vorzulegen. Der Präsident verdammete

mete dasselbe als ein solches, darin viele falsche, irrige, ärgerliche, schismatische und ketzerische Sätze enthalten wären; doch, setzte man hinzu, wären die Rechte des Königs und der Französischen Krone, wie auch die Rechte, Vorzüge und Freyheiten der Französischen Kirche unangetastet geblieben. Niemals war wol eine widerrechtlichere Censur abgefasset worden. Die Prälaten hatten nur Erlaubniß, sich um gewisser weltlichen Angelegenheiten willen zu versamlen, welche die Clerisey dieser Provinz betrafen. Es war auch das vorgebliche Concilium des Cardinals nicht in gehöriger Form zusammen berufen worden. Von acht Prälaten, die dabey zugegen waren, unterzeichneten nur fünfe die Verurtheilung; und diese waren noch dazu bey der Prüfung des Buches nicht zugegen gewesen. Man würde sich vielleicht wundern, daß man den Namen des Gabriel von Albaspina, Bischofs von Orleans, darunter findet, der sich durch verschiedene Schriften bekant gemachet, darin er einige Stücke der Kirchenalterthümer erläutert hat, wenn man sonst nicht wüste, daß dieser Prälat ein Hofschranz gewesen, der ein lasterhaftes Leben geführet. Man sagte daher damals von ihm: **Der Herr von Orleans fängt an für die Kirche zu arbeiten, da er k in Geld mehr zum Spielen hat.** Da ferner das Parlament die Sache des D. **Richer** vor sich gezogen, so konten die Bischöfe der Provinz **Sens** kein Urtheil abfassen, ohne in die Autorität des Königs und des Parlaments Eingriffe zu thun. Es muste überdis auch der Verfasser des Buches vorgefordert und demselben eine Vertheidigung gestattet werden. Und endlich so verdammete und absolvirete das Concilium zu gleicher Zeit. Denn alle vorgeblich irrige und ketzerische Sätze, die in des D. Richer Buche stehen solten, betrafen die Rechte des Königs und die Freyheiten der Französischen Kirche. Diese Saite wolten nun die Väter dieses Concilii nicht anrühren. Man erwartete von ihrer Einsicht und Billigkeit,

daß

daß sie die Ketzereyen ans Licht hervorziehen würden, die keine Verbindung mit der Krone und mit den Vorrechten der Französischen Kirche hätten. Als Gondi, Bischof von Paris, das Decret des Concilii, dem er beygewohnet hatte, in allen Parochien publiciren lies, so verwarf D. Richer dasselbe als eine Nullität. Er überreichte seine Appellation zum Siegel; man versagte ihm aber seine Bitte, und achtete auf die Gründe nicht, die er angeführet und sich zur Vertheidigung angeboten hatte. Die wider ihn angelegte Cabale war so stark, daß das Parlament sich nicht unterstund, die Bitschrift anzunehmen, die Richer übergab, und darin er anhielt, den Hof zu ersuchen, daß seine Appellation untersiegelt werden möchte. Der Cardinal Perron war viel zu listig, als daß er hätte verstatten sollen, daß das Decret seines Provinzialconcilii vom Parlament untersuchet werden dürfte. Der Generaladvocat Servin würde gewiß nicht ermangelt haben, dem Cardinal zu zeigen, daß er ein grober Ignorant, oder vielmehr ein boßhafter Lästerer und ein niederträchtiger Schmeichler des Papstes sey.

§. 12.

Die Ungerechtigkeit wurde wider den ehrlichen Richer bis zum vorgesetzten Ziel getrieben. Einige Monate nachher geschahe es, daß Harlay von Chanvalon, Abt des Klosters St. Victor zu Paris, ein Mann, der nach dem Genie seiner Familie sich bald für, bald wider den Römischen Hof erklärete, nachdem es der Französische Hof für gut fand, bey versamleter Facultät zu Paris den Vorschlag that, daß man an die Stelle des D. Richer einen andern Syndicus erwählen möchte. Der Doctor widersetzte sich diesem letzten Versuch seiner Feinde mit Bescheidenheit. Die Facultät war hiebey getheilet. Duval stund an der Spitze drey und vierzig niederträchtiger oder unwissender Doctoren, die den Vortrag des Abts unterstützten. Fünf und zwanzig Doctores aber, die vernünftiger und unerschrockener waren, erkläreten sich

für

für den D. Richer. Die Spaltung war in der Sorbonne so groß, daß die Regentin und das Parlament der Facultät untersagten, zur Wahl eines neuen Syndicus zu schreiten. Allein **Perron**, der Nuntius und die andern Creaturen des Papstes verursachten so grosse Bewegungen, daß, aller gerechten Vorstellungen **Richers** und seiner Freunde ungeachtet, der König einen ausdrücklichen Befehl an die Facultät schickte, einen neuen Syndicus zu erwählen. Sie muste also gehorchen. **Richer** stelte öffentlich vor, daß er in der Gemeinschaft der Römischen Kirche sterben wolle; daß er ein treuer Diener des Königs und der Königin sey; daß er die alte Lehre der hohen Schule zu Paris jederzeit ohne Eigensinn und Stolz vertheidigen werde; daß er es für seine Pflicht gehalten, sich der schädlichen und abscheulichen Lehre zu widersetzen, die man unter der Hand einzuführen suche, als ob es erlaubt sey, Könige zu tödten und Tyrannen abzusetzen; daß er endlich sein Buch der Censur der Kirche und der Facultät zu Paris unterwerfe, und daß er nichts so sehr wünsche, als daß dasselbe von billigen und uneigennützigen Richtern geprüfet werden möchte. Uebrigens wissen wir vom **D. Richer**, daß er das ihm zugefügte Unrecht mit grosser Mäßigung und Gedult erlitten. **Filesac** wurde an seine Stelle zum Syndicat erwählet.

§. 13.

Unter allen diesen Beunruhigungen belustigte sich die Regentin mehr, als es die Religion und der Wohlstand in ihrem zweyten Trauerjahre erlaubeten. Sie hatte den traurigen Tod des verstorbenen Königs nur gezwungen beweinet. **Nichts**, sagte **Maria** von Medicis zu dem Präsidenten **Jeannin**, dessen Sohn ermordet worden war, **nichts hat meinen Schmerz nach dem Tode des Königs mehr gestillet, als die Regierungsgeschäfte.** Sie würde aufrichtiger geredet haben, wenn sie gesaget: **als das Vergnügen, mich als Gebie-**

terin

terin zu sehen k). Die Herzoge von **Vendome** und von **Chevreuse** stelten mit dem **Bassompiere** alle Sontage bald bey der Prinzeßin von **Conti**, bald bey der Herzogin von **Guise**, einen Ball an, weil die Regentin es nicht wagte, öffentliche Assembleen im Louvre zu halten. Da die doppelte Heirath den 25sten Merz durch den Canzler in Gegenwart Ihrer Majestäten, des Prinzen von **Conti**, der Pairs und der Kronbedienten feierlich bekant gemacht worden war, so gab der Spanische Gesandte im Namen des Königs, seines Herrn, seine Einwilligung dazu. Der Madam von Frankreich erwies man nunmehr eben die Ehre, welche die Spanier ihren Königinnen anthun. Die Französischen Hofleute aber, deren Lebensart von der Spanier ihrer sehr unterschieden ist, konten sich des Lachens nicht enthalten, da sie die Ceremonien und die gezwungene Gravität des Gesandten sahen. **Maria** von Medicis hatte wegen dieser doppelten Heirath ein prächtiges Turnier auf dem königlichen Platze angeordnet. Die drey Platzhalter waren der Herzog von **Guise**, der Herzog von **Nevers** und **Bassompiere**. Der Connetable und vier Marschalle von Frankreich solten die Richter seyn. Dieses Fest, dessen Beschreibung in einer ernsthaften Geschichte keinen Platz verdienet, kostete eine unendliche Summe Geldes. **Maria** verschwendete in Schauspielen und durch ihre unbesonnene Freygebigkeit die Millionen, die der verstorbene König mit vieler Vorsorge gesparet hatte.

§. 14.

Der Prinz von **Conde** und der Graf von **Soissons** waren bey der Bekantmachung der Heirath nicht zugegen. Sie hatten sich in dem Vorsatz vom Hofe entfernet, nicht eher als nach der Majorennität des Königs zurückzukommen, und den Heirathscontract nicht zu unterzeichnen. **Die Königin, sagten sie, kan wol alles allein zu Stande bringen, was sie ohne unsern An-**

k) Memoires de *Bassompiere*.

Antheil beschlossen und behandelt hat. Da sey Gott vor, daß wir dem Andenken des verstorbenen Königs diese Beleidigung zufügen solten, unsere Einwilligung zu geben, daß man das Wort nicht halte, das er dem Herzoge von Savoyen, dessen Haus mit dem Französischen so oft verbunden gewesen ist, gegeben hat 1). Solche schöne Gesinnungen wären lobenswürdig, wenn sich nicht die Prinzen gemeiniglich dergleichen Ausflüchte bedieneten, wenn das blosse Interesse die Triebfeder ihrer Handlungen ist. **Conde** und **Soissons** sahen nicht, daß ihnen die Regentin die Gunstbezeigungen, zu denen man ihnen Hofnung gemacht hatte, ungern bewilligte. Durch die Parthey des Hauses von **Guise** und des Herzogs von **Epernon** unterstützt, des Connetable und der Marschalle von **Bouillon** und von **Lesdiguieres**, die man zu gewinnen gewust hatte, versichert, über dasjenige mißvergnügt, was die beyden Prinzen im Staatsrathe gesaget hatten, als darin die doppelte Heirath vorgetragen wurde, schien die Königin über die Prinzen vom Geblüt wenig bekümmert zu seyn. Nur der Connetable bemühete sich, ihnen zu dienen, indem er die **Maria** von Medicis furchtsam zu machen suchte. Er stelte ihr öfters vor, daß die bürgerlichen Kriege und das Elend der vorhergehenden Regierungen blos durch den üblen Rath, den man der **Catharina** von Medicis gegeben hätte, die Prinzen vom Geblüte zu verachten, veranlasset worden wären. **Diejenigen, die ihnen eben diese Sache einflössen, Madam**, fügte er hinzu, **denken mehr auf die Vergrösserung ihres Glücks und ihres Ansehens, als auf das Wohl des Staats. Wenn sie ihnen Gehör geben, so sehe ich voraus, daß Unruhe und Unordnung entstehen wird.** Der Rath des Connetable, eines Anverwandten der Prinzen vom Geblüte und eines Feindes des Hauses von **Guise**, schien verdächtig zu seyn.

Die

1) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 640 sqq.

Die Regentin war auf denselben nicht eher aufmerksam, als bis es aufs äusserste gekommen war. Die **Guisen** und der Herzog von **Epernon** triumphirten während der Abwesenheit des **Conde** und **Soissons**. Das Haus von Guise hatte die Anordnung des Turniers über sich genommen. Unter dem Vorwande, zum Vergnügen des Königs etwas beyzutragen, wurden sie mächtiger, als jemals. Die Uebelgesinten sagten, daß sie den Ritter von **Guise** mit keinen gleichgültigen Augen ansähe. Er wartete ihr gemeiniglich bey der Tafel auf, wenn sie bey der Prinzessin von **Conti** oder bey der Herzogin von **Guise** speisete. **Maria** schien sehr vergnügt zu seyn, in der Nähe die schöne Hand des Ritters zu sehen, die er selbst zu zeigen keine Gelegenheit vorbeystreichen lies. Der Marquis von **Ancre**, den dieses ganze Haus und der Herzog von **Epernon** hasseten, konte die grosse Gunst, worin die **Guisen** und ihr Anverwandter stunden, nicht erdulten. Die Minister waren darüber sehr unruhig. Sie giengen damit um, diese zwey ehrgeitzigen Häuser klein zu machen. **Conchini** war desto mehr in Verlegenheit, da die Königin wider ihn aufgebracht war. **Maria** hatte ihn nur wegen seiner Gemahlin empor gehoben; und der Marquis lebte in keinem guten Verständniß mit ihr, so daß sein häuslicher Verdruß öfters so weit gieng, daß er von Verlassung des Hofes redete. Sie hatten sich kurz nachher mit einer solchen Heftigkeit über Tische gezanket, daß sie endlich einander die Teller an den Kopf warfen. Die Regentin unterstützte die Marquisin. Die **Guisen** und die Minister, welche den **Conchini** nicht liebten, ergriffen die Parthey der **Galigai**, und beklagten sie, um die Regentin wider den Marquis noch mehr zu erzürnen. Alles dieses trieb den **Conchini** an, sich zu den Prinzen vom Geblüte zu schlagen, welche die **Guisen** und den **Epernon** erniedrigen, und die Minister vom Hofe verjagen wolten. **Conchini** suchte sich vorzüglich an dem Canzler zu reiben. Er hatte sich bemühet, für den **Dolee**, seine Creatur und

sei-

seinen Vertrauten, die Stelle eines Generalprocureurs beym Parlament zu Paris, welche durch den Tod des la Guesle ledig geworden war, zu erhalten; allein Silleri hatte sie für den Believre, seinen Anverwandten, davon getragen. Um sich wegen dieser Beleidigung zu rächen, hatte sich Conchini vorgenommen, dem Silleri die Siegel zu entreissen, und sie dem Dole geben zu lassen.

§. 15.

Man muste indessen das Geschäfte der doppelten Heirath zu Ende bringen, und dem Herzog von Mayenne die nöthigen Verhaltungsbefehle geben, um im Namen des Königs um die Infantin Anna anzuhalten. Die Gegenwart und die ausdrückliche Einwilligung aller Prinzen vom Geblüt war bey dieser Gelegenheit von der äussersten Wichtigkeit. Die Minister brauchten verschiedene Personen, um die Zurückkunft des Prinzen von Conde und des Grafen von Soissons zu bewerkstelligen; allein der Oncle und der Neffe wolten von Seiten der Minister, die sie zu stürzen willens waren, nichts hören m). Der Marquis von Ancre, der die Prinzen zur Ausführung seiner Absichten nöthig hatte, übernahm sehr gern, sie zur Rückkehr an den Hof zu bewegen. Man versprach ihnen alle ihrer Geburt schuldige Achtung. Soissons lies sich durch die Hofnung, das Gouvernement von Quilleboeuf in der Normandie zu erhalten, hintergehen. Conde war nach diesem leicht zu überreden. Die beyden Prinzen giengen anfänglich unter Begleitung von fünfhundert Reutern nach Paris. Die Regentin schien erschrocken zu seyn; sie erholete sich aber bald wieder von ihrer Furcht. Sie kamen wenige Tage darauf nach Fontainebleau, wo der Hof den Frühling über zubrachte. Die Freunde des Grafen von Soissons riethen ihm, seine Einwilligung zu der doppelten Heirath zu verweigern, bis er desjenigen, wozu man ihm

m) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

ihm Hofnung gemacht, mehr versichert wäre, und den Prinzen von **Conde** von seiner Einwilligung abzuhalten. Allein der Marschal von **Lesdiguieres**, der beständig durch die Hofnung, sein Patent zum Herzog und Pair beym Parlament verificiren zu lassen, hintergangen wurde, ob ihn gleich der Hof schon über sechs Monate aufhielt; **Lesdiguieres**, sage ich, überredete den Grafen von **Soissons**, dasjenige zu thun, was die Regentin von ihm verlangte. Nachdem also die doppelte Heirath und die Gesandschaft des Herzogs von **Mayenne** und des **Puisieux**, Staatssecretairs und eines Sohnes des Canzlers, im Staatsrathe vorgetragen worden war, so wurde die Sache beschlossen, ohne daß sich jemand dawider setzte. Man laß hierauf die Volmacht und Verhaltungsbefehle vor, die dem Herzoge von **Mayenne** gegeben wurden, welcher unmittelbar nachher mit dem **Puisieux** abreisete. Der Herzog von **Pastrano** kam seiner Seits nach Frankreich, um im Namen des Königes und des Prinzen von Spanien um die **Elisabeth**, ältesten Tochter von Frankreich, anzuhalten n).

§. 16.

Das Jahr 1612 wurde wegen der Feste und Schauspiele, die in Frankreich, Spanien und Neapolis wegen der Bekantmachung der doppelten Heirath zwischen den beyden Kronen, und in Deutschland bey der Wahl des **Matthias**, Königes von Ungarn, und des zu Frankfurt gekrönten Kaisers, angestellet wurden, das **Jahr der Pracht** genennet. **Rudolph** II, des **Matthias** Bruder, war zu Anfange dieses Jahres an einem Schaden an den Füssen gestorben. Dieses Jahr war das sechzigste seines Alters, und das 26ste seiner Regierung in Deutschland. Ein Prinz, den man zu regieren für fähig gehalten haben würde, wenn er niemals zu einer souverainen Macht gelanget

n) **Siri** Memorie reconditi T. 2. p. 685. 686.

langet wäre o). Nach seinem Tode machte der Herzog von Neuburg dem Herzog von Zweybrücken das Reichsvicariat streitig, so wie er sich auch schon um die Verwaltung der Pfalz und um die Vormundschaft des jungen Churfürsten gestritten hatte. Die beyden Herzoge liessen ihre Patente in die dem Pfälzischen Vicariat unterworfenen Provinzen ergehen, so wie der Churfürst von Sachsen die seinigen in seinem Vicariat hatte bekant machen lassen, um jederman zu ermahnen, in Ruhe zu bleiben, und alle Sachen, die ihn bis auf die nächste Wahl erforderten, vor den Reichsvicarius zu bringen. Da aber der Herzog von Zweybrück im vorhergehenden Jahre auf dem Reichstage zu Nürnberg als Administrator bestätiget worden war, so brachte ihm dieses grossen Vortheil zuwege; denn er war in eben der Würde bey der Wahl des neuen Kaisers zugegen, und legte daselbst seine Stimme ab. Der Churfürst von Maynz hatte nach dem Rechte, das ihm vermöge der goldenen Bulle zukomt, den Reichstag auf den 24sten May nach Frankfurt berufen. **Ferdinand** von Bayern, der nach dem im Monate Februar sich zugetragenen Tode **Ernsts**, seines Anverwandten, Churfürst von Cöln geworden war, und dem er als ernanter Coadjutor folgte, der Erzbischof von Trier, und **Johann George**, Herzog von Sachsen, begaben sich dahin. **Johann Sigismund**, Marggraf von Brandenburg, schickte an seine Stelle einen Gesandten dahin ab. **Matthias** kam als König von Böhmen mit der Königin, seiner Gemahlin, und unter Begleitung von dreytausend Personen zuletzt an. Er hatte bey dem churfürstlichen Collegio um die Erlaubniß gebeten, eine grössere Anzahl von Leuten bey sich zu haben, als es die goldene Bulle den Churfürsten bey einer solchen Gelegenheit erlaubet. Sie hielten auf dem Rathhause zu Frankfurt ihre ersten Zusammenkünfte. Man beobachtete in denselben alle Formalitäten, die vor der Wahl vorhergehen müssen. Den 13ten Junius giengen die Chur-

o) Mercure François 1612.

fürsten in die Bartholomäuskirche. Nachdem sie daselbst den gewöhnlichen Eid abgeleget hatten, begaben sie sich in das kaiserliche Zimmer, und **Matthias II**, König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, wurde zum Kaiser erwählet und ausgerufen. Es ist hier nicht der Ort, von allen den Ceremonien, die bey dieser Handlung gebräuchlich sind, eine Beschreibung zu geben. Die grosse Menge Prinzen, und der zahlreiche deutsche Adel machen die gröste Schönheit derselben aus. Ausser den Prinzen von souverainen Häusern, die haufenweise nach Frankfurt gekommen waren, ausser den Grafen und Barons, die der Kaiser und die Churfürsten in ihrem Gefolge hatten, zählete man noch neunzig andre, die dem **Matthias** aufwarteten. Er wurde den 24sten Junius mit der gewöhnlichen Pracht gekrönet. Man muß den Eid billigen, den man ihn schwören lies, der Vertheidiger und Beschützer der Kirche überhaupt und insbesondre zu seyn, das Reich nach der Gerechtigkeit seiner Vorfahren zu regieren, alle Rechte desselben sorgfältig zu erhalten, die Armen, die Reichen, die Witwen und Wayfen zu beschützen, endlich sich Jesu Christo zu unterwerfen und demselben gehorsam zu seyn. Ist es aber nicht die gröste Beschimpfung von der Welt, daß man in diesem Eide den Römischen Bischof unmittelbar nach dem Heiland der Welt setzet? Der Kaiser verspricht, sowol Gott als dem Papste zu gehorchen. Seltsame Verblendung der Prinzen, die den Geist der Religion, die sie zu beschützen sich eidlich anheischig machen, nicht erkennen wollen! Daß der Bischof zu Rom der Souverain einiger Italiänischen Provinzen ist, dis ist ein sehr grosser Mißbrauch in der Religion; daß sich aber Kaiser und Könige verbindlich machen, ihm gehorsam zu seyn, dis ist eine gänzliche Umkehrung des Evangelii. Man sagte ehedem, daß die Kirche im Reiche sey; haben die ersten Christen behauptet, daß das Reich in der Kirche wäre? Sie muß Gott und den Souverains gehorchen; die Kaiser und Könige haben aber nur Gott

über

über sich. So dachte man in den ersten Jahrhunderten. Jedweder würde noch eben so denken, wenn sich die Regenten von ihrem wahren Interesse und von der Religion ihrem, zu welcher sie sich bekennen, unterrichten laßen wolten. Indem sie der Clerisey grosse Reichthümer und Vorzüge gestattet, so haben sie ihr zugleich etwas in die Hände gegeben, womit sie ihre Wohlthäter zu erniedrigen vermögend sind. Da **Matthias** gewünschet hatte, daß die Kaiserin, seine Gemahlin, gekrönet würde, so gieng diese Krönung zwey Tage nachher vor sich.

§. 17.

Leonhard Donato, Doge von Venedig, starb fast zu eben dieser Zeit. **Antonius Memmi** wurde an seine Stelle den 24sten Julius erwählet, und des andern Tages gekrönet. Die Regierung des **Donato** war wegen der Streitigkeit der Republik mit dem Papst **Paul** V berühmt, der alle unter der Venetianischen Herrschaft stehende Länder mit dem Bann belegte. Der Doge und der Senat schienen anfänglich die rechtmäßige Autorität der Souverains herzhaft vertheidigen zu wollen; sobald sie sich aber mit dem Papst in Unterhandlungen einliessen, so verloren sie den Muth und die Standhaftigkeit, welche ihre Vorfahren bey eben solchen Gelegenheiten von sich hatten blicken lassen. Sie gaben fast auf alle Artikel nach, die der Römische Hof verlangte, ausgenommen auf die Wiedereinsetzung der Jesuiten, die sich nach Verkündigung des Kirchenbannes wegbegeben hatten. Diese Gesellschaft hatte in Frankreich weit mehr Unglück angerichtet, als zu Venedig. Ueber den letzten Punct, sich von den guten Vätern befreyet zu sehen, vergnügt, haben indessen diese weise Rathspersonen weit länger als Frankreich dem Anhalten des Römischen Hofes um die Wiedereinsetzung der Gesellschaft widerstanden. Während der Zwistigkeiten mit dem Papste hatte die Herrschaft allen Unterthanen der Republik bey Strafe einer ewigen Landesverweisung anbefehlen

lassen, mit den Jesuiten keine Gemeinschaft zu haben, noch ihre Kinder in ihren Collegiis studiren zu lassen. Eben dieser Befehl wurde in diesem Jahre bey Gelegenheit einer Dame von Bresse erneuert, die sich nach Castiglione begeben hatte, um daselbst unter der Aufsicht der guten Väter zu leben. Sie hatten hieselbst, ich weis nicht was für ein Collegium für Frauenzimmer errichtet, und viele derselben von Stande begaben sich in dasselbe. Die Bressanische Dame verkaufte das Gut, das sie in den Staaten der Republik hatte, um diese neue Errichtung zu vergrössern. Der Senat verhinderte aber die Veräusserung desselben, und er lies die Venetianischen Damen zurückberufen, die sich der Führung der Gesellschaft in ihrem Collegio zu Castiglione würden haben überlassen können p).

§. 18.

Der Marschal von **Bouillon** war als ausserordentlicher Abgesandter nach England gegangen, um den König **Jacob** von der doppelten Heirath zu benachrichtigen, und den Verdacht, den ihm diese Verbindung verursachen konte, zu zerstreuen. **Bouillon** hatte eine besondere Absicht bey dieser Reise. Er wolte die Heirath des jungen Churfürsten von der Pfalz, eines Neffen der Marschallin, die aus dem Hause Oranien war, mit der Prinzeßin von England bewerkstelligen q). **Maria** von Medicis, deren sich der Römische Hof zur Erlangung seiner Absichten beständig bedienete, hatte ihrem Gesandten befohlen, sich bey dem Könige von Großbritannien zu beschweren, daß er dem Bündniß der deutschen protestantischen Prinzen wider die Römische Religion beygetreten wäre, und Se. Britannische Majestät zu bitten, die Strenge der Gesetze wider diejenigen Engländer, die sich zu der catholischen Religion bekenneten, zu mäßigen. Der Marschal hatte noch überdem einen ausdrücklichen Befehl, den König

p) Mercure François 1612.

q) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 684-686.

nig Jacob dahin zu bringen, daß er die Aufführung der Reformirten in Frankreich bey ihrer letzten Zusammenkunft zu Saumur mißbilligte, und ihn vornemlich wider den Herzog von Rohan einzunehmen, der der eifrigste unter den protestantischen Herren war r). Bouillon hatte den Rohan bey der Königin von Frankreich schon so angeschwärzet, daß er von selbst sich vorgesetzt hatte, dem Herzoge bey dem Engländischen Hofe keinen vortheilhaften Dienst zu erweisen. Jacob lies sich sehr leicht überreden, daß Frankreich bey dieser doppelten Verbindung mit Spanien nur auf das algemeine Wohl der Christenheit bedacht wäre, und daß die Regentin die Freundschaft der protestantschen Prinzen und Staaten nicht weniger zu erhalten suchen würde. Bouillon suchte hierauf dem Könige weiszumachen, daß sich der Papst keiner gewaltsamen Mittel wider die Protestanten bedienen wolte, und daß er sie nur durch die Predigt und durch die guten Exempel der Clerisey zu bekehren sich bemühete. Der Marschal ergrif diese Gelegenheit, ihm die Klagen der Regentin, daß er zu dem Bündniß der deutschen Protestanten getreten wäre, und die Bitte, welche Maria von Medicis zum Besten der Engländischen Papisten an ihn that, beyzubringen. Ich weis nicht, ob der gute Prinz dasjenige so leicht glauben wolte, was ihm der Gesandte von den Gesinnungen des Papstes sagte. Dem sey indessen wie ihm wolle, so antwortete Jacob, daß das protestantische Bündniß nur eine gegenseitige Vertheidigung der Staaten der verbundenen Prinzen beträfe, und daß die Religion im geringsten keinen Antheil daran hätte. Was die catholischen Engländer anlangte, so versicherte er, daß er sie gerne in Ruhe lassen wolte, sobald sie ihm gewisse Versicherungen ihrer Treue und ihres Gehorsams geben würden. Bouillon schrieb dieses nach Frankreich; und Villeroi vertraute es sogleich dem Nuntius an. Die Regentin lag dem Ubaldini an, es seinem Herrn zu wissen zu thun; und sie

r) Memoires du Duc de *Rohan* L. 1.

fügte hinzu, daß sie deshalb an Breves, ihren Gesandten, schreiben würde, damit Se. Heiligkeit ein Mittel finden möchte, den König von Großbritannien zu befriedigen. In Ansehung der Reformirten in Frankreich war Jacob nicht auf einmal so geschmeidig f). Der Herzog von Rohan unterhielt mit Heinrich, dem ältesten Sohne des Königs, einen ziemlich starken Briefwechsel. Dieser Prinz gab sehr gute Hofnung von sich. Er lies einen bey den Personen von seinem Alter seltenen Eifer für das Wohl der protestantischen Religion von sich blicken. Das Römische Volk liebte nie den Germanicus so stark, als schon die Engländer den Prinzen von Wallis liebten. Und der Vater war vielleicht über den Beyfal, den man seinem Sohne gab, nicht weniger mißvergnügt, als Tiberius ehedem über den Ruhm desjenigen eifersüchtig war, den er nach dem Willen des Augustus zum Sohne annehmen müssen. Rohan hatte überdem einen Edelman von dem Gefolge des Gesandten auf seine Seite gebracht. Dieser geheime Freund muste Se. Britannische Majestät von der Warheit alles dessen, was sich in Frankreich zugetragen hatte, benachrichtigen; so, daß der König genugsam vorbereitet war, wenn man mit ihm vor der Versamlung zu Saumur redete. Wenn die Königin, ihre Gebieterin, gab er dem Bouillon zur Antwort, die den Protestanten ihres Königreichs bewilligten Edicte verletzen will, so soll mich die Verbindung, die ich mit Frankreich gemacher und bestätiget habe, nicht abhalten, ihnen beyzustehen, und sie zu beschützen. Wenn meine Nachbarn wegen eines Streites, der mich betrift, angegriffen werden, so will das natürliche Recht, daß ich dem Unglück, das mich bedrohet, zuvorkomme. Glauben sie mir, mein Herr Marschal, fügte der König hinzu, man muß sie mit dem Herzoge von Rohan wieder aussöhnen. Ich werde ihm zu wissen thun lassen,

f) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

sen, daß ich wünschte, daß sie mit einander vergnügt lebten. Möchte doch der König Jacob und seine Kinder solche billige, solche für das Wohl Englands und der Reformation nöthige Gesinnungen jederzeit beybehalten haben! Niemals würde Ludwig XIII noch sein Sohn sich unterstanden haben, so viele unschuldige Franzosen zu drücken. Der Marschal von Bouillon, der mit dem Könige von England behutsam umgehen wolte, redete von der Versamlung zu Saumur nicht mehr. Der üble Erfolg seiner Unterhandlung in diesem Stücke zog ihm einige Verdrieslichkeiten mit den Ministern der Regentin zu. Sie sagten öffentlich, daß Bouillon weder den Gesinnungen, noch den Befehlen Seiner Majestät Folge geleistet hätte. Der Marschal beschwerete sich seiner Seits, daß man mit ihm nicht wohl umgegangen wäre. Er behauptete, daß man ihm eine Beschimpfung hätte zufügen wollen.

§. 19.

Lesdiguieres war mit den Ministern eben so wenig zufrieden, als Bouillon. Es sey nun, daß zwischen der Königin und dem Parlamente einige Uneinigkeit entstanden war; oder, daß diese Gesellschaft in der That glaubte, daß man den Protestanten die höchsten Würden nicht zugestehen müste: so konte Lesdiguieres niemals dazu gelangen, sein Patent zum Herzog und Pair verificiren zu lassen. Das Parlament stelte der Königin vor, daß Brissac und Fervaques, die weit ältere Marschälle von Frankreich als Lesdiguieres wären, Ursach haben würden, sich zu beklagen, wenn man ihnen nicht eben diesen Vorzug einräumete; daß der Herzog von Roannez ein Patent vom verstorbenen Könige hätte, welches ihm die Versicherung gäbe, daß vor ihm kein anderer im Parlamente aufgenommen werden solte; daß es endlich zu einer Zeit der Minderjährigkeit gefährlich wäre, aus Gefallen gegen einen neuen Menschen die berühmtesten und ältesten Häuser

des Königreichs mißvergnügt zu machen t). Dieser Vorstellungen ohnerachtet schickte die Königin die Befehle ihres Sohnes zur Verification des Patents ab. Lesdiguieres konte sie nicht erhalten, da sich die Kammern zur Berathschlagung über seine Sache versamlet hatten. Die Stimmen waren zweymal getheilet; und die Königin, die dasjenige hatte, was sie vom Marschal erwartete, wolte sich ihres ganzen Ansehens nicht bedienen, unter dem Vorwande, daß ihr die Klugheit nicht erlaubte, bey der gegenwärtigen Lage der Sachen das Parlament aufzubringen u). Voll Verdruß, sich auf eine solche Art verspottet zu sehen, vereinigte sich Lesdiguieres mit den Prinzen vom Geblüte und mit den andern, die die Minister stürzen wolten.

§. 20.

Conchini, der sich mit seiner Gemahlin wieder versöhnet hatte, bediente sich so geschickt, als es ihm möglich war, des Prinzen von Conde und des Grafen von Soissons, um das grosse Ansehen, worin die Herzoge von Guise und Epernon standen, zu verkleinern. Cäsar, Herzog von Vendome, hatte sich mit Genehmhaltung der Regentin auf ihre Seite geschlagen; diese öffentliche Vereinigung zog ihm aber einen unerwarteten Verdruß zu. Da man die Prinzen vom Geblüte nöthig hatte, um die Heirathssache mit dem Herzoge von Pastrano, dem Gesandten des Königes von Spanien, zu Stande zu bringen, so bemühete sich die Regentin, sie durch die Ernidrigung der Parthey, die ihnen zuwider war, zu befriedigen. Vendome hatte Lust, die Landstände der Provinz Bretagne, von welcher er Gouverneur war, zu versamlen. Um ihn zu bestrafen, daß er sich mit den alten Feinden seines Vaters und des Hauses Bourbon verbunden hatte, liessen die Prinzen vom Geblüte der Königin insge-

t) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 696.
u) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

insgeheim sagen, daß sich Cäsar in einer entlegenen Provinz, wo er ein grosses Ansehen, und durch seine Gemahlin, die Erbin des Hauses von **Mercoeur**, grosse Reichthümer hätte, einen grossen Anhang würde zuwege bringen können. **Conchini** und die Minister machten diese Staatsursachen bey der **Maria** von Medicis noch scheinbarer und gültiger. Da also der Herzog von **Vendome** um die Erlaubniß anhielt, die Landstände von Bretagne versamlen zu dürfen, so schlug es ihm die Regentin schlechterdings ab. Dem Marschal von **Brissac**, Generallieutenant der Provinz, den man gebrauchet hatte, um dem Cäsar bey der Königin zu schaden, wurde diese wichtige Sache aufgetragen. Der Herzog von **Vendome** wurde durch diese abschlägige Antwort dermassen aufgebracht, daß er den Marschal herausfordern lies. Die Regentin nahm diese Ausschweifung eines jungen Menschen sehr übel auf. Ohne eine Versöhnung des Cäsars mit **Brissac** abzuwarten, befahl sie dem ersten, den Hof zu verlassen, und sich in sein Haus zu Anet zu begeben. Der andere gieng hierauf nach Bretagne, aller Bemühungen und Intriguen der Herzoge von **Guise**, von **Vendome** und von **Epernon** ohnerachtet, die wegen der verächtlichen Begegnung und der unangenehmen Worte, die sie bey dieser Gelegenheit von der Regentin bekamen, überaus erzürnet waren.

§. 21.

Diese Bestrafung der **Guisen** und des Herzogs von **Epernon** verursachte dem Grafen von **Soissons** ein überaus grosses Vergnügen; sein rachsüchtiges Temperament war aber hiemit noch nicht zufrieden. Er hatte sich vorgenommen, die Minister, und vornemlich den Canzler von **Silleri**, zu stürzen. Der Haß des **Soissons** gegen diese Personen war desto grösser, da er sich einbildete, daß **Silleri**, **Villeroi** und **Jeannin** verhinderten, daß ihm die Regentin dasjenige nicht bewilligte, wozu sie ihm

Hof-

Hofnung gemacht hatte. Der Prinz von Conde war über die Verzögerungen des Hofes eben so schwierig als sein Oncle. Sie befürchteten alle beyde, daß die Minister den Prinzen vom Geblüte eben so zu schaden suchen würden, als den Herzogen von Guise und dem Epernon, um sich bey den beyden widrigen Partheyen in ihrem Ansehen zu erhalten. Der Marquis von Ancre unterhielt den Prinzen von Conde und den Grafen von Soissons in dieser Meynung auf eine kluge Art x). Die Königin, sagte er zu ihnen, ist gegen die Prinzen sehr gut gesinnet. Sie würde ihnen Genugthuung verschaffen, wenn ihr nicht die Minister unaufhörlich vorstelleten, daß es gefährlich sey, sie in zwo so ansehnlichen Provinzen, als die Normandie und Guienne ist, zu mächtig werden zu lassen. Dis hält die Königin so sehr auf, dem Prinzen das Schloß Trompette, und dem Herrn Grafen Quilleboeuf zu geben. Vom Anfange der Regierung an hatte der ehrgeitzige Conchini den Vorsatz gefasset, alle Sachen am Hofe zu ändern, die Minister des verstorbenen Königs zu entfernen, und an ihrer Stelle Leute zu setzen, die lediglich von ihm abhiengen. Die gegenwärtigen Umstände schienen dem Marquis von Ancre zur Vollziehung seines Projects vortheilhaft zu seyn. Als er sich an einem gewissen Tage mit dem Prinzen von Conde, dem Grafen von Soissons und den Marschällen von Bouillon und von Lesdiguieres beysammen befand, so lies er sie alle gemeinschaftlich an dem gänzlichen Umsturz der Minister arbeiten. Der Graf von Soissons versprach damals, daß er nach seiner Zurückkunft von einer kleinen Reise, die er nach der Normandie thäte, dem Canzler von Silleri auf eine sehr schimpfliche Art begegnen würde. Lesdiguieres, der mißvergnügt nach Dauphine wieder gieng, verpflichtete sich den Prinzen beyzustehen, und ihnen im Fall der Noth zehntausend Mann

x) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

Mann zu Fusse und funfzehenhundert zu Pferde bis vor die Thore von Paris zuzuführen. Der Herzog von Savoyen trat insgeheim allen diesen Intriguen bey. Er stand mit dem Grafen von **Soissons** in einem genauen Briefwechsel. Das Verlangen, sich an der Regentin zu rächen, die dem Prinzen von Spanien die älteste Tochter von Frankreich gab, welche dem Prinzen von Piemont versprochen worden war; die Hofnung, aus den Zwistigkeiten in Frankreich Nutzen zu ziehen, und dasjenige wieder zu erlangen, was er **Heinrich** IV gegen das Marquisat Saluzzo zu geben genöthiget worden war: alle diese Ursachen trieben den **Carl Emanuel** an, nichts zu unterlassen, was vermögend seyn konte, vermittelst der Prinzen vom Geblüte, oder der reformirten Parthey einen bürgerlichen Krieg in Frankreich anzuzünden. Er liess sich deshalb beständig bald mit dem Grafen von **Soissons**, bald mit dem Marschal von **Lesdiguieres** in Unterhandlungen ein. Er verdoppelte seine Intriguen, nachdem er diese oder jene über den Hof mißvergnügt sahe.

§. 22.

Der Prinz von **Conde** und die andern hatten sich von dem Grafen von **Soissons** versprechen lassen, von dem wider den Canzler geschmiedeten Vorhaben dem Marquis von **Coeuvres**, seinem Vertrauten, nichts zu sagen. Sie sahen wohl vorher, daß **Coeuvres**, der gewohnt war, den Grafen aufzuhalten, wenn sich der Zorn seiner zu sehr bemeisterte, nicht unterlassen würde, dem **Soissons** vorzustellen, daß es für einen Prinzen vom Geblüte unanständig wäre, die erste obrigkeitliche Person des Königreiches zu beschimpfen. Die Sache trug sich so zu, wie man es vermuthet hatte. Der Graf von **Soissons** konte das Geheimniß nicht bey sich behalten. Er entdeckte es dem Marquis von **Coeuvres**, der ihm die üblen Folgen einer solchen Unternehmung vor Augen stelte. Es war aber darum zu thun, den Grafen von dem

Worte,

Worte, das er den andern gegeben hatte, zu befreyen. Coeuvres fand glücklicher Weise das Mittel dazu. Der Streit, den Soissons auf seiner Reise nach der Normandie mit dem Marschal von Fervaques bey Gelegenheit der Besatzung zu Quilleboeuf hatte, welche Fervaques ohne Wissen des Grafen verstärket; dieser Streit, sage ich, gab dem Marquis von Coeuvres Gelegenheit, öfters nach der Normandie zu gehen, und an den Hof zurück zu kommen, um dem Grafen von Soissons, der sich öffentlich über den Marschal von Fervaques beschwerete, einige Genugthuung zu verschaffen. Conchini, der mit dem Soissons nicht zufrieden war, daß er seine Zurückkunft nicht beschleunigte, um an dem Untergange des Canzlers zu arbeiten, machte selbst dem Marquis von Coeuvres bey dem Marschal von Bouillon in Gegenwart des Prinzen von Conde, des Harlai von Beaumont, und des Dole die Ursachen bekant, die man hätte, die Zurückkunft des Grafen von Soissons zu betreiben. Coeuvres hatte sich gestellet, als wenn er von dem unter ihnen wider den Canzler gemachten Complot nichts wüste. Da man es ihm erkläret hatte, so stelte er ihnen die Heßlichkeit ihrer Handlung so lebhaft vor, daß sie sich derselben schämeten. Wenn sie Beweise in Händen haben, sagte er zu ihnen, daß der Canzler seine Schuldigkeit nicht thut, ist es nicht anständiger und sicherer, die Königin davon zu benachrichtigen, und Ihro Majestät zu bewegen, ihm die Siegel zu nehmen, als auf eine unanständige Art das Haupt der Gerechtigkeit zu beschimpfen? Eine so grosse Gewaltthätigkeit wird gewiß andere wider sie nach sich ziehen? Wer wird inskünftige dem Silleri folgen, wenn man gewahr wird, daß man mit Sicherheit eine Stelle nicht verwalten kan, die öfters denjenigen, der sie bekleidet, dem Mißvergnügen der Prinzen und Grossen ausezet, wenn man den Befehlen des

Köni

Königes gehorchen muß: Der Marschal von Bouillon war der erste, der den Vorstellungen des Coeuvres Gehör gab. Diese Gründe, sagte er, sind um desto eher anzunehmen, da sie der Herr Marquis auf eine großmüthige Art zum Vortheil eines Mannes anführet, über den er sich zu beklagen Ursach hat. Man dachte nunmehr nicht darauf, dem Canzler einen empfindlichen Schimpf zuzufügen; ein jeder nahm nur Maasregeln, ihn bey der Regentin verächtlich zu machen.

§. 23.

Conchini und seine Gemahlin arbeiteten daran mit weit mehrerm Eifer, als alle andere. Dieser Italiäner war der gröste Betrüger von der Welt. Zu eben der Zeit, da er sich des Grafen von Soissons bedienete, um den Canzler und die Minister zu stürzen, verhinderte er selbst, daß die Regentin diesem Prinzen durch das Gouvernement von Quilleboeuf nicht zufrieden stelte. Der Baron von Luts, der Agent des Marquis von Ancre, bat in seinem Namen den Herzog von Guise inständigst, sich für die Königin zu erklären, und die abschlägige Antwort, die sie dem Grafen von Soissons geben wolte, zu unterstützen. Dem Guise mißfiel diese Untreue des Conchini so sehr, daß er sie dem Soissons zu wissen thun lies. Das Haus Guise, der Cardinal von Joieuse und der Oberstalmeister Bellegarde, die über das Verhalten der Maria von Medicis gegen den Herzog von Vendome mißvergnügt waren, suchten sich mit den Prinzen vom Geblüte wider den Marquis von Ancre zu vereinigen. Nur der Herzog von Epernon verabsäumete es, dieser neuen Verbindung beyzutreten; es sey nun, daß ihn sein Stolz abhielt, zur Befestigung seines wankelnden Ansehens bey den Prinzen vom Geblüte seine Aufwartung zu machen, oder daß ihm ein Fluß, mit welchem er damals beschweret war, nicht erlaubte, an Hofränke

ränke zu denken. Es befanden sich bey der Parthey der **Guisen** einige Französische Herren, die nicht mehr, und vielleicht noch weniger als der Marquis von **Ancre** galten. Man glaubte durchgängig, daß **Bellegarde** in diesem Jahre Leute anstiftete, die den **Conchini**, den er schon längst hassete, beschuldigen musten, daß er sich weis nicht was für Zaubereyen habe machen wollen, um vermittelst eines Spiegels Liebe zu erregen. Diese Sache brachte den Marquis von **Ancre** in grosse Verlegenheit. Er glaubte dem Abgrunde so nahe zu seyn, daß er den Herzog von **Mayenne**, seinen Freund, der schon an den Pyrenäischen Gebirgen war, um nach Spanien zu gehen, an den Hof zurückkommen zu lassen versuchen wolte. **Conchini** suchte sich seiner und des Grafen von **Soissons** wider seine Feinde zu bedienen; allein er fand Wege, sich ohne dem Herzog von **Mayenne** aus dem Handel zu wickeln. Ja selbst diese Sache dienete ihm dazu, den Canzler bey der Regentin anzuschwärzen. Es war ihm aufgetragen worden, zu versiegeln, um den Ankläger verhören zu lassen. **Silleri**, der den Marquis von **Ancre** nicht liebte, und der seinen Feinden günstig war, machte einige Schwierigkeiten, das Siegel aufzudrücken. **Conchini** beschwerete sich darüber bey der Königin, die nunmehr über den Canzler ihr Mißvergnügen zu bezeigen anfieng.

§. 24.

Die bösen Rathschläge, denen die Regentin Gehör gab, setzten sie auf allen Seiten mit den Prinzen vom Geblüt, mit den Grossen des Hofes, mit dem Parlament, und endlich auch mit den Reformirten in Verwirrung. Die Spaltung, die unter den vornemsten von dieser Kirchgemeinschaft herrschete, veranlassete die **Maria** von Medicis und ihre Minister, gewisse Dinge wider die Edicte zu unternehmen, daran sie vielleicht nicht gedacht hätte, wenn zween Männer, die vermögend waren, ihre Religion gegen jedermann zu schützen, in gutem Vernehmen und Einträchtig-

trächtigkeit des Sinnes hätten leben wollen. Ich meyne damit den Marschal von **Bouillon** und den Herzog von **Rohan**. Jener bedienete sich des Zutrits, den er zur Regentin hatte, dazu, daß er den andern bey derselben verhast machen wolte y). Was bey der Versamlung zu **Saumur** vorgefallen war, hatte den Marschal wider den Herzog dergestalt entrüstet, daß **Bouillon** es wagete, dem Herzog von **Rohan** das Gouvernement von St. Jean d'Angeli, welches ihm der verstorbene König gegeben hatte, zu entreissen. Weil nun der Herzog von **Rohan** gar bald erfuhr, was für schlechte Dienste ihm am Hofe geleistet wurden, so begab er sich dahin, um sich zu rechtfertigen. Nachdem er nun der Königin vorgestellet, daß er sich in der Versamlung zu **Saumur** als ein ehrlicher Mann aufgeführet, so setzte er hinzu: **Ich bekenne es, Madame, daß ich mich dem Marschal von Bouillon widersetzet habe; es ist aber in keiner andern Absicht geschehen, als Ew. Majestät neue Beweise von meiner Treue und Diensteifer vorzulegen. Ich habe kein Vertrauen zu solchen Leuten, die sich zu beyden Seiten unentbehrlich machen wollen.** Sehr selten sind ihre Absichten aufrichtig. **Hätte der Marschal von Bouillon seinen Zweck bey unserer Versamlung zu Saumur erreichet, so würde er sich dessen wider Ew. Majestät bedienet haben. Geschiehet es einstens, daß Bouillon unter uns Herr wird, so wird Dero Autorität im Königreiche dadurch gewiß nicht bevestiget werden.** Der Herzog von **Rohan** erfuhr bey dieser Gelegenheit die Warheit einer Anmerkung, die er selbst aus der Erfahrung gemachet hatte, **daß es schwer sey, einen Fürsten eines andern zu bereden, der durch Vorurtheile eingenommen worden.** Die Regentin achtete auf seine Vorstellung gar nicht. Es kam die Zeit heran, daß ein neuer Burgemeister zu St. Angeli gewäh-

y) Mem. du Duc de *Roh.* Lib. 1. Vie de du *Plessis-Mornai.* L. 3.

gewählet werden solte. Es war für den Herzog von Rohan von äusserster Wichtigkeit, daß derjenige, der diese Stelle bisher gehabt, nicht weiter dabey gelassen würde. Denn die Parthey, die dem Gouverneur zuwider war, hatte diesen Menschen gewonnen; wäre es ihnen nach ihrem Entwurf gelungen, so würde der Herzog alles Ansehen an diesem Orte verloren haben. Unter dem Vorwande, daß sein Bruder gefährlich krank läge, reisete er schleunig von Paris ab. Unterweges nahm er seinen Bruder Soubize zu sich, und sie verfügten sich beyderseits nach St. Jean d'Angeli. Als der Wahltag herangekommen war, so wurde ein Handschreiben des Königs übergeben, darin der Befehl enthalten war, daß der bisherige Burgemeister ohne Folge aufs zukünftige, und ohne Nachtheil der Vorrechte der Einwohner bey seinem Amte bleiben solte. Der Herzog von Rohan stelte vor, daß Ihro Majestät von dem Zustande der Stadt schlecht unterrichtet wären, als in welcher gar keine Spaltung herrschete, wie in dem Handschreiben vorausgesetzet würde, und daß man daher ohne die gewöhnliche Formalität zu einer andern Wahl schreiten könte. **Ich will es schon**, sagte er, **bey Seiner Majestät verantworten; ich schicke zu dem Ende meinen Secretair an den Hof.** Der Marschal von Bouillon kitzelte sich schon darüber, daß der Herzog von Rohan sich ohnfehlbar verbrennen würde, er möchte auch diese kitzliche Sache angreifen, wie er wolte. Gestattete er die Beybehaltung des bisherigen Burgemeisters, so war es um seine Autorität geschehen; widersetzte er sich aber dem Befehl des Hofes, so sahe sich dieser genöthiget, einen Mann zu züchtigen, der die Autorität des Königes aus den Augen setzte. Um nun die Regentin auf eine solche Art einzuflechten, daß sie nicht wieder zurückweichen könte, so beredete sie Bouillon, noch einen ausdrücklichern Befehl nachzuschicken, daß der bisherige Burgemeister beybehalten werden solte. Der Herzog von Rohan aber, der gar wohl begrif, daß, wenn

er

er sein Gouvernement verlöre, er selbst unwiederbringlich verloren sey, glaubte, daß er nicht verbunden sey, den Befehlen zu gehorchen, die seine Feinde bey ihr erschlichen hätten. Man erwählete also einen neuen Burgemeister, das ist, man ernante drey Personen, deren Namen an den Hof geschicket wurden, damit Ihro Majestät denjenigen darunter bestimmen möchte, den sie für den tüchtigsten hielte. Mitlerweile nun, da man auf die Antwort der Regentin wartete, wurden die Schlüssel der Stadt in die Hände des ältesten Gerichtsschöppen übergeben. Der Herzog von **Rohan** versicherte sich auf die Weise der Stadt, aus welcher er einige Unterbedienten weggeschaffet hatte, die ihn daran hindern wolten. Diese kühne Handlung brachte die Regentin gewaltig wider den Herzog von **Rohan** auf. Diejenigen, die er an den Hof geschicket hatte, wurden in die Bastille gebracht. Man untersagte der Herzogin seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinen Schwestern, sich nicht aus Paris zu entfernen. Einige thaten im Staatsrath den Vorschlag, den Herzog als einen Aufrührer in der Stadt St. **Jean d'Angeli** zu belagern. Es wurden Befehle ausgefertiget, Truppen zusammen zu ziehen, und die Artillerie in Bereitschaft zu halten. Die Königin machte kund, daß sie sich selbst zur Armee erheben wolle, welche die Marschälle von **Bouillon** und **Lesdiguieres** zu commandiren Lust hatten, um den Reformirten zu zeigen, daß es hier nicht auf die Religion angesehen sey, sondern daß nur der Ungehorsam einer vornehmen Person gezüchtiget werden solte. Der Herzog lies so gleich ein Manifest ausgehen, das an die reformirten Kirchen gerichtet war. Er meldete ihnen darin, daß sein Eifer um ihre Erhaltung ihr diese Verfolgung zuzöge; daß der Verlust der Stadt St. **Jean d'Angeli** den Verlust vieler andern Pfandörter nach sich ziehen, und daß ihre Feinde auf so einem gebahnten Wege nicht stille stehen würden, wenn sie ihm einmal sein Gouvernement entrissen hätten. Das Manifest endigte sich mit einer sehr

lebhaften Ermahnung. Der Herzog beschwerete sich darüber, daß gewisse Commissarien von seiner Conduite Nachricht eingezogen hätten, und als sie dieselbe untadelich befunden, so hätten sie gewisse Edelleute angegossen, denen sonst nichts zur Last geleget werden könte, als daß sie einen Besuch bey ihm abgeleget z). Der Hof, sagte er, fürchtet sich davor, daß unser getheilter Körper sich wieder vereinigen möchte. Der Credit, den sich der Herzog von Rohan durch seine persönlichen Eigenschaften und Aufrichtigkeit erworben, hat gewisse Leute scheel und argwöhnisch gemacher. Muß man uns deswegen almählig entkräften und stückweise hinopfern? Wir müssen uns selbst kennen lernen, wenn wir bestehen wollen. Lasset uns das gute Vernehmen wieder herstellen, das sonst unter uns geherrschet hat. Lasset uns zum Dienste Gottes und des Königs uns widmen. Lasset uns an das Wohlergehen unserer Kirchen und des Staats Hand anlegen. Wir waren sonst der gesündeste und ansehnlichste Theil desselben, ehe unsere Mißhelligkeiten bey der Versamlung zu Saumur entstanden. Dieser grosse Mann, der das Kriegshandwerk noch besser verstund, als die Feder, lies es bey diesem Manifest nicht bewenden, sondern er schickte sich auch zu einer muthigen Vertheidigung an. Es erschien auch ein Manifest von Seiten der Königin. Sie gab sich darin viel Mühe, die Welt zu bereden, daß sie über keinen andern, als den Herzog von Rohan sich zu beschweren Ursache hätte. Man ermahnete alle Franzosen von beyden Religionen, sich mit Ihro Majestät zu der gerechten Absicht zu vereinigen, die sie gefasset hätte, ein Laster zu bestrafen, das für das algemeine Beste des Staats von gefährlicher Folge seyn könte. Endlich versicherte die Königin die Reformirten, daß die Religion an dieser Sache nicht den geringsten Antheil hätte; und daß die Pacifica-

z) Mercure Francois 1612.

fications-edicte deswegen doch unverletzlich gehalten werden solten. Du Plessis Mornay befand sich damals in grosser Verlegenheit. Die Stadt Saumur, deren Gouverneur er war, lag auf der Strasse, welche die Königin reisen muste, fals sie vor St. Jean d'Angeli gieng; und die Klugheit erforderte es, sich dieses wichtigen Platzes zu versichern. Du Plessis wuste nicht, wozu er sich entschliessen solte. Setze ich mich, sagte dieser einsichtsvolle Mann, in Vertheidigungsstand, thue ich Ansuchung um Hülfe, so wird man mich unter dem Vorwande eines Aufruhrs angreifen. Brauche ich aber gar keine Vorsicht, so überlasse ich einen Pfandort, der mir anvertrauet worden, der Discretion unserer Feinde. Wir wollen daher lieber die Gefahr abwarten, unter der Macht und Ungerechtigkeit unserer Feinde unterzuliegen, als den Haß, den man einmal wider unsere Religion gefasset hat, vermehren, und unsern Feinden einen neuen Vorwand geben, uns des Aufruhrs zu beschuldigen. Was für ein Verbrechen wird man mir vorwerfen können? Ich fürchte mich weder vor öffentlichen Untersuchungen, noch vor heimlichen Verleumdungen. Und warum solte man mir was aufbürden können? Ich habe keinen Theil an der Sache des Herzogs von Rohan. Mich um der Religion willen anzugreifen, das würde so viel seyn, als ein Feuer im Königreiche anzünden wollen. Er entschloß sich daher, gar keine Bewegung vorzunehmen. Er lies es dabey bewenden, daß er den Staatsministern die schädlichen Folgen der Rathschläge, die man Ihro Majestät gäbe, vorstellete, und sie ermahnete, die Reformirten im Genuß der Ruhe zu lassen, die ihnen der verstorbene König mit eben so grosser Gerechtigkeit als Weisheit geschenket hätte. Man würde gewiß dem guten Rathe, den Plessis Mornay ertheilete, nr hr

Gehör gegeben haben, wenn es die Feinde, die der Herzog von Rohan unter seinen eigenen Religionsverwandten hatte, verstattet hätten. Es sey nun aber, daß die Regentin auf die Antwort ernstliche Rücksicht genommen, die der König von England dem Marschal von Bouillon wegen der Protestanten in Frankreich ertheilet, oder daß sie besorget, es möchte, wenn mehrere Provinzen sich für den Herzog von Rohan erkläreten, ein bürgerlicher Krieg in Frankreich entstehen; genung, die Königin erkante, daß, da der Herzog von Rohan seines Ortes den königlichen Befehl trotzig aus den Augen gesetzet, sie auch ihres Orts die Autorität des Königs aufs Spiel gestellet. Man war daher auf ein Mittel bedacht, diesen Streit beyzulegen. Themines, Landvogt von Querci, wurde nach St. Jean d'Angeli geschicket, um den Herzog auf andere Gedanken zu bringen. Plessis Mornay gab ihm den vernünftigen Rath, der Königin willig und auf die beste Art nachzugeben, wenn er nur sein Gouvernement so behielte, wie er es bisher gehabt. Nach diesem Fusse wurde die Unterhandlung eingerichtet. Der vorige Burgemeister trat sein Amt wieder an, und die Subalternen, die der Herzog von Rohan nicht in der Stadt hatte leiden wollen, kamen wieder dahin zurück. Allein wenig Tage nachher geschahe eine neue Wahl, und die Regentin gab denen andere Bedienungen, mit welchen sich der Herzog nicht vertragen konte.

§. 25.

Hierauf hielten die Reformirten einen Nationalsynodus zu Privas in Vivarez. Sie erkanten daselbst einmüthig, daß die Spaltung unter den vornehmen Gliedern ihrer Kirchgemeinschaft der reformirten Religion in Frankreich den Untergang zuziehen könne. Der Synodus entschloß sich daher, an der Aussöhnung und Vereinigung derselben aus allen Kräften zu arbeiten.

heiten. Man schrieb an den **Plessis Mornay**, und ersuchte ihn, daß er seine Vorstellungen mit den Bemühungen der Commissarien vereinigen möchte, welche die Gesellschaft ernant hatte, um an diese wichtige Sache Hand anzulegen. Die beyden Marschälle von **Bouillon** und **Lesdiguieres**, die gegen den Hof mißvergnügt waren, willigten ohne alles Bedenken in diese Aussöhnung. Dadurch wurden sie der Regentin und ihren Ministern weit furchtbarer. Die Prinzen vom Geblüt, mit welchen sie sich seit kurzer Zeit vereiniget hatten, musten eine grössere Achtung gegen solche Personen fassen, die vermögend waren, die ganze protestantische vest verbundene Parthey auf ihre Seite zu stellen. In der Aussöhnungsacte, die mit Zuziehung des **Plessis Mornay** war entworfen worden, gaben sich die vornehmen Herren von der protestantischen Religion die Versicherung, daß sie das Vergangene in völlige Vergessenheit stellen, sich unter einander aufrichtig lieben, und einander gegenseitige Beweise der wiederhergestelten Freundschaft geben wolten, so weit solches nur die Religion und die Treue gegen den König verstattete; nicht weniger, daß sie mit zusammengesetzten Kräften an der Ausbreitung des Reiches Gottes, und an dem Ruhestande ihrer Brüder arbeiten und nichts thun wolten, das ihrer Einigkeit und der Uebereinstimmung der Lehre und Zucht, die in den reformirten Kirchen Frankreichs eingeführet worden, im geringsten nachtheilig seyn könte. Die Herzoge von **Rohan** und von **Sulli**, die Marschälle von **Bouillon** und **Lesdiguieres**, **Chatillon**, **Soubise**, la **Force** und **Plessis Mornay** unterzeichneten diese Schrift. Man nahm auch Abrede, daß man die Gouverneure der Pfandörter, wie auch die vornemsten Adlichen um ihre Unterschrift ersuchen lassen wolte.

§. 26.

Die Protestation, die der Nationalsynodus zu **Privas** im Namen aller reformirten Kirchen in Frankreich

herausgab, machte groß Aufsehen im Lande. Die Veranlassung dazu war folgende. Es hatte nemlich die Regentin in ihrem Schreiben an die algemeine Versamlung zu **Saumur** den Deputirten anbefohlen, sich in ihre Provinzen zu begeben, und **in denselben die guten Gesinnungen Ihro Majestät bekant zu machen.** Als die Reformirten nun sahen, daß die Versamlung aus einander gehen muste, ohne daß sie Zeit gehabt, die Antwort zu untersuchen, die auf ihre schriftlich übergebenen Beschwerden und Bitten ertheilet worden, so glaubten sie, daß diesem Uebel vermittelst der Provinzialversamlungen abgeholfen werden könne. Die Regentin schien diese zu billigen, da sie den Deputirten befahl, daß sie ihren Bericht in den Provinzen abstatten solten. Man versamlete sich also zu dem Ende wirklich, ohne daß der Hof etwas dagegen einwendete. Die Statthalter des Königs schrieben selbst einige aus, und die Präsidenten der obersten Gerichtshöfe wohneten denselben mit bey. Die Regentin selbst hatte den Commissarien, welche die Uebertretungen des Edicts von **Nantes** untersuchen solten, Befehl ertheilet, sich noch vor den anzustellenden Versamlungen in die Provinzen zu begeben. Sie fanden sich auch bey gewissen Vorfällen ein. Man konte also nicht sagen, daß sie ohne Vorwissen und Erlaubniß Ihro Majestät der Regentin wären veranstaltet worden. Sie selbst setzte ja die Erlaubniß dergestalt voraus, daß sie ihren Commissarien Befehl gab, denselben beyzuwohnen, und daß ihre Bedienten und obrigkeitlichen Personen dabey zugegen seyn solten. Als hierauf die Deputirten der acht Provinzen nach Paris kamen, um das zu vollenden, was die Versamlung zu **Saumur** nicht hatte bewerkstelligen können, und um günstigere Antwort auf ihre übergebenen Beschwer- und Bitten Ansuchung zu thun; so gerieth die Regentin darüber in eine ganz unerwartete Verlegenheit. Man muß bekennen, daß die Tour, deren sich die Reformirten bey dieser Gelegenheit bedieneten, nicht übel ausgesonnen war.

war. Es war dieses ein kräftiges Mittel, daß weder ihre heimlichen noch öffentlichen Feinde von der Trennung ihrer Versamlung zu **Saumur** so grosse Vortheile ziehen konten. Es ist sehr warscheinlich, daß ihnen der Herzog von **Rohan** dieses unter den Fuß gegeben, um dem Marschal von **Bouillon** in die Quere zu kommen, der sich am Hofe ein grosses Verdienst daraus machte, daß er die Sache bey der Versamlung zu **Saumur** dergestalt gekartet, daß sich die Regentin keinen bessern Ausgang hätte wünschen können a). Allein diese Deputation setzte die Regentin und ihren Staatsrath in eine Verwirrung, die eben so peinlich war, als ob die Versamlung noch bey einander gewesen wäre. Man konte nun begreifen, daß der Marschal von **Bouillon** so grosse Wunderdinge noch nicht geleistet. Er muste daher auf ein anderes Mittel bedacht seyn, seine Reputation bey diesem unerwarteten Zwischenfal zu erhalten. Da fand man nun kein bequemeres Mittel, als daß man die Deputirten zurücke wies, als solche, die von Leuten abgeschicket worden, die sich wider den Willen des Königs, oder doch ohne Erlaubniß desselben, versamlet hätten. Und damit der Hof wegen des zu besorgenden Mißvergnügens, welches die Abfertigung ungehörter Deputirten verursachen könte, keine Schwierigkeiten machen möchte, so nahm der Marschal von **Bouillon** alles daraus entstehende Unheil und Verantwortung auf sich. Dabey blieb es noch nicht. Die Regentin stellete so gar eine neue Declaration von sich, darin den Reformirten untersaget wurde, von nun an Provinzialversamlungen zu halten. Es blieben ihnen nur Consistoria, Colloquia, Provinzial- und Nationalsynoden erlaubt, doch unter der Bedingung, daß nur die Prediger und Aeltesten ihrer Kirchen dabey gegenwärtig wären, und daß dabey sonst von nichts anderm als von der Lehre und Zucht ihrer Kirchen gehandelt würde. Die Versamlungen, die seit der getrenneten Versamlung zu **Saumur** waren gehalten worden,

a) Memoires du Duc de *Rohan* L. 1.

den, wurden mit sehr glimpflichen Ausdrücken für widerrechtlich und unerlaubt erkläret. Und damit diejenigen, die dabey zugegen gewesen waren, nicht vor den Kopf gestossen werden möchten, so pardonnirte ihnen der König ihren vermeinten Fehler, und verbot seinen Gerichten, sie mit fiscalischer Untersuchung zu verschonen. Der König setzte zum voraus, daß sie es so böse nicht gemeynet, da sie sich dabey eingefunden hätten, und daß sie nicht die Absicht gehabt, dem Befehl des verstorbenen Königs entgegen zu handeln. Die Reformirten stutzten gewaltig darüber, als man ihnen wegen eines Fehlers Pardon ankündigen lies, davon sie ganz und gar nichts wusten. Ihre Generaldeputirten übergaben eine Schrift beym Parlament, darin sie sich der Registrirung dieser Declaration widersetzten. Sie stelleten vor, daß sie um eine solche Gnade nicht nur nicht Ansuchung gethan, sondern daß dieselbe auch für ihre Kirchen höchstnachtheilig und beleidigend wäre, und daß kein einziger Reformirter sich derselben zu bedienen begehre. Durch diese Vorstellung wurde es auch wirklich gehindert, daß das Parlament diese Declaration nicht registrirte. Als aber der Hof einige Reformirte auf seine Seite gebracht hatte, die um die Registrirung derselben bitten musten, unter dem Vorwande, daß sie derselben zu ihrer eigenen Sicherheit benöthiget wären, so wurde die Declaration dennoch registriret, und unter den gewöhnlichen Formalitäten bestätiget. Diese Begebenheit machte nun auf dem Nationalsynodo zu Privas groß Aufsehen. Man entschloß sich, öffentlich und feierlichst dawider zu protestiren, und anzuzeigen, daß die Provincialversamlungen nicht wider den Willen des Königs gehalten worden, und daß die Reformirten den Pardon, den ihnen Seine Majestät wider ihr Wissen und Willen ertheilet hätten, für eine unverdiente Schmach und Kränkung ansehen müsten. Zuletzt wurde in dieser Protestation mit angehänget, daß man sich dieser vom Könige aufgedrungenen Gnade nie bedienen würde, und daß

man

man diejenigen für keine Protestanten erkennen könte, die dieselbe beym Könige gesuchet haben möchten. Da nun hierüber in einigen Provinzen grosse Bewegungen entstunden, so wolte der Hof dieselben durch eine andere Declaration dämpfen, die die Stelle einer Erläuterung von der vorhergehenden vertreten solte. Der König bezeugete darin, daß er mit der Treue und Gehorsam seiner protestantischen Unterthanen sehr wohl zufrieden sey; im Grunde aber wurde dem Uebel nicht abgeholfen, das durch die vorige Declaration war verursachet worden. Die Provinzialversamlungen blieben nach wie vor untersaget; und das war es auch, was der Hof, der sich bereits die Vorstellungen der Deputirten vom Halse geschaffet hatte, eigentlich suchte.

§. 27.

Die Ankunft des Herzogs von **Pastrane** zu Paris trug sehr vieles bey, den Verdruß zu vermindern, den diese Sache der Regentin zugezogen hatte. Man erwies ihm in allen Städten, durch welche er reisete, ausserordentliche Ehrenbezeigungen. Die Herzoge von **Nevers** und **Luxenburg** giengen ihm unter einer Begleitung von vier- bis fünfhundert Reutern bis vor die Thore der Stadt Paris entgegen. Sein Einzug war überaus prächtig. Er hatte eine kostbare Equipage, und eine grosse Menge von Bedienten, die vortreflich gekleidet waren. Don **Franciscus**, und Don **Diego**, seine Brüder, nebst verschiedenen andern vornehmen Spanischen Herren, waren mit ihm gereiset. Der König gab ihm den 16ten August 1612 die erste Audienz b). Die Prinzen vom Geblüt, die Grossen des Hofes, und die Cardinäle **Sourdis** und **Bonzi** wurden zu dieser Ceremonie eingeladen. Diese letztern entschuldigten sich, unter dem Vorwande, daß ihre Würde ihnen nicht gestatte, den Prinzen vom Geblüte den Rang über sich zu lassen. Ein lächerlicher und unleid-

b) Mercure Francois 1612.

unleidlicher Vorwand. Denn diese Leute sind doch, eigentlich zu reden, nichts anders als Priester und Diaconi der besondern Römischen Kirche. Seitdem ihnen aber gestattet worden, die stolze Purpurpracht anzulegen, so haben sie sich den Gedanken in die Köpfe gesetzet, daß sie so gut wären als gekrönte Häupter c). **Maria** von Medicis, die den Spaniern den Französischen Hof in seiner ganzen Pracht zeigen wolte, wünschete, daß die Cardinäle bey der Audienz gegenwärtig seyn möchten. Man sagte ihnen in ihrem Namen, daß gar kein Unterschied wegen des Platzes gemachet werden solte, sondern daß ein jeglicher hintreten könte, wo es ihm beliebte. Die Prinzen vom Geblüt traten sogleich dem König zur rechten Hand. Die Cardinäle, die sich dadurch von diesem Ehrenplatz ausgeschlossen sahen, stelleten sich der Königin zur rechten Seite. Sie konten aber hier nicht lange bleiben. Denn die verwitwete Prinzeßin von **Conde** wolte ihnen den Rang nicht lassen; und weil die Regentin die Prinzen vom Geblüt nicht gerne vor den Kopf stossen wolte, als welche gewiß die Parthey der Prinzeßin stark genommen haben würden, so lies sie die Cardinäle in der Beschämung, die ihr närrischer Stolz verdienete, wieder nach Hause marschiren. Auf der Seite des Königs fiel aber etwas weit ernstlicheres vor. Der Herzog von **Nevers** hatte sich mit an die Bank der Prinzen vom Geblüt gestellet. Der Graf von **Soissons**, der eben mit dem Prinz von **Conti**, seinem Bruder, redete, merkte das nicht, daß sich **Nevers** gleich neben ihn gestellet hatte. Sobald der Prinz von **Conde**, der über seinen beyden Onkeln stund, dieses merkte, so sties und drückte er den **Conti**. Dieser that desgleichen mit **Soissons**, der seines Ortes den Herzog von **Nevers** aus allen Leibeskräften von sich schob. **Was soll das heissen**, sagte dieser, **daß sie auf eine solche Art mich fortschieben?** Der Prinz von **Conde** antwortete ganz dreiste: **Dieser Platz gebühret ihnen nicht.**

c) Vittorio Siri Memorie recondite T. 2. p. 697 sqq.

nicht. Es wurden zu beyden Seiten anzügliche Worte gewechselt. **Wir wollen uns an einem andern Orte sprechen**, sagte endlich **Conde**, und gab dem **Nevers** einen Wink mit der Hand, daß er ihm folgen möchte. Der Marschal von **Bouillon** eilete dem Prinzen nach, der dem Herzog im Vorbeygehen gesaget hatte, daß dieses eine Ausforderung wäre. Die Sache wurde aber auf Befehl des Königs in der Stille beygeleget, und die Regentin gab dem Herzoge von **Nevers** einen Verweis, daß er einen Platz eingenommen, der nur den Prinzen vom Geblüt gehörete. Die **Guisen** hatten wegen des Ranges keinen Streit. Denn der Herzog und seine beyden Brüder solten den **Pastrane** zur Audienz führen. Nachdem der Abgesandte seine Complimente gemachet und dem Könige sowol als der Königin die Briefe von Sr. catholischen Majestät übergeben hatte, so führete man ihn zur Madame **Elisabeth**, die für den Prinzen von Spanien bestimmet war, und von da in das Zimmer des Herzogs von **Anjou**, um alda diesem Prinzen und seinen beyden andern Schwestern als Prinzeßinnen von Frankreich aufzuwarten.

§. 28.

Der 25ste August, als der Festtag des heiligen **Ludwigs**, wurde zur Unterzeichnung des Ehetractats zwischen der Madame **Elisabeth** und dem Prinzen von Spanien bestimmet. Der Herzog von **Pastrane** und Don **Inniego de Cardenas**, ordentlicher Abgesandter des Königs **Philipp**, unterzeichneten denselben als Procuratores des Vaters und des Sohnes, unmittelbar nach dem Könige, der Königin, seiner Mutter, der Madame **Elisabeth** und der Königin **Margaretha**. Der Nuntius und Abgesandte, welche die beyden Mediateurs vorstelleten, setzten ihre Namen hinter die Namen der drey Prinzen vom Geblüt. Der Brautschatz der **Elisabeth** bestund aus fünfmalhunderttausend Ducaten. Diese solten den

fol-

folgenden Tag nach volzogener Ehe ausgezahlet werden. Die Prinzessin sagte sich von allen Ansprüchen los, die sie auf die Güter ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Brüder hatte, auch sogar diejenigen Staaten nicht ausgenommen, die nicht Mannlehn waren, und welche auch von Töchtern beerbet werden können. Es betraf dieses insonderheit die Ansprüche auf das Königreich Navarra und auf die Herrschaft Bearn, die Heinrich IV von seiner Mutter geerbet hatte. Der Herzog von Pastrane blieb hierauf noch einige Tage zu Paris. Es wurden um seinet willen alle ersinliche Lustbarkeiten veranstaltet. Als er auf seiner Rückreise nach Spanien durch Bourdeaux gieng, so traf er daselbst den Herzog von Mayenne an, der von Madrid zurück kam. Er war dahin geschicket worden, um ebenfals den Ehecractat zwischen Ludwig XIII, Könige von Frankreich, und Anna, Infantin von Spanien, zu unterzeichnen.

§. 29.

Dem Herzog von Mayenne war weit grössere Ehre in Spanien erwiesen worden, als dem Herzoge von Pastrane in Frankreich; es sey nun, daß man ihn als einen Prinzen aus einem souverainen und mit dem Hause Oesterreich nahe verwandten Hause betrachtet, oder daß die Spanier sichs zur Ehre angerechnet, die Franzosen an Pracht und Galanterie zu übertreffen. Unterweges fand er das Haus des Herzogs von Lerma. Dieser Liebling des Königs befahl, daß der Herzog von Mayenne daselbst aufs prächtigste bewirthet werden solte. Und damit die Herrlichkeit desto mehr in die Augen fallen möchte, so muste alles auf Unkosten der Einwohner von Lerma geschehen, die darüber ganz entzückt waren, daß sie einen so vornehmen Gast bey sich hatten. Der Herzog stellete bey dieser Gelegenheit die ganze Pracht seiner Meublen und Tapezereyen auf, deren Borden mit Rubinen und Schmaragden besetzet waren. Die Herzoge von Alba, von Infan-

fantado, von Albuquerque, der Amirant von Castilien und verschiedene andere Grands von Spanien empfiengen, unter einer Begleitung von fünfhundert Reutern, deren Pferde aufs prächtigste angeschirret waren, den Herzog von **Mayenne** jenseit der Stadt Madrid. Sein Einzug war überaus schön; allein die tiefe Trauer, die der Herzog wegen seines Vaters, und die der Spanische Hof wegen des Todes der Königin angeleget hatte, benahm der Ceremonie das Glänzende. Den 17ten Julius führete der Herzog von **Uceda** den Abgesandten zur Audienz beym Könige. Der Prinz von Spanien stund Seiner Majestät zur linken, der Herzog von **Lerma** aber zur rechten Hand. Der Vater und der Sohn embraßireten den Abgesandten, als er ihnen die Hand küssen wolte. Dieser Vorzug war ihm als einem Prinzen vom Hause Lothringen zuerkant worden. Hierauf wurde er bey der Infantin zur Audienz geführet. Der Herzog küssete ihr die Hand, weil Ihro Hoheit hatte anzeigen lassen, daß sie sich gegen den Abgesandten, wie eine Königin gegen ihren Unterthan verhalten würde. Die Unterzeichnung des Ehetractats geschahe den 22sten August. Der ganze Hof legte an diesem Tage die Trauer ab, bis auf den König. Der Herzog von **Lerma** holete den Abgesandten ab, und führete ihn in den königlichen Palast. Weder der König, noch der Prinz, noch die Infantin von Spanien, wohnete der Ceremonie der Unterzeichnung bey. Man hatte zwey Originale davon gemachet, das eine in Französischer, das andere in Spanischer Sprache. Der Herzog von **Mayenne**, der Staatssecretarius **Puisieux**, und **Vaucelas**, der ordentliche Abgesandte zu Paris, unterzeichneten als Procuratores des allerchristlichsten Königs und der Königin, seiner Mutter, das Französische Original zuerst. Hierauf that der Herzog von **Lerma** als Procurator des catholischen Königs und Vormund der Infantin ein gleiches. So aber wurde es mit dem Spanischen Original nicht gehalten. **Lerma** unterzeichnete dasselbe zuerst,

erst, und nach ihm die Franzosen. Die Infantin sagte sich für sich selbst und für ihre Kinder von allen Ansprüchen auf die Staaten der Krone Spanien los. Nur zween Fälle wurden ausgenommen, wenn nemlich die Infantin eine Witwe würde ohne Kinder bliebe und nach Spanien zurückkäme. Und wenn aus Staatsursachen und um des Besten der Spanischen Monarchie willen die Infantin, mit Genehmhaltung des Königs, ihres Vaters, oder ihres Bruders, des Prinzen von Spanien, sich wieder vermählete, so träte sie in diesem Falle wieder in ihre vorigen Rechte und Ansprüche, dem einen oder dem andern zu folgen. Nach geschehener Unterzeichnung des Mariagetractats wurde der Herzog von **Mayenne** in einen Saal geführet, wo der König war, der den Prinzen und die Infantin zu beyden Seiten hatte. Der Abgesandte machte vor dem Vater nur eine tiefe Verbeugung; die Tochter aber redete er als Königin von Frankreich zuerst an. Als der Herzog einige Tage nachher von ihr Abschied nahm, so bat er sie, ihm zu befehlen, was er dem Könige, seinem Herrn, sagen solte. **Versichert ihn**, sagte die Infantin, **daß mir Zeit und Weile lang wird, ehe ich ihn sehe.** Diese Antwort kam ihrer Gouvernantin, der Gräfin von **Altamira**, nicht ernsthaft genug vor. **Madame**, schrie die alte Spanierin, **was wird der König von Frankreich denken, wenn der Herr Herzog ihm sagen wird, daß sie nach dem Ehestande so lüstern sind?** Die Infantin antwortete hierauf ganz hurtig und lebhaft: **Sie haben mich ja selbst gelehret, daß man jederzeit die Warheit reden müste.** Die junge Prinzeßin schmachtete nach einem Gemahl, der sie aber nicht so glücklich machte, als sie sichs vorstellete.

§. 30.

Wir werden bald vernehmen, daß sich die Gestalt der Sachen in Italien durch den Tod des **Franciscus**, Her-

Herzogs von Mantua, der gegen das Ende des 1612ten Jahres erfolgte, gänzlich geändert. Ehe ich mich aber in die ausführliche Erzählung dieser Begebenheit einlasse, die ich zum folgenden 1613ten Jahr mir vorbehalte, so sehe ich es für meine Pflicht an, einer Sache zu gedenken, die im Monat Merz dieses 1612ten Jahres groß Aufsehen in Italien machte. **Franciscus**, Herzog von Mantua, war seit einigen Tagen seinem Vater gefolget, der die älteste Schwester der **Maria** von Medicis zur Ehe gehabt hatte. Zu eben dieser Zeit entdeckte **Ranucius**, Herzog von **Parma**, eine ungewöhnliche Conspiration, die wider ihn und das ganze Farnesische Haus seit mehr als einem Jahr war angesponnen worden d). Er glaubete hinlängliche Anzeigungen zu haben, fest zu glauben, daß der verstorbene Herzog **Vincentius**, die Cardinäle **Sfortia** und **Este**, der Prinz von **Modena**, der Herzog von **Mirandola**, nebst einigen andern souverainen Fürsten Italiens, an einem so verfluchten Anschlage Theil gehabt. Man weis von dieser Sache folgendes. Verschiedene Adliche und einige vornehme Damen in den Staaten des Herzogs von **Parma** und den umliegenden Gegenden verschwuren sich unter einander, ihn samt seiner ganzen Familie zu tödten, und sich der Städte **Parma** und **Placenz** zu bemächtigen, die sie nachher an einige benachbarte Fürsten überliefern wolten, von welchen die Verschwornen Geld bekommen hatten. Zwischen der wahren Religion und dem Aberglauben findet sich der Unterschied, daß jene gegen die geringsten Verbrechen Abscheu erwecket, dieser aber sich mit den heßlichsten Schandthaten gar wohl vertragen kan. Die Bösewichter, die sich am Leben **Heinrichs** IV vergriffen, beichteten erst, empfiengen darauf die Communion, und schickten sich dadurch zur Ausführung ihrer abscheulichen That an. Und diejenigen, die sich kurz darauf wider das Leben des Herzogs von

d) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 657 sqq.

von Parma **Ranucius** und wider das ganze Farnesische Haus verschwuren, legten vor einem Bilde der Jungfrau **Maria** einen Eid ab, daß sie einander getreu seyn, und keiner von ihnen das Vorhaben verrathen wolte. Ihr erster Entwurf war, sich der feierlichen Taufe des jungen Prinzen von **Parma** zu bedienen, dabey der Cardinal **Farnese** mit seiner ganzen Familie zugegen seyn solte. Sie hatten sich entschlossen, hier den **Ranucius**, seine Kinder, den Cardinal und alle dem Farnesischen Hause zugethane umzubringen. Da die Taufceremonie aufgeschoben wurde, so setzten die Verschwornen ihre Versamlungen fort, und nahmen ihre Maasregeln zur Ausführung ihres Vorhabens. Sie hatten schon sehr viel Menschen an sich gezogen, und einige benachbarte Fürsten solten ihnen auf den ersten Wink Soldaten zuschicken. Als sie aber sahen, daß die Taufe gar zu lange ausgesetzet wurde, und daß die Conspiration mitlerweile entdecket werden könte, so nahmen sie sichs vor, den Herzog von **Parma** in einer Abtey zu tödten, dahin er sich begeben hatte, um sowol frische Luft zu schöpfen, als auch seine Andacht mit den Capucinern zu haben. Wenn dieses geschehen, wolte man noch in der Nacht nach Parma gehen, die Kinder des Herzogs und alle seine Angehörigen umbringen, den Palast und die Stadt in den Brand stecken, und sich der Citadel bemächtigen. Eine andere Parthey der Mitverschwornen hatte es auf sich genommen, sich durch ein geheimes Verständniß der Stadt und des Schlosses **Placenz** zu bemächtigen, welches beydes an den Herzog von Mantua übergeben werden solte. Bey Conspirationen, zu deren Ausführung Zeit gehöret, und dabey viele Mitverschworne sind, wird man gemeiniglich einen oder den andern finden, der der Unternehmung ernstlich nachdenket. Die Furcht vor der Strafe, die Hofnung einer guten Belohnung, oder auch der Abscheu an der That und die Gewissensangst bewegen ihn, die Sache zu verrathen. Der Herzog von **Parma** fand Leute von der Art, die ihm die Gefahr, da-

von er bedrohet wurde, anzeigeten. Nachdem **Ranucius** von allen Umständen dieser Conspiration genugsame Erkundigung eingezogen hatte, so lies er öffentlich ein Manifest anschlagen, darin der Mordanschlag umständlich angezeiget und die vornemsten Verschwornen namentlich aufgeführet wurden, welche der Herzog hiedurch aufforderte, sich zu vertheidigen. Die Namen gewisser Personen, die wegen ihres Standes und Ranges Vorzüge hatten, hatte man verschwiegen. **Vincentius**, Herzog von Mantua, der vor einigen Tagen verstorben, war so genau gezeichnet, daß ihn jederman bey dem Namen **des vornemsten Verschwornen**, den man ihm beygeleget hatte, kante. Der Capitain seiner Leibgarde war der zweyte von dieser Bande. **Franciscus**, sein Nachfolger, beschwerete sich höchlichst über die Schändung des Andenkens seines Vaters, und forderte deswegen Genugthuung. Die Sache machte so groß Aufsehen in Italien, daß man einen offenbaren Bruch zwischen dem Herzoge von Parma und Herzoge von Mantua besorgete. Der erste warf sich in den Schutz des Königs von Spanien, dem der berühmte **Alexander** von Parma so gute Dienste geleistet hatte; der andere aber, der ein Neffe der Regentin von Frankreich war, bat diese Krone um Beystand. **Carl Emanuel**, Herzog von Savoyen, wolte sich zwischen beyde Prinzen ins Mittel schlagen; man merkte aber gar bald, daß dieser unruhige Geist die Sache mehr zu verwirren und einen Krieg, dabey er im Trüben fischen könte, zu entzünden, als die Sache beyzulegen suchte. Die Partheyen verglichen sich, daß sie die Entscheidung eines Theils ihrer Streitsache dem Herzoge von **Urbino** überlassen wolten. Das übrige legte der Gouverneur zu Mailand im Namen des Königs von Spanien bey, und die beyden Prinzen liessen die Truppen, die sie schon zusammen gezogen hatten, wieder aus einander gehen.

§. 31.

Um den unaufhörlichen Beschwerden des Herzogs von **Savoyen** abzuhelfen, so lies sich die Regentin zuweilen vernehmen, daß sie willens wäre, ihre zweyte Tochte **Christina** dem **Prinzen von Piemont** zu geben. Dem ungeachtet redete man auch davon, daß sie mit dem Prinz von **Wallis**, ältesten Sohne des Königs von Großbritannien, **Jacob I**, vermählet werden solte; es sey nun, daß **Maria** von Medicis aus Ehrgeitz beyde Töchter zu Königinnen machen, oder die Unterhandlung wegen der Vermählung des Prinz von **Wallis** mit der Prinzeßin von **Savoyen**, darin es zwischen Seiner Großbritannischen Majestät und dem Herzoge von Savoyen schon sehr weit gekommen war, zerreissen wolte. **Jacobus** hatte um die älteste Prinzeßin von Frankreich angehalten; als er aber sahe, daß die Regentin in so enge Verbindungen mit Spanien getreten war, so hatte er den Vorschlägen des Herzogs von Savoyen Gehör gegeben. Da nun Seine Britannische Majestät im Geschrey war, daß er das Geld lieb hätte, so kam **Cosmus**, Großherzog von Toscana, der mehr Geld hatte als **Carl Emanuel**, diesem in die Quere. Er bot eine seiner Schwestern dem Prinzen von **Wallis** mit einer sehr reichen Ausstattung zur Braut an. Allein der Papst, hinter welchen sich vermuthlich die Regentin von Frankreich gestecket hatte, welche den Herzog von Savoyen dadurch schadlos halten wolte, da sie dem Prinz von **Piemont** eine Toscanische Prinzeßin zu verschaffen suchte e); der Papst, sage ich, schrieb sehr scharfe Briefe an den Großherzog, und suchte ihn von einer Heirath abzulenken, daran der heilige Stuhl keinen Wohlgefallen haben könte. **Cosmus** kehrete sich indes an diese erbettelten Briefe nicht, sondern gieng nach wie vor damit um, seine Schwester nach England zu verheirathen. Er schrieb sogar an die Regentin, daß sie ihre guten Dienste anwenden möchte, um beym Römischen Hofe

e) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 647. 694. 672. 692. 710.

Hofe eine Dispensation auszuwirken. **Maria** von Medicis, die ganz andere Anschläge im Kopf hatte, schlug ihm dieses ganz trocken ab. Der Herzog von Savoyen schrieb an seinen Abgesandten am Französischen Hofe, daß er dem Engländischen Abgesandten sagen möchte, daß der Herzog von Savoyen, der gar wohl wüste, daß ein Unterschied zwischen einer Prinzeßin von Frankreich und Savoyen wäre, es gar nicht übernehmen würde, wenn man die Tochter **Heinrichs** IV der seinigen vorzöge; daß er es aber auch für eine höchstempfindliche Beleidigung aufnehmen müste, wenn Seine Großbritannische Majestät eine Prinzeßin von Savoyen vorbeygehen, und seinen Sohn mit einer Tochter aus dem Hause Medicis vermählen würde. Der Regentin war an der Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen von **Wallis** so viel gelegen, daß der Ritter **Edmund**, der Engländische Abgesandte, aus den Erklärungen des Ministers **Villeroi** nicht anders urtheilen konte, als daß es nur auf den König **Jacobus** ankäme, diese Mariage zur Richtigkeit zu bringen, und daß ihm **Maria** von Medicis alle selbstbeliebige Bedingungen gewähren würde. Sobald der König diese Nachricht erhalten hatte, so befahl er dem **Robert Carr**, Vicomte von Rochester, seinem Liebling, an den Prinzen **Heinrich** zu schreiben, und ihn zu ersuchen, daß er seine Meynung frey herausfagen möchte, ob ihm die Parthey anstünde. Man meldete dem Prinz **Heinrich**, daß die Prinzeßin **Christina** erst neun Jahr alt wäre, und daß ihre ältere Schwester mehr nicht als fünfmalhunderttausend Ducaten zur Ausstattung bekommen hätte f). **Allein Frankreich**, setzte **Rochester** hinzu, äussert wegen dieser Mariage einen so angelegentlichen Eifer, daß gar nicht daran zu zweifeln ist, es werde die Ausstattung der jüngsten Tochter um ein merkliches vermehret werden, wenn darum angehal-

f) Lettres originales du Prince de *Gales* et du Vicomte de *Rochester*.

halten werden solte. Der Prinz von Wallis antwortete dem Könige, seinem Vater, auf alle Artikel mit grosser Weisheit, die im Briefe des Ritter Edmund enthalten waren, den man ihm zu gleicher Zeit zugeschicket hatte. Anlangend die Zeit, sagt er, zu welcher die Prinzeßin von Frankreich nach England überzubringen wäre, so muß solches je eher je lieber geschehen, und Eure Majestät werden hoffentlich darin nichts versäumen. So lange die Prinzessin in Frankreich bleibet, so wird die Regentin allezeit es in ihrer Gewalt haben, die Mariage entweder zu beschleunigen, oder sie ins weite Feld zu schieben: sie wird ihre Tochter entweder zur Einwilligung anhalten, oder auch daran hindern können. Je jünger sie ist, desto mehr werden wir Zeit haben, und desto leichter wird es werden, sie in den Gründen unserer Religion zu unterrichten und sie zu bekehren. Und da man von Ew. Majestät begehret, daß sich dieselben erklären sollen, was für eine Freyheit die Prinzeßin in Ansehung der Uebung ihrer Religion haben solle, so bitte ich Ew. Majestät, Dero Abgesandten rund heraus zu sagen, daß sie Frankreich keine andere Bedingungen zugestehen würden, als diejenigen gewesen, die der Herzog von Savoyen selbst begehret, als er Ihnen seine Tochter angeboten, nemlich, daß die Prinzeßin die Freyheit haben solle, ganz in der Stille und im geheimesten Zimmer ihrer Wohnung ihre Religion zu üben. Ich bekenne es, daß beyde Bedingungen strenge sind; wenn es aber Frankreich ein Ernst ist, so wird es sich dieselben schon gefallen lassen. Der Prinz Heinrich kante die geitzigen Neigungen seines Vaters sehr wohl, daher berührte er den Artikel von der Ausstattung ganz säuberlich. Wenn Ew. Majestät, schreibet er, auf die Grösse der Ausstattung sehen, so glaube ich, daß

sie

sie der Prinzeßin von Savoyen den Vorzug geben werden; denn diese bringet zweymalhunderttausend Ducaten mehr mit. Und ich zweifle gar sehr, daß die Regentin die jüngere Tochter reichlicher ausstatten werde als die ältere. Wollen aber Ew. Majestät das Interesse bey Seite setzen, und das zum Augenmerk machen, was den Protestanten äusserlich am meisten zu statten kommen kan, so solte ich fast denken, daß sie mehr für Frankreich als für Savoyen geneigt seyn würden. Uebrigens muß ich fast besorgen, daß Ew. Majestät darüber ungehalten seyn möchten, daß ich bey den Vorschlägen, die man mir thut, so viele Gleichgültigkeit beweise. Ich bitte deswegen demüthigst um Verzeihung. Ew. Majestät lieget es ob, eine solche Entschliessung zu fassen, die für den Staat die zuträglichste ist. Ich habe in politischen Angelegenheiten wenig Erfahrung, und ich kan in solchem Falle nicht als ein Liebhaber reden. Ich führe diesen Brief um so viel lieber an, da er vielleicht der letzte ist, den er in seinem Leben geschrieben hat. Er ist den 14ten October 1612 geschrieben, und der Prinz starb den 16ten November.

§. 32.

Denn nachdem er auf eine starke Bewegung zu Pferde einen Trunk auf die Erhitzung gethan, um sich damit abzukühlen, so fiel er in eine gefährliche Krankheit. Die Kunst der geschicktesten Aerzte konte nichts gegen die Heftigkeit derselben ausrichten. Der Himmel schien gegen alles Gebet taub zu seyn, welches in England um die Genesung eines Prinzen von 19 Jahren geschahe, der die Hofnung und der Liebling der ganzen Nation war. Diejenigen, die sich nach seinem Tode äusserlich am betrübtesten anstelleten, die waren es im Grunde ihres Herzens nicht. Wenigstens glaubte man es so. Die Betrübung

des Volkes war weit lebhafter und aufrichtiger als die am Hofe. Der Beyfal, den der Prinz von Wallis aus einem so aufrichtigen Herzen von uns erhalten hat, ist für ihn unglücklich gewesen; so sagte man damals durchgängig. Diejenigen, die als unumschränkte Herren regieren wollen, sehen es nicht gerne, wenn ihre Kinder gegen das Volk liebreich gesinnet sind. Die Liebe, die der junge Heinrich für seine Religion und für die Freyheit des Vaterlandes bewies, verkürzete ein so glücklich angefangenes Leben. Sein Bruder Carl, und Friedrich, Churfürst von der Pfalz, der die Prinzeßin von England in Augenschein nehmen wolte, die man für ihn bestimmet hatte, wohneten der Beerdigung desselben in tiefer Trauer bey. Die Thränen des Volks, welches ihn zu Grabe begleitete, welches die Tugenden erzählete, die aus seiner Person hervorleuchteten, und das den unersetzlichen Verlust, den England jetzo erlitte, beklagte, waren bey der ganzen Trauerceremonie der schönste Schmuck. Das Verbot, das der König, sein Vater, einige Tage nach seinem Tode that, daß niemand in der Trauer am Hofe erscheinen solte, verdoppelte den Argwohn und Unwillen der Engländer g). Dachte er etwa, wie ein Römischer Kaiser, daß die Majestät des Fürsten das Weinen nicht gestatte? daß eine grosse Betrübung sich nur für gemeine Leute schicke? daß Könige zwar sterben könten, daß aber das Reich selbst unsterblich sey? Daher glaubte auch Jacob, daß er die im Anfange des neuen Jahres gewöhnlichen Lustbarkeiten nicht einstellen dürfte. Man sagt h), daß Frankreich den Tod des Prinzen von Wallis nicht ungern vernommen habe, indem derselbe mehr die Neigungen der alten Könige von England, als der Könige von Schottland an sich gehabt zu haben geschienen. Das war wenigstens ein schlechter Dank für die edle Den-

kungs-

g) Wilson Hist. de la Grande Bretagne 1612.
h) Siri Memorie retonditi T. 2. p. 711.

kungsart, die dieser Prinz äusserte, als er den Tod Heinrichs IV erfuhr. **Ich habe, rief er aus, meinen andern Vater verloren.** Man hält gemeiniglich dafür, daß der junge **Heinrich** entschlossen gewesen, sich vom Engländischen Hofe wegzuschleichen, und das Kriegshandwerk unter dem Könige von **Frankreich** zu lernen, so bald derselbe nur an der Spitze seiner Armee erscheinen würde. Zu der Zeit, da der Prinz von **Wallis** den klägslichen Tod **Heinrichs** IV noch beweinete, trat ihn ein Hofschranze an, und sagte ihm, daß dieser Zufal Seiner königlichen Hoheit nun Gelegenheit und Mittel an die Hand gäbe, die Ansprüche der Könige von England auf Frankreich geltend zu machen. Der Prinz antwortete ihm hierauf in grosser Entrüstung: **Gehe mir aus den Augen, du nichtswürdiger Schmeichler. Unterstehest du dich, mir zu sagen, daß ich gegen ein Kind Krieg führen soll? Ich werde ihn vielmehr wider alle diejenigen vertheidigen, die ihm zu Leibe gehen wollen.** Der Sohn desjenigen, gegen den der Prinz von **Wallis** so edle Gesinnungen hegete, hat von dieser Zärtlichkeit nichts gefühlet, ob er gleich weit höher in den Jahren war.

§. 33.

Ich weis nicht, ob man den Verdacht wegen des Todes des jungen **Heinrichs** so weit treiben dürfe, als es von verschiedenen Personen in England wirklich geschehen ist. Ist derselbe auf die Art beschleuniget worden, wie es der Bericht der Aerzte vorgestellet hat, so ist es glaublich, daß der Vicomte von **Rochester** ein so abscheuliches Verbrechen auf sich geladen. Er und seine Frau wurden nach der Zeit als solche, die sich der Giftmischerey schuldig gemachet, verurtheilet. Der Prinz konte den Liebling seines Vaters nicht leiden, er machte grämliche Gesichter gegen ihn, und sein Umgang war ihm ganz unausstehlich. **Robert Carr,** ein Schottländischer Edelman von mittel-

mäßiger Gattung, hatte ein Mittel gefunden, Page beym Könige zu werden. Sein gutes Gesichte, seine vortheilhafte Leibesstellung und die einschmeichelnde Art seines Betragens gefiel dem Könige überaus wohl. **Carr** wurde in kurzer Zeit zum Ritter erkläret; und als bald nachher der König den Grafen von **Montgommery** nicht mehr leiden konte, so warf er seine ganze Neigung auf den Schottländischen Ritter. Er erhub ihn zur Würde eines Vicomte von **Rochester**, und endlich ernante er ihn zum Grafen von **Sommerset**. Der Fall dieses unwürdigen Lieblings war eben so schimpflich, als seine Erhebung erstaunlich gewesen war. Er hatte sich in die Gräfin von **Essex** verliebet, die ihn auch zu verstricken suchte, und die er nachher auch heirathete. Es ist hier nicht der Ort, die Avanturen dieser Dame zu erzählen. Man sagt, es wäre auch der Prinz von **Wallis** durch ihre ausserordentliche Schönheit gerühret gewesen. **Rochester** aber wäre ihm vorgezogen worden. Der Verdruß, den der Prinz darüber fassete, vermehrete den Abscheu, den er so schon gegen seinen Nebenbuler hegete. Als die Gräfin unter währendem Tanzen einen Handschuh fallen lassen, so überreichte ihn derjenige, der ihn aufgehoben, dem Prinz von **Wallis**. Man glaubte, sich ihm gefällig zu machen, wenn man ihm Gelegenheit gäbe, einer Dame ein Compliment zu machen, gegen welche er bisher nicht gleichgültig gewesen zu seyn geschienen. **Heinrich** sties den Handschuh mit Verachtung von sich, und sagte: **es hat schon ein anderer vor mir die Hand dran gehabt.** Da nun beyde Verliebte in der Giftmischerey sehr erfahren waren, so ist es auch sehr warscheinlich, daß sie sich einen Prinzen vom Halse zu schaffen gesuchet, von dem sie voraus sahen, daß er dereinst ihrer Ruhe und ihrem Glücke grosse Hinderniße in den Weg legen würde.

§. 34.

Durch den Tod des Grafen von **Soissons**, der wenig Tage vor dem Tode des Prinzen von **Wallis** sich zugetra-

getragen hatte, waren die schönsten Würden, das Gouvernement über den Delphinat und Normandie, wie auch die Stelle eines Oberhofmarschals, erlediget worden. Diese letzte Würde übertrug die Regentin nebst dem Gouvernement über den Delphinat dem neuen Grafen, des verstorbenen Sohne. Das Gouvernement der Normandie wolte sie für sich behalten und es durch einen Generallieutenant verwalten lassen. Allein es muste der Prinz von **Conti** befriediget werden, der eins von den Gouvernements seines Bruders begehrete. Es war dieses auch billig, indem **Conti** ehedem den Delphinat an den Grafen abgetreten hatte. Um nun so wol ihn als die **Guisen** zufrieden zu stellen, davon der Prinz seine Schwester geheirathet hatte, so lies man dem **Carl** von **Valois**, einem natürlichen Sohne **Carls** IX, den wir vorhin den Grafen von **Auvergne** genennet haben, und der von nun an der Graf von **Angouleme** heissen wird, den Antrag thun, daß er das Gouvernement von **Auvergne** niederlegen möchte. **Heinrich** IV hatte ihn wegen einer Conspiration in die Bastille bringen lassen, und die Regentin verwahrete ihn noch darinnen. Der Marquis von **Coeuvres** bekam Befehl, wegen dieses Vergleichs mit ihm zu sprechen. Der Graf von **Angouleme**, der nach der Freyheit schmachtete, nahm diesen Vorschlag an, um nur wieder in die Freyheit zu kommen. Und so ward der Prinz von **Conti** Gouverneur von **Auvergne**. Der Graf von **Soissons** hatte weit aussehende Dinge im Kopfe gehabt, als ihn der Tod weggenommen. Man sagt, daß er einen vertrauten Briefwechsel mit **Heinrich**, dem Prinzen von Wallis, mit dem Prinz **Moriz** von Oranien, mit dem Herzoge von Savoyen und mit der Hugonottischen Parthey unterhalten. Als der Herzog von **Rohan** merkte, daß er gegen die Königin und ihre Minister unzufrieden war, so lies er dem Grafen seine Dienste anbieten i). Er hielt um das Gouvernement von **Quilleboeuf** in keiner andern

i) Siri Memorie reconditi T. 2. p. 710 sqq.

dern Absicht so angelegentlich an, als daß er dem Succurs, den er aus England und Holland erwartete, den Zugang erleichtern möchte. Er arbeitete an nichts so geschäftig, als daß er die Minister von der Seite stossen und die Parthey der **Guisen** und des Herzogs von **Epernon** erniedrigen möchte. Er würde noch die Freude gehabt haben, seine Wünsche erfüllet zu sehen, wenn ihn nicht der Tod den 1sten November 1612 hingerissen hätte. Der Marquis und die Marquisin von **Ancre** hatten der Königin wider die Minister und sonderlich wider den **Silleri** so viel ins Ohr gesetzet, daß sie dieselben an den geheimen Staatsangelegenheiten nicht mehr Theil nehmen lies. Die **Galigai** (oder Marquisin von **Ancre**) war so frech, daß sie dem Canzler **Silleri** in Gegenwart der Königin tausenderley Grobheiten unter die Augen sagte, und ihm die schlechte Verwaltung seines Amtes vorrückte. **Maria** von Medicis lies ihre Vertraute reden, was sie wolte, und der arme **Silleri** unterstund sich nicht, dagegen zu muchsen. Er besorgete, die Regentin möchte die Vorwürfe unterstützen, die man ihm machete, und die leider nur allzuwahr seyn mochten. Die Marquisin von **Ancre**, die sich auf den Beyfal ihrer Gebieterin verlassen konte, sagte ihm Dinge unter die Augen, die auch den herzhaftesten Mann hätten aus aller Fassung setzen können. Es ist eine von den Maximen interessirter Hofschranzen, daß sie nicht leicht stutzig werden, und ihre Parthey eher nicht als in der äussersten Noth verlassen. Der Canzler gieng mit den andern Ministern in das Cabinet der Königin; allein hier wurde ihm eine neue Kränkung zugefüget. Denn die Königin kehrete ihm den Rücken zu, und redete geflissentlich mit dem Präsident **Jeannin** in gröster Vertraulichkeit. Es that sich eine neue Faction am Hofe hervor. Kam diese zu Kräften, so wurden alle andere von der Seite gestossen. Der Prinz von **Conde** war an der Spitze derselben. Die Herzoge von **Nevers**, von **Mayenne**, von **Longueville**, der Marschal von **Bouillon** und

Mar-

Marquis von Ancre traten derselben bey. Die Guisen, Epernon, Amville und ihre Freunde wurden kaum von der Seite angesehen. Der Herzog von Amville war ein Bruder des Connetable von Montmorenci. In der Abwesenheit dieses letzten, der in sein Gouvernement nach Languedoc abgegangen war, schlug er sich zu der Parthey der Guisen, von welchen er glaubte, daß sie an der Gnade der Regentin den grösten Antheil hätten k). Der Oberstalmeister Bellegarde, der es mit eben dieser Parthey hielt, war damals als Gouverneur in Bourgogne. Er bekam Befehl, unverzüglich am Hofe zu erscheinen. Bellegarde gehorchte um so viel williger, je mehr der Herzog von Guise ihm anlag, daß er ihnen zu Hülfe kommen möchte. Als er zu Sens war, meldete man ihm, daß die Regentin ihn nur darum fordern lassen, ihm sein Gouvernement zu nehmen. Er eilete daher aufs schleunigste wieder zurück. Der Marquis von Ancre, sein Feind, hatte den Anschlag gemachet, um Bourgogne an den Herzog von Mayenne zu bringen.

§. 35.

In der Sorbonne war die Uneinigkeit noch grösser als am Hofe. Die Jesuiten, die wider die rechtmässige Autorität souverainer Fürsten wie rasend geworden, gaben fast täglich neue Schriften von dieser Materie heraus, um sich bey dem stolzen Borgheſe beliebt zu machen. Becanus, ein berühmter Schriftsteller von dieser Gesellschaft, lies in diesem Jahre ein Buch unter folgendem Titel ausgehen l): Controversia Anglicana de autoritate regis & papæ. So bald der D. Filesac, der neue Syndicus der Facultät zu Paris, dasselbe durchgelesen hatte, so redete er mit dem Cardinal Bonzi davon, um zu erfahren, ob es der Königin auch gelegen seyn möchte, wenn die Sorbonne

k) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis. it. Memoires de *Baſſompiere*.

l) Mercure Francois 1612.

ne wider dieses so schädliche Buch die Censur ergehen liessen. Der Nuntius und die Jesuiten suchten diesen Streich zu verhüten. **Ubaldini** sahe wohl vorher, daß die Facultät nicht unterlassen würde, in ihrer Censur der angemaßten Autorität des heiligen Stuhls eins zu versetzen. Die guten Väter besorgten, daß ein neues Decret der Facultät zu Paris, das in ganz Frankreich ausgebreitet würde, die gemeine Meynung noch mehr bevestigen möchte, daß die Gesellschaft der Jesuiten ihr Werk daraus mache, beständig eine Lehre zu treiben, die der Autorität der Könige und der Sicherheit ihrer Personen gefährlich wäre. Indes waren die Sätze des **Becanus** so abscheulich, daß die Gemüther nothwendig durch ein dawider gesprochenes Urtheil besänftiget werden musten. Die Creaturen des Papstes und die Jesuiten ersonnen daher folgendes Mittel. Sie stelleten der Königin vor, daß es zuträglicher wäre, wenn dergleichen Bücher zu Rom verdammet würden, und daß eine vom heiligen Stuhl erlassene Censur mehr Gewicht und Autorität haben würde, als eine solche, die von der Facultät zu Paris herrührete. **Maria** von Medicis fiel ohne viele Mühe in den Falstrick, den man ihr vorgebreitet hatte. Sie sagte dem Cardinal **Bonzi**, daß er dem Syndicus der Facultät andeuten möchte, es sey der Wille Ihro Majestät, daß sich die Sorbonne nicht mit dem Buche des **Becanus** bemengen solle, weil die Königin willens wäre, dasselbe durch den Papst verdammen zu lassen. Bey diesem Streich fand so wol der Römische Hof als die Gesellschaft der Jesuiten ihre Rechnung. Hätte die Sorbonne dawider zu schreien aufgehöret, so würde auch die Prüfung des Buches unterblieben seyn. Und überhaupt wenn die Inquisition ein Buch mit algemeinen Ausdrücken verdammet, und ohne daß aus demselben gewisse Sätze namhaft gemachet werden, so weis das Volk nicht, was denn eigentlich verdammet worden, und die ausschweifenden Sätze von der Autorität des Papstes bleiben gedecket. Man glaubet auch ganz sicher,

daß

daß die Inquisition sichs nie in den Sinn kommen lasse, dieselben zu verdammen. Als nun ein gewisser Doctor, Namens **Paris**, den 1sten December 1612 der Sorbonne einige Sätze vorlegete, die er aus dem neuen Buche des **Becanus** gezogen, deren zufolge es erlaubet war, Könige und Fürsten zu ermorden, und die viel andere Dinge enthielten, die den göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider waren; so meldete der Syndicus **Filesac** der Facultät dasjenige, was ihm der Cardinal **Bonzi** von der Absicht der Regentin gesaget hatte. Der Doctor **Paris**, dem durch diese Antwort ein Gebiß war angeworfen worden, begehrete weiter nichts, als daß dasjenige, was er vorgetragen, registriret, und ihm von dem Schluß der Facultät eine Abschrift gegeben werden möchte. Man bewilligte ihm dieses auch. Gleich in den ersten Tagen des folgenden Jahres schickte die Facultät zu Paris vier Doctores als Deputirte an den Canzler, und lies demselben eröfnen, wie sie wünschete, daß sie ein öffentliches Zeugniß ihres Diensteifers gegen den König durch Verdammung des vom **Becanus** herausgegebenen Buches an den Tag legen, oder wenigstens nur so viel vor den Augen der Welt bekant machen dürfte, daß es nicht an ihr gelegen, daß ein solches abscheuliches Buch nicht öffentlich gebrandmalet worden. Sie fügten hinzu, daß die Facultät um Erlaubniß bäte, der Königin in einer Sache, die von der äussersten Wichtigkeit wäre, Vorstellung zu thun. **Sillery** billigte den Eifer der Sorbonne, er machte sich eine Ehre daraus, daß man ihm die guten Gesinnungen der Universität zu Paris bekant gemachet, und endlich versprach er den Deputirten, daß er sie der Königin vorstellen wolle. Der Doctor **Fayet**, der das Wort führete, sagte zu ihr, daß, obwol die Facultät zu Paris nicht gewohnt wäre, die Befehle des Königs durch den Mund einer Privatperson, oder durch Cabinetsordren, sondern durch Briefe unter dem grossen Siegel zu erhalten, so wäre sie doch jetzo gehorsam gewesen, so bald Ihro Majestät Meynung durch den Cardinal

dinal **Bonzi** dem Syndicus, und durch diesen der Facultät hinterbracht worden. **Indes**, setzte er hinzu, **hat es doch die Facultät für ihre Pflicht gehalten, Dero Befehle aus Dero eigenem Munde zu vernehmen. Finden es Ew. Majestät nicht für rathsam, daß wir unsere Meynung von dem Buche des Jesuiten Becanus sagen, so bitten wir Ew. Majestät wenigstens demüthig, dahin zu sehen, daß unser in einem solchen Falle bewiesenes Stillschweigen uns nicht so ausgeleget werde, als ob wir stillschweigend dergleichen abscheuliche Sätze gebilliget hätten, die den Königen ihre rechtmässige Autorität rauben, und dieselben den Händen der Mörder übergeben.** Die Königin antwortete hierauf, daß sie diese Sache ihrem Staatsrathe vortragen, und daß der Canzler der Facultät Ihro Majestät Entschliessung hinterbringen würde. Als der Doctor **Fayet** einige Tage darauf zum Canzler **Silleri** kam, so sagte er: **Die Königin hat sichere Nachricht, daß das gottlose Buch des Becanus nur alzugemein werde. Ihro Majestät erlauben der Facultät zu thun, was sie für gut finden wird. Es ist nur Schade, daß die Sorbonne über guten Gesinnungen unter sich selbst nicht einig ist. Wollen sie denn nie wieder einig werden?** Fayet antwortete dem Canzler, daß die Facultät gerne ihre alten beybehalten wolle, und daß man auch jederzeit einerley Lehre geführet hätte, bis von gewissen Leuten fremde Lehren ausgestreuet worden. Der Canzler lobete den Eifer der Glieder der Facultät, und erlaubete ihnen im Namen der Regentin, an die Censur des Buchs **Becani** Hand anzulegen; allein der Nuntius **Ubaldini** war geschickt genung, diesen Streich abzuwenden. Da er wuste, daß man in Frankreich wider das Buch des Jesuiten etwas unternehmen würde, so hielt er schleunig um ein Decret der Inquisition an. So bald er es erhalten hatte, so legte er

es der Regentin vor. Wie sie nun dem Papst völlig ergeben war, so lies sie der Facultät sagen, es wäre genung, wenn dieses Decret in der Sorbonne öffentlich abgelesen würde. Und dabey blieb es. Man würde sich vielleicht wundern, daß man den Namen des **Robert Bellarminus** unter den Namen der Cardinäle findet, die das Buch eines Schriftstellers verdammet, der selbst des **Bellarminus** Grundsätzen darin nachgegangen, wenn man nicht wüste, daß dem Cardinal, der in der Gesellschaft der Jesuiten erzogen worden, die Zweydeutigkeiten und der geheime Vorbehalt wohl bekant gewesen, bey welchen er mit gutem Gewissen solche Lehrsätze in dem Buche seines Mitbruders verdammen können, die er selbst als die orthodoxesten von der Welt vertheidiget.

§. 36.

Die Jesuiten waren es nicht allein, die sich beym Papst **Paulus** V beliebt machen wolten, da sie die Federn ergriffen, und wider den König von England **Jacob** I von der Autorität souverainer Fürsten und des Römischen Stuhls schrieben. **Caspar Scioppius**, der geschworenste Feind der Gesellschaft, wolte auch auf den Kampfplatz treten, und seine gereinigte lateinische Schreibart in diesem berühmten Streite zeigen. Sobald sein Buch von der Frankfurter Messe nach Paris gebracht wurde, so zeigte man es beym Parlamente an. **Scioppius** stellete darin **Heinrich** IV als einen Herrn ohne alle Religion vor. Es schien, als ob er die verfluchte That des **Ravaillac** billigte. Alle Könige und souveraine Fürsten, welche in ihren Staaten die Ketzer in Ruhe leben liessen, waren in seinen Augen selbst Ketzer; ja, was sage ich? Türken und Atheisten waren sie. Das Parlament befahl, daß dieses ausschweifende und gottlose Buch durch Scharfrichters Hände verbrant, und alle Exemplarien davon unterdrücket werden solten m). Daß man in England auf eben die Art dagegen verfahren, das ist gar nicht zu be-

m) Bayle Diction. histor. & critique. wun-

wundern; allein darüber kan ich mich nicht genung wundern, daß der König von Großbritannien verstattete, eine Comödie aufzuführen, in welcher **Scioppius** durchgezogen und endlich auf dem Schauplatz aufgeknüpfet wurde. Gewiß, eine Rache, die sich für einen Fürsten so wenig schicket, als für einen Autor! Sahe der König das Buch des **Scioppius** als eine Arbeit eines elenden Marktschreiers an, so hätte er es verachten, oder höchstens der Obrigkeit die Volstreckung der Gesetze wider Pasquille und schädliche Schriften überlassen sollen. Aber da er sich auf eine für ein gekröntes Haupt so unanständige Art an dem Autor rächete, so zeigete er der Welt damit an, daß das Buch desjenigen, den er zu beschimpfen suchte, ihm empfindlich wehe gethan.

§. 37.

Die Bemühung war einem grossen Fürsten weit anständiger, die Seine Großbritannische Majestät damals anwendete, den König von Dänemark mit dem neuen Könige von Schweden **Gustav Adolph** auszusöhnen. **Christian** IV war in diesem Jahr gar sehr darauf bedacht, seine Eroberungen in Schweden weiter zu treiben n). Unter dem Beystande des Herzogs **George** von Lüneburg, der ihm Hülfstruppen zugeführet hatte, drang er bis nach **Jenköping**, und verwüstete das Land allenthalben, wo er nur hinkam. Der junge **Gustav** lies schon solche ausnehmende Proben seines Verstandes und Tapferkeit sehen, daß die Königin **Christina**, seine Mutter, ihm die Regierung des Königreichs überlies, ohnerachtet er erst im achtzehnten Jahr seines Alters stund. Er hielt die weitere Ausbreitung des Feindes zurück, der sich daher genöthiget sahe, sich in die Provinz **Schonen** zurück zu ziehen. **Gustav** gieng ihm nach, brauchte Repressalien und verwüstete alles mit Feuer und Schwert. Die Schwedische Armee erlitte einigen Verlust auf ihrem Rückzuge. Der König von

n) **Puffendorf** Introduction à l'histoire T. 4. c. 3.

von Dänemark wagete einen neuen Einbruch in das abendländische Gothland. Nachdem er sich auf seine Flotte begeben, so suchte er der Stadt **Stockholm** nahe zu kommen. **Gustav** aber vereitelte den Anschlag des Feindes mit einer ganz ausserordentlichen Klugheit und Tapferkeit. Endlich aber bewegeten die Hanseestädte und die vereinigten Provinzen, denen es sehr nahe gieng, daß der Krieg zwischen den beyden Nordischen Kronen den Handel auf dem Balthischen Meere zu Grunde richtete, den König von England, daß er Frieden zu stiften suchte. Der König **Christian** lies sich mit vier Schwedischen Reichsräthen in Unterhandlung ein. Nachdem nun gegen das Ende dieses Jahres einige Conferenzen waren gehalten worden, so kam der Friedenstractat mit dem Anfange des folgenden Jahres zu Stande. Dänemark gab die Stadt **Calmar** und die Insel **Oeland** wieder an Schweden zurück; **Elsburg** aber behielt es eine Zeitlang zum Pfande, bis die Krone Schweden eine gewisse Summe Geldes gezahlet hatte, die Dänemark von demselben als eine Schuld fordern zu können glaubte.

§. 38.

Gustav trat auf dieser Seite gutwillig etwas ab, um in den Stand zu kommen, gegen **Moscau** etwas unternehmen zu können. Es fand sich in diesem Reiche eine mächtige Parthey, die von ihm den Prinz **Carl Philipp**, seinen Bruder, begehreten, den diese Leute auf den Thron ihrer Nation erheben wolten. Obgleich die Begebenheiten in Moscau keine Verbindung mit den Begebenheiten Frankreichs haben, so halte ich mich doch verbunden, etwas von den erstaunlichen Veränderungen zu melden, die daselbst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts entstanden. Man wird daraus eine umständlichere Erkentniß vom Zustande von Europa zur Zeit **Ludwigs** XIII erhalten. Der Czaar **Basilowiz**, der durch seine Grausamkeiten und durch den Krieg bekant geworden, den der

tapfere König von Polen, **Stephan Battori**, mit so vieler Ehre und Vortheil wider ihn geführet, daß der Moscowiter sich genöthiget sahe, zum Papst seine Zuflucht zu nehmen, um durch dessen Vermittelung den Frieden zu erhalten; **Basilowiz**, sage ich, hinterlies von den sieben Weibern, die er hatte, nur zween Söhne, **Theodorus** und **Demetrius**. Der älteste, der ein einfältiger und blödsinniger Prinz war, folgte ihm in der Regierung. Indem er sich nun an dem Läuten der Glocken in Moscau divertirete, so regierete **Boris Federowiz**, ein Moscowitischer Herr, der die Schwester **Theodori** zur Gemahlin hatte, den ganzen Staat. Dieser ehrgeitzige und gottlose Mensch lies den jungen **Demetrius** ermorden, der mit seiner Mutter auf einem von **Moscau** weit entlegenen Schlosse wohnete; und damit er seine Schandthat desto besser verbergen möchte, so lies er auch den umbringen, der sie auf seinen Befehl volbracht hatte. Der Czaar **Theodor** starb bald nachher. Man glaubte, daß **Boris** ihm hätte Gift beybringen lassen. Da also die männliche Linie der alten Czaaren erloschen war, so wurde es dem **Boris**, als dem Schwager des letzten, ganz leicht, den Thron zu besteigen. Da er eben so listig als grausam war, so bemühete er sich, die Gewogenheit des Volks zu gewinnen, und diejenigen Herren mit guter Manier von der Seite zu schaffen, die sich seinem Ehrgeitz widersetzen konten. Er wurde daher zu Moscau mit aller gewöhnlichen Pracht gekrönet. Sein argwöhnisches und blutdürstiges Naturel machte ihn gar bald bey den Moscowitern verhaßt. Denn eine zur Sclaverey angewöhnte Nation kan die Tyranney eines neu aufgekommenen Fürsten nicht so geduldig ertragen, als diejenige, die durch eine lange Folge von Fürsten aus einer und eben derselben Familie verübet wird.

§. 39.

Ohngefähr ums Jahr 1604 erhielt **Boris** Nachrichten aus Polen, die ihn in grosse Verlegenheit und Bestür-

stürzung setzten. Ein Russischer Mönch hatte einen jungen Menschen dahin gebracht, der an Gestalt und Gesichtsbildung dem Prinz **Demetrius** sehr ähnlich sahe, den **Boris** hatte abschlachten lassen. Der Mönch that anfänglich seinen Knaben bey einen Polnischen Herrn, Namens **Wiesnowitzky**, der die Tochter des Palatin von **Sendomir** zur Ehe hatte, in Dienste. Aus diesem Hause kam er endlich zum Palatin selbst. Als der Mönch glaubte, daß die Gemüther genugsam zubereitet wären, so sagte er dem Palatin im Vertrauen, daß dieser **Demetrius** der rechtmässige Herr des Russischen Reiches wäre; daß man ihn der Grausamkeit des **Boris** entrissen, und an die Stelle des Prinzen, den der Tyran tödten wollen, ein anderes Kind untergeschoben hätte. Die Sache wurde mit so warscheinlichen Umständen vorgetragen, daß der Palatin alles glaubte, was man ihm vorsagte. Er entdeckte sogleich dem Könige **Sigismund** von Polen das Geheimniß, der ein Verlangen bezeigete, den vorgeblichen **Demetrius** zu sehen. Der junge Mensch, dem es weder am Verstande noch an Erziehung fehlete, erzählete die betrübten Schicksale seines Lebens in des Königs Gegenwart mit viel Geschicklichkeit und Anstand. Er zeigete gewisse natürliche Merkmale an seinem Gesichte und an einer von seinen Händen an, davon er vorgab, daß sie unstreitige Beweise seiner Geburt wären. Darauf wendete er sich an den König **Sigismund** und sagte zu ihm: **Ich sehe es als ein grosses Glück an, daß ich in die Arme eines Königs gefallen, der, nachdem er selbst unglücklich gewesen und in seiner Jugend von einem Oncle verfolget worden, desto mehr Mitleiden mit meinem Unglück haben wird. Sie sind in dem Gefängniß geboren worden, darein der grausame Erich den Vater und die Mutter von Ew. Majestät bringen lassen. Die Polaken haben Ew. Majestät unter allen Prinzen von Europa vorzüglich gewählet.**

Dieser Vorzug hätte Sie, allergnädigster König, den Schweden als Dero angebornen Unterthanen noch ehrwürdiger machen sollen. Allein ein anderer ehrgeitziger Oncle empörete sich wider Sie, und bemühete sich, Ihnen ihr väterliches Erbe zu entreissen. Jedoch Ew. Majestät sind, Gott Lob! noch mächtig genung, mir zu meinem väterlichen Erbe zu verhelfen. Wenn Ew. Majestät mich werden in den Stand gesetzet haben, eine so grosse Wohlthat dankbarlich zu erkennen, so werden die vereinigten Polen und Russen die aufrührischen Schweden bald zum Gehorsam bringen können. Der Himmel gebe, daß wir nach glücklich geendigtem Feldzuge den algemeinen Feind aller Christen mit vereinigten Kräften angreifen können. Glaubete der König Sigismund nicht alles, was man ihm vorsagte, so hoffete er wenigstens, daß die Erzählung, sie möchte nun wahr oder falsch seyn, ihm gegen die Moscowiter nützlich seyn könte. Man entschloß sich also, dem vorgeblichen **Demetrius** beyzustehen, und ihn vor der Hand nach Litthauen zu schicken, damit er Moscau desto näher seyn möchte. Von da aus schrieb **Demetrius** an den Papst. Er bat denselben um seine gute Vermittelung beym Könige von Polen. Der Römische Hof, der alles ergreifet, was zur Erweiterung seiner Herrschaft was beytragen kan, gab einem Menschen willig Gehör, der ihm die Hofnung gemachet hatte, die Russen unter den Gehorsam des heiligen Stuhls zu bringen.

§. 40.

Es breitete sich gar bald ein dunkeles Gerücht aus, daß der Prinz **Demetrius**, der der Grausamkeit des Tyrannen **Boris** entrissen worden, sich nahe an den Grenzen von Rusland sehen liesse. Die Mißvergnügten und die Liebhaber der Neuerungen unterstützten dasjenige, was andere sagten. Das Volk, das ausserordentliche

Din-

Dinge leicht für wahr hält, und das sich immer mit einer sanftern und erträglichern Regierung schmeichelt, schien den **Demetrius** mit Ungedult zu erwarten. Als **Boris** erfuhr, was in Polen vorgegangen war, und was in **Moscau** unter der Hand getrieben wurde, so wuste er nicht, was er anfangen, ob er diese Historie für eine zur Belustigung ersonnene Fabel, die sich mit der Zeit wieder verlieren würde, halten, oder ob er ernstliche Anstalten machen solte, eine Parthey zu unterdrücken, die sich innerhalb des Reiches und von aussen zusehens verstärkte. Endlich glaubte er, daß er nichts versäumen dürfe, und lies daher das Gerücht ausstreuen, daß der vorgebliche **Demetrius** ein bekanter Zauberer wäre; und als er für die Sicherheit der Grenzen gesorget hatte, so schickte er Abgesandten auf den Reichstag nach **Warschau**. Diese solten beym Könige und der Republik Polen Beschwerde darüber führen, daß sie dem Frieden, der zwischen beyden Staaten aufgerichtet worden, entgegen handelten, da es das Ansehen hätte, als ob sie den Betrug eines elenden Priestersohnes unterstützen wolten; zugleich aber solten sie Ansuchung thun, daß sie ihm diesen entweder lebendig oder tod ausliefern solten. Im Fall die Abgesandten keine günstige Antwort erhielten, so hatte ihnen **Boris** anbefohlen, sich mit einigen Polnischen Magnaten in geheime Unterhandlung einzulassen, und sie zu bewegen, daß sie sich den Absichten des Königs widersetzeten. **Sigismund** gab den Abgesandten eine ganz algemeine Antwort, unter der Hand aber rüstete er sich, demjenigen beyzustehen, der sich für den rechtmässigen Erben der alten Czaare ausgab. **Demetrius** brach demnach an der Spitze einer Armee von zehentausend Mann, die aus Polaken und Cosaken bestund, in Moscau ein. Der Palatin von Sendomir führete das Commando unter ihm. Da **Demetrius** und er eine schöne Gelegenheit, die Moscowitische Armee zu zerstreuen, aus den Händen gelassen hatten, so wurden sie selbst im An-

fange des Jahres 1605 geschlagen. Da nun **Demetrius** zu schwach geworden war, als daß er im freyen Felde erscheinen können, so warf er sich in eine Stadt, davon er sich vorher versichert hatte. Er hoffete, eine neue Verstärkung aus Polen zu erhalten, ehe der Feind die ihm abgenommenen Plätze wieder an sich reissen könte. Der Tod des **Boris** aber, der sich mitlerweile zutrug, gab der Sache eine andere Gestalt. Denn obwol die Moscowitische Armee dessen Sohne den Huldigungseid geleistet hatte, so riß doch bald eine Spaltung unter ihnen ein. Jederman folgte dem Exempel einiger Herren, die sich ganz frey für den **Demetrius** erkläreten. Der Sohn und die Witwe des **Boris** wurden beym Kopf genommen und erdrosselt; und endlich wurde der neue Czaar den letzten Julius 1605 nach **Moscau** geführet und gekrönet. Die Tochter des Palatin von **Sendomir**, die **Demetrius** nachher durch einen Anwald heirathete, wurde im folgenden Jahr mit grosser Pracht nach **Moscau** geführet. Ihr Vater, ihre nächsten Anverwandten und viel andere vornehme Herren, die sie begleitet hatten, wohneten der Ceremonie ihrer Vermählung und Krönung bey.

§. 41.

Es blieb aber die neue Prinzeßin nicht lange im Genuß ihres prächtigen Glückes. **Susky**, ein Moscowitischer Herr, dem **Demetrius** wider den Rath vieler Personen das Leben geschenket hatte, die ihm wohlmeynend riethen, daß er das Todesurtheil volstrecken lassen möchte, das wider einen unruhigen und ehrgeitzigen Kopf gesprochen worden, auf dessen Treue er sich gar nicht verlassen könte; **Susky**, sage ich, und eine nicht geringe Anzahl vom Moscowitischen Adel hatten eine Conspiration wider den **Demetrius** angeleget. Man machte ihn bey der Clerisey und bey dem Volke verhaßt, indem man ein Gerücht ausstreuete, daß er mit einer Aenderung der Religion umgienge; daß er **Moscau** dem Papst unterwerfen,

und

und Jesuiten und Römische Priester dahin kommen lassen wolte. Und weil das Volk in dem Wahn stund, daß der Himmel sich nicht so für den neuen **Czaar** erkläret haben würde, wenn er ein Betrüger wäre, so suchte man demselben weiszumachen, daß er nur durch Hülfe der Zauberey so grosse Vortheile über den **Boris** und seinen Sohn erhalten hätte. Diese Reden machten um so viel stärkern Eindruck, da das Volk darüber schwierig war, daß **Demetrius** zwo bis drey Compagnien Ausländer unterhielt, die seinen Palast und seine Person bewachen musten. Der natürliche Abscheu, den die Moscowiter gegen die Polaken hegen, machte das gemeine Volk um so viel geneigter, dasjenige als gewiß anzunehmen, was man ihm einzuflössen suchte, nemlich daß der Schatz der **Czaare** nach Polen geschleppet, und der Staat von nun an durch eine Polnische Prinzeßin und durch einige ihrer Vertrauten von eben dieser Nation regieret werden würde. Als nun **Susky** samt den vornemsten Häuptern der Conspiration ihre Maasregeln genommen, und sich dieses Mißvergnügens zur Erregung eines Aufruhrs unter dem Volk bedienet hatten, so kamen sie den 27sten May 1606 mit einer grossen Menge bewafneter Menschen zum Palast, sie eröfneten denselben mit Gewalt, sie tödteten den vermeynten **Demetrius**, der durch seine besten Freunde war verrathen worden, und übeten an seinem Körper tausenderley Frevel aus. Hierauf machte sich das Volk über die Polaken her. Die Berichte melden, daß derselben über siebenhundert getödtet worden. Nur der Palatin von **Sendomir**, seine Tochter, sein Sohn und einige andere Polnische Herren kamen davon, und man führete einen jeglichen von ihnen in ein besonderes Haus. **Susky** lies sich an die Stelle des entweder falschen oder wahren **Demetrius** wählen und krönen. Denn es waren viele Leute, welche glaubeten, daß er die Warheit geredet. Allein der Umstand mit dem Mönche, der ihn nach Polen geführet, wie auch der, daß er in zwey verschiedenen Häusern gedienet, macht die Sache verdächtig.

Man solte ja denken, daß ein Kind von solchem Stande gleich hätte zum Könige in Polen gebracht werden sollen. Was war denn für ihn zu befürchten? Dem sey indes wie ihm wolle; genug, **Susky**, der das Volk immer mehr in der Meynung bevestigen wolte, daß es ein Betrug sey, befahl, daß derjenige, den **Boris** hatte hinrichten lassen, wieder ausgegraben werden solte. Die Gebeine wurden nach Moscau gebracht, und der Patriarch gebot, daß er als ein Märtyrer verehret werden solte. Da **Susky** gar nicht daran zweifelte, daß die Polaken wider ihn Krieg führen würden, so lies er sich mit **Carl** von Sudermanland, dem neuen Könige in Schweden, in Unterhandlung ein, der ihm unter der Anführung des de la **Gardin** Hülfstruppen zuschickte. Die Mißhelligkeiten, in welchen **Sigismund** mit den Magnaten seines Königreichs lebete, verstatteten ihm nicht, die Moscowiter so bald anzugreifen. Im Jahr 1609 entschloß er sich, die Stadt **Smolensko** wieder zu erobern, die die Moscowiter den Polaken abgenommen hatten. Die Belagerung oder Bloquade dieses Ortes daurete zwey Jahr, und mehr als zweymalhunderttausend Mann kamen vor der Uebergabe derselben ums Leben. Die Moscowiter versuchten verschiedene Schlachten, um die Belagerung aufzuheben. **Susky**, den das widrige Schicksal seiner Waffen niederschlug, begab sich aus Verdruß in ein Kloster, nachdem er Scepter und Krone niedergeleget hatte.

§. 42.

Moscau war damals in drey Factionen getheilet. Es zeigete sich ein neuer **Demetrius**, und viele Leute erklärten sich für ihn. Andere aber wolten, daß man, um dem zerrütteten Zustande von Moscau abzuhelfen, den ältesten Sohn des Königs **Sigismund**, **Ladislaus**, einen Prinzen von grosser Hofnung, auf den Thron setzen solte. Eine dritte Parthey aber wolte einen von den Grossen des Landes zum **Czaar** haben. Als nun diese sich mit den Anhängern des **Ladislaus** vereinigten, so wurde er im Jahr 1610 in seiner Abwesenheit zum **Czaar** erwählet,

let, und die Vornemsten von der Clerisey und vom Adel leisteten ihm den Eid der Treue. Der falsche **Demetrius** suchte sich der Stadt **Moscau** zu bemächtigen; als er aber von den Polaken zweymal war geschlagen worden, so muste er sich über den Fluß **Wolga** zurückeziehen. Dadurch wurden die Polaken in den Stand gesetzet, alles zu unternehmen. Sie bemächtigten sich des Schlosses zu Moscau, und liessen dem Könige **Sigismund**, der **Smolensko** noch immer belagerte, zu wissen thun, daß sein Sohn zum **Czaar** erwählet und ausgerufen worden. Die Einwohner, die sich durchaus nicht von Moscau trennen wolten, hielten die Belagerung bis in den Julius 1611 aus, so, daß **Sigismund** nichts anders als eine entvölkerte und in der Asche liegende Stadt in die Hände bekam. Der König von Polen, dem nicht so viel daran gelegen war, seinen Sohn auf dem Moscowitischen Throne zu bevestigen, als sich die Spaltungen des Landes zu Nutze zu machen, um sich dasselbe völlig zu unterwerfen, verzog mit der Ueberführung **Ladislai** nach Moscau eine Zeit nach der andern. Er wolte dieses im Jahr 1612 ins Werk richten; allein die beständigen Streitigkeiten, die er mit den Palatinen hatte, gestatteten ihm nicht, dieses zu thun. Dieser lange Aufschub gab einem Vetter des verstorbenen Czaar **Boris** Gelegenheit, sich eine mächtige Parthey zu verschaffen. **Michael Federowiz** stellete sich an die Spitze derselben und marschirte auf Moscau zu. Der Polnische General gieng aus der Stadt heraus, zog seine Truppen zusammen, und lieferte denen, die sich wider den **Ladislaus** empöret hatten, ein Treffen. Die Polaken wurden geschlagen, und ihr General zog sich mit dem Ueberrest seiner Armee nach **Smolensko**. Und nun war es ganz leicht, die Polaken aus dem Schloß zu Moscau heraus zu jagen. Die **Moscowiter**, die nun ein fremdes Joch vom Halse geworfen hatten, erwähleten im Jahr 1612 einen neuen Czaar. Das war **Michael Federowiz**, der nächste Anverwandte des Czaar **Boris**. Eine andere und neue Faction, die

sich

sich für den **Carl Philipp**, den Bruder des Schwedischen Königs **Gustav**, erklärete, hätte diese Wahl rückgängig machen können, wenn **Gustav** diese Gelegenheit nicht aus den Händen gelassen hätte, und mehr auf die Erweiterung seiner Staaten, als auf die Erhebung seines Bruders bedacht gewesen wäre. Die Moscowiter hatten also Zeit, sich wieder zu vereinigen. Ihr neuer Czaar, der innerhalb des Reichs nichts mehr zu besorgen hatte, fassete den Vorsatz, sich an den Polaken zu rächen. Er belagerte **Smolensko** im folgenden Jahre, und die schlecht vertheidigte Stadt wurde in kurzer Zeit erobert. Die Polaken waren damals dergestalt getheilet, daß sie nicht im Stande waren, zu hindern, daß ihnen der Feind alles wegnahm, was vorher Polen ihm entrissen hatte, und daß er seine Streifereyen bis nach Litthauen ausbreitete *).

*) Von diesen beyden **Demetriis**, die sowol Rusland als Polen in so grosse Zerrüttung gesetzet, findet man eine ausfürlichere Nachricht in des **Rocoles** Beschreibungen ausnehmender Betrüger, die vor einiger Zeit durch den Herrn Doctor und Professor **Pauli** in einer deutschen Uebersetzung und mit verschiedenen nützlichen Anmerkungen ans Licht gestellet worden, wo man ihre Begebenheiten und Schicksale von S. 408 an u. f. lesen kan. Aller Vermuthung nach würde sich der erste **Demetrius** auf dem Thron haben erhalten können, wenn er 1) ein mehreres Vertrauen gegen die Russen geäussert, und denselben die Bewachung seines Schlosses und Person überlassen hätte; 2) wenn er den **Susky** oder **Jusky**, ohne sich an seinem Leben zu vergreifen, in das bekante Grab der Lebendigen hätte abführen lassen; 3) wenn er, oder vielmehr seine Gemahlin, in Ansehung der Religion, oder besser zu sagen, der Neigung gegen den Römischen Stuhl mehr an sich gehalten hätte Da sie aber einstens in Gegenwart einiger Rußischen Hofdamen den heiligen **Nicolaus** beschimpfte, so wurde solches ihr und ihrem Herrn zu einem Capitalverbrechen angerechnet, welches ihm das Leben kostete, sie aber wieder zu einer Tochter eines Polnischen Palatin machte. Vielleicht begieng **Demetrius** auch darin einen grossen Fehler, daß er den Rußischen Hohenpriester nicht um die Einwilligung in seine Mariage ersuchte, als wozu er kraft der Gesetze verpflichtet war.

Geschich-

Geschichte
von
Europa
unter
Ludwig dem dreyzehnten.

Des ersten Theils viertes Buch.

Inhalt.

Der Baron von Lutz wird durch den Ritter von Guise ermordet. §. 1. Zorn der Regentin wider die Guisen. §. 2. Der Herzog von Guise will sich mit dem Prinzen von Conde verbinden. §. 3. Der Prinz von Conde wird der Regentin verdächtig. §. 4. Heftigkeit und eigennützige Gemüthsart des Herzogs von Guise. §. 5. Gute Gesinnungen des Herzogs von Epernon. §. 6. Die Regentin versöhnet sich wieder mit den Herzogen von Guise und Epernon. §. 7. Die alten Minister werden zurückberufen. §. 8. Beunruhigung und Verwirrung des Prinzen von Conde. §. 9. Der junge Baron von Lutz wird gleichfals von dem Ritter von Guise ums Leben gebracht. §. 10. Tod Francisci, Herzogs von Mantua. §. 11. Neue Absichten des Herzogs von Savoyen bey dieser Gelegenheit. List des Herzogs von Savoyen. §. 12. Der Gouverneur von Mailand hält um die verwitwete Herzogin von Mantua, seine Tochter, an. §. 13. Die Regentin von Frankreich setzet sich den Absichten des Herzogs von Savoyen entgegen. §. 14. Verhalten des Papstes bey der Mantua betreffenden Sache. §. 15. Die Republik Venedig unterstützet den Cardinal von Mantua. §. 16. Ferdinand, Cardinal von Gonzaga, nimt die Würde des Herzogs von Mantua an.

an. §. 17. Neue Bemühungen des Herzogs von Savoyen, die Prinzeßin Maria, seine Enkelin, aus Mantua zu ziehen. §. 18. Ehrgeitzige Projecte des Herzogs von Savoyen. §. 19. Der Herzog von Savoyen fält in Montferrat ein. §. 20. Diese Unternehmung verursachet in Italien grosse Bewegungen. Manifest des Herzogs von Savoyen und des Cardinals Herzogs von Mantua. §. 21. List und Prahlerey des Herzogs von Savoyen. §. 22. Seine Intriguen werden am Französischen Hofe entdecket. §. 23. Grosse Verlegenheit des Marquis von Ancre, der sich mit dem Herzoge von Savoyen in Händel verwickelt siehet. §. 24. Die Minister versöhnen sich wieder mit dem Marquis von Ancre. §. 25. Man faßt am Französischen Hofe den Entschluß, dem Hause Mantua eine mächtige Hülfe zuzuschicken. §. 26. Man hält die Regentin ab, dem Cardinal Herzoge eine so schleunige Hülfe zu leisten. §. 27. Der König von Spanien erkläret sich wider den Herzog von Savoyen. §. 28. Der Kaiser läßet dem Herzoge von Savoyen andeuten, daß er von seiner Unternehmung auf Montferrat abstehen solle. §. 29. Der Gouverneur von Mailand nöthiget den Herzog von Savoyen, sich dem Willen des Königs von Spanien zu unterwerfen. §. 30. Streit zwischen dem Herzoge von Nevers und dem Gouverneur von Mailand. §. 31. Vermählung des Churfürsten von der Pfalz mit der Tochter des Königs von England. §. 32. Man redet von einer Heirath Carls, Prinzen von Wallis, mit Christina von Frankreich. §. 33. Der Kaiser Matthias begiebt sich nach Regenspurg auf den Reichstag. §. 34. Die Catholiken sowol als Protestanten führen Klagen. §. 35. Schlechter Erfolg des Reichstags zu Regenspurg. §. 36. Glück des Bethlehem Gabor, Prinzen von Siebenbürgen. §. 37. Streit zwischen den Häusern Brandenburg und Neuburg über das Gouvernement der Staaten Cleve und Jülich. §. 38. Der Prinz Wolfgang von Neuburg heirathet die Schwester des Herzogs von Bayern, und ändert die Religion. §. 39. Schwierigkeiten, um den zwischen den Herzogen von Savoyen und Mantua gemachten Frieden dauerhaft zu machen. §. 40. Der Gouverneur von Mailand nöthiget den Herzog von Savoyen, die Waffen niederzulegen. §. 41. Vorwand des Herzogs von Savoyen, um sich von der Niederlegung der Waffen zu befreyen. §. 42. Der Gouverneur von Mailand hält im Namen des Königs von Spanien um die Prinzeßin von Mantua an. §. 43. Absichten des Königs von Spanien hiebey. §. 44. Die Republik Venedig zernichtet die ehrgeitzigen Absichten des Königs von Spanien. §. 45. Beunruhigung der Maria von Medi-

cis

cis über die Angelegenheiten von Mantua. §. 46. Man thut im Staatsrathe von Frankreich den Vorschlag, nach Italien Truppen marschiren zu lassen. §. 47. Die Regentin schickt den Marquis von Coeuvres nach Italien, um zwischen den Herzogen von Savoyen und Mantua einen Vergleich zu Stande zu bringen. §. 48. Ausschweifender Ehrgeitz des zum Marschal von Frankreich gemachten Conchini und der la Galigai, seiner Gemahlin. §. 49. Fortsetzung der Streitigkeiten über die Fragen von der Gnade und Prädestination in den vereinigten Provinzen. §. 50. Neuer Streit in Holland, über die Art, die Prediger zu wählen. §. 51. 52. Die Uneinigkeit vergrössert sich in den vereinigten Provinzen. §. 53. Unterredung zu Delft zwischen den Remonstranten und Contraremonstranten. §. 54. Jacob, König von England, ist wider die Arminianer weniger eingenommen. §. 55. Sibrand, ein Friesländischer Prediger, giebt eine den Staaten von Holland sehr nachtheilige Schmähschrift heraus. §. 56. Grotius muß dieselbe beantworten. §. 57. Edict der Staaten von Holland, um den Streit über die Prädestination und über die Gnade beyzulegen. §. 58.

§. 1.

In Frankreich sahe es eben so unruhig aus, als in Polen. War es gleich in Frankreich noch nicht zu einem bürgerlichen Kriege gekommen, so war doch die Zahl der Mißvergnügten so groß, und die Factionen nahmen dergestalt täglich zu, daß alles einem öffentlichen Bruch nahe zu seyn schien. Der Tod des Baron von **Lutz** und seines Statthalters in Bourgogne, der den 5ten Januarius 1613 mitten in Paris vom Ritter von **Guise** war getödtet worden, zog der Regentin neue Unruhe zu. Der Baron **Lutz** hatte in seinem Leben mehrere Personen vorgestellet. Er hatte sich in verschiedene Partheyen eingelassen, und wir treffen ihn bey mehrern

heim-

heimlichen Cabalen an. Unter der Regierung des verstorbenen Königs war er einer von den vertrauten Freunden des Marschal von **Biron**. Im Anfange dieser Regierung verstrickte er sich mit den **Guisen**; als er aber glaubte, daß ihm die Gewogenheit des Marschal von **Ancre** besser bekommen möchte, so trat er von jenen ab und schlug sich zum **Conchini**. Man vermuthete, daß er ein Diener dieses Italiäners in der Absicht geworden, den **Bellegarde** zu stürzen, und ihm das Gouvernement von Bourgogne zu entreissen. Dadurch brachte er das Haus **Guise** nur noch heftiger wider sich auf, als welches dem **Bellegarde** sehr gewogen und auch mit ihm verwandt war. Er suchte daher Gelegenheit sich zu rächen, und sich einen Menschen vom Halse zu schaffen, der es dabey nicht bewenden lassen, daß er von ihrer Parthey abgetreten, sondern der auch damit umgieng, ihm so viel Schaden, als nur möglich, zuzufügen. Einige unbedachtsame Worte, die dem Baron **Lux** entfuhren, waren für den Ritter **Guise** schon Ursache genug, ihn auf die Degenspitze herauszufordern a). Es hatte sich nemlich der Baron gerühmet, daß er sich zu **Blois** nebst dem Marschal von **Brisac** im Zimmer des Königs **Heinrich** III befunden, als dieser den Entschluß gefasset, den Herzog von **Guise** ermorden zu lassen, und daß er den **Brisac** zurückgehalten, daß er den Herzog von dem wider ihn gefasseten bösen Anschlag nicht benachrichtiget. Das war schon genug, den Ritter **Guise** zu entrüsten, und ihn zu reitzen, Rache an einem Feinde seines Hauses auszuüben, der sich dessen noch rühmete, daß er zum Tode seines Vaters was beygetragen, da er den **Brisac** abgehalten, ihm das Leben zu retten. Der Ritter begegnete dem Baron in der Strasse des heiligen **Honorius**; er nöthigte ihn, vom Leder zu ziehen, und gleich mit dem ersten Stoß entleibete er ihn.

§. 2.

a) Mercure Francois 1613. Siri Memorie reconditi T. 3. p. 23. 24.

§. 2.

Die Regentin, die sich des Baron **Lutz** zu bedienen pflegte, wurde durch diese Künheit aufs äusserste entrüstet. In der völligen Meynung, daß man ihr mehr einen Verdruß erwecken, als den Tod des Herzogs von **Guise** rächen wollen, stieg sie von der Mittagstafel, an welche sie sich kaum gesetzet hatte, auf, sobald sie den Tod des Baron erfuhr; sie warf ihre Serviette auf den Tisch, und mit Augen voll Thränen begab sie sich in ihr Zimmer. Ihro Majestät lies sogleich die Prinzen und Minister zusammen fordern, um sich mit denselben über diese Sache zu besprechen, die sie sich ungemein zu Gemüthe zog b). Es wurde beschlossen, daß das Parlament die Sache untersuchen, und dem Mörder ungesäumt den Proceß machen; daß ferner jemand im Namen Ihro Majestät in den Palast der **Guisen** geschicket werden solte, um dem darin befindlichen Adel anzubefehlen, gleich aus einander zu gehen, dem Herzoge aber anzudeuten, daß er eher nicht im Louvre sich solte blicken lassen, bis ihn die Königin rufen lassen würde. Man sagt, daß der Herzog eben willens gewesen, mit einer grossen Anzahl Adlicher sich dahin zu begeben. Einige widersetzten sich, und wolten den Palast nicht verlassen, ohnerachtet sie der Herzog bat, dem Befehl der Königin zu gehorchen. Der Graf von **Rochefoucault**, der die Aufsicht über die Garderobe des Königs hatte, that sich bey dieser Gelegenheit vor allen andern hervor. Er wolte durchaus nicht aus dem Palast weichen; daher die Königin, die dieser Ungehorsam schrecklich verdroß, ihm befehlen lies, sogleich den Hof zu meiden. Das Gemüth der **Maria** von Medicis wurde wieder etwas ruhiger, als sie erfuhr, daß der Herzog seinem Bruder, dem Ritter, die Thür gewiesen, und ihm geboten, sich aufs Land zu begeben. **Bassompierre**, der ein

b) Memoires de *Bassompierre*.

ein Freund der **Guisen** war, wegen der **Prinzeßin von Conti**, ihrer Schwester, die ihn liebete, und gegen welche er nicht gleichgültig war, ergrif diese Gelegenheit, der Regentin zu sagen, daß der Herzog Ihro Majestät demüthigst bäte, ihm zu erlauben, daß er sich vor denselben rechtfertigen dürfte. Sie bewilligte ihm dieses unter der Bedingung, daß er mit Einbruch der Nacht und ohne alle Begleitung kommen möchte. **Bassompierre** suchte ihn daher sogleich auf. Der Herzog redete so ehrerbietig und demüthig, daß die Königin besänftiget zu seyn schien; allein die Herzogin, die Mutter der **Guisen**, verdarb alles wieder bey einem Besuch, den sie nachher bey der Königin ablegete. Denn die Herzogin redete mit einem so kühnen und gebietenden Ton, daß die Regentin dadurch weit mehr wider die **Guisen** aufgebracht wurde, als sie es vorher gewesen war. Der Herzog speyete Feuer und Flamme wider die Parthey des Prinzen von **Conde**, die ihm zuwider war c). Er konte es nicht verdauen, daß der Herzog von **Mayenne**, sein Vetter, derselben beygetreten war. Hätte der Herzog von **Epernon** den von **Guise** nicht zurück gehalten, so würde dieser ganz unfehlbar mit seinem Freund den **Mayenne** angegriffen haben, der nie ohne eine starke Bedeckung ausgieng, so, daß gewiß viel Blut würde seyn vergossen worden. So bald die Königin diesen neuen Vorfal erfuhr, so befahl sie dem Herzoge von **Mayenne**, sich mit dem Oberhaupte seines Hauses auszusöhnen, und sich zu dem Ende in den Palast der **Guisen** zu begeben. Sie unterredeten sich ziemlich lange, und es hatte das Ansehen, als ob sie als gute Freunde aus einander gegangen wären.

§. 3.

Ich weis nicht gewiß, ob es der Herzog von **Mayenne** gewesen, der den Herzog von **Guise**, welchen es gewaltig verdroß, daß die Königin den Grafen **Rochefou-**

c) Siri Memorie reconditi T. 3. p. 24.

foucault nicht zurück berufen wollen, beredet, sich mit dem Prinz von Conde zu vereinigen, um die Minister völlig zu entfernen, die bereits ihren Credit verloren hatten. Der Marquis von Ancre hatte so grosse Lust, die Herzoge von Guise und Epernon zu der neuen Faction zu ziehen, die am Hofe aufkam, daß, als Guise sich an den Conchini gewendet, um von der Regentin zu erhalten, daß der Graf Rochefoucault wieder am Hofe erscheinen dürfte, dieser listige Italiäner dem Herzoge zur Antwort gab, daß der Prinz von Conde derjenige wäre, der ihm am allererstен zur Gewährung seines Wunsches verhelfen könte. Dem sey aber, wie ihm wolle, genug, Guise entschloß sich, mit dem Conde in Vereinigung zu treten. Der Prinz, sagte er, ist gleichsam die Ruthe, deren sich die Regentin bedienen will, mich zu stäupen; allein ich weis schon, wie ich ihr ausweichen will. Der Vergleich war bald getroffen, und der Herzog von Epernon war völlig geneigt, dieser Parthey ebenfals beyzutreten d).

§. 4.

Conde, der darüber vergnügt war, daß er die Herzoge von Guise und Epernon von der Königin abspenstig gemachet, glaubte, daß er von nun an alles würde ausrichten können. Er konte sich gar nicht vorstellen, daß Maria von Medicis sich unterstehen würde, ihm das Gouvernement über das Schloß Tromperte abzuschlagen, welches er gerne haben wolte, damit die Citadelle der Hauptstadt seines Gouvernements von Guienne, auch von ihm abhängig seyn möchte. Er war daher entschlossen, sich dasselbe durch die Herzoge von Nevers, von Mayenne und den Marquis von Ancre ausbitten zu lassen. Der Marschal von Boullon solte auch von der Parthey seyn; er entschuldigte sich aber entweder mit einem wahren oder verstelten Podagra. Es war die Gewonheit

d) Memoires de *Baſſompiere*.

wonheit dieses schlauen Staatsmannes, daß er zwar Partheyen knüpfete, selbst aber nicht tiefer ins Wasser gieng, als er sichern Grund fand. Er setzte die Regentin in mancherley Verlegenheit, damit man seiner benöthigt seyn, ja ihn sogar erkaufen möchte, die Knoten, die er unter der Hand geknüpfet hatte, wieder aufzulösen. Maria von Medicis, der die Bitte, welche diese drey Herren für den Prinzen einlegeten, befremdlich vorkam, besorgte nicht ohne Grund, daß man ihr ihre Autorität rauben wolle, und daß sie sichs vorgenommen, zu regieren, ihr aber weiter nichts als den Titel einer Regentin zu lassen. Da sie sich nun erinnerte, daß die Herzoge von **Guise** und **Epernon** mit dem Prinz von **Conde** so vest noch nicht verbunden waren, daß sie nicht von ihm abgezogen werden könten, so fassete sie den Entschluß, sich so gut als möglich nur mit denjenigen Grossen des Hofes zu setzen, die ihr behülflich seyn könten, die Entwürfe des ersten Prinzen vom Geblüt zu vereiteln. Nachdem sie nun ganz kaltsinnig geantwortet, daß sie den Antrag in Erwegung ziehen wolle, so begab sie sich in ihr Zimmer, um zu verhüten, daß diese Herren nicht aufs neue um eine bestimte Antwort anhalten möchten. Und als sie sahe, daß sie ihr dahin nachfolgeten, um von neuem in sie zu dringen, so fieng sie von etwas anders an zu reden und sagte: **Ich habe eine gewisse Galanterie vom** Bassompierre **erfahren. Er glaubet zwar nicht, daß ich es weis; er wird sich aber sehr wundern, wenn er erfahren wird, was man mir völlig gesaget hat.** Es war dieses nur ein Vorwand, daß sie mit diesem für das Haus **Guise** eifrig gesinneten Edelmanne reden wolte. Der Herzog von **Nevers** winkte dem **Bassompiere** mit der Hand, daß er herbeykommen möchte, weil die Königin ihm was zu sagen hätte. **Nein,** fuhr die in Verstellungen geübte Prinzeßin fort, **ich werde ihm nichts davon sagen.** **Bassompiere,** der hierüber unruhig ward, wie leute, die ihr Glück an Höfen suchen, in solchen Fällen zu werden pfle-

gen,

gen, bat die Königin inständigst, daß sie ihm sagen möchte, was sie von ihm wüste. Darauf stelte sie sich, als ob sie nachgeben wolte, und trat an ein Fenster, um mit dem Bassompierre allein zu sprechen. Es ist, sagte Maria von Medicis zu ihm, von gar keiner Liebesgeschichte die Rede. Ich habe euch nur rufen lassen, um euch zu fragen, ob der Herr von Guise nicht mehr an die Rückkunft des Grafen von Rochefoucault gedenket. Madame, antwortete Bassompierre, der gar wohl begrif, wo die Königin hinwolte, es hat der Herr von Guise seit drey Tagen nicht mit mir davon geredet. Er hat sogar zu verstehen gegeben, daß ich Ew. Majestät nichts davon sagen möchte. Ich merke, daß er die Entschliessung gefasset, sich mit dem Prinzen zu vergleichen, und durch denselben die Zurückberufung des Herrn von Rochefoucault zu erhalten. Der Herr von Guise hoffet, daß Ew. Majestät es nicht übel nehmen würden, wenn er sich zur Parthey des Prinzen schlüge. Der Marquis von Ancre, Dero Creatur, hat ihm das Beyspiel davon gegeben. Hier lies die Königin vier bis fünf Thränen der Bitterkeit auf den Bassompierre fallen, und wendete sich gegen das Fenster, damit man sie nicht möchte weinen sehen. Ach! sagte sie, Bassompierre! gottlose Leute haben mich verleitet, das Haus Guise zu verachten, und die Minister des verstorbenen Königs vor den Kopf zu stossen. Da sie mich nun ohne Unterstützung finden, so wollen sie meine Autorität völlig stürzen. Die freche Art, nach welcher sie bey mir das Gouvernement über das Schloß Trompette gesuchet, entdecket ihr Vorhaben hinlänglich. Aber ich will ihre Maasregeln schon vereiteln. Bassompierre konte keine bessere Gelegenheit finden, den Guisen, dem Herzog von Epernon und den Ministern, die seine Freunde waren, ersprießliche Dienste zu leisten. Er versicher-

te daher Ihro Majestät, daß sie dieselben alle auf ihrer Seite haben könte, wenn es ihr anders nur beliebig wäre. **Wenigstens, sagte er, kan man es versuchen, ob sie zu gewinnen sind.** Die Königin sagte zu ihm: **Komt wieder zu mir, wenn ich von der Tafel aufstehe. Mitlerweile will ich an was anderes denken.** Maria lies ihn hiemit von sich, und unterredete sich bis zur Tafel mit solcher Freyheit des Geistes, als ob sie die vergnügteste Person von der Welt wäre.

§. 5.

Bassompierre stellete sich an, als ob er auch wie die andern vom Hofe weggehen wolte, als sich die Königin zur Tafel setzen wolte, und traf auf dem Hofe des Louvre den Herzog von **Guise** an. **Wie?** sagte **Bassompiere** zu ihm, **gedenken sie denn nicht mehr daran, daß der arme Rochefoucault wieder an den Hof kommen darf? Er wird vor Schwermuth sterben, wenn er die ganze Zeit über, die zu Lustbarkeiten bestimmet ist, auf dem Lande zubringen muß. Ja,** sagte der Herzog mit einem Schwur, **er soll wieder zurückkommen und die Königin soll nicht einmal Dank dafür haben. Ich habe allen ersinlichen Eifer in ihrem Dienst bewiesen, und sie hat mir mit lauter Kaltsinnigkeit begegnet. Man hat mich gezwungen, einen Herrn zu suchen. Dieses ist der Prinz von Conde und seine Cabale. Ich werde sie nicht verlassen, weil man mich wider meine Neigung gezwungen hat, mich mit ihnen zu vereinigen. Ich glaube, mein Herr,** setzte der Herzog hinzu, **daß sie mein Verhalten nicht mißbilligen werden, denn sie sind ja von eben der Parthey. Ich, mein Herr,** antwortete **Bassompiere** lächelnd, **ich bin ein Diener von allen einzelnen Gliedern der Cabale, aber ich kenne dieselbe nicht im Grossen. Ich habe sonst mit niemand**

als

als mit meinem Pfarrherrn Umgang. Ich diene dem Könige und der Königin, und überlasse mich nicht leicht jemand anders. Erlauben sie mir, mein Herr, ihnen zu sagen, daß sie sich eine sehr schlechte Parthey ausgesuchet haben. Ehedem waren sie das Oberhaupt der Cabale, wenn es ja so heissen soll. Sie waren sonst von niemand als vom Könige und der Königin abhängig, und dabey hatten sie vor allen andern das Uebergewicht. Jezo aber überlassen sie sich solchen Leuten, die ihnen unzähligen Verdruß zufügen und auf die unanständigste Art begegnen werden, wenn sie erst mit ihnen auf der Fahrt seyn werden. Was werden sie alsdann sagen, da sie jezo eine kleine Kaltsinnigkeit oder unerhebliche Weigerung von der Königin nicht vertragen können? Sie haben erst kürzlich den Baron Luz gleichsam vor ihren Füssen ermordet, und sie verlangen, daß man den Augenblick einen Officier des Königs wieder an den Hof rufen lassen soll, den die Königin könte auf die Bastille setzen lassen, da er sich auf eine freche Art gewegert, dem Befehl zu gehorchen, den sie ihm zugeschicket, Dero Haus zu verlassen. Der Herzog von Guise war noch alzusehr eingenommen, als daß er sich den guten Rath des Bassompierre hätte sollen zu Nutze machen; indes sagte er so viel, daß man daraus abnehmen konte, daß sein Herz mehr vom Eigennutz als von der Ehre gefesselt war. Die Königin, sagte er, soll dereinst noch erkennen, wie grossen Schaden sie sich gethan, da sie mich zu verderben gesuchet, um sich solchen Leuten gefällig zu machen, die sie nach eigenem Gutdünken beherrschen. Sie wird mich schon dereinst wieder rufen lassen, und ich werde sie nicht hören, wenigstens werde ich mich sehr theuer zu verkaufen suchen. Welch einer Niederträchtigkeit sind doch Leute von hoher Geburt öfters un-

terworfen! Dieser großmüthige Trotz, diese vornehme Kühnheit konte hunderttausend Thalern nicht widerstehen. Wir werden dieses bald vernehmen.

§. 6.

Der Herzog von Epernon war zwar nicht von so hoher Geburt als der Herzog von Guise, aber er äusserte bey dieser Gelegenheit weit edlere Gesinnungen. In grossen Angelegenheiten, antwortete er dem Bassompierre, der ihn ermahnete, die Ursachen der Beschwerden, die ihm von der Königin gegeben worden, aufzuopfern und zu vergessen, in grossen Angelegenheiten und in einem so wichtigen Fall, als der gegenwärtige ist, enthalte ich mich aller Chicanen. Man muß sich auf eine freymüthige und edle Art entschliessen. Ich bin nicht gesonnen, mit meinen Herren zu capituliren. Wolte man mir eine Belohnung anbieten, so würde ich solches für eine Beleidigung ansehen. Was ich um der Königin willen thun will, das ist schon hinlänglich bezahlet. Ich würde des Namens, den ich führe, und der Aemter, die ich bekleide, unwürdig seyn; man würde Ursache haben, mich als den undankbarsten unter allen Menschen zu verachten, wenn ich mir meine Dienste von meinem Herrn abkaufen liesse. Bassompierre bezeuget, daß er das nie vergessen, was er bey dieser Gelegenheit aus dem Munde des Herzogs von Epernon gehöret. Es verdienen auch in der That seine Worte wohl bemerket zu werden. Und wenn auch an der Gesinnung des Herzogs von Epernon mehr Eitelkeit als Aufrichtigkeit zu finden seyn möchte, so muß man doch das zu seinem Ruhm bekennen, daß er ein so edles Herz besessen, als damals kein Prinz und kein Grosser am Hofe in Frankreich gehabt.

§. 7.

§. 7.

Bassompierre gieng nach aufgehobener Tafel wieder zur Königin, wie Ihro Majestät ihm befohlen hatten. So bald Maria von Medicis mit ihm bey Seite gegangen war, so sagte sie zu ihm: **Mein Magen ist so verderbet, daß alles, was ich gegessen habe, mir Gift zu seyn scheinet. Wenn ich nicht bald aus dieser Verlegenheit herauskomme, so besorge ich, daß ich noch den Verstand verlieren werde.** Sie sagte vielleicht hier mehr Warheit, als sie sagen wolte. Diejenigen, die diese Prinzessin genau gekant, versichern, daß sie ein edles Herz gehabt, daß es ihr aber an dem ausgebreiteten Verstande, an der Entschlossenheit und Erfahrung gefehlet, die eine andere Königin aus ihrem Hause, unter einigen vorhergehenden Regierungen geoffenbaret. Und gleichwol waren diese Eigenschaften der Maria von Medicis sehr nöthig, einen Staat zu regieren, der voll Factionen war. Bassompierre, setzte sie hinzu, **du must den Herzog von Guise wieder gewinnen, es mag auch kosten was es will. Biete ihm hunderttausend Thaler an, die ich ihm will auszahlen lassen, biete ihm die Generallieutenantsstelle für seinen Bruder den Ritter, und die Anwartschaft auf die Abtey von St. Germain für die Prinzessin von Conti, seine Schwester, an. Mit einem Worte, ich gebe dir ungemessene Vollmacht, wenn du ihn nur aus der Cabale herausziehen kanst, ich aber seiner guten Gesinnungen versichert werden kan.** Madame, antwortete Bassompiere lächelnd, **da Sie mir die Hände so voll geben, so habe ich guten Einkauf.** Ich muß hier beyläufig anzeigen, was durch die Anwartschaft auf die Abtey von St. **Germain de Prez** zu Paris zu verstehen ist. Der Prinz von **Conti** genoß diese reiche Pfründe, ob er gleich vermählet war. Eben diese Pfrün-

de versprach man der Prinzessin, seiner Gemahlin, im Fall er vor ihr stürbe. Ein seltsamer Mißbrauch der Kirchengüter! Jedoch eine Dispensation des Papstes macht alles gut. Man darf uns nun nicht mehr vorwerfen, daß dergleichen Mißbräuche von der Reformation herrühren. Haben wir nicht gesehen, daß ein gewisser Cadet vom Hause **Lothringen** in Frankreich, der Graf von **Marsan**, durch ein feierliches Decret bey dem Genuß einer ansehnlichen Pension aus einem Bisthum bestätiget worden, weil der Papst ihm eine Dispensation ertheilet, dieselbe seines ehelichen Standes ungeachtet beyzubehalten? Wenn man auch die Sache unpartheyisch erweget, und bedenket, daß die Reichthümer der Kirche zur Hülfe für die Armen oder zu andern guten Werken bestimmet sind, so gehören dieselben eben so gut in die Hände eines Prinzen oder einer Prinzessin, als in die Hände einiger faulen Mönche, oder eines Cardinals, oder eines vornehmen Abts, der etwa dieselben dazu anwendet, daß er sich eine prächtige Equipage zulegt, eine kostbare Tafel führet, Pferde und Hunde davon füttert, oder einige Maitressen davon unterhält. Jedoch ich komme nun wieder zur Unterhandlung des **Bassompierre**. Ehe er sich bey der **Maria** von Medicis beurlaubete, um die ihm aufgetragenen Befehle zu volstrecken, so sagte er ihr, daß sie auch den Herzog von **Epernon** wieder an sich ziehen möchte. **Ich wolte es von Grunde des Herzens gerne thun**, antwortete die Regentin; **allein das ist ein Mann, den ich beleidiget habe, und er vergiebt niemals eine zugefügte Beleidigung.** **Es ist wahr**, antwortete **Bassompierre** lächelnd, **seinen Feinden vergiebt er nie, wohl aber seinen Herren.** Die gute Prinzessin kante den Herzog von **Epernon** noch nicht recht. Ein so guter Christ war er nicht, daß er seinen Feinden hätte vergeben sollen; aber ehrgeitzig genung war er, der Regentin zu verzeihen, unter der Bedingung, daß sie ihm mehr Credit und Ansehen beylegete. **Sagen sie der Königin,**

gab

gab er dem **Bassompierre** zur Antwort, daß ich sie weiter **um** nichts bäte, als daß sie sich **künftige** standhafter beweisen, und ihre treuen Diener besser **kennen und beyzubehalten** suchen möchte. Endlich schlug **Bassompierre** der Königin vor, daß sie auch die Minister zurückkommen lassen möchte. Er erbot sich, mit dem **Villeroi** und **Jeannin** zu reden. Anlangend den Canzler, so solte sich die Regentin gegen den Ritter **Silleri** erklären, der dieses Mannes Bruder war. Es würde unnöthig seyn, die ganze Unterhandlung des **Bassompierre** umständlich anzuführen. Er hatte so vortheilhafte Vorschläge zu thun, daß er ohne alle Schwierigkeiten zum Schluß kommen konte. **Der Herzog von Guise**, sagt er selbst, **machte anfänglich nach seiner Gewonheit viele Umstände; endlich aber willigte er in alles.** Die Herzogin, seine Gemahlin, hinter welche man sich gestecket hatte, brauchte keine grosse Umschweife zu nehmen, ihn zur Annehmung einer so ansehnlichen Summe Geldes zu bewegen. Der Herzog von **Epernon** bat sich nichts anders aus, als daß er an der Regierung Theil nehmen dürfte. Dieser trotzige und ehrgeitzige Herr kitzelte sich mit der Vorstellung, daß man ihn für den geschicktesten hielte, eine mächtige Faction zu zerstreuen, die durch den ersten Prinzen vom Geblüt und durch die vornemsten Herren des Königreichs war angeworben worden. Die beyden Herzoge hatten den folgenden Tag geheime Audienz bey der Königin, die zu beyderseitigem Vergnügen geendiget wurde.

§. 8.

Was die Minister anlanget, so liessen sie sich eben so gut behandeln. Es war diesen Herren höchstempfindlich, ihren Credit zu verlieren. Der Canzler **Silleri** und **Villeroi** waren keine guten Freunde zusammen, allein sie söhneten sich gar bald aus. **Jeannin** bekam den Auftrag, in ihrer aller Namen mit der Königin im Hotel von **Luxemburg** zu sprechen,

dahin

dahin sie sich alle Tage begab, um den prächtigen Palast, den sie angefangen, und die schönen Gärten, die sie angeleget hatte, zu besuchen. Die geheime Unterredung der Regentin mit dem Präsident **Jeannin** verursachte bey dem Marquis von **Ancre**, der ebenfals im Hotel von Luxemburg angekommen war, viel Nachdenken. Seine Bewunderung wurde noch grösser, als der Officier der Garde ihm nicht erlauben wolte, in das Zimmer der Königin zu treten, weil sie ausdrücklich verboten hatte, daß niemand eingelassen werden solte, so lange sie sich mit dem Präsident **Jeannin** unterredete. **Conchini** fieng hier an, zu besorgen, daß am Hofe eine neue Revolution bevorstehen möchte. Und er zweifelte gar nicht mehr daran, als er den folgenden Tag wahrnahm, daß die Königin den Herzog von **Epernon** durch tausenderley Vorzüge unterscheidete. Sie lies ihm einen Stuhl neben sich hinsetzen, unter dem Vorwande, daß er von einer ausgestandenen Krankheit noch matt wäre; sie unterredete sich eine gar geraume Zeit mit ihm alleine; sie lud ihn in die Comödie ein; sie lies einen Stuhl für ihn und für den Zamed, einen guten Freund des Herzogs, der ihn dahin begleitet hatte, stellen, ohne sich um den Herzog von **Mayenne** zu bekümmern, der dabey gegenwärtig war. **Himmel!** schrie **Conchini**, als er diese veränderte Scene ansahe, **nun mequire ich mich über die Dinge dieser Welt.** Die Königin ist eines Stuhls für den Zamed benöthigt, und sie denkt dabey nicht an den Herzog von Mayenne. **Nun mache man Rechnung auf die Freundschaft der Fürsten.** Maria von Medicis war damals die vergnügteste Person von der Welt. Der Tag ihrer Aussöhnung mit den Herzogen von **Guise** und **Epernon** war ihrer eigenen Aussage nach der **beschwerlichste und zugleich der gröste Tag ihres Lebens.** Es ist zwar, sagte sie, **eine sehr verwickelte Comödie, am Ende aber zeiget sich lauter Friede und Vergnügen.** Da sie so auf-

geräumt

geräumt war, so theilte sie Geschenke mit vollen Händen aus. Der Herzog von **Guise** erhielt eine Versicherung auf hunderttausend Thaler, und daß **Rochefoucault** wieder zurückberufen werden solte. Der Ritter von **Guise** wurde Generalstatthalter in der Provence, und der wider ihn angefangene Proceß wurde aufgehoben. Die Prinzessin von **Conti** bekam die Anwartschaft auf die Abtey von St. Germain. Dem **Bassompiere** aber versprach man die Würde eines ersten königlichen Cammerherrn.

§. 9.

Der Prinz von **Conde** begab sich den folgenden Tag ins Louvre. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er sahe, daß sich die Königin mit den Ministern eingeschlossen hatte, und daß man ihm die Thür des Zimmers nicht aufmachen wolte! Nachdem er über diesen unerwarteten Zufal allerley Betrachtungen angestellet hatte, so gab ihm der leichtfertige **Bassompierre** zu verstehen, es könte leicht seyn, daß der Marschal von **Bouillon** Seiner königlichen Hoheit diesen Possen gespielet, und sich auf Unkosten des Prinzen mit der Königin und den Ministern verglichen hätte. Dem armen **Conde** kam dieser Verdacht sehr wohlgegründet vor, der sich deswegen mit dem Marquis von **Ancre** besprechen wolte, welcher über dem guten Vernehmen der Königin mit den Ministern, und wegen der neuen Begnadigung der Herzoge von **Guise** und **Epernon** eben so verlegen war, als er.

§. 10.

Der Tod des jungen Baron von **Lutz**, der durch den Ritter **Guise** ebenfals in einem Duel getödtet wurde, verursachete nicht weniger Aufsehen in der Welt, ob er wol nicht so viele Bewegungen am Hofe, als der Tod seines Vaters, nach sich zog. Die **Guisen** stunden damals bey der Regentin in völliger Gnade. **Lutz**, der Sohn desjenigen, dessen ich vorhin gedacht habe, und der die

falschen

falschen Maximen des Französischen Adels eingesogen hatte, glaubete, daß es die Ehre erforderte, den Tod seines Vaters zu rächen. Ohngefär einen Monat darauf schickte er dem Ritter von Guise durch einen Edelman, Namens du Riol, eine Ausforderung zu. Monseigneur, so lautete das Cartel, sie müssen der zuverlässigste Zeuge meines gerechten Schmerzes seyn. Ich bitte daher gehorsamst mir zu verzeihen, wenn ich sie durch dieses Billet ersuche, mich in den Stand zu setzen, wegen der Entleibung meines Vaters mit ihnen auf den Degen einen Gang zu wagen. Die gute Meynung, die ich von ihrer Herzhaftigkeit habe, lässet mich hoffen, daß sie sich nicht mit ihrem Stande entschuldigen und mir etwas versagen werden, das die Ehre von ihnen fordert. Dieser Edelman wird sie an den Ort führen, wo ich mich mit einem guten Pferde befinde. Ich habe zween Degen, davon sie sich einen aussuchen können, welchen sie wollen. Wollen sie nicht an diesem Orte erscheinen, so werde ich dahin kommen, wo sie mich werden hinfordern lassen. Der Ritter von Guise lag noch im Bette, als ihm diese Ausforderung überreichet wurde. Er zog sich geschwinde an, nahm den Ritter Guignon als seinen Secundanten mit, und so ritten sie alle drey an den Ort, wo sie der junge Baron erwartete. Nachdem die bey ordentlichen Duellen gewöhnlichen Formalitäten waren beobachtet worden, so schlugen sie sich alle viere zu Pferde herum. Guise wurde gleich beym ersten Gange verwundet, beym dritten aber sties er den Baron durch und durch, der bald nachher vom Pferde fiel. Guignon kam gegen den du Riol nicht mit heiler Haut davon, als welcher ihm zwey gefährliche Wunden beygebracht hatte. Der Ritter von Guise eilete ihm zu Hülfe, und als du Riol sahe, daß der Baron Lutz sterben wolte, so zog er sich zurücke. Man sagt, daß die Tapfern des Hofes beym Ritter von Guise

ihre Glückwünsche wegen einer That abgeleget, deren sich alle vernünftige Menschen schämen. Als ein brutaler Mensch hatte er den Vater getödtet, um sein Haus von einem Manne zu befreyen, der ihm viele Unlust machte. Und obwol die Regeln der falschen Ehre ihm nicht gestatteten, dem Sohne die geforderte Satisfaction auszuschlagen, so war doch dieser zweyte Mord nicht weniger strafbar vor Gott und vor solchen Menschen, die von den Dingen ein gesundes Urtheil fällen. Diesem unglückseligen Mörder hätte man nicht nur keinen Beyfal geben, sondern vielmehr einen solchen mit Abscheu betrachten sollen, der, nachdem er den Vater ungerechter Weise entleibet, sich in die unglückliche Nothwendigkeit gesetzet, auch den Sohn zu tödten, der durch seinen gerechten Schmerz verblendet war, und durch die böse Gewonheit seiner Zeit hingerissen wurde. Das erstaunlichste dabey ist, daß **Maria** von Medicis den Ritter **Guise** nach seinem zweyten Duel besuchen und sich nach seinem Befinden bey der empfangenen Blessur erkundigen lies; die **Maria**, die wenig Wochen vorher befohlen hatte, daß das Parlament wegen des ersten Duels ihm längstens in acht Tagen den Proceß machen solte. Hier siehet man, wie diese schwache und unvorsichtige Königin die Declarationen volstrecken lässet, die von ihrem Sohne und unter ihrer Direction im Anfange dieses 1613ten Jahres wider die Duelle waren öffentlich kund gemachet worden. Die vorigen Könige hatten sich bemühet, diese schädliche und abscheuliche Gewonheit abzuschaffen, ohne dabey ihren Zweck zu erreichen. **Ludwig** XIII hielt über diesen Artikel in den letzten Jahren seines Lebens sehr strenge. Seinem Sohne dürfen wir das gerechte Lob nicht versagen, das er verdienet. Seine Strengigkeit hat dasjenige schier vollendet, was seine Vorfahren vergeblich unternommen. Das ist das beste oder vielleicht gar nur das einzige gute Werk, das er in seiner sechs und funfzigjährigen Regierung gestiftet. Lies nun die Gerechtigkeit der Menschen den

Rit-

Ritter von Guise ungestraft, so konte doch dieser Renomist nicht der Gerechtigkeit Gottes entgehen. Denn als er in dem folgenden 1614ten Jahr im Schloß zu Baux, fünf Meilen von Arles in der Provence, war, so wolte er selbst eine Canone abfeuren, die aber zersprang Er wurde von einem Stück der gesprungenen Canone dergestalt getroffen, daß er in zwey Stunden seinen Geist aufgab. Das war eine sehr kurze Zeit, sich zur Erscheinung vor dem erschrecklichen Rächer des unschuldig vergossenen zuzubereiten. Er hies **Franciscus Paris von Lothringen.**

§. 11.

Die auswärtigen Angelegenheiten machten der Regentin nicht weniger Unruhe, als die einheimischen. **Franciscus**, Herzog von Mantua, ihr Neffe, war in den letzten Tagen des abgewichenen 1612ten Jahres gestorben. Er hinterlies aus der Ehe mit **Margaretha** von Savoyen, einer Tochter des Herzogs **Carl Emanuel**, nur eine Tochter, die ohngefär vier Jahr alt war. **Ferdinand**, Cardinal von Gonzaga, ein Bruder des **Franciscus**, folgte ihm im Herzogthum **Mantua** ganz ohne Widerrede. Da aber **Montferrat** kein Mannlehn war, so fiel es der jungen Prinzessin von **Mantua** zu. Dieses Marquisat, das ehedem vom Kaiser **Otto** einem Sächsischen Herrn geschenket worden, war seit der Zeit in zwey verschiedene Häuser übergegangen; erstlich in das Haus der **Palæologen** durch die Vermählung der **Roland**, einer Erbin von der Sächsischen Linie, mit dem **Andron** aus Palæologus, Kaiser zu Constantinopel. Da nun ihr zweyter Sohn **Theodorus** das Gebiet **Montferrat** zum Antheil erhalten hatte, so besassen dessen Nachkommen dasselbe als ein Lehn vom abendländischen Kaiser, bis in Ermangelung derselben das Haus **Gonzaga** dasselbe kraft der Vermählung der **Margaretha** Palæologa mit **Friedrich**, Herzoge von Mantua, erbete. Die Herzoge von Savoyen machten diese Succession den **Gonzagen** streitig. Es ist, sagten sie, ein alter Receß zwi-

schen

schen Theodorus Palåologus und Aimond, Grafen von Savoyen, vorhanden, dem zu folge nach Abgang der männlichen Linie der Palåologen, die männlichen Descendenten der Yoland, seiner Tochter, und des Aimond von Savoyen, mit dem sie sich vermählet, das Montferratische vorzüglich vor den Töchtern der Palåologen erben solten, als welche daraus weiter nichts als eine standesmässige Ausstattung begehren könten. Carl Emanuel hatte noch andere Ansprüche auf einen Theil von Montferrat, kraft des Testamentes der Blanca Palåologa, die in das Haus Savoyen geheirathet hatte. Sie setzte darin Carl II zum Erben eines Theils von Montferrat ein, welches sie reclamirete, vermachte ihm auch die Ausstattung, die ihr bisher nicht war ausgezahlet worden. Die Summe betrug mehr nicht als achtzigtausend Thaler; allein die Interessen, die seit der Zeit aufgeschwollen waren, erhöheten die Summen beynahe bis auf eine Million Livres. Daraus entstund ein sehr langweiliger Proceß zwischen den Häusern Savoyen und Gonzaga. Statt dessen, daß der Kaiser Carl V die Sache durch einen entscheidenden Spruch hätte endigen sollen, so machte er dieselbe noch verwirrter. Denn indem er beyde Theile befriedigen wolte, so erkante er das Gebiet Montferrat dem Hause Mantua zu, und die Ansprüche des Hauses Savoyen lies er kraft der Donation der Blanca Palåologa in ihrer Gültigkeit. Die Vermählung des letztverstorbenen Herzogs Franciscus mit der Margaretha von Savoyen wurde in der Absicht geschlossen, um endlich einmal die Streitigkeiten beyder Häuser beyzulegen. Kraft dieser Verbindung trat Carl Emanuel alle seine Ansprüche an seine Tochter und an die Kinder ab, die sie zur Welt bringen möchte. Es wurde zu beyden Seiten der Vergleich getroffen, daß eine gerade Linie gezogen werden solte, um die Staaten beyder Prinzen, die unmittelbar an einander stiessen, in möglichster Gleichheit zu theilen. Weil aber diese Abtheilung noch nicht geschehen war, so

wolte der Herzog von Savoyen die alten Ansprüche wieder gültig machen, so, daß er sich nicht sowol rüstete, die Ansprüche seiner Enkelin auf **Montferrat**, als seine eigenen zu unterstützen.

§. 12.

So bald er den Tod des Herzogs von **Mantua** erfahren hatte, so schickte er zween seiner vertrauten Diener ab, nicht sowol in der Absicht, seine Tochter zu trösten, als sie zu unterrichten, was sie unter den gegenwärtigen Umständen zu thun hätte. Man rieth ihr zuförderst, vorzugeben, daß sie schwanger wäre, um den Cardinal von **Gonzaga**, der von Rom schleunig angekommen war, zu verhindern, von den Staaten des verstorbenen Herzogs, seines Bruders, Besitz zu nehmen. **Margaretha** war dem Interesse ihres Hauses äusserst zugethan, und **Carl Emanuel** hatte dafür gesorget, daß seine Kinder vom Willen ihres Vaters volkommen abhängig seyn muften; so, daß es der jungen Witwe gar nicht schwer fiel, eine Schwangerschaft vorzugeben. **Victor Amadeus**, Prinz von Piemont, kam selbst nach **Mantua**, unter dem Vorwande, bey einer betrübten Schwester seinen Besuch abzulegen. Er hatte aber einen geheimen Befehl von ihrem Vater bey sich, sie aus Mantua wegzuschaffen, und sie samt ihrer Tochter entweder nach Turin, oder nach Mailand, oder vielmehr ins Montferratische zu bringen, davon die Prinzessin **Maria** Erbin war. **Es ist nicht zu rathen**, sagte **Victor Amadeus** am Hofe zu Mantua, **daß eine** so tief gebeugte Witwe an einem Orte bleibe, wo sie unaufhörliche Gegenstände vor sich hat, die vermögend sind, ihren Schmerz zu erneuren. Es erlaubets auch der Wohlstand nicht, daß sie bey dem Cardinal, ihrem Schwager, bleibe, der nicht viel älter ist, als sie, und der an die Erbfolge in **Mantua** so wichtige Ansprüche hat. Es muß ihm dieses um seiner eige-

eigenen Reputation willen lieb seyn. Oder würde er die Verantwortung wegen der Zufälle, die sowol der Mutter als ihrer Tochter begegnen können, gerne über sich nehmen? Meine Schwester, setzte er hinzu, muß auch die junge Prinzessin mitnehmen. Sie kan in keinen bessern Händen seyn. Das natürliche Recht giebt den Müttern die Vormundschaft über ihre Kinder, weil niemand grössere Sorgfalt und Zärtlichkeit beweisen kan, als sie. Der Cardinal Ferdinand begrif sehr wohl, daß die Savoyarden nur darauf bedacht waren, sich des Gebiets Montferrat zu versichern, unter dem Namen und Vorwand einer in ihren Händen befindlichen unmündigen Prinzessin, oder die doch wenigstens unter der Aufsicht des Johann Mendoza, Marquis von Inojosa, Gouverneurs von Mailand, ihres sehr guten Freundes, stehen solte. Daher führete der Cardinal verschiedene Gründe an, um zu hindern, daß seine Schwägerin und Nichte nicht aus den Staaten von Mantua weggiengen. Würde es auch billig seyn, antwortete Ferdinand, eine Prinzessin aus dem Lande zu lassen, die vielleicht in kurzer Zeit einen Erben zur Welt bringen kan, der das Glück des Landes ist? Die Prinzen vom Hause Gonzaga müssen ordentlicher Weise da geboren werden, wo sie dereinst regieren sollen. Ist es nicht weit rathsamer, daß meine Nichte in einem Lande auferzogen werde, über welches wir sie dereinst zur Souveraine machen können, wenn wir sie mit einem Prinzen aus dem Hause Mantua vermählen? Verursachet der Anblick des Palastes eines verstorbenen Bruders seiner Witwe zu viel Betrübniß, so haben wir ja andere Paläste, dahin sie sich in völliger Freyheit begeben kan. Carl Emanuel arbeitete zu Mailand mit eben so grossem Eifer als List. Weil er wohl wuste, daß man ihm die Er-

bin von Montferrat nicht in die Hände geben würde, so gab er dem Jnojosa zu verstehen, daß dieselbe eine Großenkelin vom Könige in Spanien sey; daß Seiner catholischen Majestät daran gelegen seyn müsse, sie aus den Händen ihres Oncle von väterlicher Seite zu retten; man müsse gegen den Cardinal auf der Hut seyn, dem dieselbe die Beerbung eines reichen Marquisat aus den Zähnen risse; daß der König Philipp III um so viel mehr für die Prinzessin Maria Sorge tragen müsse, je mehr Seiner Majestät daran gelegen wäre, daß Montferrat an ein ihm wohlgefälliges Haus käme; und daß man endlich zu besorgen hätte, es möchten die Gonzagen damit umgehen, ihre Nichte nach Frankreich an den Herzog von Nevers, ihren nahen Anverwandten, zu verheirathen.

§. 13.

Diese Gründe, die, wie man sagt, von einigen Geschenken unterstützet wurden, die Carl Emanuel dem Marquis von Jnojosa zuschickte, bestimmeten diesen Gouverneur, daß er den Prinz von Ascoli mit einem grossen Gefolge nach Mantua schickte, um die Herzogin Witwe und ihre Tochter dem Cardinal abzufordern. Dieser Antrag setzte ihn anfänglich in einige Bestürzung; er besann sich aber bald, und es fiel ihm ein Ausweg bey, darüber der Prinz von Piemont und der Abgesandte des Gouverneurs von Mailand nicht wenig stutzten. Es ist wahr, sagte der Cardinal Ferdinand, daß die Prinzessin Maria die Ehre hat, dem Könige von Spanien anzugehören; aber sie ist auch eine Nichte des Kaisers und der Königin von Frankreich. Jch kan über dieselbe nicht disponiren, ohne vorher bey beyderseitigen Majestäten Anfrage gethan zu haben. Dazu komt, daß die Herzogin, meine Schwägerin, und ich, wegen der Vormundschaft ihrer Kinder nicht einig sind. Der Kaiser, der unser Lehnsherr ist, muß den Ausspruch thun,

welcher

welcher von uns beyden am meisten dazu berechtiget ist. Nach dieser erhaltenen Antwort reiseten die Prinzen von Piemont und Ascoli wieder ab; es sey nun, daß die Ehrerbietung gegen so hohe Nationen sie zum Stillschweigen gebracht, oder daß sie noch nicht die nöthige Instruction gehabt, aus einem höhern Ton zu reden.

§. 14.

Der Marquis von Trenel war eben im Namen der Maria von Medicis zu Turin, als die Nachricht vom Tode des Herzogs von Mantua einlief. Bey dem Condolenzcomplimente, welches er beym Carl Emanuel wegen dieses betrübten Falles, der seine Familie betroffen, ablegte, gab er dem schlauen Savoyarden so wie von sich selbst, und als ob er auf den Hof zu Madrid zielete, zu verstehen e): daß Seine allerchristlichste Majestät für das Haus Mantua dergestalt wohlgesinnet wären, daß sie dasselbe unfehlbar in ihren Schutz nehmen, und sich mit der Macht ihrer Waffen allen denen widersetzen würden, die sich gelüsten lassen möchten, an ihren nächsten Anverwandten Gewalt auszuüben. Carl Emanuel roch es sehr wohl, daß mit diesen Worten mehr auf ihn als auf die Spanier gezielet werde. Er legte daher seine ihm gewöhnliche Verstellung beyseite, und antwortete ganz geradezu: er mache sich von der Billigkeit des Königs in Frankreich und der Königin seiner Mutter die Hofnung, daß sie es nicht übel nehmen würden, wenn er die Rechte seiner Kinder auf die Staaten von Mantua unterstützte, fals er dazu genöthiget werden solte. Meine Tochter, sagte er, ist schwanger; wer weis, ob sie nicht mit einem Sohne niederkomt? Und wenn das auch nicht ist, so ist doch die Prinzessin Maria eine unstreitige Erbin von Montferrat. Will das Haus Gonzaga an der Mutter oder der Tochter Ungerechtigkeit ausüben, bin ich alsdann nicht

e) Siri Memorie reconditi T. 3. p. 3 sqq.

genöthiget mich ihrer anzunehmen: Ich kan mir unmöglich vorstellen, daß Seine allerchristlichste Majestät, dem ich jederzeit nach besten Vermögen gedienet, gesonnen seyn solte, solche Leute in Schutz zu nehmen, die uns das entreissen wollen, was mir und meinen Kindern gehöret. Es geschehe indes was da wolle, und wenn auch die Menschen alle Billigkeit gegen uns aus den Augen setzen, so können wir doch noch zum höchsten Richter der Welt unsere Zuflucht nehmen, und wir hoffen, daß er uns werde gnädig seyn. So pflegen manchmal die Fürsten dieser Welt zu reden, wenn sie die widerrechtlichsten Dinge auszuführen willens sind. **Gueffier**, der Französische Resident am Hofe in Savoyen, bekam Befehl, mit dem Herzoge noch bestimter zu reden, und ihm ganz deutlich heraus zu sagen, daß der Marschal **Lesdiguieres** Truppen unter seinem Commando hätte, die sogleich in Italien einbrechen solten, so bald man nur einige Bewegungen gegen das Haus Mantua merken würde, welches die Krone Frankreich in ihren Schutz genommen. **Trenel**, der nach **Mantua** gereiset war, um im Namen des Königs von Frankreich und der Königin seiner Mutter die Condolenz beym Cardinal wegen des verstorbenen Herzogs abzulegen, gab ihm im Namen der Regentin eben solche Versicherungen. Dadurch wurde der Muth des Cardinals **Ferdinand** nicht wenig gestärket, den diese Angelegenheiten in sehr grosse Bedrängung gesetzet hatten.

§. 15.

Er konte sich einige Hülfe vom Papst versprechen, als dessen vornemstes Staatsinteresse es mit sich bringet, den Frieden in Italien zu erhalten. Allein der zaghafte und eigennützige Greis regete sich bey dieser Gelegenheit nicht viel. Der Französische Abgesandte am Römischen Hofe, **Breves**, mochte **Paul** V vorstellen was er wolte,

um

um ihn zu bewegen, die Zerrüttungen zu verhüten, die dieser Streit in Italien nach sich ziehen könte, so erhielt er doch keine andere Antwort von ihm f), als daß die Königin von Frankreich den catholischen König ersuchen möchte, dem Gouverneur von Mailand gemessenen Befehl zuzuschicken, daß er die Ansprüche des Herzogs von Savoyen nicht unterstützen solte. Der Papst, der von den Spaniern, welchen er so schon ergeben war, insgeheim war gewonnen worden, als welche sich vom Ehrgeitz **Carl Emanuels** einigen Vortheil versprachen; der Papst, sage ich, hatte dem Cardinal von Mantua gerathen, die Mutter und die Tochter nach Mailand zu schicken. Und als man ihm vorschlug, daß er beyde nach **Bologna** bringen lassen, und sie in den Schutz des heiligen Stuhls nehmen möchte; so entschuldigte er sich damit, daß **Carl Emanuel** kein Vertrauen zu ihm hätte. Als endlich **Breves** dem Papst **Paul** sagte: man erwarte wenigstens von seiner väterlichen Liebe für das algemeine Beste Italiens, daß er seine geistlichen und weltlichen Waffen wider den Herzog von Savoyen brauchen würde, fals dieser den Cardinal von Mantua mit offenbarer Gewalt angriffe; so antwortete der Papst mit ganz algemeinen Ausdrücken: er würde nach den Bewegungen seines Gewissens handeln, und dasjenige thun, was ihm Gott eingeben würde. Das ist die gewöhnliche Ausflucht solcher Herren, die lieber nach ihrem Interesse und Leidenschaften, als nach der Vorschrift des Geistes Gottes handeln. **Paulus** redete weit aufrichtiger, als er in eben dieser Mantuanischen Sache sich vernehmen lies, daß er nicht gerne was mit solchen Fürsten zu thun hätte, die seine Autorität nicht sonderlich respectireten. So denken auch in der That die Potentaten, die in der Kirchgemeinschaft des Papstes stehen. Sie wissen alle, daß die Macht

f) Vittorio Siri Memorie recondite T. 3. p. 16. 17.

des Papstes lauter Usurpation und Eingriffe sind. Allein ich weis nicht, was für ein politisches Interesse es machet, daß die in seinem Gehorsam stehenden Souveraine sich dennoch mit ihm stallen. Diese denken entweder recht oder unrecht, daß die Autorität der Päpste ihnen in gewissen Fällen nöthig sey. Und der Römische Hof, der ein so günstiges Vorurtheil meisterlich zu nutzen weis, nimt zuweilen eine Verachtung nicht so übel auf, wenn ihm nur seine Einkünfte samt einer geistlichen Gewalt über das unwissende und abergläubige Volk gelassen werden, ohne welche der päpstliche Stuhl nicht lange würde bestehen können.

§. 16.

Die **Venetianer** bewiesen sich bey diesem Vorfal nicht so zaghaft, und dagegen klüger als der Papst. Diese geschickten Staatsmänner sahen gar wohl zum voraus, was die Sache mit **Mantua** für Folgen nach sich ziehen könte; sie entdeckten die Absicht aller Kunstgriffe, deren sich der Herzog von Savoyen bedienete. Der Senat lies sichs daher besonders angelegen seyn, dem Cardinal **Ferdinand** einen Muth zuzusprechen, und ihm mit dem guten Rath an die Hand zu gehen, dessen er benöthiget war, wenn er nicht überschnellet werden solte. Die Republik war nicht weniger am Wienerischen als am Französischen Hofe geschäftig, damit man sich daselbst den geheimen Absichten der Spanier und den Unternehmungen **Carl Emanuels** widersetzen möchte g). Der Kaiser **Matthias** war gegen den König von Spanien, seinen nahen Anverwandten, mistrauischer als kein anderer Europäischer Fürst. Der Cardinal von **Clesel**, sein erster Minister, unterhielt ihn bey diesem Argwohn, und sie glaubten beyderseits völlig, daß die Spanier mehr darauf arbeiteten, die Autorität des Kaisers in Italien zu Grunde zu richten, als aufrecht zu erhalten. Daher trug der Kaiser **Matthias** gar kein Bedenken, dem Cardinal von Man-

g) Nani Hist. Veneta L. 1, 1613.

Mantua die Vormundschaft über die Kinder des verstorbenen Herzogs anzuvertrauen, und zu dem Ende den Ferdinand wegen seines Alters zu dispensiren, als welcher die Jahre noch nicht hatte, die nach den ordentlichen Gesetzen ein Vormund haben muß.

§. 17.

Endlich sagte die Herzogin Margaretha nach einer dreymonatlichen Verstellung frey heraus, daß sie nicht schwanger sey; und Ferdinand nahm den Character eines Cardinal Herzogs von Mantua an. Der Prinz von Piemont kam an, und wolte seine Schwester nach Turin abholen. Isabelle von Savoyen, die andere Tochter Carl Emanuels, die an Cäsar von Este, Herzog von Modena, vermählet war, reisete gleichfals nach Mantua, um sich mit dem Prinzen von Piemont, ihrem Bruder, und mit der Herzogin Margaretha, ihrer Schwester, zu besprechen. Das war ein neuer Kunstgrif Carl Emanuels. Die Vermählung des Cardinal Herzogs von Mantua schien ein Mittel zu seyn, alle Streitigkeiten beyzulegen. Man redete davon, und Ferdinand schien nicht alzu abgeneigt zu seyn h). Margaretha glaubte, daß es ihr, wenn sie einige Thränen verlöre, leicht seyn würde, einen Liebhaber, der sich schon herausgelassen hatte, zu bewegen, und die Erlaubniß von ihm zu erhalten, daß sie die Prinzeßin Maria mit sich nehmen dürfte. Ob nun wol der Herzog Cardinal einige gute Neigungen gegen die Margaretha haben mochte, so war doch die Liebe noch nicht stark genug, ihn gegen die Gründe blind zu machen, die ihn bewegen musten, seine Rechte nicht aus den Händen zu lassen. Als nun der Prinz von Piemont merkte, daß er in diesem Stücke unbeweglich blieb, so schlug er einen Vergleich vor, nemlich: daß die verwitwete Herzogin sich mit ihrer

h) Nani Historia Veneta L. 1. 1613. Siri Memorie recondite T. 3. p. 52 sqq.

Tochter nach Modena begeben solte, bis die vorgeschlagene Mariage würde volzogen seyn; oder wenn sie auch rückgängig würde, so solte Margaretha allein nach Turin gehen, Cäsar von Este aber sich anheischig machen, die Prinzeßin Maria nach Mantua zu schicken, so bald der Kaiser oder der Herzog Cardinal solches verlangen würden.

§. 18.

In diesen Falstrick fiel Ferdinand. Es sey nun, daß seine Minister zum voraus schon gewonnen gewesen, oder daß er selbst nicht genug Einsicht gehabt; genug, der Cardinal war so unvorsichtig, und nahm den Vorschlag an, den ihm seine Feinde thaten. Sobald die Französischen Minister davon Nachricht erhielten, so stelleten sie dem Herzog Ferdinand vor, daß, wenn seine Nichte erst einmal seinen Händen entrissen worden, es ihm schwer werden würde, sie wieder zu bekommen, und daß der Herzog von Modena durch die Ränke des Carl Emanuel und des Marquis von Jnojosa dergestalt werde verstricket werden, daß er sie ihm nicht würde wieder zusenden können, wenn er auch gleich wolte. Wenn sie sich, sagte man zu diesem unvorsichtigen Prinzen, mit einer andern, als der Margaretha, vermählen, und Gott giebt ihnen Kinder, was für Streitigkeiten werden dieselben mit der Erbin eines Theils der Staaten ihres Hauses haben? Haben sie auch diese unbequemen Folgen überdacht? Bey dieser Vorstellung that der Herzog Cardinal die Augen auf; allein er hatte sein Wort von sich gegeben, und er wuste nicht, wie es solches zurück nehmen solte. Die Minister von Frankreich und die Venetianer halfen ihm aus dieser Verlegenheit, indem sie dem Herzoge von Modena vorstelleten, daß er sich ja nicht mit einem anvertrauten Gute bemengen möchte, das ihm tausenderley Verdruß zuziehen könte. Daher muste der Prinz von Piemont mit seiner Schwester

Mar-

Margaretha, die über die Absonderung von ihrer Tochter sehr betrübt war, die Reise nach Turin antreten. Sie kamen zu Mailand in der Charwoche an. Der Gouverneur lud sie ein, daß sie diese heiligen Tage daselbst zubringen möchten. Allein Victor Amadeus und Jnojosa beschäftigten sich mit ganz was anders, als mit einer Zubereitung auf das Fest. Dieser schickte unverzüglich nach Modena, um den Este zu bewegen, die Herzogin und die Prinzeßin aufzunehmen, die man ihm anvertrauen wolte. Sobald der Herzog von Modena gewonnen war, so wurde der Capitain von der Garde des Gouverneurs nach Mantua geschicket, um dem Herzog Cardinal im Namen des Jnojosa zu sagen, daß er sein gegebenes Wort halten möchte. Ferdinand, der an diese neue Ansuchung gar nicht gedacht hatte, wuste sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Wort zurück nahm. Er führte zur Entschuldigung an, daß er seine Nichte ohne Einwilligung des Kaisers nicht herausgeben könte, als welcher ihm die Vormundschaft und Aufsicht über dieselbe aufgetragen hätte. Der Titularbischof von Diocäsarea bekam Befehl, nach Mailand zu gehen, und den Gouverneur zu bewegen, daß er diese Ausflucht möchte gelten lassen. Ferdinand befahl diesem Prälaten ausserdem noch, daß er bis nach Verceil reisen solte, an welchen Ort Carl Emanuel seiner Tochter Margaretha dem Scheine nach entgegen gereiset war; in der That aber war es in der Absicht geschehen, seinen Entwurf, den er im Kopf hatte, desto eher hinaus zu führen.

§. 19.

Der Bischof von Diocäsarea hatte Commißion, an die Mariage Hand anzulegen, die zwischen dem Cardinal Herzoge und seiner Schwägerin war in Vorschlag gebracht worden. Der listige Savoyard stellete sich zuweilen, als ob er sich dieses Mittel gefallen liesse; allein er dachte nicht daran, daß der Vorschlag zur Wirklichkeit kommen solte.

Carl

Carl Emanuel sagte dem Bischof von Diocäsarea rund heraus, daß er gar nicht gesonnen sey, um dieser zweyten Heirath willen die Ansprüche des Hauses Savoyen auf Monferrat aufzuopfern. Er forderte nicht nur die Kleinodien zurück, die seine Tochter im Hause Gonzaga getragen, sondern auch diejenigen, die ihr verstorbener Gemahl ihr als Braut geschenket hatte. Der Herzog Cardinal wegerte sich, diese herauszugeben, und Carl Emanuel, der voll grosser Hofnung war, war nur auf die Befriedigung seines Ehrgeitzes bedacht. Er schmeichelte sich, seine Unternehmung hinaus zu führen, ehe die in einem langen und tiefen Frieden eingewiegten Italiänischen Fürsten aufwacheten. Nur die Wachsamkeit und Aufmerksamkeit der Republik Venedig auf alles, was in ihrer Nachbarschaft vorgieng, machte den Herzog unruhig; dabey aber glaubte er, daß diese Herren, wenn sie auch den Ueberfal, damit er umgieng, nicht billigten, dennoch denselben, wenn alles fertig wäre, eher erdulten, als sich in einen Krieg einlassen würden. Was den Kaiser betrift, so bekümmerte er sich nicht viel um ihn. Denn die Autorität des Kaisers in Italien war ein leerer Titel ohne Kraft und Nachdruck. Vor den beyden Kronen muste er sich mehr fürchten; allein er glaubte dabey, daß Maria von Medicis, die in ihrem Reiche mit den Factionen der Prinzen und Grossen des Reichs vollauf zu thun hatte, dem Hause Mantua keinen sonderlichen Beystand würde leisten können. Endlich hoffete er, daß er die Gewogenheit des Hofes zu Madrid durch Vermittelung des Gouverneurs von Mailand, seines Freundes, würde erhalten können. Ueberdis waren damals gar keine Truppen im Mailändischen; und es gehörete Zeit dazu, welche dahin zu bringen. Endlich aber glaubte der Herzog von Savoyen, daß die Furcht, die Franzosen nach Italien zu ziehen, den Hof zu Madrid zurück halten würde, sich mit der Erklärung des Krieges nicht zu übereilen. Allein eben dieses war es, was den Herzog Carl

Ema-

Emanuel hätte zurück halten sollen, wenn er nicht durch seinen Ehrgeitz wäre verblendet gewesen. Denn weil der catholische König sich vor nichts so sehr fürchtete, als daß er den Franzosen Gelegenheit geben möchte, mit ihren Waffen nach Italien zu dringen, so muste er auch verhindern, daß der Herzog von Savoyen das Haus Mantua nicht mit offenbarer Gewalt angreifen möchte, als welches Frankreich ganz gewiß in seinen Schutz genommen haben würde.

§. 20.

Dem allen ungeachtet zog der Herzog von Savoyen seine Truppen in möglichster Stille zusammen, und brach den 22sten April 1613 von Verceil auf, um mit gewafneter Hand in Montferrat einzudringen. Er nahm einige Oerter in der Geschwindigkeit weg, andere aber, die nicht besetzet waren, musten sich nach der Reihe ergeben, so, daß er, bis auf Casal, in wenig Tagen fast die ganze Provinz in seiner Gewalt hatte. Carl Emanuel würde auch diesen wichtigen Platz erobert haben, wo nicht Carl von Gonzaga, Herzog von Nevers in Frankreich, sich zur Zeit des Ueberfals des Savoyarden zu allem Glück in Italien befunden hätte. Es sey nun, daß Nevers den Herzog Cardinal, als das Haupt des Hauses Gonzaga, mit seinem Rath und Arm unterstützen wollen, wenn es nöthig gewesen; oder daß er zu Rom und Venedig zur Ausführung einer chimärischen Landung auf Morea, die er sich in den Kopf gesetzet hatte, was anspinnen wollen: kurz, er hatte es übernommen, die Catharina von Lothringen, seine Schwägerin, eine Tochter des verstorbenen Herzogs von Mayenne, die an den Graf von Saintefiore, einen Sohn des Herzogs von Sforzia, versprochen war, nach Florenz zu bringen. Sobald Nevers an den Küsten von Genua angekommen war, so erhielt er Briefe, darin er im Namen des Adels von Montferrat eingeladen wur-

de,

de, ihnen ungesäumt zu Hülfe zu kommen, und den Waffen des Herzogs von Savoyen Einhalt zu thun. Nevers brach mit einigen in der Geschwindigkeit zusammen geraften Truppen auf, und kam unter Anweisung eines sichern Führers nach **Casal**, welchen Ort der Herzog Cardinal so gut als möglich bevestigte. **Vincentius von Gonzaga**, ein Bruder des Cardinals, kam zu gleicher Zeit an, und indem er durch Mailand gieng, so suchte er dem **Jnojosa** die heimlichen Anschläge des Feindes ihres Hauses begreiflich zu machen, der sich damit schmeichelte, daß die Eroberung von **Montferrat** ihm dereinst die Eroberung von **Mailand** erleichtern solte, die er sich seit geraumer Zeit in den Kopf gesetzet hatte.

§. 21.

Ganz Jtalien gerieth in Bewegung, als der Aufbruch **Carl Emanuels** ruchtbar wurde. Man zweifelte gar nicht daran, daß **Jnojosa** mit ihm unter Einer Decke läge, ohnerachtet er sich äusserlich anstellete, als ob er die Unternehmung des Herzogs mißbilligte. Der Gouverneur mochte auch noch so hart wider ihn reden, Circularschreiben an die Jtaliänischen Fürsten ausfertigen, oder nach Frankreich berichten, daß der König, sein Herr, die Unternehmung des Savoyarden mißbilligte, und daß Seine catholische Majestät sich allen denen, welche die Ruhe Jtaliens störeten, nachdrücklich widersetzen würden; so glaubte doch jederman, daß er sich mit dem **Carl Emanuel**, von dem er grosse Geschenke erhalten hatte, sehr wohl verstünde. Man weis nicht, ob der Marquis von **Bedmar**, Spanischer Abgesandter zu Venedig, es bey seiner Versicherung aufrichtiger gemeynet, die er vor den Venetianischen Herren abgeleget, daß **Philippus** sich mit denselben willig vereinigen würde, die Ruhe in Jtalien zu erhalten; daß dem Herzog Cardinal zum Besitz von **Montferrat** geholfen, **Carl Emanuel** aber für seine Verwegenheit gezüchtiget werden solte. Sobald das Vorhaben

die-

dieses letztern laut wurde, so lies ihm die Republik Venedig vorstellen, wie man sich höchlich darüber gewundert hätte, daß er einen Krieg erregen wolle, der vermögend wäre, fremde Völker nach Italien zu ziehen, die ganz gewiß seine Staaten betreten würden. Es giebt Eroberungen, sagten diese weisen Väter der Republik, die nicht so viel werth sind, daß sie mit Aufopferung der Ruhe und des Friedens, den ein Fürst geniesset, erkaufet werden. Bedenken sie sowol ihre Ehre, als ihr Interesse. Sie setzen sich in Gefahr, jene zu verlieren, und dero Land zu einem Schauplatz des Krieges zu machen, dessen Ende sie vielleicht nicht erleben. Frankreich und Spanien nehmen gewiß daran Theil. Wenigstens werden sie Schiedsrichter in dieser Streitigkeit seyn wollen, und man wird sich müssen gefallen lassen, was sie vorschreiben. Statt dessen, daß Carl Emanuel diesen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben sollen, so muste der Abgesandte der Republik sich zur Abreise fertig machen. Es währete aber nicht lange, so erfuhr der ehrgeitzige Herzog, daß er eine Sache angefangen, aus welcher er sich nicht so leicht mit Ehren würde heraus wickeln können. Die Venetianer liessen dreytausend Mann abmarschiren, um die Vestung Casal zu erhalten. Der Großherzog von Toscana versprach, dem Cardinal Herzoge zweytausend Mann Infanterie und zweyhundert Mann Reuterey zuzuschicken. Das Haus Mantua lies dreytausend Schweitzer anwerben, so, daß es bald in den Stand zu kommen hoffete, sich dem Herzoge von Savoyen, der etwa sechzehn bis siebenzehntausend Mann hatte, zu widersetzen; wiewol die Sache nicht so lief, als man sichs vorgestellet hatte. Was den Papst anlanget, so versprach er weiter nichts als seine guten Dienste zur Wiederherstellung des Friedens. Der Character eines algemeinen Vaters ist sehr nützlich, wenn man mehr darauf bedacht ist, seine Familie zu bereichern, als

einem überwältigten Fürsten zu Hülfe zu kommen. Mittlerweile gab man zu beyden Seiten Manifeste heraus. Der Herzog von Savoyen behauptete, daß die Vormundschaft über die Prinzeßin **Maria** der Herzogin, ihrer Mutter, gehöre. Man trieb das sehr weit, daß der Herzog Cardinal sich geweigert, sein Wort zu halten; und die Entschuldigung, daß dieser Prinz sich nicht der Vormundschaft über eine unmündige Prinzeßin begeben könte, die ihm vom Kaiser aufgetragen worden, wurde nicht übel widerleget. Sie war auch in der That schlecht gegründet i). Es war diese Commißion beym Kaiser gesuchet worden, um sich derselben bedienen zu können, wenn es der Cardinal für gut finden würde. Er hatte ja auch selbst dieses deutlich genug zu verstehen gegeben, da er versprochen, seine Nichte in die Hände des Herzogs von **Modena** zu übergeben. Hierauf trug **Carl Emanuel** seine Ansprüche auf **Montferrat** mit solcher Dreistigkeit vor, als ob sie die gerechtesten und deutlichsten von der Welt gewesen wären. Das bringt die Gewonheit ehrgeiziger Fürsten so mit sich. Sie glauben, daß sie die Welt äffen könten, und daß alle vernünftige Leute ihnen sogleich auf ihr Wort glauben würden. Anlangend den Herzog Cardinal, so antwortete er in seinem Manifeste, daß, da die Herzogin, seine Schwägerin, noch nicht majorenn wäre, die Gesetze ihr nicht verstatteten, daß sie Vormünderin ihrer Tochter werden könte, und daß die Mütter die Vormundschaft über ihre Kinder verlören, wenn sie sich geflissentlich aus dem Hause und den Staaten ihrer verstorbenen Eheherren wegbegäben. Daraus schloß der Cardinal Herzog, daß, als die **Margaretha** so angelegentlich abgefordert worden, sich nach Turin zu wenden, sie auch von selbst geneigt gewesen, die Vormundschaft über die Prinzeßin von **Mantua** aufzugeben. Man bemühete sich, die Gültigkeit der kaiserlichen Commißion zu zeigen; allein das gegebene und nachher zurückgenommene Wort

i) Mercure Francois 1613.

Wort war eine so schlimme Stelle, die durchaus keine gute Farbe annehmen wolte. Man sahe sich genöthiget, die dabey begangene Unvorsichtigkeit zu bekennen. Ein solcher Schritt komt einem Fürsten allemal sehr schwer an. Die verjährten und ausschweifenden Ansprüche auf **Montferrat** wurden weit besser widerleget. Man vergaß nicht, denselben die Cession entgegen zu stellen, die vom Herzoge von **Savoyen** wegen der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzoge von **Mantua** geschehen war. Das war eine weit erheblichere Brechung des Wortes, als diejenige, davon **Carl Emanuel** so viel Lermen machte. Schickte sichs auch, daß derjenige die Zurücknehmung eines in der Uebereilung gegebenen Wortes so hoch anrechnete, der unter den Fürsten seiner Zeit der meineidigste und schlüpfrigste war?

§. 22.

Er legte damals tausenderley Masken an, um seinem Verhalten Beyfal zu verschaffen, oder wenigstens Zeit zu gewinnen, wenn er beyde Kronen menagirte. Bald wolte er das Spanische Wapen über die Thore aller Städte stellen lassen, die er in **Montferrat** in Besitz genommen, und sie wieder in die Hände Seiner catholischen Majestät übergeben, unter der Bedingung, daß Savoyarden zur Besatzung darin lägen. Bald wolte er **Casal** an **Philipp III** übergeben, wenn dem Hause Savoyen der Genuß vom übrigen **Montferrat** gelassen würde. Als er an die Regentin von Frankreich schrieb, so that er es auf die allerverbindlichste Art. Er erbot sich, Ihro Majestät Händen alles zu übergeben, was er dem Hause **Mantua** abgenommen. Und als **Carl Emanuel** merkte, daß seine künstlichen Krümmungen nichts ausrichteten, so nahm er eine ganz andere Gestalt an; er trotzte, er bedrohete jederman, und man hätte glauben sollen, daß ganz Europa zu seinem Befehl gestanden. Liessen ihn die Spanier ersuchen, daß er von seiner Unternehmung abstehen

stehen möchte; so antwortete er ihnen ganz trotzig, daß er sich mit Frankreich setzen würde. Lies ihm der Papst vorstellen, daß er Friede machen möchte; so redete er davon, daß er eine Armee Protestanten nach Italien kommen lassen wolle. Gab die Republik **Venedig** zu verstehen, daß sie die Parthey des Cardinal Herzogs ergreifen würde; so bedrohete er sie mit nichts geringerem, als daß er ihnen die Türken auf den Hals hetzen, und das Adriatische Meer mit Corsaren und Seeräubern bedecken wolle. Dem ungeachtet redete er zuweilen auch vom Frieden; allein seine Vorschläge waren so ausschweifend, daß man sich gar nicht einlassen konte, oder vielmehr so zweydeutig, daß man gar nicht wuste, was er haben wolte.

§. 23.

Die Verwickelungen, die dieser unruhige und arglistige Geist am Französischen Hofe mit einigen grossen Herren angesponnen hatte, erweckten bey ihm mehr Vertrauen als alles andere. Er schickte beständig Couriers an den Marschal von **Lesdiguieres**, seinen Freund, der wegen der Minderjährigkeit des Grafen von **Soissons** im Delphinat die Truppen commandirete. Unter dem Vorwande, nichts ohne Theilnehmung des Marschals von **Lesdiguieres** zu thun, suchte er ihn in sein Interesse zu ziehen, und ihn zu hindern, die Befehle alzupünctlich zu beobachten, die ihm die Regentin zuschicken möchte, ihren Vettern von Mantua zu Hülfe zu kommen; zugleich aber auch den Marschal mit verschiedenen Vorschlägen zu einem Vergleich hinzuhalten. **Carl Emanuel** unterhielt auch einen Briefwechsel mit dem Herzog **Bellegarde**, der gegen die Regentin mißvergnügt war; und das Gouvernement **Bourgogne**, wo dieser seinen Canton hatte, konte ihn für die Absichten des Savoyarden sehr nützlich machen k). Endlich hatte er auch seine geheimen Agenten und Spione am Französischen Hofe, die ihm von allem

k) Siri Memorie reconditi T. 3. p. 81.

lem Nachricht gaben, und die in einem genauen Umgange mit dem Prinzen von Conde, mit den mißvergnügten Herren, ja sogar mit dem Marquis und der Marquisin von Ancre standen, die bekantermassen mit der Königin am vertraulichsten lebeten. Da nun der Herzog von Savoyen alles auf ein Haar wuste, was am Hofe und in den Provinzen von Frankreich vorgieng, so schmeichelte er sich, daß Maria von Medicis, die durch so viele Factionen verstrickt wäre, die er mit ausserordentlicher Gefliſſenheit zu unterhalten suchte, nicht im Stande seyn würde, sich um auswärtige Angelegenheiten zu bekümmern, und daß sie in kurzer Zeit mit einem bürgerlichen Kriege vollauf zu thun haben würde. Und gewiß, die Regentin mochte sich auch noch so viele Mühe geben, sich des Herzogs von Guise zu versichern, so wankete er doch noch immer hin und her, und der Prinz von Conde versäumete keine Gelegenheit, denselben wieder an sich zu ziehen 1). Der Herzog von Vendome, Gouverneur von Bretagne, hatte der Herzogin von Mercoeur, seiner Schwiegermutter, das Wort gegeben, daß er der Königin getreu verbleiben wolle. Nichts desto weniger hatte er sich mit dem Conde sehr genau verbunden, ehe er nach Bretagne abreisete, wo er die Stände dieser wichtigen Provinz unter Aufsicht nehmen solte. Der Marschal von Bouillon, den es abscheulich verdroß, daß er seinen Zweck nicht erreichet hatte, war derjenige, der den Herzog von Guise von der Parthey der Königin abzuziehen und die Parthey des Prinzen von Conde zu verstärken suchte, um sich bey der Maria von Medicis unentbehrlich zu machen, und sich ihr recht theuer zu verkaufen. Der Marquis von Ancre, der sichs in den Kopf gesetzet hatte, die Minister zu verderben, welche die Cabale schlechterdings vertreiben wolte, hatte sich so weit eingelassen, daß die Regentin sich genöthiget sahe, ihn mit der Verstossung vom Hofe oder Gefangenschaft zu bedrohen, wo

1) Memoires de *Bassompierre*.

er nicht die Cabale trennete und unverzüglich an den Hof zurück käme, von welchem er sich unter dem Vorwande eines geschöpften Mißvergnügens gestissentlich entfernet hatte. **Ich bin ein Mann, der auf Ehre hält,** antwortete er dem **Bassompierre**, als dieser im Namen seiner Wohlthäterin mit ihm redete. **Die Königin meynet berechtiget zu seyn, daß sie den Leuten ihr gegebenes Wort nicht halten dürfe. Ich an meinem Theil will den Prinzen und den andern getreu bleiben, mit welchen mich Ihro Majestät selbst verknüpfet haben.** Der Italiänische Betrüger liebete den Prinz Conde so wenig als die Minister, und war vest entschlossen, den Prinzen sowol als die Minister, die ihm verdächtig waren, zu verlassen, wenn er erst diejenigen vom Hofe würde entfernet haben, die seiner Meynung nach alzugrossen Antheil an den Staatsangelegenheiten hatten. Die Minister liessen eine so günstige Gelegenheit nicht aus den Händen, die Königin wider den Marquis in Entrüstung zu setzen. Sie mahleten ihr die Undankbarkeit eines Menschen, den Ihro Majestät groß gemachet, aufs heßlichste vor. Selbst die **Galigai**, seine Frau, schrie am ärgsten wider ihn; im Grunde aber verstund sie sich sehr wohl mit ihrem Manne. Sie steckten beyderseits in einerley Intriguen. Ihre Feinde glaubten, daß sie endlich eine Gelegenheit bekommen hätten, beyde unwiderbringlich zu verderben. **Gueffier**, Französischer Resident in Savoyen, war dahinter gekommen, daß der Herzog alle Heimlichkeiten des Französischen Hofes erfahren, und daß die Briefschaften an einen gewissen Baron von **Roche**, aus dem Delphinat gebürtig, einliefen, den **Carl Emanuel** öfters um sich hatte m). Ich weis nicht, wie **Gueffier** einen Brief vom Spion des Herzogs von Savoyen in die Hände bekommen hatte. Er schickte denselben nach Frankreich, um sich nach der Hand desjenis

m) Mercure Francois 1613. Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

jenigen zu erkundigen, der solche geheime Nachrichten überschrieben. Man zog verschiedene Personen in Verdacht, und die Postmeister bekamen Befehl, denjenigen anzuhalten, der Briefe von eben der Hand auf die Posten geben würde. Die Regentin war damals zu **Fontainebleau**, wo sie die angenehmen Frühlingstage zubrachte. Hier ertapte man endlich einen gewissen Menschen aus dem Delphinat, Namens **Magnac**, der ein Paquet auf die Post gab, das an den Baron von **Roche** addressiret war. Er wurde sogleich beym Kopf genommen. Man führete ihn vor den Staatsrath der Königin, wo er verhöret wurde. **Magnac** sagte sehr vieles wider den Marquis und die Marquisin von **Ancre**, sonderlich aber wider den **Dolee**, ihren vertrauten Freund, aus. Die Minister fiengen nun an darüber zu triumphiren. Sie rühmeten sich schon, daß **Conchini** und seine Frau, oder doch wenigstens **Dolee**, sich nimmermehr aus dieser garstigen Sache würden heraus ziehen können. Es war auch gewiß genung vorhanden, wodurch sie völlig zu Grunde hätten gerichtet werden können, wo ihnen nicht ihre Freunde gute Dienste geleistet, und wo sie an der **Maria** von Medicis eine klügere und nicht so gütige Gebieterin gehabt hätten.

§. 24.

Bassompierre hatte aus dem Staatssecretair **Loménie** das ganze Geheimniß auf eine sehr feine Art herausgelocket, davon ihm die Königin nur etwas gesaget hatte. Er glaubte daher, daß es seine Schuldigkeit wäre, dem **Conchini**, den er unter seine Freunde zählete, unverzüglich Nachricht davon zu ertheilen. Der Marquis von **Ancre** leugnete, daß er den **Magnac** kenne; er redete in der Sprache eines Menschen, der nichts zu befürchten hat. **Bassompierre**, der sich damit beruhigte, daß er einem Menschen einen guten Dienst geleistet, den er nützlich gebrauchen konte, wenn er wolte, sonderte sich

vom Marquis ab, und gieng am Canal zu **Fontainebleau** allein spatzieren n). Sobald aber **Conchini** die Nachricht, die man ihm ertheilet, reiflicher überleget hatte, so lies er den **Bassompierre** wieder aufsuchen. Sie schlossen sich beyderseits in die Gallerie ein; und als **Conchini** ganz unruhig eine Zeitlang hin und her gegangen war, ohne ein Wort zu sagen, so fieng er endlich auf einmal in seiner kauderwelschen halb Italiänischen und halb Französischen Sprache an zu schreyen: **Ich bin verloren, mein Herr von** Bassompierre. **Die Minister, meine Feinde, haben bey der Königin die Oberhand bekommen.** Er fieng hierauf an bitterlich zu weinen, hinterher aber sties er tausenderley abscheuliche Flüche und Lästerungen aus. **Bassompierre** lies ihn eine Zeitlang in seiner Marter. Endlich aber, als er sahe, daß der Marquis wieder etwas zu sich selbst gekommen war, so sagte er zu ihm: **Es ist nun ihre Sache, eine glückliche Entschliessung zu fassen. Die Gnade der Königin komt ihnen gegen ihre Feinde sehr zu statten. Man wird sie gewiß nicht hindern können, ihre Rechtfertigung anzuhören, wenn sie wirklich unschuldig sind. Machet ihnen aber ihr Gewissen böse Vorwürfe, so reisen sie ohne Zeitverlust in ihr Gouvernement von Amiens. Lassen sie ihre Frau und ihre Freunde für sich arbeiten. Es wird sich schon eine gute Stunde zeigen, da man die Königin besänftigen kan.** Conchini, der seine Schuld wohl fühlete, fassete anfänglich den Vorsatz, seine Person zu **Amiens** in Sicherheit zu setzen, dahin ihn **Bassompierre** begleiten wolte. Allein **Dolee**, der wohl begrif, daß er verloren wäre, wenn der Marquis vom Hofe weggieng, brachte ihn zu einer Aenderung des Entschlusses. Er nahm daher seine Zuflucht zur Gnade der Königin, die an ihrer **Leonore**, des **Conchini** Frau, einen Narren gefressen hatte. Es wurde auch Ihrer

n) Memoires de *Bassompierre*.

rer Majestät nicht schwer, ihr diesen Possen zu vergeben. Die Commissarien, die den **Magnac** verhöret hatten, statteten einen Bericht ab, der für den Marquis und die Marquisin von **Ancre** günstig lautete. **Mazurier** und **Mangor**, die man gewonnen hatte, leisteten ihnen bey dieser Gelegenheit nützliche Dienste. Daher wurden auch diese niederträchtigen Seelen wohl belohnet. Man ernante einen jeglichen zu einem ersten Präsidenten. **Mazurier** ward erster Präsident beym Parlament zu **Toulouse**, **Mangot** aber beym Parlament zu **Bourdeaux**. Die Namen des **Conchini** und seiner Frau waren in dem Protocol ausgestrichen worden, welches der Lieutenant des Oberaufsehers des Palastes wider den **Magnac** aufgenommen hatte; und dieser Unglückselige, der doch nicht die meiste Schuld hatte, wurde zu **Fontainebleau** lebendig gerädert.

§. 25.

Da nun die Minister aus diesem Vorfal wohl ersahen, daß der Marquis und die Marquisin von **Ancre** in der Gnade der Regentin so vest sassen, daß nichts vermögend war, sie zu stürzen, so fasseten sie den Entschluß, sich mit dem **Conchini** wieder zu setzen. Der Präsident **Jeannin**, der sich mit diesem Liebling jederzeit noch am besten stallen können, that der Königin den Vortrag, daß sie den **Villeroi** und den Canzler mit dem Marquis von **Ancre** aussöhnen möchte. Sie suchte auch weiter nichts, als ihre Creaturen zu vereinigen, und sie der Gegenparthey entgegen zu stellen. Man lies sich etwas von einer Vermählung der Tochter des Marquis von **Ancre** mit dem Marquis von **Villeroi**, einem Enkel des Staatssecretair, merken. Mitlerweile versprachen die Minister dem Liebling der Königin, der doch bisher sein Glück und Erhebung nur auf ihren Untergang zu bauen gesuchet, daß sie ihn in allen seinen Unternehmungen schützen, und zur Vergrösserung seines Glücks alles mögliche beytragen wol-

ten. Bassompierre, der in diesem Jahre den Ministern und Concini so gute Dienste geleistet hatte, beklaget sich sehr o), daß dieselben, nachdem sie sich unter einander ohne seine Theilnehmung verglichen, sich nachher alle vereiniget, ihn bey der Königin zu stürzen. Sie stelleten dieser wankelmüthigen und mißtrauischen Prinzeßin das Betragen des Bassompierre so verdächtig vor, daß er, weil er nichts bey ihr auszurichten glaubte, im Begrif war, den Französischen Hof zu verlassen, und sein Glück anderwerts zu suchen. Allein die guten Freunde des Bassompierre, sonderlich der Herzog von Guise und die Prinzeßin von Conti, redeten bey der Regentin so stark für ihn, daß Ihro Majestät ihm noch gute Worte gab, um ihn beyzubehalten. Die Prinzeßin von Conti wolte nicht gerne ihren Liebhaber verlieren, und der Herzog von Guise wuste aus langer Erfahrung, daß ihm Bassompierre nicht unnützlich war.

§. 26.

Die Regentin hatte indes mit den Verwickelungen ihres Hofes nicht so viel zu thun, daß sie darüber der auswärtigen Angelegenheiten hätte vergessen sollen. Die Sache mit Montferrat schien ihr eine der wichtigsten zu seyn, die sie unter ihrer vormundschaftlichen Regierung zu besorgen hatte. Es wolten aber Ihro Majestät ohne Zuziehung der Prinzen und der vornemsten Herren des Königreichs keine Entschliessung fassen. Dieses gab Gelegenheit, daß der Prinz von Conde und die andern Häupter der Parthey an den Hof berufen wurden p). Es hatte sich einer nach dem andern davon weggeschlichen, aus Verdruß, daß die Königin sich mit dem Herzoge von Guise und Epernon wieder gesetzet, und die Minister zurückgefordert hatte. Man beschloß zuförderst, daß unter der An-

o) Memoires de *Bassompierre*.

p) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis. Histoire du Connetable de *Lesdiguieres* L. 8. ch. 4. 5.

Anführung des Ritters von **Guise** zweytausend Mann nach **Casal** geschicket, und in der Provence eingeschiffet werden solten, um durch Savona in **Montferrat** einzudringen q). Und da man am Hofe sicher glaubte, daß der Gouverneur von **Mailand** den Herzog von **Savoyen** insgeheim unterstützte, oder daß wenigstens die Spanier Lust haben möchten, sich diese Mißhelligkeit zu Nutze zu machen; so wurde der Entschluß gefasset, daß drey Armeen aufgerichtet werden solten, um den **Carl Emanuel** an drey verschiedenen Orten anzugreifen. Mit der stärksten solte der Marschal von **Lesdiguieres** durch den Delphinat in das Piemontesische eindringen. Die schwächeste hatte der Herzog von **Guise** unter seinem Commando, mit welcher er den Savoyarden auf der Seite von der Provence angreifen solte. Die dritte war endlich dazu bestimmet, unter der Anführung des **Bellegarde** durch Bourgogne einen Einfal zu thun.

§. 27.

So bald dieses im Staatsrath der **Maria** von Medicis beschlossen war, so reisete die Herzogin von Nevers nach Grenoble ab, um den **Lesdiguieres** zu bewegen, seinen Marsch je eher je lieber anzutreten. Allein der Eifer, den die Regentin anfänglich bezeiget hatte, ihrem Neffen beyzustehen, fieng an kalt zu werden. Die heimlichen Freunde des Herzogs von Savoyen stelleten Ihrer Majestät auf eine sehr listige Art vor, daß es eine gefährliche Sache sey, unter währender Minderjährigkeit den Grossen des Landes Armeen anzuvertrauen, und einen Marschal von Frankreich, der ein Protestant wäre, an die Spitze der stärksten Armee zu stellen. Der päpstliche Nuntius **Ubaldini** schlug sich zu dieser Parthey r), weil er besorgte, daß die Französischen Waffen alzusehr in Italien um sich greifen und **Lesdiguieres** alzuviel Protestan-

q) Siri Memorie reconditi T. 3. p. 92 sqq.

r) Nani Historia Veneta L. 1. 1613.

stanten mit dahin nehmen möchte; vor welchen Dingen der Römische Hof sich jederzeit äusserst gefürchtet hat. Der listige Italiäner, der von andern unterstützet wurde, suchte die zaghafte und unentschlossene Königin zu bereden, daß es gar nicht nöthig sey, sich mit Absendung einer Französischen Armee nach Piemont zu übereilen, weil der König von Spanien selbst damit umgienge, sich dem Herzoge von Savoyen zu widersetzen, und dem Hause **Mantua** zu dem wieder zu verhelfen, was er in **Montferrat** verloren. **Madame**, sagte er, **wenn sie dem Cardinal Herzoge einen so mächtigen Succurs schicken, so wird diese Bewegung den König Philipp eifersüchtig und argwöhnisch machen. Er wird alsdann gewiß dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe kommen, und sie werden auf die Weise mit Spanien brechen. Wenn Ew. Majestät dagegen gemeinschaftlich mit Spanien den Carl Emanuel bedrohen, wird das nicht genung seyn, einen Fürsten im Zügel zu halten, der einen Krieg angefangen hat, den er ohne Beystand der einen oder der andern Krone gewiß nicht ausführen kan.** Diese Eingebungen machten, daß die Regentin den Abmarsch der Hülfstruppen aufschob, bis man würde erfahren haben, wozu sich der Hof zu Madrid entschlossen.

§. 28.

Als die Spanier die Folgen ernstlich überdacht hatten, welche die Bewegungen des ehrgeitzigen Herzogs von Savoyen in Italien und anderwerts nach sich ziehen konten; so entschloß sich Seine catholische Majestät ohne viele Umstände, sich den Absichten dieses unruhigen Fürsten zu widersetzen. Er schickte daher den Staatssecretarius **Vargas** nach Mailand, mit Befehl, dem **Carl Emanuel** gerade heraus zu sagen, daß, wenn er die in **Montferrat** weggenommenen Städte nicht in der Güte wieder herausgäbe, **Philippus** ihn schon dazu würde zu zwingen wissen.

wissen. Ausserdem, daß der Herzog von **Lerma** den Herzog von Savoyen hassete, so hatte dieser Minister auch keine Lust zum Kriege, weil er entweder glaubte, daß er seine Autorität im Frieden besser behaupten könte, oder weil er sich gerne nach dem sanften und friedliebenden Humeur seines Fürsten richten wolte. Nun war **Carl Emanuel** in grösserer Verlegenheit, als vorher f). Er machte Miene, als ob er einigen Vorschlägen zu einem Vergleich Gehör geben wolte, die ihm der päpstliche Nuntius **Massimi** im Namen Seiner Heiligkeit gethan hatte. **Victor Amadeus**, Prinz von Piemont, war selbst nach **Mailand** gereiset, als ob diese Sache zu Stande gebracht werden solte. Allein sein Vater wuste noch immer Ausflüchte, wenn eine Sache ihrem Schluß nahe war. Binnen der Zeit, da er sich anstellete, als ob er Lust zum Frieden hätte, drang er immer tiefer in **Montferrat** ein. Und ob er wol von Seiten Frankreichs und Spaniens ernstlich bedrohet wurde, und fast alle Italiänische Fürsten sich wider ihn erkläret hatten, so verlor er doch den Muth nicht, sondern blieb vest entschlossen, einen neuen Versuch zu thun, das Ungewitter zu stillen, das auf beyden Seiten wider ihn tobete. Er schickte so gleich den Prinzen von Piemont nach Madrid, um dem catholischen Könige seine Rechtsansprüche vorzustellen, und der Herzog von **Nemours**, sein Bruder, muste eine Reise nach Frankreich thun, um, wo möglich, die Regentin zu gewinnen, und sich wenigstens dem Herzog von **Mayenne** zu widersetzen, der sich des Hauses **Mantua** sehr annahm. Allein man bewies in Spanien noch weniger Achtung gegen ihn, als in Frankreich. So bald **Victor Amadeus** in Catalonien ans Land getreten war, so lies ihm der König untersagen, weiter zu reisen, bis man erst Nachricht erhalten hätte, daß sein Vater gegen die letztern Befehle Seiner Majestät sich gehorsam bewiesen.

§. 29.

f) Siri Memorie reconditi T. 3. p. 81 sqq. Nani Historia Veneta 1613.

§. 129.

Nach dem Vorschlage zu einem Vergleich, den der päpstliche Minister gethan hatte, solte der Herzog von Savoyen die im Montferrat weggenommenen Oerter in die Hände Seiner Heiligkeit übergeben. Dadurch wurde der Hof zu **Wien** vor den Kopf gestossen. Denn da dieses Marquisat ein Reichslehn war, so kam es dem Kaiser zu, die Streitigkeit beyzulegen, und er glaubte, daß die Sequestration ihm vor allen andern zustehe. **Matthias** schickte also dem Prinz von **Castiglione**, seinem Commissarius in Italien, Befehl zu, nach **Turin** zu gehen, und dem **Carl Emanuel** anzudeuten, daß er die Belagerung, die er vor Nizza in Montferrat unternommen, aufheben, den Waffenstilstand, den Seine Kaiserliche Majestät beyden bey Strafe des Reichsbannes auferleget, eingehen, und ohne Zeitverlust die Waffen niederlegen möchte, um dadurch allen Verdacht zu dämpfen, den seine Unternehmung verursachet hätte t). Wolte aber der Kaiser allein Richter in einer Streitigkeit seyn, die wegen eines Reichslehns entstanden, so hatte sichs der König von Spanien in den Kopf gesetzet, die Sache ohne allen Beytritt des Reichs und der Krone Frankreich zu entscheiden. Alle diese Zwischenfälle machten dem **Carl Emanuel** ein geheimes Vergnügen. Er chicanirte über einige der ihm vorgeschlagenen Artikel; und ehe der Streit wegen der Befugniß ausgemachet wurde, so hatte er Zeit, seine Eroberungen im Marquisat **Montferrat** weiter zu treiben. Der Prinz von Castilien, dem wegen des Verzugs des Herzogs von Savoyen die Zeit lang wurde, lies ein Manifest im Namen des Kaisers ausgehen. Es wurde darin dem **Carl Emanuel** anbefohlen, alles, was er von **Montferrat** weggenommen, in die Hände des Commissarius Sr. kaiserlichen Majestät zu übergeben, und in Zeit von zehen Tagen einen Bevolmächtigten zu schicken,

t) Siri Memorie recondite T. 3. p. 84. 85.

schicken, um mit demselben, den der Herzog von Mantua schicken würde, in Gegenwart des Prinzen von Castilien von den Mitteln zu handeln, dadurch diese Streitigkeit zum Vergnügen beyder Partheyen beygeleget werden könte. Man versprach, daß nach geschehener Zusammenkunft die ganze Sache in Zeit von einem Monate abgethan seyn solte. Allein wäre es nicht rathsam gewesen, daß man, ehe man sich so bestimt und gebieterisch ausgedruckt, sich um eine hinlängliche Macht in Italien bekümmert hätte, um sich durch dieselbe Gehorsam zu verschaffen, fals eine von beyden Partheyen sich widersetzte? Man setzte die Autorität des Kaisers alzuvoreilig aufs Spiel. Die Herzoge von Savoyen und Mantua respectirten dieselbe weiter nicht, als so weit ihnen dieser grosse Name zu was nutzen konte. Die Italiänischen Fürsten, die beym deutschen Reich zur Lehn gehen, suchen sich, so viel nur möglich ist, einer Autorität zu entziehen, die, so schwach sie auch zuweilen ist, sie dennoch incommodiret. Der König von Spanien sucht sie selbst bey vorgefallener Gelegenheit zu untergraben. Seine catholische Majestät erkennet in einem Lande, darin er der Mächtigste ist, keinen andern Richter als sich selbst.

§. 30.

Der Gouverneur von Mailand bewies mehrern und thätigern Eifer, als der kaiserliche Commissarius. Versichert, daß sein Herr im Ernst der Sache ein Ende machen wolte, und um allein die Ehre hievon zu haben, ohne daß Frankreich einigen Antheil daran nähme, lies Josa den Prinzen von Ascoli an der Spitze von fünftausend Mann den Marsch antreten, die sich mit dreytausend andern Mantuanischen Truppen, welche von dem Prinzen Dem Vincentius, dem Bruder des Cardinal Herzogs, commandiret wurden, vereinigten u). Die Armee gieng auf

u) Nani Historia Veneta, L. 1. 1613. Mercure François 1613.

auf Nizza los, das des Carl Emanuel seine enge eingeschlossen hielt. Die Savoyarden zweifelten nunmehr nicht, daß nicht der Gouverneur den festen Entschluß gefasset haben solte, die Befehle des catholischen Königes pünctlich volziehen zu lassen. Da sie also keine andere Parthey zu ergreifen hatten, als diese, sich auf eine gute Art aus der Sache zu reissen, so lies der General der Savoyardischen Armee dem Prinzen von Ascoli sagen, daß der Herzog, sein Herr, nach Montferrat gegangen sey, ohne daran gedacht zu haben, daß der König Philipp die Parthey des Hauses Mantua wider einen Prinzen ergreifen wolte, der die Ehre hätte, der Schwager Sr. Majestät zu seyn. Weil es sich aber so verhält, fügte der Gesandte hinzu, so sind die Truppen des Herzoges, meines Herrn, bereit, sich zurück zu ziehen; doch nicht aus Furcht vor den Mantuanischen Waffen, sondern aus Ehrerbietung Sr. Hoheit gegen den König von Spanien, der diesen Entschluß gefasset hat. Sie werden niemals ihre Macht wider den Willen Sr. catholischen Majestät gebrauchen. Der Prinz von Ascoli antwortete, daß er Befehl hätte, der Stadt Nizza zu Hülfe zu kommen, und die Armee des Herzogs von Savoyen aus Montferrat zu vertreiben. Wenn sie der Herr General, fuhr er fort, wegführen will, so wird man ihn nicht verfolgen; zieht er sich aber nicht zurück, so werden wir uns ihm bald zeigen. Nach so vielen Ränken und Betrügereyen gerieth Carl Emanuel in die äusserste Wuth, sich nochmals als das Spiel von ganz Europa zu sehen, und an Projecte, die in einem Augenblicke über den Haufen geworfen waren, so viel Geld verschwendet zu haben. Ehe er nachgab, wolte er zuvor den Josua versuchen, auf dessen Freundschaft er sich jederzeit viel Rechnung gemacht hatte. Er lies ihm den Antrag thun, daß er sich vom Könige von Spanien wider jedweden blindlings gebrauchen lassen wolte, wenn man ihn in dem

Besitz

Besitz dessen liesse, was er erobert hätte. Solche anständige, solche für Spanien vortheilhafte Anerbietungen wurden verachtet. Der Herzog sahe sich genöthiget, demüthigst zu bitten, daß man ihm bis zur gänzlichen Entscheidung des Processes nur Einen Platz in Händen lassen möchte, der gleichsam das Unterpfand seiner Ansprüche auf Montferrat seyn solte. Anstatt sich mit diesem guten Prinzen in eine Unterhandlung einzulassen, schickte man den **Padilla**, General von der Artillerie, den grösten phlegmatischen Menschen, der nur in Spanien zu finden war, an ihn ab, der in sehr kurzgefaßten Ausdrücken und mit einem murrischen Wesen Sr. Hoheit die Erklärung that, daß er alles wieder herausgeben müste. Um ihn vollends recht zu kränken, übergab ihm **Padilla** ein kurzes, aber sehr pünctliches Schreiben von dem Könige von Spanien, das dem Herzoge anbefahl, alles dasjenige zu thun, was ihm der Marquis von **Inojosa** vorschreiben würde. Nichts kränket einen Prinzen, der Stolz und Muth besitzet, so sehr, als sich von einem andern weit mächtigern als er als einem Unterthan begegnet zu sehen. Doch der arme **Emanuel**, der von allen Menschen verlassen war, muste sich noch einem weit härteren Gesetze unterwerfen. Anstatt dem ernsthaften **Padilla** eine positive Antwort zu geben, schickte er einen von seinen Ministern mit Vorschlägen nach Mailand ab, die darauf zieleten, die Sache noch in die Länge zu ziehen. **Inojosa** verwarf sie mit Unwillen, und lies dem **Carl Emanuel** sagen, daß, wenn er nicht ungesäumt alles dasjenige wieder herausgäbe, was er unrechtmässiger Weise in Besitz genommen hätte, der Prinz von **Ascoli** einen von denen Plätzen, die man wieder zurückfordere, belagern, der Gouverneur von Mailand selbst auf die Oerter losgehen, und jedweden, der sich ihm zu widersetzen willens wäre, aufhängen lassen würde. Der Herzog, der zu keinen Verzögerungen seine Zuflucht mehr nehmen konte, erbot sich, alles, was er in Montferrat erobert hätte, wieder abzutreten

und

und herauszugeben. Ich weis nicht, ob er nicht noch von einem Streite, der zwischen dem Inojosa und Castiglione entstand, einige Zeit zu gewinnen hofte. Jedweder von ihnen behauptete, daß die Plätze in die Hände ihres Herrn übergeben werden müsten; allein Castiglione, der nur den Namen und die Autorität des Kaisers hatte, verglich sich bald mit dem andern, der die Macht besaß. Der kaiserliche Commissarius bekam zum Schein eine Stadt, und die Spanier nahmen das übrige in Besitz. Niemals wurde ein Vergleich geschwinder geschlossen, als dieser, ob gleich der Herzog von Savoyen viele Schwierigkeiten gemacht hatte, ehe es so weit kam. Er gab aber auch zu der grösten List eines Prinzen Anlaß, der einen Vorwand haben wolte, ihn zu brechen, wenn sich Gelegenheit dazu fände. Ein mit Uebereilung gemachter Tractat wird niemals mit gehöriger Ueberlegung und Nachdenken aufgesetzet. Man lässet darin beständig demjenigen einige Ausflüchte, der nicht aufrichtig verfahren will.

§. 31.

Vor der Schliessung dieses Vergleiches hatte der Herzog von Nevers, der, wie wir schon oben gesaget haben, Montferrat zu Hülfe gekommen war, einigen Wortwechsel mit dem Gouverneur von Mailand. Nevers hatte hundert bis hundert und zwanzig Französische Edelleute zu dem Prinzen Vincentius von Mantua stossen lassen. Diese Personen, die die Aufführung der Spanier beobachteten, beschwereten sich, daß der Prinz von Ascoli vorsetzlich eine gute Gelegenheit, die Savoyardische Armee zu schlagen, aus den Händen liesse x). Voll Verdruß, daß man sein heimliches Verständniß mit Carl Emanuel sehr wohl einsahe, sagte der Marquis von Inojosa ganz ungescheut, daß es ihm unerträglich wäre, daß die Franzosen Soldaten in Italien hätten, und daß einer von ihnen ins Mailändische käme; daß er allen denen, die durch diese Provinz würden gehen wollen, übel begegnen lassen

x) Mercure Francois 1613.

lassen würde; und daß, wenn die zweytausend Mann, welche der Ritter von Guise nach Italien führen solte, dieselbe berühren würden, man sie in Stücken zerhauen würde. Die Ankunft der Franzosen mißfiel diesem Spanier so sehr, daß er den Neapolitanischen, Sicilianischen und Genuesischen Galeeren den Befehl zugeschicket hatte, sich mit vereinigten Kräften der Ueberfahrt der Schiffe, die aus Provence Hülfe zuführeten, zu widersetzen, und die Französischen Truppen von einer Landung auf den Italiänischen Küsten abzuhalten. Inojosa bemühete sich noch überdem, den CardinalHerzog eifersüchtig zu machen, indem er das Gerücht ausstreuen lies, daß Nevers mehr darauf bedacht wäre, sich zum Herrn von Montferrat zu machen, als dem Hause Mantua zu Hülfe zu kommen. Der Herzog, der sich durch die Frechheit und Boßheit des Gouverneurs beleidiget fand, lies ihm sagen, daß es dem Character eines Mannes, wie Inojosa, völlig gemäß wäre, auf eine so niederträchtige Art zu handeln; daß aber wol ein Herzog von Nevers aus dem Hause Gonzaga hundert bis hundert und zwanzig Edelleute zu seinem Gefolge haben könte. Auser vier bis fünf von meinen Freunden, die hier zu mir gekommen sind, fügte er hinzu, gehören mir alle andere zu. Wenn der Marquis von Inojosa sich unterstehet, einem von denselben übel zu begegnen, so werde ich mich deshalb zu rächen wissen. Was die Drohung betrift, die Truppen, die aus Frankreich dem Mantuanischen Hause zu Hülfe kommen könten, in Stücken zu zerhauen, so glaubet man nicht, daß Se. catholische Majestät ein solches Gerede billigen werden. Es ist niemand in der Welt, der den allerchristlichsten König verhindern könne, seinem Anverwandten und Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen, noch sich den ungerechten Unternehmungen des Herzoges von Savoyen entgegen zu setzen. Man will mich noch überdem

verdächtig machen; ich glaube aber nicht, daß die vergeblichen Reden des Marquis von Inojosa den geringsten Eindruck machen werden. Mein Interesse ist mit dem Interesse des Mantuanischen Hauses zu genau verknüpft. Der Herr Gouverneur bestätiget selbst den gerechten Verdacht, den wir von seiner Aufführung haben. Man kennet hinlänglich seinen Widerwillen gegen den Herrn Cardinal Herzog, und wir wissen die Ursachen, die er hat, dem Herzoge von Savoyen wider die Absicht Sr. catholischen Majestät günstig zu seyn. Auf solche Art behauptete der Herzog von Nevers die Ehre Frankreichs noch besser, als die Regentin des Königreichs. Indem sie den klugen Vorstellungen des Senats zu Venedig nicht Gehör geben wolte, der ihr anlag, nach Piemont und anderswohin Truppen marschiren zu lassen, gab sie dem Hofe zu Madrid Mittel an die Hand, von dieser Sache alle Ehre zu haben, und selbst Nutzen aus derselben zu ziehen, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte.

§. 32.

Während daß der gröste Theil von Europa durch den Tod **Francisci**, Herzoges von Mantua, in Bewegung gesetzet worden war, lebte **Jacob**, König von England, der an den Italiänischen Angelegenheiten nicht so grossen Antheil nahm, auf seiner Insel ganz geruhig. Er dachte nur darauf, sich zu belustigen, und sein durch den Tod **Heinrichs**, Prinzen von Wallis, niedergeschlagenes Volk durch tausend verschiedene Schauspiele aufzurichten. Man gab vor, daß der Vater unvermerkt das Andenken eines Sohnes auslöschen wolte, der noch vor kurzer Zeit das Vergnügen Englands war y). Anstatt sich zu bemühen, das Geheimniß des schleunigen Todes **Heinrichs** zu entdecken, überhäufte der König seinen unwürdigen Liebling,

y) Larrey Histoire d'Angleterre. T. 2. 1612. 1613.

Liebling, den man für den Urheber desselben hielt, mit neuen Gunstbezeigungen. **Robert Carr**, Vicomte von Rochester, wurde zum Grafen von Sommerset gemacht; ein überaus vorzüglicher Titel, den man nur sonst den Engländischen Prinzen vom Geblüte, oder wenigstens den nächsten Anverwandten eines Königes von der mütterlichen Seite gegeben hatte. Der Liebling heirathete hernach die durch ihre Laster und Begebenheiten berüchtigte **Francisca Howard**, Gräfin von Esser. Würde ich zu verwegen urtheilen, wenn ich sagte, daß sich der gute König als einen Menschen ansahe, der nach dem Tode seines Sohnes, dessen Hof, der schon weit zahlreicher war, als der seinige, ihn eifersüchtig gemachet hatte, zum Glück wieder lebendig geworden sey? Man erkante diese Eifersucht hinlänglich aus den Worten, die ihm entfuhren: **Will man mich ganz lebendig begraben?** Worte, die zu vielem Nachdenken Anlaß gaben, da man den Prinzen von Wallis bald nachher sterben sahe. So viele ausserordentliche Vergnügungen und Feste in England wurden durch die Heirath der Prinzessin **Elisabeth**, der Tochter des Königes, mit **Friedrich**, Pfalzgraf am Rhein, veranlasset z). Die Verbindung gefiel den Engländern und allen Protestanten ausnehmend. Das Oesterreichische Haus hatte sich viele Mühe gegeben, sie zu hintertreiben, und die Königin, die der Hof zu Madrid zu gewinnen die Vorsicht gebraucht, hatte alles angewendet, den König, ihren Gemahl, davon abzuhalten; allein aller dieser von der Spanischen Parthey geschmiedeten Intriguen ohnerachtet, beschloß er sie endlich. **Jacob** hatte dem Churfürsten den Orden des blauen Hosenbandes vor der Vermählung geben wollen. Der grosse Prinz **Moritz** von Oranien wurde mit **Friedrich**, seinem Neffen, zu gleicher Zeit in diese edle und alte Gesellschaft aufgenommen. Das Capitul des Ordens war deshalb auf das Schloß zu Windsor den 14ten Februar dieses Jahres

z) Mercure Francois 1613.

zusammenberufen worden. Die Ceremonie gieng mit aller nur ersinlichen Pracht vor sich. Der Churfürst von der Pfalz, der selbst nach England gegangen war, um seine Heirath zu Stande zu bringen, empfieng in Person den Orden; und der abwesende **Moritz** bekam ihn durch den Grafen **Wilhelm** von Nassau, seinen Procurator. Zehn Tage nachher geschahe die feierliche Vermählung **Friedrichs** mit der Prinzessin **Elisabeth**. Vor und nach derselben wurden prächtige Lustspiele und Schauspiele angestellet. Holland war gleichfals eine Zeitlang in Freude. Der Prinz **Moritz** hatte in Gegenwart der Generalstaaten der vereinigten Provinzen den Orden des blauen Hosenbandes empfangen, den ihm der Herold des Ordens überbracht; und man hatte nichts vergessen, was die Ceremonie glänzend machen konte. Der weise **Barnevelt**, Pensionnarius der Provinz Holland, stattete im Namen der Generalstaaten dem Engländischen Gesandten den Dank ab, der von Seiten des Königes, seines Herrn, dem Prinzen **Moritz** den Orden überreichet hatte. Die neue Churfürstin, die im folgenden Monat May von England über Holland reisete, um nach Heidelberg zu gehen, wurde fast in allen Städten der Provinz, und vorzüglich in Amsterdam, mit einer Pracht aufgenommen, die mit ihren Reichthümern und mit dem Andenken übereinkam, das sie von der grossen Hülfe hatten, die ehedem ihre zunehmende Republik von der Krone England bekommen hatte.

§. 33.

Die Protestanten machten sich Hofnung, daß die Heirath des Churfürsten von der Pfalz mit der Prinzeßin von Großbritannien ihrer Religion überaus vortheilhaft seyn würde. Es blieb ihnen noch eine Sache übrig, die sie wünschten. Nemlich, daß der König **Jacob** das Vorhaben fahren lassen möchte, seinen Erben mit einer catholischen Prinzeßin zu vermählen. Ob er gleich den Römi-

schen

schen Papst öffentlich für einen Antichrist hielt, so bezeigte er doch niemals gegen die Aufrichtung der Reformation einen lebhaften und wahren Eifer a). Sobald der Prinz **Heinrich** im Grabe lag, lies **Jacob** die Heirath **Carls**, seines zweyten Sohnes, und des nunmehrigen Prinzen von Wallis, mit **Christina**, der zwoten Tochter von Frankreich, vortragen. Die Regentin nahm es sehr wohl auf, daß sich der Engländische Gesandte gegen den Staatssecretair **Villeroi** hievon hatte etwas merken lassen. Sie glaubte, daß die Französischen und andern Protestanten, die durch die mit Spanien geschlossene doppelte Heirath beunruhiget worden waren, sich besänftigen würden, wenn sie sähen, daß dieses neue Project die Krone Frankreich von der Verbindung mit den Protestanten nicht so weit entfernete, daß sie nicht noch darauf denken solte, sich mit ihnen genau zu vereinigen, indem sie die jüngste Schwester des Königs dem Erben des mächtigsten Prinzen von ihrer Religion gäbe. Obgleich die Aufführung der **Maria** von Medicis bey dieser Unterhandlung voller List und Verstellung war, so schöpfte doch der Römische Hof einigen Verdacht, und der Papst wendete alles an, die Regentin abzuhalten, daß sie den Vorschlägen, die ihr **Jacob** that, nicht Gehör gäbe. Se. Heiligkeit erklärete sich gegen **Breves**, den königlichen Abgesandten, ganz frey, daß sie es sehr übel aufnähme, daß man das königliche Blut von Frankreich mit eines ketzerischen Souverains seinem vermischen wolte. **Breves** mochte dem Papste noch so viele Vorstellungen thun, daß das Wohl des Staats und selbst der Religion erforderte, daß man die Vorschläge des Königs von England nicht verwürfe, so achtete der Spanien ergebene Alte nicht darauf. Er bat die Regentin ohne Unterlaß und aufs inständigste, sich in eine Unterhandlung nicht einzulassen, die der Kirche so nachtheilig wäre, das ist nach der Sprache dieser Herren, die mit dem Interesse des Römischen Hofes so wenig übereinstim-

a) Siri Memorie reconditi T. 3. p. 44. 45 sqq.

stimmete. Der Nuntius **Ubaldini** gab sich in Frankreich noch mehrere Mühe b). Er ermüdete die Königin mit seinen Vorstellungen; er suchte die dringendesten Bewegungsgründe der Gottesfurcht und der Religion hervor; er setzte endlich die Rotte der Heuchler in Bewegung, die an einem unwissenden und abergläubischen Hofe beständig zahlreich und mächtig zu seyn pfleget. **Ist es möglich, Madam**, sagte der Italiänische Prälat zu der Königin, **daß Ihro Majestät die vorzüglichen Wohlthaten, die Gott denenselben erwiesen hat, so wenig empfinden: Zu der Verbindung mit den Ketzern, als zu einer für die Ruhe und für die Erhaltung der Staaten des Königs, Dero Sohnes, nöthigen Sache seine Zuflucht zu nehmen, dis heist, auf seine Vorsehung ein Mißtrauen setzen. Dero Minister sind der Meynung, daß sie den Vorschlägen eines ketzerischen Prinzen Gehör geben sollen. Ihro Majestät lassen es hiebey bewenden; dis ist aber nicht hinreichend, sich vor Gott und vor rechtschaffenen Leuten, die diese Politik verabscheuen, zu rechtfertigen. Sie müssen die Stimme ihres Gewissens und die guten Rathschläge des Papstes mehr anhören, als die eitelen Speculationen eines Staatsrathes, der sich mehr nach den Maximen der Klugheit der Kinder dieser Welt, als nach den Vorschriften der Religion, richtet.** Dieser geschwätzige Mann brachte hierauf einen Lehrsatz seines besondern Evangelii vor, der hier angeführet zu werden verdienet. Er beweiset uns, daß die vorgegebene rechtschaffene Leute, mit denen er die Königin furchtsam machen wolte, in der That diese verdorbene Moral haben, daß die Prinzen von ihrer Religion nicht verbunden sind, die mit denjenigen, die sie Ketzer nennen, gemachten Tractate zu halten, wenn ihnen auch die Bedingungen derselben ihrer Religion, das ist, dem

b) Siri Memorie reconditi T. 3. p. 50 sqq.

dem Römischen Hofe, noch so wenig entgegen zu seyn schei-
nen solten. Es ist wahr, Madam, sagte noch der Nuntius, daß die wider das Interesse Gottes ge-
thane Versprechungen auf keine Art verbinden, und daß man sie gar nicht halten muß; beden-
ken aber Ew. Majestät, daß es ihnen künftig schwerer werden wird, das dem Könige von Eng-
land gegebene Wort zurück zu nehmen, als es ih-
nen jetzo ist, seinen Vorschlag zu verwerfen. Dero Sachen sind, Gott Lob! in einer bessern La-
ge, als sie jemals nach dem Tode des Königs, Dero Gemahls, gewesen sind. Das Königreich hat sich ohne Hülfe einer solchen Allianz in Ruhe erhalten. Die Zeit Dero Verwaltung ist bald ver-
flossen. Welch ein Trost wird es nicht für Die-
selben seyn, dem Könige, Dero Sohne, Frank-
reich in einem bessern Zustande, als sie es bekom-
men haben, zu übergeben, ohne daß die Politik von Ihro Majestät wider ihr Gewissen, oder wider das Wohl der Religion etwas erzwungen habe! Diese ausstudirte Reden machten bey der Königin keinen grossen Eindruck. Sie antwortete dem Nuntius ganz kaltsinnig, daß alle ihre Staatsräthe, den Marschal von Bouillon ausgenommen, gute Catholiken wären, und daß sie das Wohl des Staats und das wahre Inter-
esse der Religion besser, als andere, kenneten. Uebri-
gens, fügte sie hinzu, thue ich bey dieser Gelegen-
heit nichts, was nicht gewisse Italiänische Prin-
zen eben sowol als ich, und selbst unter den Augen des Papstes, haben thun wollen. Hat die Groß-
herzogin von Toscana bey aller ihrer Frömmig-
keit ihre Einwilligung verweigert, da man von einer Vermählung ihrer Tochter mit dem verstor-
benen Prinzen von Wallis sprach:

§. 34.

Unter allen Protestanten waren die vereinigten Prinzen in Deutschland diejenigen, die aus der Verbindung des Churfürsten von der Pfalz mit der Krone England die grösten Vortheile zu ziehen sich schmeichelten. Sie machten sich Hofnung, daß der König **Jacob** ihren Bund, dessen Haupt **Friedrich**, sein Schwiegersohn, war, aufs beste unterstützen würde. Seit dem dazwischen gekommenen Streite über die Clev- und Jülichsche Erbfolge war der Haß, den die Catholiken und Protestanten beständig gegen einander gehabt haben, weit grösser geworden, als er jemals in Deutschland gewesen war. Die beyden Partheyen verstärkten sich. Sie wagten auf einander verschiedene Unternehmungen. Die Schwachheit **Rudolphs** hatte zu diesem Unglück vieles beygetragen. **Matthias**, sein Bruder und Nachfolger, wolte zu Anfange seiner Regierung demselben steuren. Allein er hatte weder Macht, noch Verstand genug, um ein so verschiedenes Interesse zu vereinigen, oder sich bey Prinzen in Achtung zu setzen, die wegen ihres beyderseitigen Mißvergnügens gegen einander erbittert waren. Vielleicht hatte der Kaiser gegen die Protestanten keine üble Gesinnungen; wenigstens schien er die Gelindigkeit **Maximilians**, seines Vaters, nachzuahmen. Da er aber nicht genug Einsicht und Standhaftigkeit besaß, so lies er sich durch die Ränke des Römischen Hofes und der catholischen Parthey hintergehen. Die Einfälle, welche die Türken seit kurzem in Ungarn gethan hatten, verkündigten dem **Matthias** einen nahen Krieg. Dis nöthigte ihn, beyde Partheyen zu schonen, deren Hülfe ihm nöthig war, um einem so furchtbaren Feinde Widerstand zu thun. Die Protestanten glaubten, daß sie sich der Gelegenheit zu Nutze machen müsten, um ihren Zustand zu verbessern und ihren Kirchen Ruhe zu verschaffen.

§. 35.

§. 35.

Matthias hatte bey seiner Krönung versprochen, einen Reichstag zusammen zu berufen, auf welchem zur Erhaltung des Friedens und der Ruhe im Reiche auf Mittel gedacht, und den Unordnungen, über die sich seit langer Zeit viele Glieder beklagten, abgeholfen werden solte. Er wurde also nach Regenspurg berufen. Der Kaiser und die drey geistlichen Churfürsten begaben sich dahin; die andern Churfürsten schickten aber nur Deputirte. **Ludwig**, Landgraf von Hessen, stelte in einer langen Rede die Ursachen vor, welche den Kaiser bewogen hätten, den Reichstag zusammen zu berufen c). Fünf derselben betrafen die Angelegenheiten des Reichs, und die sechste die Einfälle der Türken in Ungarn. Der Kaiser, der sich genöthiget sahe, denselben allen möglichen Einhalt zu thun, bat, daß man ihm dieserhalb gewisse Beyträge schleunigst zugestehen möchte. Ehe man aber die vom Kaiser vorgetragene Sachen in Erwegung zog, übergaben die protestantischen vereinigten Prinzen, die man damals **Correspondenten** nennete, viele Beschwerden, die sie schon unter der vorhergehenden Regierung geführet hatten, ohne daß ihnen Recht widerfahren war. Es würde unnütz seyn, sie hier anzuführen. Der Kaiser bemühete sich vergebens, die Bitten der Correspondenten von sich abzulehnen, und die Untersuchung dieser Sache bis zu einer andern Zeit aufzuschieben; sie behaupteten unabläßig, daß Se. kaiserliche Majestät ihnen auf ihre Beschwerden erst Gerechtigkeit widerfahren lassen müsten. Die catholischen Prinzen, die von der Gerechtigkeit der Ansprüche ihrer Gegner überzeugt waren, hielten dafür, daß man, ohne auf die Beschwerden der verbundenen Prinzen Acht zu haben, zur Berathschlagung über die vom Kaiser übergebenen Artikel unverzüglich schreiten solte. **Das Ansehen einiger wenigen Personen**, sagten sie, **muß die dringende Nothwendigkeit des algemeinen**

c) Mercure Francois 1613.

Wohls nicht überwiegen. Versichert, die meisten Stimmen auf ihrer Seite zu haben, wolten diese Herren, daß alles dasjenige, was sie anordnen würden, als ein Reichsschluß angesehen werden solte. Nichts wäre der Ruhe und Sicherheit des Reichs bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen zuwider gewesen. Auf diesem Fuß würde man die Protestanten in Deutschland bald zu Grunde gerichtet haben. Die Catholiken machten sogar boshafter Weise dem Kaiser weis, daß die Protestanten böse Absichten hegten, und daß man befürchten müste, daß sie die rechtmäßige Autorität Se. Majestät streitig machen wolten. Man übergab bald darauf eine lange Vorstellung derer Klagen, die die Catholiken über die Protestanten zu führen hatten; man beschuldigte sie vieler Verletzungen des Passauischen Vergleichs, und verschiedener anderer den Reichsconstitutionen zuwiderlaufenden Unternehmungen. Die Catholiken baten nun gleichfals, daß Se. kaiserliche Majestät ihnen Genugthuung verschaffen möchten. Diese Herren sind seit langer Zeit gewohnt, die **Ungerechtigkeit** und die **Verfolgung** selbst bey denenjenigen zu verdammen, die sie martern und unterdrücken. Nicht erlauben, daß sie Herren sind, dis heißt, sie verfolgen. Nunmehr ordnete der Papst Jubelfeste an und ertheilte reichlich Ablaßbriefe, um die Befreyung der Seinigen, die auf eine ungerechte Art unterdrückt worden waren, zu erhalten, ob sie gleich anderswo in einer völligen Ruhe leben. Wir sehen es täglich.

§. 36.

Unvermögend, die Gemüther, die immer mehr und mehr gegen einander erbittert wurden, auszusöhnen, bemühete sich der Kaiser, die Untersuchung der Beschwerden, die man von beyden Seiten führete, zu vermeiden. Er wolte sie bis zu einer andern Zeit verschieben, und bat indessen um Hülfe für Ungarn, wo **Bethlem Gabor**, sonst **Gabriel Berhlem**, der neue und von den Türken unter-

unterstützte Prinz von Siebenbürgen, alles in Furcht setzte. Die Protestanten antworteten, daß sie an dem guten Willen des Kaisers gegen sie nicht zweifelten, und daß sie bereitwillig wären, Volk und Geld zur Vertheidigung der Erbländer Sr. Majestät herzugeben. Allein sie wolten von ihrer Bitte nicht nachlassen, daß man den Frieden und die Ruhe im Reiche zuerst wieder herstellen, und ihnen in Ansehung der Beschwerden, die sie übergeben hätten, Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte. Der Erzherzog **Maximilian**, der Bruder des Kaisers, ein Prinz von einem leutseligen Character, befand sich damals zu Regenspurg. **Matthias** bat ihn, sich mit den Protestanten in eine Unterhandlung einzulassen, in der Hofnung, daß er sie zu gewinnen vermögend seyn würde; ob sie aber gleich viele Hochachtung gegen den Erzherzog bewiesen, so konte er doch von ihnen nichts erhalten. In der Absicht, sich beym Kaiser in noch grössere Gunst zu setzen, wolten sich die Catholiken freygebig und gutgesinnet beweisen. Sie versprachen ihm, zwey Jahre hindurch die alten Contributionen zum Kriege gegen die Türken zu erlegen. Die Protestanten setzten sich dieser Entschliessung förmlich entgegen, und wolten nicht zugeben, daß die von den Catholiken gefaßte Schlüsse als Decrete des ganzen Reichstages angesehen werden solten. So endigte sich derjenige zu Regenspurg. Anstatt den Unordnungen in Deutschland abzuhelfen, machte er sie noch grösser und unheilbarer.

§. 37.

Weil **Bethlem Gabor** in dieser Geschichte öfters auf den Schauplatz treten muß, so halte ich nicht für undienlich, von seinem Glück und von seiner Erhebung etwas zu sagen. Er war einer der gefährlichsten Feinde, den das Oesterreichische Haus in diesem Jahrhundert gehabt hat. Ich muß aber hiebey etwas weiter zurückgehen, um die alten Ansprüche des Kaisers auf Siebenbürgen in

ein

ein desto helleres Licht zu setzen. Der tapfere **Stephan Batori** war der erste, der sich unter dem Schutze der Ottomannischen Pforte zum Prinzen von Siebenbürgen erklären lies. Nach seiner Erhebung auf den Polnischen Thron lies er seinen Bruder **Christoph** zum Fürsten von Siebenbürgen erwählen. **Sigismund**, der Sohn und Nachfolger **Christophs**, ergrif auf Anrathen der Kundschafter des Oesterreichischen Hauses, die er bey sich hatte, einen andern Weg. Dieser sonst tapfere Prinz lies sich überreden, daß es für ihn weit vortheilhafter und anständiger sey, das Bündniß des Sultans zu verlassen, und sich mit dem Kaiser zu vereinigen. Allein zur Schande des Christenthums erfuhr **Sigismund**, was vielen andern begegnet ist; ich will hiemit so viel sagen, daß er unter seinen Religionsverwandten weniger Aufrichtigkeit und Treue antraf, als sein Oncle und Vater unter den Ungläubigen gefunden hatten. Um sich mit dem Kaiser **Rudolph** noch genauer zu verbinden, heirathete er eine Prinzeßin aus dem Hause Oesterreich; welche Heirath aber die Quelle seiner Unglücksfälle wurde. Man zwang ihn, daß er Siebenbürgen für gewisse Herzogthümer, die man ihm gab, abtreten muste. Da er aber diesen üblen Kauf, zu dem man ihn genöthiget hatte, bald bereuete, so wiederrufte er die an den Kaiser geschehene Abtretung, und gab sein Fürstenthum dem Cardinal **Batori**, seinem Bruder, der sich unter dem Schutz des Sultans von den Landständen wählen lies. Der neue Fürst hatte wider den Kaiser einen schweren Krieg zu führen, und er verlor auch in demselben sein Leben. **Botskai**, sein Anverwandter, der nachher von den Siebenbürgen erwählet wurde, wuste sich mit so vielem Muthe und Glücke zu behaupten, daß er sogar viele Plätze in Oberungarn dem Kaiser wegnahm d). Das Oesterreichische Haus wurde gezwungen, mit ihm Friede zu machen. Ein Artikel des Tractats gieng dahin, daß, wenn **Botskai** ohne männliche

d) Mercure Francois 1606 sqq.

che Erben sterben würde, Siebenbürgen auf den Kaiser zurückfallen solte. Der Sultan bestätigte diesen Tractat in einem andern, den er nachher mit **Rudolph** machte. Das Oesterreichische Haus brauchte nicht lange zu warten, Siebenbürgen vermöge dieses Artikels zurückfordern zu können, indem **Botskai** unmittelbar darauf von seinem Canzler mit Gift war hingerichtet worden. Die Landstände wähleten demohnerachtet den **Sigismund Ragotsi** zu ihrem Fürsten. Das Oesterreichische Haus war damals in so viele Zwistigkeiten verwickelt, und Ungarn und Böhmen so voller Unruhe, daß weder **Rudolph** noch **Matthias**, sein Bruder, im Stande waren, auf die Volziehung des mit **Botskai** gemachten Tractats zu dringen. Der neue Fürst besaß Siebenbürgen nicht allzulange; er trat es mit Großmuth an **Gabriel Batori**, den Erben dieses Hauses, ab, den die Türken öffentlich unterstützten. Dieser hatte sich durch seine Grausamkeiten so verhaßt gemacht, daß **Berhlem Gabor**, ein Siebenbürgischer Edelman, der einen unumschränkten Ehrgeitz besaß, sich bemühete, die Gunst und den Schutz der Ottomannischen Pforte zu erhalten e). Er brachte eine mächtige Parthey wider den **Batori** zusammen, und bekriegte ihn. Die Hülfe des Oesterreichischen Hauses war dem **Batori** unnütz. Er sahe sich bald bis zur äussersten Verzweiflung gebracht, so, daß er seine eigene Freunde bat, ihn zu tödten. Die Soldaten seines Feindes erwiesen ihm die Gnade, welche ihm die andern abgeschlagen hatten. Drey Tage nach seinem Tode wurde **Berhlem** von dem General der Türkischen Armee, die in Ungarn Einfälle that, zum Fürsten von Siebenbürgen erkläret. Die zu Clausenburg versamlete Landstände erwählten ihn nachher förmlich, doch unter der Bedingung, daß er um die gültige Bestätigung des Sultans anhalten solte. Sobald **Berhlem** im Besitz seines neuen Fürstenthums war, schrieb er einen sehr anständigen Brief an

e) Mercure Francois 1613.

an den Palatin in Ungarn, um sich die Gewogenheit des Kaisers auszubitten; Se. Majestät wolten aber ihre Ansprüche auf Siebenbürgen vermöge des mit **Botskai** gemachten Tractats, den der Sultan bestätiget hatte, gültig machen. **Matthias** erklärete es öffentlich auf dem Reichstage zu Regenspurg. Und dis war hauptsächlich die Ursach, warum er bey den Reichsständen um Hülfe bat. In dieser Absicht unterhielt das Oesterreichische Haus die Parthey des **Batori**, die den neuen Prinzen zu erkennen sich weigerten. Von den Türken, deren Gunst er sich geschickt zu bedienen wuste, beschützt, behauptete sich **Bethlem** nicht nur in Siebenbürgen; sondern er war auch im Begrif, Ungarn denen zu entreissen, die ihm Hindernisse in den Weg zu legen suchten.

§. 38.

Die protestantische und catholische Ligue war in Deutschland bey Gelegenheit des Streits über die Clev- und Jülichsche Erbfolge entstanden f). Die Prinzen von Brandenburg und Neuburg besassen gemeinschaftlich und geruhig diese Herzogthümer einige Jahre hindurch zum Besten der protestantischen Ligue. Die haltbaren Plätze waren mit gleichen Besatzungen versehen, die beyden Prinzen logirten in Einem Palaste, und sie unternahmen nichts ohne Verabredung. Wie schwer ist es aber, daß sich ein Staat auf solche Art ohne Uneinigkeit regiere! Prinzen aus einem verschiedenen Hause und von verschiedener Religion haben nicht einerley Interesse, nicht einerley Absichten. Diese fiengen sich wegen der geistlichen Güter zu überwerfen an. Brandenburg wolte etwas ohne Einwilligung seines Collegen anordnen; und Neuburg setzte sich dagegen. Der König von Großbritannien und die Staaten der vereinigten Provinzen suchten sie wieder zu vergleichen. Man befürchtete, daß ihre Zwistigkeit dem Oester-

f) Interets des princes par M. de *Rohan* P. 1. Disc. 4. Mercure Francois 1613.

Oesterreichischen Hause Gelegenheit geben möchte, sich einer streitigen Erbfolge zu bemächtigen, die demselben sehr wohl anzustehen schien. Um die Vergrösserung des Mißverständnisses zu verhindern, schlugen die gemeinschaftlichen Freunde eine Heirath zwischen den beyden Häusern vor. Das Neuburgische gab sehr gern seine Einwilligung dazu. Der Prinz **Wolfgang** besuchte den Churfürsten von Brandenburg und hielt bey ihm um seine Tochter an. Diese auf kluges Anrathen dererjenigen, die diese beyden Häuser in gutem Vernehmen zu erhalten suchten, beobachtete Aufführung aber gab zu einem unversöhnlichen Hasse zwischen denselben, und zu der Vertheilung der schönen Herzogthümer, die sie unzertrent würden haben theilen können, Anlaß. Ich weis nicht, wie es bey der Hitze des Weins und bey einem Gastmahle geschahe, daß der Prinz von Neuburg bey der Tafel des Churfürsten etwas sagte, das ihm nicht gefiel, und worüber er so aufgebracht wurde, daß er demjenigen, der sich mit ihm verbinden wolte, eine Maulschelle gab. Dem Uebel konte noch abgeholfen werden, wenn der Churfürst eine anständige Satisfaction hätte geben wollen; seine Hartnäckigkeit hielt ihn aber immer davon ab. Erzürnt über eine solche Beleidigung kehrte **Wolfgang** nach Cleve zurück, in dem Vorsatz, sich deshalb zu rächen, es möchte kosten, was es wolte. Von dieser Zeit an thaten Brandenburg und Neuburg in der Verwaltung der Clev- und Jülichschen Staaten nichts mehr gemeinschaftlich. Sie chicanirten sich über Kleinigkeiten, und einer suchte dasjenige über den Haufen zu werfen, was der andere befohlen hatte.

§. 39.

Die Spanier machten sich einer so schönen Gelegenheit, die protestantische Ligue zu schwächen, und das Haus Neuburg zu gewinnen, vortheilhaft zu Nutze. Sie liessen dem Prinzen **Wolfgang** die Heirath mit **Magdalena**, der Schwester **Maximilians**, Herzogs von Bayern,

ern, und **Ferdinands**, Churfürstens von Cöln, vorschlagen. Man versprach ihm den Schutz des Oesterreichischen Hauses, eine Pension vom Könige von Spanien, und die Unterstützung der catholischen Ligue, wenn er seine Religion verlassen, und sich zu der Römischen Kirche bekennen wolte. Dis war eine grosse Versuchung für einen ehrgeitzigen Prinzen, und der sich nur wegen einer höchst beleidigenden Beschimpfung, die man ihm zugefüget hat, zu rächen trachtet. Neuburg war zu schwach, derselben zu widerstehen: es sey aber nun, daß er den Herzog, seinen Vater, einen eifrigen Anhänger der Augspurgischen Confeßion, schonen wolte, oder daß er andre Ursachen hatte; so wolte **Wolfgang** vor der Heirath seiner Religion nicht entsagen. Er willigte nur in die Vermählung mit der Prinzeßin **Magdalena**; und der Herzog von Neuburg gab seine Einwilligung dazu, ohne die Fallstricke gewahr zu werden, die man seinem von seiner Leidenschaft verblendeten Sohne geleget hatte. Das Beylager wurde zu München den 10ten November dieses 1613ten Jahres gefeiert. Um noch einigen äusserlichen Schein zu beobachten, lies sich der Prinz nicht in der Messe trauen; er empfieng nur den priesterlichen Segen von dem Bischofe zu Eichstädt bey dem nachmittägigen Gottesdienste in der Hauptkirche zu München. Endlich erklärete sich aber **Wolfgang** im Monat May des folgenden Jahres, und bekante sich zu Düsseldorf öffentlich zum Papstthum. Der Herzog, sein Vater, empfand hierüber den grösten Schmerz. Die Verordnung, die er sogleich bekant machte, ist ein sicherer Beweis hievon. Sie war des Inhalts: daß man alle Montage im Jahre für die Erhaltung der protestantischen Religion im Herzogthum Neuburg Gott öffentlich bitten solte.

§. 40.

Die List und Ränke des Herzogs von Savoyen nöthigen uns, öfters auf ihn wieder zu kommen. Der

Frie-

Friedenstractat zwischen **Carl Emanuel** und dem Cardinal **Ferdinand**, Herzog von Mantua, war mit einer so grossen Uebereilung geschlossen worden, daß man darin nur von der Uebergebung der im Herzogthume Montferrat weggenommenen Plätze geredet hatte, ohne der beyderseitigen Ansprüche beyder Partheyen, noch der Ersetzung der im Montferratischen verursachten Schäden, die **Ferdinand** verlangte, noch der von **Carl Emanuel** begehrten Amnestie für die Unterthanen des Mantuanischen Hauses, die sich für das Savoyische erkläret hatten; Erwähnung zu thun g). Da diese Sachen nicht festgesetzet worden waren, so musten die Streitigkeiten bald ihren Anfang wieder nehmen. Die Italiänischen Prinzen waren mit einem Frieden nicht weniger zufrieden, der tausend Gelegenheiten zum Bruche unterworfen war. Sie bildeten sich mit vieler Wahrscheinlichkeit ein, daß der Marquis von **Inojosa** ihn gemacht hätte, weil er den ausdrücklichen Befehlen des Königs, seines Herrn, zu gehorchen nicht unterlassen konte. Man befürchtete noch überdem, daß zwischen ihm und dem Herzoge von Savoyen ein heimliches Verständniß wäre, und daß sie beyderseits geheime Absichten hegten. Zu eben der Zeit, da **Carl Emanuel** die Plätze im Montferrat wieder abtrat, verstärkte er seine Truppen, und der Gouverneur von Mailand blieb bewafnet. Aufmerksam auf dieses Verhalten, dessen Geheimniß die Einsichtsvollesten nicht entdecken konten, brauchten die Venetianer die Vorsicht, dem Cardinal Herzog die Hülfe noch zukommen zu lassen, die sie ihm seit dem Anfange des Streits gegeben hatten, und selbst auf ihrer Hut zu seyn. Die Zwistigkeit, die ihre Republik mit **Ferdinand** von Oesterreich, Erzherzog von Grätz, bekam, der mit dem Hofe zu Madrid in der genauesten Verbindung stund, nöthigte sie, auf den König von Spanien

g) Nani Historia Veneta Lib. I. 1613. Siri Memorie recondite T. 3. p. 110 sqq.

nien ein Mißtrauen zu setzen. Die Uscocchen, die mit ihren Raubschiffen die Küsten von Dalmatien und die Handlung der Venetianer beunruhigten, und welche der Erzbischof öffentlich beschützte, ob sich gleich die Venetianer sowol als die Türken über ihre Seeräubereyen beschwereten, gaben hiezu Anlaß. Wir werden in der Folge dieser Geschichte von diesem Streite, der die Uscocchen in der Welt bekant gemacht hat, etwas erwähnen.

§. 41.

Was aber den Italiänern, welche die Sache wegen **Montferrat** mit einem aufmerksamen Auge betrachteten, am bedenklichsten vorkam, war dieses, daß der Gouverneur von Mailand, der doch mit **Carl Emanuel** unter Einer Decke zu liegen schien, denselben aus allen Kräften antrieb, die Waffen ohne Zeitverlust niederzulegen. Und zu eben der Zeit, da er mit ihm über den Fuß gespannet war, wolte er den Herzog von Mantua, **Ferdinand**, nöthigen, das zu thun, was der Savoyarde am meisten wünschte. Es kan aber dieses dem Anschein nach widersprechende Betragen gar wohl verglichen werden. Spanien suchte von dieser Streitigkeit einen Nutzen zu ziehen. Der catholische König wolte ein unumschränkter Schiedsrichter seyn, und den Herzogen von Savoyen und Mantua solche Befehle geben, die seinem Interesse gemäs waren. Der Gouverneur von Mailand, der nicht gerne die Kosten anwenden und eine Armee auf den Beinen halten wolte, um sich im Nothfal den Unternehmungen des Herzogs von Savoyen zu widersetzen, hielt bey diesem unabläßig an, daß er seine Truppen solte aus einander gehen lassen. Und weil dem Könige, seinem Herrn, ungemein viel daran gelegen war, die Erbin von **Montferrat** in seiner Gewalt zu haben; so lies er sie dem Cardinal Herzoge ziemlich trotzig abfordern. Auf die Art entwickelt sich die ganze Sache.

§. 42.

Wir wollen nun sehen, wie sich beyde Partheyen gegen die Forderungen des catholischen Königs verhalten. **Inojosa** schickte den Commendanten des Schlosses zu Mailand nach **Turin**, und lies dem Herzoge mit einem gebietenden Ton sagen, daß er sich nur nicht lange bedenken möchte, das zu thun, was von ihm gefordert würde. **Carl Emanuel** konte das herschsüchtige Betragen, dessen sich die Spanier gegen ihn sowol, als gegen die andern souverainen Fürsten in Italien bedieneten, unmöglich erdulten, ohnerachtet er desselben seit einigen Jahren hätte können gewohnt werden. Weil er aber dem Willen des Königs offenbar nicht widerstehen konte, so suchte er sich nach seiner Gewonheit unter mancherley Vorwand davon loszuhalftern. Man hat wol nie einen an dergleichen Erfindungen fruchtbarern Kopf gesehen. Er antwortete dem Gesandten h), er sey bereit, seine Truppen aus einander gehen zu lassen, sobald ihm der Marquis von **Inojosa** die Erfüllung der geheimen Artikel gezeiget haben würde, darüber sich der Cardinal Herzog zur Zeit des mit ihm geschlossenen Tractats verglichen hätte. **Der Herr Gouverneur**, sagte **Carl Emanuel**, **hat mir selbst die ausdrücklichsten Versicherungen gegeben, daß der Cardinal Herzog sich erkläret, die Prinzeßin Maria, meine Enkelin, in meine Hände zu übergeben, und den Unterthanen in Montferrat, die sich für mich erkläret, eine algemeine Amnestie zu gewähren. Ist es nicht billig, daß ich so lange in den Waffen bleibe, bis dieses erfüllet worden?** Jederman erstaunete darüber, als diese Antwort des Herzogs von Savoyen laut wurde. Der Herzog **Ferdinand** leugnete, daß er jemals dergleichen versprochen hätte. Er gab sogar vor, daß ihm **Inojosa** gerade das

h) Mercure Francois 1613. Siri Memorie recondite T. 3. p. 118 sqq.

Gegentheil gesaget hätte. Man wuste nicht, was man von diesem Räthsel denken solte. Einige sagten, daß der Gouverneur von Mailand sowol vom **Carl Emanuel**, als vom **Ferdinand** Geschenke genommen und beyde dafür betrogen hätte, indem er das, was jetzo angeführet worden, dem Herzoge von Savoyen gesaget, das Gegentheil aber dem Cardinal Herzoge versprochen hätte, nemlich daß der Savoyard seine Enkelin nicht zurück begehre, und für die Unterthanen im **Montferrat**, die es mit ihm gehalten, keine Amnestie fordere. **Jnojosa** wolte rasend darüber werden, daß der Herzog von Savoyen ihn zu einem Betrüger machen wollen. Alles was er zu seiner Rechtfertigung sagen konte, war dieses, daß **Carl Emanuel** dergleichen Streiche schon öfters ausgehen lassen. Denn als er mit den Ministern des Königs **Heinrich IV** und mit den vornemsten Personen des Französischen Hofes in Unterhandlung war, so hatte er öfters vorgegeben, daß man ihm in den geheimen Conferenzen gewisse Dinge versprochen, daran doch kein Mensch gedacht hatte. Es sey nun aber mit dieser Intrigue wie ihm wolle; hatte der Gouverneur von Mailand dem Herzoge von Savoyen diese Zusage gethan, so bekümmerte er sich doch um die Erfüllung derselben nachher nicht. **Jnojosa** fuhr vielmehr fort, in **Carl Emanuel** zu dringen, daß er die Waffen niederlegen solte. Er muste also auf eine neue Ausflucht bedacht seyn. **Frankreich**, sagte er, **hält Truppen im Delphinat. Der Marschal von Lesdiguieres warter nur auf die letzte Ordre der Regentin, um mit denselben gegen Piemont anzudringen. Verlangt denn Seine catholische Majestät, daß ich nicht auf meiner Hut seyn soll?** Der schlaue Herzog wuste gar wohl, daß **Maria von Medicis**, die von Herzensgrunde gerne sahe, wenn die Häuser Savoyen und Mantua sich mit einander verglichen, ohne daß sie nöthig hatte, ihre Truppen jenseit der Gebirge marschiren zu lassen, gar nicht daran dachte, dem Her-

zoge

zoge von **Lesdiguieres** anzubefehlen, daß er seinen Marsch dahin antreten solte. Vielmehr befahl ihm die Regentin ihres Ortes, daß er sich entwafnen möchte. **Carl Emanuel** hatte den Ministern Seiner allerchristlichsten Majestät zur Antwort gegeben, daß die Spanier ihm nicht wohl wolten, und daß es die Klugheit erforderte, sich in dem Stande zu erhalten, damit er solchen Leuten widerstehen könte, die noch nicht vergessen hätten, daß er sich mit dem verstorbenen Könige wider sie vereiniget hätte. **Vargas**, der Staatssecretair Seiner catholischen Majestät, war im Begrif, wieder nach Madrid zurück zu reisen, nachdem er die Befehle, die man ihm in Ansehung Italiens aufgetragen, ausgerichtet hatte. Man schickte ihm aber neue Befehle zu, daß er vorher nach **Turin** reisen solte, um die letzte Entschliessung des Herzogs zu erfahren. Dieser Zwischenfal machte dem Herzoge **Carl Emanuel** weniger zu schaffen i), als alle andere. Er stellete sich an, als ob er die Truppen in Gegenwart des Abgesandten wolte aus einander gehen lassen; allein er caßirete nur seine Landmiliz, die er, so oft er wolte, in der Geschwindigkeit wieder zusammen bringen konte. Es war schon genung, daß er die ausländischen Truppen, die in seinem Solde stunden, beybehielt. Man siehet wohl, warum er solche Winkelzüge gemachet, die einer Person von seinem Range nicht alzuwohl kleiden. Seine Spionen, die er in Frankreich hatte, benachrichtigten ihn, daß der Prinz von **Conde** und die andern Mißvergnügten bald losschlagen, und daß ein bürgerlicher Krieg entstehen würde. Von diesem Umstande hoffete **Carl Emanuel** Nutzen zu ziehen, um seine Sachen entweder in Italien oder auf der Seite von Frankreich auf einen bessern Fuß zu setzen. Allein der gute Herzog wurde in seiner Hofnung immer betrogen, und bey seinen Kunstgriffen und Verwickelungen war er unglücklich.

i) Nani Historia Veneta, L. 1. 1613.

§. 43.

Der Cardinal Herzog würde es von Herzen gerne gesehen haben, wenn sein Feind dergestalt mit den Spaniern wäre verwirret worden, wo nicht der Gouverneur von Mailand ihm eben so viel zu schaffen gemachet hätte, als dem **Carl Emanuel.** Die Venetianer riethen dem Herzog **Ferdinand**, daß er auf das Begehren des Gouverneur **Inojosa**, seine Nichte nach Mailand zu schicken, zur Antwort geben möchte, daß er es bey allen seinen Streitigkeiten, sonderlich aber bey denen, welche die Prinzeßin von Mantua beträfen, auf den Ausspruch des Papstes, des Kaisers, und des catholischen Königs ankommen lassen wolle; allein der Spanier wolte bey diesem Vergleiche, daß **Philippus** es weder mit einem höhern, noch mit seines gleichen zu thun haben solte k). Er kehrete sich also nicht an das, was ihm der Kaiser durch den Prinz von **Castiglione** hatte sagen lassen, daß man mit den Italiänischen souverainen Fürsten sehr behutsam und höflich umgehen müste, sondern schickte den General von der Cavallerie, **Pimentel**, ins Mailändische, um im Namen des Königs von Spanien zu fordern, daß die junge Prinzeßin von Mantua sogleich nach Mailand geschicket werden solte, um alda auferzogen zu werden. **Pimentel** stellete dem Cardinal Herzoge vor, daß **Philipp** die Erziehung seiner Nichte über sich nehmen wolle; und weil die Ruhe Italiens gewissermassen von der Versorgung der Prinzeßin **Maria** abhängig wäre, so wolten Seine Majestät, welche für die Erhaltung des Friedens wacheten, sich gerne der Person dieser Prinzeßin versichern, damit man dieselbe nicht an jemand verheirathen möchte, der den benachbarten Fürsten mißfällig wäre, und dadurch zu einem Kriege Anlaß gegeben werden könte. **Pimentel** beschloß seine Vorstellung damit, daß er dem Herzoge **Ferdinand** begreiflich machte, daß, wenn er seine Nichte

k) **Nani** Historia Veneta L. 1. 1613. **Siri** Memorie recondite T. 3. p. 123. 126 sqq.

te nicht in der Güte überschickte, man dieselbe mit Gewalt abholen würde. Der CardinalHerzog antwortete hierauf nach seiner Gewonheit, daß er ohne Einwilligung des Kaisers und der Königin von Frankreich nichts thun könte. Da **Pimentel** mit dieser Antwort sich nicht abfertigen lassen wolte, so sagte man noch, daß sich die Prinzessin nicht alzuwohl befände; und da er dieses nicht glauben wolte, so zeigte man sie ihm, um ihn zu überführen, daß sie nicht im Stande wäre, nach Mailand geführet zu werden. Und darauf lies ihn **Ferdinand** so höflich, als es möglich war, von sich.

§. 44.

Es war gar nicht schwer, in die Absichten des Hofes zu Madrid zu dringen. Der CardinalHerzog und Dom **Vincent**, sein Bruder, hatten ihre Gesundheit durch Ausschweifungen dergestalt geschwächet, daß man von ihnen nicht glaubte, daß sie entweder würden Kinder zeugen, oder noch lange leben können. Solte nun das Marquisat **Monferrat** beym Hause **Gonzaga** erhalten werden, so muste man die Prinzessin an den Sohn des Herzogs von **Nevers** verheirathen, der der unstreitige Erbe des Herzogthums **Mantua** war. Allein eben dieses suchte der Spanische Hof zu verhindern. Der König von Spanien wolte die Staaten des Hauses **Mantua** an sich reissen, damit sie nicht dereinst an einen Prinzen kommen möchten, der der Geburt und Neigung nach ein Franzose wäre, wegen der grossen Güter und mächtigen Verbindungen, die er in Frankreich hatte. Die Sache ist so gewiß, daß die Spanischen Minister, als der CardinalHerzog **Ferdinand** um diese Zeit gefährlich krank wurde, bereits ihren Plan entworfen hatten, um den Herzog von **Nevers** aller seiner Rechtsansprüche auf Mantua verlustig zu erklären, dagegen aber demjenigen die Belehnung auf das Herzogthum vom Kaiser geben zu lassen, der dem

Hause Oesterreich am besten gefiel, nicht anders, als ob die männliche Linie der Gonzagen völlig erloschen wäre.

§. 45.

Der Cardinal Herzog von Mantua, der weder einen so hellen Kopf, noch so viele Erfahrung in den Staatsangelegenheiten besaß, daß er sich aus allen diesen Verwickelungen hätte helfen können, ersetzte diese Mängel wenigstens durch seine Gelehrigkeit und Folgsamkeit gegen den guten Rath, den ihm der Venetianische Senat ertheilete. Diese schlauen Staatsmänner sahen es gar wohl ein, daß die Spanier damit umgiengen, ganz Italien zu verschlingen. Sie liessen es daher nicht dabey bewenden, daß sie dem **Ferdinand** mit ihrem guten Rath und thätiger Hülfe beystunden, und ihn ermunterten, das Interesse seines Hauses muthig zu behaupten; sondern sie schickten auch ihren Abgesandten zu Rom, zu Wien und zu Paris Befehle über Befehle zu, beym Papst, beym Kaiser und bey der Königin von Frankreich die eifrigsten Vorstellungen für den Herzog **Ferdinand** zu thun 1). Die Minister des allerchristlichsten Königs und der Republik mochten dem Papst **Paul V** sagen was sie wolten, daß er als ein algemeiner Vater der Christenheit verpflichtet sey, den gefährlichen Folgen von den Unternehmungen der Spanier vorzubeugen, so blieb er doch so gleichgültig, daß er sich nicht rührete. Da er sonst auf nichts bedacht war, als daß er den Ueberrest seiner Tage in den Gemächlichkeiten seines Pontificats zubringen möchte, so würde er es ganz gelassen angesehen haben, wenn man die Italiänischen Fürsten überwältiget hätte, ohne sich im geringsten dawider zu setzen, wenn er nur in Ruhe geblieben wäre, und seine Vettern die Freyheit behalten hätten, sich nach Gutdünken zu bereichern. **Breves**, der Französische Gesandte, den diese entweder natürliche oder affectirte Kalt-

1) Nani Historia Veneta L. 1. 1613. Siri Memorie recondite T. 3. p. 133. 167.

Kaltsinnigkeit verdroß, schrieb daher an die **Maria** von Medicis, daß der Papst nichts anders **als ein im Müssiggange fett gewordener Klumpen Fleisch**, ein Mann ohne Leben und ohne Erfahrung wäre, der weiter auf nichts dächte, als daß er sich den ersten Platz in der Kirche zu Nutze machte, den er von ohngefär erhalten hätte, ohne bey sich selbst so viel Verdienst zu fühlen, einen Anspruch daran zu machen; und daß bey so gestalten Sachen von Seiner Heiligkeit gar keine Hülfe für das Haus **Mantua** zu erwarten wäre. Alles was **Paulus** V thun konte, war dieses, daß er dem CardinalHerzoge ganz leise ins Ohr sagte, daß er sich nur standhaft wegern solte, seine Nichte verabfolgen zu lassen, und seine Schwägerin **Margaretha** zu heirathen, als welches der König von Spanien begehrete; so sehr scheuete sich der zaghafte Greis, den Hof zu Madrid zu beleidigen. Oder könte es nicht auch seyn, daß der Papst, der von den friedfertigen Gesinnungen **Philipps** III und von der Schwachheit der Spanischen Monarchie benachrichtiget gewesen, ganz richtig geurtheilet, daß alle diese Drohungen nur eine Intrigue von den Ministern des catholischen Königs gewesen, und daß der, sobald er sich von einem Kriege mit Frankreich bedrohet sähe, der Geschäftigkeit seiner Minister in den Zügel fallen und der Billigkeit Gehör geben werde?

§. 46.

Was den Kaiser anlanget, so war von seiner Seite noch weniger zu hoffen als von dem heiligen Vater. Denn dessen nicht zu gedenken, daß **Matthias** weder im Stande war, noch auch die Neigung hatte, Truppen nach Italien zu schicken, so wolte er auch den Hof zu **Madrid** nicht offenbar vor den Kopf stossen. Seine kaiserliche Majestät bestätigte zwar den CardinalHerzog in der Vormundschaft über seine Nichte; aber er schrieb auch sogleich an den König **Philipp**, um sich bey ihm damit zu entschuldigen, daß er diese Gnade **dem** Herzog Ferdi-

nand nicht wohl abschlagen können m). Und damit Matthias die Spanier wieder zufrieden stellen möchte, so rieth er dem Ferdinand, die Prinzessin Maria in die Hände Seiner catholischen Majestät zu übergeben. Es hatte also das Haus Mantua weiter keine Stütze, als die Krone Frankreich. Die Anverwandte und Freunde, die es an diesem Hofe hatte, bearbeiteten sich für dasselbe aus allen Kräften. Die Abgesandten der Republik Venedig und einiger anderer Mächte, liessen es ihres Ortes auch nicht an Vorstellungen fehlen. Maria von Medicis begrif auch die Gründe sehr wohl, die man ihr vorhielt, sie zu bewegen, ihre Vettern unter den Schutz ihres Sohnes zu nehmen; und die Blutsverwandschaft vereinigte sich desfals mit dem Staatsinteresse. Allein die zaghafte Regentin konte keinen ernsthaften Entschluß fassen. Weil sie von der doppelten Mariage ganz und gar eingenommen war, die sie mit so grossem Eifer durchgetrieben, und die sie für die vesteste Stütze ihrer Autorität hielt, so besorgete sie, es möchte die Mantuanische Sache einen Bruch zwischen beyden Kronen nach sich ziehen, und daß dadurch alle ihre Entwürfe vereitelt werden könten. Sie setzte ein Mißtrauen auf die Vorstellungen, die ihr der König von Großbritannien, die Republik Venedig, die Staaten der vereinigten Provinzen, der Prinz von Conde und die Herren von seiner Parthey thun liessen, daß sie Truppen nach Italien möchte marschiren lassen. Ihre Scharfsinnigkeit gieng so weit, daß sie entdeckt zu haben glaubte, daß alle diese Leute weiter nichts suchten, als Frankreich zu bewegen, sich den Absichten des Hofes zu widersetzen, dem Könige von Frankreich den Krieg anzukündigen, und mithin die doppelte Mariage zu trennen, die doch ihrem Interesse so zuträglich war. In dieser Verlegenheit lies Maria von Medicis am Hofe zu Madrid ihren Antrag dahin thun, daß die Sache in der Güte beygeleget werden möchte. Die Spanier aber, die

m) Siri Memorie recondite T. 3. p. 145.

die ihren ganzen Character kanten, suchten sie mit glatten Worten hinzuhalten, unter der Hand aber arbeiteten sie desto eifriger, mit ihrer Unternehmung fertig zu werden. Die Minister des Königes **Philipp** kehreten sich so wenig an das, was wider ihren Herrn in Frankreich und Italien unternommen wurde n), daß sie vielmehr rund heraus sagten, es bestehe ihr König darauf, daß ihm die Prinzessin **Maria** übergeben würde; daß der Cardinal Herzog die **Margaretha** von Savoyen, seine Schwägerin, heirathete, um die Streitigkeiten der beyden Häuser beyzulegen; daß **Carl Emanuel** und der Herzog **Ferdinand** die Waffen niederlegeten, und daß die übrigen streitigen Puncte der Entscheidung des Papstes, des Kaisers und Sr. catholischen Majestät überlassen würden. Diese Bedingungen schickten sich ziemlich gut zu den Forderungen, die **Carl Emanuel** vorher schon gethan hatte; und man ersiehet daraus, daß der Prinz von **Piemont**, der endlich Erlaubniß erhalten, nach Madrid zu kommen, seinem Vater daselbst keine schlechten Dienste geleistet. Indes wolte der Herzog von Savoyen noch immer vor Ungedult bersten, daß er sich solte Gesetze vorschreiben lassen. Der Cardinal Herzog **Ferdinand** aber war noch mißvergnügter als er. Man wolte ihm nicht nur seines Bruders Tochter wegnehmen, sondern er solte auch eine Schwägerin wider seinen Willen heirathen, die er gar nicht lieb gewinnen konte. Der Haß gegen **Carl Emanuel** machte ihm die Tochter des offenbarsten Feindes des Hauses Gonzaga zuwider. Die Schwester des Großherzogs von Toscana, **Cosmus**, gefiel ihm besser. Sie brachte ihm eine ansehnliche Ausstattung an Gelde mit. Die Venetianer, die seine vertrauten Freunde waren, riethen ihm zu dieser Heirath, und **Cosmus** war geneigt, diese Mariage vest zu machen, so bald nur die Streitigkeit zwischen den Herzogen von Savoyen und Mantua würde beygeleget seyn.

§. 47.

n) Nani Hist. Veneta L. I. 1613.

§. 47.

Allein die Spanier verderbten ihre Sache, als sie von derselben aus einem so hohen Ton redeten. Man stellete der Regentin sehr nachdrücklich vor, daß es für sie unanständig und schimpflich sey, zu gestatten, daß der König den souverainen Fürsten, die mit der Krone alliirt wären, Gesetze vorschriebe, und daß er sich unterstünde, dem Könige von Frankreich die Wissenschaft um die allerwichtigsten Angelegenheiten Italiens zu entziehen. Indem nun **Maria** von Medicis von allen Seiten so hart gedränget wurde, so fieng sie an einige Merkmale des Lebens von sich zu geben. Sie sagte dem Spanischen Abgesandten gerade heraus, daß der König, ihr Sohn, das Haus Mantua nicht würde unterdrücken lassen, und daß er sich der Macht seiner Waffen bedienen würde, seine Anverwandte und Alliirte zu unterstützen o). Nun redete man in Frankreich von nichts anders, als von einem Bruch zwischen beyden Kronen; und der Adel, der nichts als Krieg zu schnauben pfleget, ohnerachtet derselbe nur ein Werkzeug seines Unterganges, und mithin auch seiner Knechtschaft ist, machte sich schon zum Aufsitzen fertig. Es wurden am Hofe verschiedene Staatsversamlungen in der Mantuanischen Sache angestellet. Ein jeglicher sagte dabey seine Meynung, wie es sein besonderes Interesse mit sich brachte. **Villeroi** und die Minister, denen der Friede zuträglicher war, stelleten vor, daß man, ehe man sich in einen Krieg einliesse, der langweilig und blutig werden könte, versuchen müste, ob die Sache nicht durch Unterhandlung abgethan werden könte. Die Prinzen und Grossen des Hofes, die den Krieg zu ihrer Erhebung und Vermehrung des Credits für vortheilhafter hielten, verwarfen zwar nicht schlechterdings den Versuch einer anzustellenden Negotiation; aber sie wolten doch, daß man, um diese desto nachdrücklicher zu machen, eine

o) Siri Memorie recondite T. 3. p. 141 sqq.

eine Armee marschfertig halten solte, im Fall der Herzog von Savoyen, oder der König von Spanien sich zu keinen billigen Bedingungen verstehen solten.

§. 48.

Als dieser von seinem Abgesandten am Französischen Hofe erfuhr, daß alda im Ernst davon geredet werde, daß Truppen gegen Italien anrücken solten, so fieng Seine Majestät und der Herzog von **Lerma**, sein Liebling, der zum Kriege keine Lust hatte, an, aus einem gelindern Ton zu sprechen. Man bezeugete, daß man gar nicht abgeneigt sey, die Mantuanische Sache durch den Weg der Unterhandlung beyzulegen. **Philipp** sagte dem Prinzen von **Piemont** ganz trocken, er möchte nach Turin schreiben, daß Seine Majestät nicht Lust hätten, sich mit Frankreich zu verwirren, und daß sie andern keine Gelegenheit geben wolten, den Fantasien des Herzogs von Savoyen zu gefallen mit Spanien zu brechen, als welcher alle Tage neue Chimären ausheckte. **Schreibet eurem Vater**, setzte der König hinzu, **daß er ruhig bleiben soll, wo er sich nicht stark genung zu seyn glaubet, beyden Kronen und ganz Italien allein zu widerstehen** p). Ein gewisser Schriftsteller erzählet bey dieser Gelegenheit einen Umstand, der, wenn er wahr ist, deutlich zeiget, daß **Carl Emanuel** der seltsamste Kopf von der Welt gewesen. Wenigstens hat **Villeroi** denselben dem Nuntius **Ubaldini** als etwas zuverlässiges erzählet. Als der Cardinal **Aldobrandin**, der mit den Borghesen über den Fuß gespannet war, sich zu Turin aufhielt, so redete er dem Herzoge von Savoyen zu, daß er sich zum Cardinal machen lassen möchte. **Es wird ihnen alsdann**, sagte Aldobrandin zu ihm, **leicht werden, gleich bey dem ersten Conclave Papst zu werden. Ich verspreche ihnen alle Creaturen meines**

p) Siri Memorie recondite T. 3. p. 165. 172 sqq. Histoire du Connetable de *Lesdiguieres* L. 8. c. 6.

nes Oncle. Mitlerweile wollen wir vest zusammen halten, und dem Papst sowol als dem ganzen Römischen Hofe Gesetze vorschreiben. Der Graf von **Verue**, ein Vertrauter des Herzogs, billigte diese Eröfnung, die ihm als die schönste von der Welt vorkam. Jedoch wir wenden uns wieder zu der Mantuanischen Sache. Seine catholische Majestät schickte ihrem Abgesandten am Französischen Hofe Befehl zu, zu sagen, daß Sie schlüssig wären, ihre Truppen aus **Monferrat** herauszuziehen, wenn der CardinalHerzog seinen Unterthanen, die es mit der Parthey des Herzogs von Savoyen gehalten, eine Amnestie gewähren, und weiter weder Schadloshaltung noch Interesse fordern wolte. Zugleich schlug man die Vermählung des Herzogs **Ferdinand** mit der Witwe seines Bruders vor; und was die junge Prinzessin von Mantua betrift, so wolte **Philipp**, daß sie mit Genehmhaltung beyder Kronen in die Hände eines dritten übergeben werden solte. Dieser Antrag geschahe in den schönsten und höflichsten Worten von der Welt. Dieses alles gab eine gute Aussicht, daß man den CardinalHerzog aus dieser Verwickelung mit Ehren würde herausziehen können. Der Französische Hof dachte also weiter an nichts, als an eine Unterhandlung, und daß zu dem Ende niemand mit dem Character eines ausserordentlichen Abgesandten nach Italien geschicket werden solte.

§. 49.

Der Marquis von **Coeuvres**, der zu diesem Geschäfte bestimmet worden, reisete gegen das Ende dieses Jahres von Paris ab, und nahm seinen Weg über Turin, um sich zuvor mit dem Herzoge von Savoyen zu besprechen. **Coeuvres** hat uns selbst benachrichtiget, daß man ihm geheime Ordre gegeben, den CardinalHerzog dazu zu bewegen, daß er seinen Cardinalshut dem **Galigai**, einem Bruder der Marquisin und nunmehrigen Marschallin von **Ancre**, abtreten möchte. Diese Leute setzten ihrem Ehrgeiz

geitz gar keine Grenzen. **Conchini** hatte den Marschalsstab von Frankreich statt des vor kurzer Zeit verstorbenen **Fervacques** erhalten; und nun setzte sichs die **Galigai**, die damit noch nicht zufrieden war, daß ihr Mann die zweyte militarische Ehrenstelle in Frankreich erhalten, in den Kopf, ihrem Bruder die zweyte Würde in der Römischen Kirche zu verschaffen q). Diese Creatur vergaß sich selbst dergestalt, daß sie gar nicht mehr die Regeln des Wohlstandes gegen die Prinzessinnen vom Geblüt beobachtete. Denn nicht lange vorher hatte sie im Cabinet der Königin mit der Prinzessin von Conde auf eine so kühne und trotzige Art geredet, das Ihro Hoheit dadurch sich aufs äusserste beleidigt gehalten. Jederman ärgerte sich an der Frechheit der **Conchini**, deren Aufführung nicht wenig beytrug, die Prinzen und Grossen des Hofes wider ihren Mann aufzuwiegeln, den seine neue Würde eines Marschals von Frankreich der Eifersucht und dem Hasse des Hofes noch mehr blosstellete.

§. 50.

Die Gemüther waren in den vereinigten Provinzen über die Materie von der Gnade und Prädestination nicht weniger in Bewegung, als in Italien wegen der Angelegenheiten der Herzoge von Savoyen und von Mantua. Der König **Jacob** von Großbritannien mischete sich in die theologischen Streitigkeiten Hollands mit eben solchem angelegentlichen Eifer, als die Könige von Frankreich und Spanien in die Mißhelligkeiten, welche die Ansprüche **Carl Emanuels** auf **Montferrat** verursacheten. **Winwood**, der Engländische Abgesandte bey den Generalstaaten der vereinigten Niederlande, trat mit den Gomaristischen Predigern genau zusammen. Man hätte glauben sollen, daß es auf etwas wichtigeres, als auf die Krone seines Herrn angekommen wäre. Indes kam es doch

q) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis. Siri Memorie recondite T. 3. p. 36. 160.

doch in der That auf nichts anders an, als daß man wissen wolte, ob **Vorstius** von der Universität **Leyden** ausgeschlossen seyn solte, die ihn förmlichst berufen hatte; höchstens wolte man wissen, ob die fünf Artikel der **Arminianer** der Grundlehre der reformirten Kirche zuwider wären. Der Abgesandte sagte ganz laut, daß **Barnevelt**, Pensionnair von Holland, sich vom **Uytenbogart**, Prediger der Kirche im Haag, hätte überraschen lassen, und daß die vom **Barnevelt** verstrickten Staaten von Holland alles thäten, was er ihnen unter den Fuß gäbe. Die **Gomaristen**, welchen man nun wegen ihrer Gegenvorstellung, die sie den Arminianern, ihren Widersachern, entgegen stelleten, den Namen der **Contraremonstranten** beyzulegen anfieng; die **Gomaristen**, sage ich, übergaben ohne Unterlaß neue Memoriale an den **Winwood**, sowol wider den **Vorstius**, als wider die Staaten von Holland, welche sie beschuldigten, daß sie den **Remonstranten** ja sogar den **Socinianern** sich alzugünstig bewiesen. Der Abgesandte schickte alles an den König, oder vielmehr an den Erzbischof von **Canterbury**, der sich ganz offenbar wider den **Vorstius** und wider die Arminianer erkläret hatte. Die Stütze, so die Contraremonstranten bey Seiner Großbritannischen Majestät gefunden hatten, setzte die Staaten von Holland in grosse Verlegenheit. Sie suchten alle mögliche Mittel hervor, diese Streitigkeiten zu unterdrücken, die allerhand gefährliche Folgen nach sich ziehen konten. Die **Contraremonstranten** aber, die sich auf den Schutz des Königs **Jacobus** Rechnung machten, wolten durchaus nicht in Ruhe bleiben r).

§. 51.

Nachdem die berühmte Conferenz 1611 im Haag war gehalten worden, so hatten die Staaten von Holland den

r) Præfat. ad Acta Syn. Dordrac. **Brand** Histoire de la reformat. L. 20. 21. **Grotius** Apologeticus eorum qui Hollandiæ præfuerunt cap. 6.

den Theologen auf beyden Partheyen auferleget, dasjenige schriftlich abzufassen, was sie von den fünf streitigen Artikeln dächten, und zugleich ihre Gedanken von den bequemsten Mitteln zu eröfnen, dadurch die Ruhe wieder hergestellet werden könte, die in den meisten Provinzen war gestöret worden. Die **Remonstranten** erkläreten sich, daß ihnen die Toleranz als das sicherste und zuträglichste Mittel vorkäme, so, daß ein jeglicher die Freyheit behielte, dasjenige zu lehren und zu predigen, was er von den fünf streitigen Artikeln für wahr hielt. Die **Contraremonstranten** aber drangen auf die Zusammenberufung eines Nationalsynodus, auf welchem untersuchet und bestimmet werden müste, welche von beyden Meynungen dem Worte Gottes, und der in den reformirten Kirchen eingeführten Lehre am gemässesten sey. Als nun die Staaten von Holland hievon bey der angestelten Versamlung Unterredung pflegen wolten, so waren die Meynungen getheilet. Einige billigten den Vorschlag, der von den Remonstranten geschehen war; andere aber hielten dafür, daß ein Nationalsynodus zusammenberufen werden müsse. Die erstern bekamen indes die Oberhand vor diesen. Die Generalstaaten, die sich wohlbedächtig weder für die eine noch für die andere Parthey erklären wolten, liessen ein Edict ausgehen, in welchem sie den **Remonstrantischen** und **Contraremonstrantischen** Predigern auferlegeten, sich unter einander in Liebe zu tragen, den Frieden der Gemeinden nicht zu stören, nicht zu sagen, daß die eine Parthey vor der andern das Uebergewicht erhalten hätte, von den streitigen Puncten in ihren Predigten mit Bescheidenheit und Mässigung zu reden, und sich mehr angelegen seyn zu lassen, dem Volke die Pflichten des christlichen Lebens, und die Nothwendigkeit des Friedens in der Kirche und in der bürgerlichen Gesellschaft bekant zu machen, als ihren Zuhörern abstracte und schwere Fragen aus der Theologie vorzutragen. Und weil die **Contraremonstranten** sich beschwereten, daß ihre Widersacher nicht

nur solche Meynungen hegeten, die der Lehre der reformirten Kirchen von der Gnade und Prädestination zuwider wären, sondern die auch wider die Lehre von der Erbsünde, von der Genugthuung Jesu Christi und wider einige andere wichtige Artikel der Religion anstiessen; so untersagten die Staaten von Holland, daß niemand weder in academischen Vorlesungen, noch auch in Predigten etwas vortragen solte, das der Lehre zuwider wäre, welche die reformirten Kirchen jederzeit von der Erbsünde, von der Genugthuung Jesu Christi und von den andern im Reglement der Staaten namhaft gemachten Artikeln gelehret würde. Das war schon hinlänglich genung, die Verleumdung einiger hitzigen Contraremonstranten zu widerlegen, die sich nicht gescheuet hatten, die Staaten von Holland öffentlich zu beschuldigen, daß sie Willens wären, die gottlosen Lehren des **Paulus** von Samosata, die durch den **Servetus** und **Socinus** im vorigen Jahr wieder aufgewärmet worden, in ihrer Provinz einzuführen. Diejenigen, die dieses vornehme Collegium ausmacheten, verabscheueten jederzeit die Feinde der Gottheit Jesu Christi. Daß mehrere Deputirte der Staaten von Holland sich nicht wider den Beruf des **Vorstius** auf die Universität **Leiden** erkläreten, das rührete daher, weil **Vorstius** öffentlich bezeuget hatte, daß er die Lehrsätze des **Socinus** innigst verabscheue. Die Staaten begehreten, daß er die ihnen übergebene Declaration in lateinischer und Flamländischer Sprache drucken lassen, und dieselbe dem Könige von England zuschicken möchte. Man befahl ihm überdis, auf alle Beschuldigungen, die ihm in öffentlichen Schriften aufgebürdet worden, genau und umständlich zu antworten, mitlerweile aber zu **Tergow** so lange zu verbleiben, bis man von seinen Meynungen völlig benachrichtiget wäre. **Grotius**, der sich durch seine vortreflichen Werke so berühmt gemachet hat, war damals Advocat des Fiscus von Holland. Er hatte grossen Antheil an dem, was die Staaten der Provinz in diesen Streitigkeiten

ten vornahmen. Dieser gelehrte Mann hatte am **Socinianismus** einen solchen Abscheu f), daß er ohne alles Bedenken öffentlich sagte, daß die Anhänger **Socini** des Namens der Christen nicht werth wären, und daß zwischen einem **Socinianer** und zwischen einem **Mahomedaner** gar kein grosser Unterschied sey. Es scheinet, als ob **Grotius** nachher von den Schülern des **Socinus** eine so üble Meynung nicht gehabt; doch hat er ihre Lehrsätze nie angenommen. Es kan dieses aus unzähligen Stellen seiner Briefe und anderer Schriften dargethan werden. Man mag zur Entehrung seines Namens sagen was man will, so verbleibet ihm doch allezeit der Ruhm, daß er die falschen Subtilitäten des **Socinus** wider die Genugthuung Christi besser widerleget als alle, die vor ihm geschrieben. Die vernünftigsten und bescheidensten Prediger unterwarfen sich dem im Jahr 1611 publicirten Edict ohne Bedenken. Die von der Wallonischen Gemeinde thaten sich bey dieser Gelegenheit besonders hervor. Sie versprachen in ihren Synoden, die sie 1612 und 1613 hielten, daß sie diejenigen als ihre Brüder halten wolten, welche die fünf streitigen Artikel behaupteten. Allein der gröste Theil der Flamländischen Prediger bewies sich nicht so beugsam; sie hatten fast alle an diesem Streit Theil genommen. Diejenigen, die sich für die **Contraremonstranten** erkläret, schrien wider das Edict t). Sie beschuldigten die Staaten von Holland einer nachlässigen Herablassung gegen solche Leute, deren Lehre, wie sie sagten, auf nichts anders zielete, als das Papstthum wieder herzustellen, oder den Socinianismus in die reformirten Kirchen einzuführen. Im Jahr 1612 trug sich etwas zu, das einen neuen Streit veranlassete. Die Remonstranten beschwereten sich öfters, daß ihre Widersacher, weil sie in den Synoden und in gewissen Versamlun-

f) Grotius Epist. 13 ad *Walæum* 1613.

t) Grotius Oratio habita in senatu Amstelodam. it. Ep. 18 ad *Vytenbogardum* 1613.

gen, die man in den vereinigten Provinzen **Classen**, unter den Reformirten in Frankreich aber **Colloquia** nennet, diejenigen nicht zum Lehramt lassen wolten, die sich für die in den fünf Artikeln enthaltene Lehre erkläreten. Diese und einige andere Betrachtungen bewegeten den **Barnevelt**, daß er in der Versamlung der Staaten von Holland den Antrag that, ein Gesetz zu erneuren, das bereits im Jahr 1591 wegen der Wahl der Prediger abgefasset worden u). Man ersiehet, daß gleich im Anfange der Reformation in Holland der Prinz **Wilhelm** von Oranien und die Staaten der Provinz den Vorsatz gehabt, es in die Wege zu richten, daß die Wahl der Prediger vom Magistrat jegliches Ortes abhängig seyn solte; allein die Geistlichen waren so geschickt, daß sie dieses Vorhaben hintertrieben. Auf einem Nationalsynodus, der 1586 im Haag gehalten wurde, machte man die Einrichtung, daß die Prediger vom Consistorio gewählet werden, und daß man nur den weltlichen Obrigkeiten die Ehre erweisen solte, ihnen die Wahl bekant zu machen, und sie zu fragen, ob sie wider die Lehre und das Leben der erwählten Person etwas einzuwenden hätten. Das Decret dieses Synodi sties nun das Patronatrecht über den Haufen, das lange vor der Reformation in Holland war eingeführt gewesen, und welches die Stände und Adlichen des Landes eben so wol, als die andern Provinzen, welche die Reformation eingeführet hatten, beybehalten wolten. Die Staaten von Holland hielten daher dieses Decret so wenig genehm, daß sie vielmehr in einem Edict, welches sie noch in eben dem Jahr publicirten, öffentlich bezeugeten, daß sie vest entschlossen wären, sich selbst und den Adlichen das Patronatrecht vorzubehalten, unter der Bedingung, daß die von den Patronen ernanten Candidaten eher nicht confirmiret werden solten, als bis das geistliche Ministerium genaue Untersuchung wegen ihrer reinen Lehre und unsträflichen Lebens angestellet hätte. Die

Staaten.

u) Grotius Apologeticus eorum, qui Hollandiæ præfuerunt c. 7.

Staaten von Seeland hielten es ebenfals mit dem Canon, der von dem Nationalsynodus im Haag abgefasset worden. Im Jahr 1591 hielten sie einen besondern Synodus in ihrer Provinz. Es wurde daselbst beschlossen, daß die Consistoria die Obrigkeiten jegliches Ortes ersuchen solten, einige aus ihrem Mittel zu ernennen, die gemeinschaftlich mit den Consistoriis die Wahl der Prediger besorgten. In Holland setzte es fast allemal Streitigkeiten, wenn ein in der Kirche erledigter Platz besetzet werden solte. Die Consistoria behaupteten, daß ihnen dieses Privilegium allein zustünde; die Obrigkeiten und Adlichen aber wolten ihr Wahlrecht schlechterdings behaupten. Um nun den Unordnungen abzuhelfen, die aus dem öftern Gezänke über diesem Punct entstunden, so versuchte man im Jahr 1591 bey einer Versamlung der Staaten der Provinz ein neues Reglement wegen der Wahl der Prediger zu entwerfen. Dieser Einrichtung zu folge solten sowol die Obrigkeiten als Consistoria vier Personen aus ihrem Mittel ernennen, um die Wahl gemeinschaftlich zu verrichten; nach geschehener Wahl solte das Wahldecret der Obrigkeit übergeben werden, welche den erwählten Prediger entweder annehmen oder verwerfen konte, in welchem letztern Falle die Wahlherren eine neue Wahl vornehmen solten. Dieses Gesetz war dem Rechte ganz gemäs, das durch die neue Constitution des Kaisers **Justinianus** von der Wahl der Kirchendiener war vestgestellet worden. Und weil es geziemend und billig war, denenjenigen, die das Patronatrecht der Kirche hatten, ein gewisses Vorrecht zu lassen, so fügte man zu diesem Gesetz hinzu, daß, wenn ein Pastor einer Kirche gewählet werden solte, von welcher jemand Patron wäre, so solte dieser vier Personen ernennen, damit sie mit den vier Gliedern des Consistorii die Wahl anstellen könten; und daß mithin ein Edelman bey der Kirche, deren Patron er war, eben das Recht hatte, welches sich die Obrig-

keiten bey den Kirchen der Städte und Flecken vorbehalten hatten. Es fand aber diese Einrichtung, die zu jedermans Befriedigung gemachet war, von Seiten einiger ansehnlichen Städte so vielen Widerspruch in der Versamlung der Staaten von Holland im Jahr 1591, daß es nicht möglich war, derselben die Kraft eines Gesetzes beyzulegen.

§. 52.

Im Jahr 1612 trug nun der Pensionarius **Barnevelt** diesen Vorschlag den Staaten der Provinz abermals als einen solchen vor, der jetzo nöthiger sey als jemals, wegen der Verwirrungen, die über den fünf Artikeln entstanden. Denn dessen nicht zu gedenken, daß die Synoden und Classen sich nicht so leicht des Vorwandes der vermeynten Ketzerey der Remonstranten bedienet haben würden, denjenigen das Lehren zu untersagen, die auf die Weise von den Consistorien mit Zuziehung der obrigkeitlichen Personen und Patronen gemeinschaftlich gewählet worden; so hatte auch diese Einrichtung einen vorzüglichen Nutzen in der gegenwärtigen Lage der Holländischen Kirchen. Die Obrigkeiten bekamen dadurch Gelegenheit, nur solche Prediger zu wählen, die vernünftig, bescheiden, jedermann angenehm und zum Frieden geneigt waren. Als **Barnevelt** in der Versamlung der Staaten der Provinz die Erneurung des 1591 entworfenen Gesetzes in Vortrag brachte, so waren die Meynungen anfänglich getheilet. Einige hielten dafür, daß es publiciret werden solte; die andern aber sagten, es würde gut seyn, wenn man es erst auf einem Synodo genehm halten liesse. Diese besorgeten vermuthlich, es möchten dadurch die Prediger von der Contraremonstrantischen Parthey noch mehr aufgebracht werden, die schon sehr darüber murreten, daß die Staaten sich herausgenommen, alles, was die Religion und Kirchenregiment betraf, zu entscheiden. **Barnevelt** wuste die Gemüther in dieser Sache, die ihm so

sehr

sehr am Herzen lag, so weislich zu lenken, daß er sie alle auf seine Seite brachte. Daher fasseten die Staaten von Holland endlich den Entschluß, daß die im Jahr 1591 entworfenen Kirchengesetze von nun an beobachtet werden solten. Man fand aber bey der Volziehung derselben grosse Hindernisse; den Augenblick entstunden neue Streitigkeiten, die wegen der Entschliessung der Staaten mündlich und schriftlich geführet wurden. Die Contraremonstranten schrien, daß die Staaten ihre rechtmäßige Autorität überschritten hätten, und daß es ihnen nicht erlaubt sey, die Hand dergestalt ans Räucherfaß zu legen, und dasjenige, was zu den Glaubenslehren und Regierung der Kirche gehörete, nach eigenem Gutdünken einzurichten. Die **Remonstranten** ergriffen die Parthey der Staaten. Sie wolten sich dadurch nicht nur bey ihren hochmögenden Herren beliebt machen, sondern sie fanden auch bey der Einführung dieses Gesetzes ihren Vortheil. Die **Arminianer** behaupteten also, und zwar nicht ohne Grund, daß, da die Staaten von Holland in ihrer Provinz souverain wären, sie auch gar wohl eine Sache, die dem Gesetze Gottes nicht zuwider wäre, anbefehlen, die Polizey der Kirche reguliren, und nach dem Exempel der Kaiser und christlichen Fürsten zur Erhaltung des Friedens Gesetze geben könten, als welche dieses gethan hätten, ohne daß ihnen die alte Kirche deswegen widersprochen. Auf die Weise wurde von nun an in den vereinigten Provinzen nicht blos über die fünf Artikel der Remonstranten, sondern auch über das Patronatrecht und über die rechtmäßige Macht der Souverainen in dem, was den Glauben und die Kirchenzucht betraf, disputiret. Und das war die Veranlassung zu einem vortreflichen Tractat, den wir vom **Grotius** haben x). Dieser gelehrte Mann bestätiget darin dasjenige ausführlicher, was er bereits in einer Schutzschrift für die Staaten von Holland wegen

x) Grotius de imperio summarum potestatum circa sacra.

der Autorität der Souverains in Kirchensachen behauptet hatte.

§. 53.

Ehe ich aber der vom **Grotius** abgefaßten Schutzschrift gedenke, so muß ich etwas von der Spaltung anführen, die in den vereinigten Provinzen täglich überhand nahm. Es wurde nun ein Synodus dem andern entgegen gestellet. Der Synodus, der im Jahr 1612 zu Utrecht gehalten wurde, stellete die Erklärung von sich, daß die fünf Artikel der Remonstranten erträglich wären. Dagegen behauptete der Synodus in der Provinz **Geldern**, daß die Lehre, die im Glaubensbekentniß und Catechismo der Belgischen Kirchen enthalten wäre, dem Worte Gottes völlig gemäs wäre. Es erklärete sich auch der Synodus feierlichst, dieselbe zu behaupten und zu vertheidigen y). In einigen Provinzen wurden die Remonstrantischen Prediger entweder suspendiret, oder gar als Ketzer abgesetzet; anderwerts aber wurden die Contraremonstranten als widerspenstige und aufrührische Menschen fortgejaget. Das Volk, das seinen Lehrern zugethan war, wolte diejenigen nicht erkennen und annehmen, die an ihre Stelle eingesetzet wurden. Es entstand also in Einer und eben derselben Kirche eine Spaltung. Ein Theil des Volks hielt sich zu dem Prediger, der zur Ungebühr war abgesetzet worden; andere aber hielten es mit dem neuen Prediger. Ein gewisser, Namens **Geselius**, machte dem Magistrat zu Rotterdam viel zu schaffen. Man entsetzte ihn seines Amtes, und er stellete Privatversamlungen an; man hies ihn das Land räumen, und er wegerte sich zu gehorchen. Die Obrigkeit gab ein Manifest heraus, darin sie ihr Verfahren vor dem Volke rechtfertigte; **Geselius** aber stellete demselben seine Verantwortung entgegen. Kurz, es waren kaum zur Zeit des

y) Præfatio ad Acta Synodi Dordracenæ. **Brandt** Histoire de la Reform. L. 20. 21.

des **Arianismus** ärgere Spaltungen in der Kirche gewesen. Die **Contraremonstranten** gaben sich für die unschuldig verfolgte Kirche aus. Sie versamleten sich heimlich zu Roterdam in einer Scheune. Die Obrigkeit lies sie daselbst einsperren, das Volk aber, welches der Contraremonstrantischen Parthey zugethan war, verschafte ihnen wieder Freyheit. Hätte man auch grössern Eifer und Hitze beweisen können, wenn es auf die wesentlichsten Stücke der Lehre Jesu Christi angekommen wäre? Unter währenden Verwirrungen verlies **Gomarus** seinen academischen theologischen Lehrstuhl zu Leiden, und gieng nach **Middelburg** in Seeland. **Polyander**, ein grosser Vertheidiger eben derselben Meynungen, kam an seine Stelle. Die **Remonstranten** trösteten sich damit, als **Episcopius** auf eben diese Universität berufen wurde. Er hatte sich bey seiner Parthey grosse Hochachtung erworben, seitdem er die fünf Artikel im Jahr 1611 in einer Conferenz im Haag so vortreflich vertheidiget hatte. Die beyden neuen Professores schienen anfänglich in ganz gutem Vernehmen zu stehen. Es währete aber die Herrlichkeit nicht lange. Es sey nun, daß **Polyander** die Reputation des **Episcopius**, eines ungemein gelehrten Mannes, der einen heitern, feinen und durchdringenden Verstand besaß, mit scheelen Augen angesehen; oder daß ein guter Eifer und die Liebe zur Warheit ihn bewogen, sich dem Schaden zu widersetzen, welche die freyen Meynungen, die **Episcopius** von weit wichtigern Sätzen, als die von der Gnade und Prädestination waren, hegte, auf der Universität **Leiden** nach sich ziehen konten; genung, es entstund zwischen beyden Lehrern eine Spaltung. Viele hielten es mit dem **Polyander**. Die Freyheit, deren sich sein Widersacher in den Artikeln von der Natur und Eigenschaften Gottes, von der Dreyeinigkeit und Menschwerdung bedienete, that der Sache der Remonstranten grossen Tort, die nun den **Episcopius** und **Uytenbogart** an ihrer Spitze hatten.

§. 54.

Dieser gieng vorsichtiger, und hielt es genauer mit dem alten Glauben der Kirche. Der Graf **Wilhelm Ludwig** von **Nassau**, Gouverneur von Friesland, der um diese Zeit im Haag war, und der auf Mittel dachte, die Streitigkeiten in der Religion zu dämpfen, davon er gefährliche Folgen für die Kirche und für den Staat besorgete, veranlassete eine Unterredung zwischen dem **Uytenbogart** und **Festus Hommius**, einem Professor zu Leiden, der unter den Contraremonstranten der Gelindeste und Bescheidenste zu seyn schien. Als der Graf sie zuförderst gefraget hatte: ob sie denn nicht ein Mittel wüsten, wodurch den bisherigen Streitigkeiten abgeholfen und die Ruhe in den Kirchen der vereinigten Provinzen wieder hergestellet werden könte? so antwortete **Hommius**: es würde nicht schwer seyn, die Gemüther wieder zu vereinigen, wenn die Remonstranten mitlerweile, bis die streitigen Puncte von einem Synodo wären entschieden worden, sich bestimt und deutlich erkläreten, daß sie ausser den bekanten fünf Artikeln das Glaubensbekentniß der Belgischen Kirchen aufrichtig annähmen. **Was mich anlanget**, sagte **Uytenbogart**, **so bin ich keinen besondern Meynungen zugethan. Ich bin bereit, diese Erklärung von mir zu stellen, wenn es verlanget wird. Ich zweifle auch gar nicht daran, daß die Vernünftigsten unter den Remonstranten eben dieses thun werden.** Diese Erklärung gab Gelegenheit zu einer neuen Conferenz, die im Anfange des 1613ten Jahres zu **Delft** zwischen einigen auserlesenen Personen beyder Partheyen veranstaltet wurde. Die Staaten von Holland fanden für rathsam, daß von jeglicher Parthey nur drey Theologen zugegen seyn solten. Als es nun auf die Mittel ankam, dadurch die getheilten Gemüther wieder vereiniget werden könten, so schlugen die Remonstranten den Weg der Toleranz vor, und be-

geh-

gehreten, daß ihre Widersacher sich nur erklären möchten, ob sie die fünf Artikel für erträglich hielten, oder nicht. Die **Contraremonstranten** aber bestunden auf der Zusammenberufung eines Nationalsynodus, der über die fünf Artikel ein entscheidendes Urtheil sprechen solte. **Anlangend die Toleranz**, sagten sie, **so begehret ihr dieselbe auf eine ganz algemeine Art. Saget uns deutlich, ob diese fünf Artikel es alleine sind, darin ihr von der unter uns eingeführten Belgischen Confeßion abweichet. Erkläret euch, was ihr von der Genugthuung Jesu Christi, von der Erbsünde und einigen andern wichtigen Artikeln haltet. Man hat aus den Schriften des Arminius, des Vorstius und einiger andern Remonstranten Sätze gezogen, die dem Bekentniß des Glaubens noch in andern Stücken, als in den fünf Artikeln, zuwider sind. Verwerfet ihr auch diese Sätze, die ganz offenbar falsch sind?** Die Remonstranten antworteten, daß die Concilia öfters der Kirche mehr Schaden als Nutzen gebracht; daß die Zusammenberufung eines Nationalsynodus kein zureichendes Mittel zu seyn schiene, die Streitigkeit beyzulegen, und daß die Provinz Holland sich dem Urtheil anderer Provinzen über Religionssachen nicht unterwerfen würde. **Was die Erklärung betrift, die ihr wegen der andern Glaubensartikel begehret**, erwiederten die Remonstranten, **so wollen wir desfals mit unsern Mitbrüdern Rücksprache halten. Man wird euch einräumen, was ihr begehret, wenn ihr euch schriftlich erkläret, daß die fünf Artikel den Grundwarheiten der christlichen Religion nicht zuwider sind** z). Auf die Weise hatte nun die Conferenz zu Delft keinen bessern Ausgang als die vorhergehenden. Man gieng aus einander, ohne einen Schluß zu fassen. **Uytenbogart**, einer von den Remonstrantischen Deputirten, und **Festus Hom-**

z) Grotius Apologeticus eorum, qui Hollandiæ præfuerunt c. 4.

Hommius von der Gegenparthey, reiseten schleunig nach dem Haag, um den Staaten von dem Nachricht zu geben, was zu Delft vorgegangen war. Gewiß, diese Canzel- und Cathedermänner sind ganz eigene Leute. Statt dessen, daß sie die Streitigkeit beylegen sollen, so taugen sie weiter zu nichts, als daß sie dieselbe mehr verwirren, wenn ihnen Freyheit gelassen wird, ihren Leidenschaften und Vorurtheilen nachzuhängen. Woran lag es denn, daß diese der Kirche und dem Vaterlande nicht wieder zum Frieden verhalfen, die bey ihren Streitigkeiten in Gefahr stunden, unwiederbringlich zerstöret zu werden? Es kam auf einen gewissen Ehrenpunct an. Die Remonstranten wolten ihren Widersachern den Vorzug nicht lassen, daß sie von ihnen genöthiget worden, sich über gewisse Artikel, und ich weis nicht was für Sätze des **Vorstius** und **Arminius** zu erklären. Die **Contraremonstranten** wolten ihrer Gegenparthey keine Gelegenheit gönnen, darüber zu triumphiren, daß sie wegen der fünf Artikel ein günstiges Geständniß erhalten. Warum weigerten sie sich beyderseits, einen Schritt zu thun, der so vernünftig und billig war? Durch ein wenig Liebe und Herablassung hätte man alles Unheil verhüten können, das nachher daraus entstanden. Ich meines Ortes kan den Widerstand, den die Remonstranten bey dieser Gelegenheit gethan, gar nicht billigen. Redeten sie aufrichtig, was hinderte sie denn, ihren Widersachern durch eine deutliche und bestimte Erklärung ihres Glaubens den Mund zu stopfen? Es ist nicht zu leugnen, daß die Schriften des **Vorstius** und einiger anderer von seiner Parthey bey ihren Widersachern, und bey allen vernünftigen und unpartheyischen Leuten Verdacht erwecken müssen.

§. 55.

Indes besaß **Uytenbogart** so viel Geschicklichkeit und stund in solchem Ansehen, daß das Verhalten der Remonstranten zu **Delft** von den Staaten von Holland genehm

nehm gehalten wurde. Er entschuldigte ihre Weigerung damit, da er vorstellete, daß die Contraremonstranten sich auf den Fuß der Spanischen Inquisitionsräthe setzen wolten. Es ist, sagte er, gar wohl erlaubet, denen zu Leibe zu gehen, wider welche man Beweise in den Händen hat, sie zu überzeugen; aber wenn man diejenigen, wider welche man nur einen Verdacht gefasset hat, nöthigen will, sich selbst anzuklagen, das ist eine tyrannische Maxim aus dem Inquisitionstribunal. Lehren wir ketzerische Sätze, so mögen uns unsere Widersacher davon überzeugen; haben sie aber keine Beweise wider uns, ists alsdann auch recht, solche Personen, deren Lehre unsträflich ist, mit einem argen Verdacht zu belästigen? Die Ausflucht war scheinbar; allein im Grunde taugte sie nichts. Man muß gar keine Schwierigkeiten machen, Rechenschaft von seinem Glauben abzulegen, wenn die Liebe, die Erbauung des Nächsten und der Friede dieselbe erfordern. Es fand sich wirklich am Verhalten der Remonstranten etwas, das weder recht noch aufrichtig war. **Uytenbogart** und seine Anhänger bemüheten sich um die Gewogenheit der Staaten von Holland kaum so sehr, als sie auf Seiten Englands arbeiteten, die bösen Eindrücke auszutilgen, die Seiner Britannischen Majestät von ihrer Lehre und Personen waren gemacht worden. Es war den Remonstranten unendlich viel daran gelegen, ihren Widersachern die Stütze wegzureissen, die sie an **Jacob** I zu haben glaubten a). **Winwood**, sein Abgesandter im Haag, hatte ihn wider die Remonstranten eingenommen, und der Erzbischof von **Canterbury**, ein geschworner Feind der Meynungen des **Vorstius**, bemühete sich, sie beym Kö-

nige

a) Præfatio ad Acta Synodi Dordrac. **Uytenbogart** Hist. eccles. P. 4. 1613. **Brand** Histoire de la reformat. **Grotius** Apologeticus eorum, qui Hollandiæ præfuerunt Cap. 6. it. in Epistolis.

nige unwiederbringlich zu verderben. Denn dieser Prälat bildete sich ein, daß alle Remonstrantische Prediger, und die Obrigkeiten, die sie schützeten, einen Ansatz vom **Socinianismus** hätten, damit **Vorstius**, seiner Meynung nach, angestecket war. Daher hielten es nun **Uytenbogart** und seine Anhänger für dienlich, dem Erzbischof solche Doctores und Prälaten, die in England in vorzüglich grossem Ansehen stunden, sonderlich aber den gelehrten **Casaubonus**, entgegen zu stellen, auf den Seine Majestät viel hielt. Da nun dieser König der Meynung **Calvini** von der Prädestination mehr aus einem Vorurtheil der Erziehung als aus Gründen zugethan war; so kostete es nicht wenig Mühe, ihn zur Anhörung desjenigen zu bewegen, was zum Vortheil der Remonstranten in Holland gereichte. Diese machten sich den guten Augenblick zu Nutze. Sie überschickten an **Caron**, den Abgesandten der Generalstaaten der vereinigten Niederlande am Hofe zu London, einen Aufsatz, darin die eigentliche Streitfrage zwischen den Remonstranten und ihren Widersachern aufs deutlichste und kürzeste vorgestellet war. Der König las den Aufsatz, und war damit zufrieden. Er schrieb an die Staaten von Holland, er wäre der Meynung, daß man die Remonstranten duldete, daß die Obrigkeiten ihre Autorität zur Dämpfung des Gezänkes anwenden, und den Predigern untersagen müsten, dergleichen abstracte und schwere Streitigkeiten dem Volke vorzutragen. Dieser Brief des Königs verdroß die Contraremonstranten greulich; doch liessen sie ihren Muth nicht dabey sinken. Sie schickten ganz insgeheim einen Aufsatz nach England, dadurch sie den König zu bereden suchten, daß man seine Religion überschlichen hätte. Das Verhalten der Staaten von Holland und derer, die in der Provinz den meisten Antheil an der Regierung hatten, war darin auf eine so heftige Art angegriffen worden, daß Seine Majestät ihrem Schreiben an die Staaten von Holland eine Abschrift davon beylegen liessen. **Grotius** wurde um diese

Zeit

Zeit in einigen Angelegenheiten, welche die Ostindische Compagnie betrafen, nach England geschicket. Ich glaube gar gerne, daß mit dieser Commißion eine andere geheime Absicht verbunden gewesen. Die Staaten von Holland wolten gerne, daß ein so geschickter Mann, als **Grotius** war, Hand anlegen solte, dem Könige von Großbritannien die Vorurtheile zu benehmen, und sich wegen der fünf Artikel der Remonstranten mit den geschicktesten Bischöfen und Theologen Englands zu besprechen. **Grotius** fand, daß der Bischof von **Eli**, der Dechant von St. Paul zu London, **Casaubonus** und viele andere beynahe eben der Meynung waren, welche die Arminianer von der Gnade und Prädestination hegeten. Sie höreten ihn alle sehr geneigt, bis auf den Erzbischof von **Canterbury**, der noch immer sehr heftig wider die Remonstranten, mithin auch wider den **Grotius** eingenommen war, der sie aus allen Kräften vertheidigte. Er hatte auch zu verschiedenenmalen Audienz beym Könige, der ihm ganz frey gestund, daß die Meynungen des **Calvinus** und **Beza** ihm sehr hart vorkämen, und daß nach dieser Männer Lehrbegrif Gott der Urheber der Sünde seyn müsse. Indes beharrete Seine Majestät noch immer bey der Verwerfung der schädlichen Meynungen, die er sich aus den Schriften des **Vorstius** angemerket hatte. Wolte man also seine Gnade gewinnen, so muste man alles fahren lassen, das den gottlosen Sätzen des **Socinus** von der Gottheit und Person Jesu Christi nur einigermassen nahe kam. **Wollet ihr**, sagte der König zum **Grotius**, **daß ich vom Uytenbogart und den Remonstranten bessere Meynung fassen soll, so müsset ihr mich überführen, daß diese Leute dem Socinianismus nicht zugethan sind.** **Grotius** meldete dem **Uytenbogart**, seinem Freunde, was Seine Majestät von ihm und seinen Anhängern dächte. Daher schrieb **Uytenbogart** auf Anrathen des **Grotius** einen Brief an den **Casaubonus**, damit er solchen dem Könige zeigete. Er war damit zufrie-

frieden, und setzte weiter nichts aus, als daß **Uytenbogart** zu viel Hochachtung gegen den **Vorstius** geäussert.

§. 56.

Die **Contraremonstranten** versuchten alle mögliche Mittel, um die Wirkungen von der Unterhandlung **Grotii** in England zu hintertreiben. Ein Professor auf der Universität zu **Franecker** in Friesland, Namens **Sibrand**, schrieb wider den **Vorstius**, dem er eine Reihe von hundert Ketzereyen schuld gab. Das Buch wurde dem Erzbischof von **Canterbury** zugeschrieben. Unter dem Schein, den König von Großbritannien wegen seines Eifers wider den **Vorstius** zu loben, beschuldigte **Sibrand** in seiner Zuschrift die Curatores der Universität **Leiden** und die Staaten der Provinz, daß sie den **Socinianismus** in Holland einführen wollen. Er bemühete sich, das Verhalten der **Staaten** deswegen verdächtig zu machen, weil sie in die Zusammenberufung eines Nationalsynodus nicht willigen wollen. Er gab vor, daß die Souverains die Grenzen ihrer Autorität überschritten, wenn sie Religionsstreitigkeiten vor ihr Gericht zögen, die eigentlich vor eine Kirchenversamlung gehöreten; er redete sehr stark wider die Erneurung des Gesetzes, die 1591 geschehen war; er behauptete, daß die Obrigkeiten nicht berechtiget wären, sich in den Beruf der Lehrer, und in die kirchliche Regierung zu mischen. Die Staaten von Holland fanden sich durch die Verwegenheit und Frechheit dieses Friesischen Predigers sehr beleidiget. Er konte die Irthümer des **Vorstius** widerlegen, und niemand würde etwas dagegen gesagt haben. Aber war es auch erlaubt, daß eine Privatperson dergleichen Schmähungen gegen die Souverainen einer Provinz aussties, die mit der seinigen vereiniget war, und daß er von Befehlen schimpflich redete, die sie mit Fug und Recht ausgehen lassen konten? **Grotius** bekam Befehl, eine Schutzschrift für

die

die Staaten von Holland aufzusetzen b). Er richtete diese rühmliche Commißion mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit aus. Seine Schrift ist mit ungemeiner Zierlichkeit geschrieben, seinem Gegner hat er nichts geschenket, und allenthalben findet man die Spuren von der grossen Gelehrsamkeit ihres unvergleichlichen Verfassers. Er rechtfertiget darin das Verhalten der Staaten von Holland in der Arminianischen Sache volkommen. Beyläufig handelt er von der Autorität und Nothwendigkeit der Concilien, und er bevestiget die Macht, die den Souverains in Religionsstreitigkeiten und in der Regierung der Kirche zustehet. **Sibrand** wolte dem **Grotius** antworten; allein der Gegner war ihm gar zu sehr überlegen. Es kostete dem **Grotius** nur drey bis vier Bogen, um zu zeigen, daß der Professor zu **Franecker** nicht ehrlich zu Werke gegangen, und daß er auch die Sachen nicht recht verstünde, davon er Bücher schreiben wolte.

§. 57.

Die Staaten von Holland waren ungemein darüber beruhiget, da sie vernahmen, daß die Meynung des Königs von England dahin gienge, daß sie ihre obrigkeitliche Autorität zur Unterdrückung dieser Streitigkeiten anwenden, und den Theologen von beyden Partheyen anbefehlen solten, sich unter einander in Liebe zu vertragen, und den Frieden der Kirche nicht länger durch ihr Gezänk über abstracte und unerhebliche Fragen zu stören. Es wurde daher dem **Grotius**, der nun Pensionarius der Stadt Roterdam worden war, aufgetragen, ein Edict zu entwerfen, das in der Versamlung der Staaten von Holland zum Vortrage gebracht werden solte. Es setzte dabey anfänglich viele Schwierigkeiten. Einige sagten, es wäre rathsamer, daß man die fünf Artikel erst in einem Synodo untersuchen liesse, ehe man denjenigen durch ein feierlichos

b) Grotius Ordinum Hollandiæ pietas.

ches Decret die Toleranz gewährete, welche dieselben lehreten. Giebt man die Erlaubniß, sagten einige, daß man dergleichen Sätze, die einander gerade entgegen stehen, in Einer Kirche und auf Einem Lehrstuhl vortragen darf, so unterwirft man die Provinz den grösten Spaltungen. Es sind doch aber, erwiederten andere, lauter speculativische Sätze, die in die Seligkeit gar keinen Einfluß haben. Was ist denn davon zu besorgen, wenn man jedem die Freyheit giebt, das mit Bescheidenheit vorzutragen, was er davon denket? Die christlichen Kaiser und Fürsten haben öfters ohne vorhergegangene Zusammenrufung der gottesdienstlichen Lehrer dasjenige durch Gesetze bestimmet, was in der Kirche gelehret und beobachtet werden soll. Diese Gründe wolten bey den Deputirten und Magistratspersonen der vornemsten Holländischen Städte nicht gleich durchschlagen. Sie wegerten sich lange, in die Publication des Edicts ihre Einwilligung zu geben. Die von Amsterdam waren standhafter als die übrigen. Sie begehreten sogar, daß ihr Widerspruch protocolliret werden solte c).

§. 58.

Alle diese Hindernisse machten, daß das Edict, welches noch vor Ablauf des 1613ten Jahres entworfen worden, erst im Anfang des 1614ten Jahres publiciret wurde. Die Staaten von Holland ermahneten darin diejenigen, welche die Stellen der heiligen Schrift erklåreten, darin von der Prädestination gehandelt würde, daß sie der Vorschrift Pauli folgen und nicht mehr zu wissen begehren solten, als man lernen und wissen kan, sondern daß ein jeglicher sich der Erkentniß mäßig bedienen solle, weil Gott nicht allen einerley Maas des Glaubens schenket. Hier-

c) Uytenbogart Hist. eccl. P. 4. 1614. Brand Hist. de la reformat. L. 21. Præf. ad Acta Synodi Dordrac. it. Grotius Epist. de anno 1614.

Hierauf wurde befohlen, zu predigen, daß der Anfang, der Fortgang und das Ende des Heils lediglich aus der Gnade Jesu Christi, und nicht aus den Werken derer herrühre, die dazu berufen sind. Es wurde verboten, zu lehren, daß Gott die Menschen erschaffen habe, um sie zu verdammen, oder daß er sie in die Nothwendigkeit setze, zu sündigen, oder daß er Leute zur Seligkeit berufe, die er doch selig zu machen nicht willens sey. Die Staaten befahlen weiter, daß man diejenigen nicht beunruhigen solle, die bey Erklärung der Schriftstellen, die von der Prädestination handelten, voraussetzten, daß die Menschen durch die Gnade Jesu Christi selig würden, wenn sie im Glauben bis ans Ende beharreten, und daß diejenigen, die nicht an Jesum glaubeten, verdammet würden. In Ansehung der übrigen Sätze befahlen die Staaten, daß nichts gelehret werden solte, was nicht der in den Holländischen Kirchen eingeführten Confeßion gemäß wäre. Weit gefehlt, daß ein so sorgfältig entworfenes und zur algemeinen Befriedigung eingerichtetes Edict das bisherige Ungewitter stillen sollen; vielmehr wurde dieses noch wütender gemachet, als es vorher gewesen war. Einige Contraremonstrantische Prediger gaben Schriften heraus, darin sie das Volk zu bereden suchten, daß man nicht verbunden wäre, dem Edict zu folgen. Sie beschuldigten die Staaten öffentlich, daß sie dem Papstthum die Brücke träten, und eine schädliche Lehre in den vereinigten Niederlanden einführen wolten. **Uytenbogart** setzte eine Schrift auf, darin er die Staaten wider ihre eigenen Unterthanen vertheidigte. Täglich kamen neue Bücher bald für, bald wider das Edict heraus. Der eine vertheidigte den **Sibrand**, der andere aber den **Grotius**. Die Mißhelligkeit breitete sich in den Gemeinden aus. Die **Contraremonstranten**, die nun gar keine Gemeinschaft mehr mit ihren Widersachern haben wolten, versamleten sich an gewissen Orten in einem Privathause. Beyde Partheyen stritten sogar, ob das Edict in England genehm

gehalten worden oder nicht. **Grotius** erhielt ein Schreiben vom **Casaubonus**, einem eben so aufrichtigen als grundgelehrten Manne. Dieser versicherte seinen Freund, daß der König, der Erzbischof von **Canterbury** und einige andere geschickte und verdienstvolle Prälaten mit dem Edict sehr wohl zufrieden wären. **Die Art und Weise**, schrieb **Casaubonus**, **wie es abgefasset ist, scheinet dem Könige und den andern so gerathen zu seyn, daß dadurch die beyden Abwege des Manichäismus und Pelagianismus vermieden werden. Es wird darin die Nothwendigkeit der Gnade vestgestellet, ohne den Menschen träge zu machen, oder den guten Werken Abbruch zu thun.** Die Contraremonstranten zeigeten dagegen ihres Ortes Briefe aus England vor, darin gemeldet wurde, daß weder Seine Großbritannische Majestät, noch die vornemsten Personen der Engländischen Kirche, das Edict und das Verhalten der Staaten von Holland billigten. Allein das Zeugniß **Casauboni**, der mit dem Könige und den Prälaten davon gesprochen hatte, scheinet vor den ohne Namen geschriebenen Briefen, welche die Contraremonstranten vorzeigeten, den Vorzug zu haben *).

*) Da bisher so oft der fünf Artikel der Arminianer oder Remonstranten gedacht worden, darüber ein so heftiger und langwieriger Streit entstanden, so wollen wir dieselben, da sie nicht viel Platz einnehmen, beyfügen:

I. Deum æterno immutabili decreto, in Jesu Christo filio suo ante jactum mundi fundamentum statuisse, ex lapso, peccatis obnoxio humano genere, illos in Christo, propter Christum & per Christum, seruare, qui Spiritus Sancti gratia, in eundem ejus Filium credunt, & in ea, fideique obedientia, per eandem gratiam in finem perseuerant: Contra vero eos, qui non conuertuntur, & infideles, in peccato & iræ subjectos relinquere, & condemnare tanquam a Christo alienos: secundum illud Euangelii, Joh. III, 36: Qui credit in filium, habet vitam æternam; qui vero filio non assentitur,

tur, non videbit vitam æternam; ſed ira Dei manet ſuper eum.

II. Proinde Jeſum Chriſtum mundi ſeruatorem pro omnibus & ſingulis mortuum eſſe, atque ita quidem, vt omnibus per mortem Chriſti reconciliationem & peccatorum remiſſionem impetrauerit: ea tamen conditione, vt nemo illa remiſſione peccatorum re ipſa fruatur, præter hominem fidelem: & hoc quoque ſecundum Euangelium Joh. III, 16: Sic Deus dilexit mundum, vt filium ſuum vnigenitum dederit, vt quisquis credit in eum, non pereat, ſed habeat vitam æternam. Et 1 Joh. II, 2: Et ipſe eſt propitio pro peccatis noſtris, nec pro noſtris ſolum, ſed pro totius mundi peccatis.

III. Hominem vero, ſalutarem fidem a ſe ipſo non habere, nec vi liberi arbitrii ſui, quandoquidem in ſtatu defectionis & peccati nihil boni, quandoquidem vere bonum eſt, quale quid eſt fides ſalutaris, ex ſe poſſit cogitari, vel facere; ſed neceſſarium eſſe, eum a Deo in Chriſto per Spiritum ejus Sanctum regigni & renouari mente, affectibus, ſeu voluntate & omnibus facultatibus, vt aliquid boni poſſit intelligere, cogitare, velle & perficere: ſecundum illud Chriſti Joh. XV, 5: ſine me poteſtis nihil facere.

IV. Hanc Dei gratiam eſſe initium, progreſſum ac perfectionem omnis boni, atque id eo quidem vsque vt ipſe homo regenitus absque hac præcedanea ſeu aduentitia excitante, conſequente & cooperante gratia, neque boni quid cogitare, velle, aut facere poſſit, neque etiam vlli malæ tentationi reſiſtere. Adeo quidem vt omnia bona opera, quæ excogitare poſſumus, Dei gratiæ in Chriſto tribuenda ſint. Quod vero modum operationis illius gratiæ, illa non eſt irreſiſtibilis. De multis enim dicitur eos Spiritui Sancto reſiſtiſſe, Actor. VII, & alibi multis locis.

V. Qui Jeſu Chriſto per veram fidem ſunt inſiti ac proinde ſpiritus ejus viuificantis participes, eos abunde habere facultatum, quibus contra ſatanam, peccatum, mundum & propriam ſuam carnem pugnent, & victoriam obtineant; verum tamen per gratiæ Spiritus Sancti ſubſidium: Jeſum Chriſtum vero illis Spiritu ſuo in omnibus tentationibus adeſſe, manum porrigere: & modo ſint ad certamen promti & ejus auxilium petant, neque

officio ſuo deſint, eos confirmare; atque id adeo quidem, vt nulla ſatanæ fraude aut vi ſeduci, vel e manibus Chriſti eripi poſſint, ſecundum illud Joan. X: Nemo illos e manu mea eripiet. Hebr. III, 6. 14. 2. Pet. I, 10. Jud. 3. 1 Tim. I, 14. Hebr. II, 15. Sed an illi ipſi negligentia ſua initium ſui eſſe in Chriſto deſerere non poſſint, & præſentem mundum iterum amplecti, a ſancta doctrina ipſis ſemel tradita deficere, conſcientiæ naufragium facere, a gratia excidere: penitus ex ſacra ſcriptura eſſet expendendum, antequam illud cum plena animi tranquillitate & πληροφορια docere poſſent.

Geschichte von Europa unter Ludwig dem dreyzehnten.

Des ersten Theils fünftes Buch.

Inhalt.

Neue von dem Marschal von Bouillon geschmiedete Parthey am Französischen Hofe. §. 1. Ränke des Herzogs von Savoyen, einen bürgerlichen Krieg anzuzünden. §. 2. Verschiedene Meynungen im Französischen Staatsrathe über die Art, die Parthey des Prinzen von Conde zu zerstreuen. §. 3. Circularschreiben der Regentin wegen der Entfernung des Prinzen von Conde und der Herren von seiner Parthey. §. 4. Der Herzog von Revers bemächtiget sich der Citadel von Mezieres in Champagne. §. 5. Der Prinz von Conde schreibet an die Regentin einen Brief in Form eines Manifestes. §. 6. Schwachheit des Parlaments zu Paris bey dieser Gelegenheit. §. 7. Anmerkungen über die Antwort, die der Cardinal du Perron dem Prinzen von Conde gab. §. 8. Antwort der Maria von Medicis an den Prinzen von Conde. §. 9. Maria von Medicis läßt sechstausend Schweitzer anwerben. Bassompierre wird zum Commandeur der Schweitzer an die Stelle des Herzogs von Rohan ernennet. §. 10. Verhalten der Reformirten in Frankreich in der Sache des Prinzen von Conde. Klug-

heit des du Pleßis Mornay. §. 11. Der Prinz von Conde bemühet sich, die Reformirten auf seine Seite zu bringen. §. 12. Kluge Antwort des du Pleßis Mornay an die Regentin und an den Prinzen von Conde. §. 13. Der Herzog von Rohan scheinet den Vorschlägen des Prinzen von Conde Gehör zu geben. §. 14. Flucht des Herzogs von Vendome: er begiebt sich nach Bretagne. §. 15. Tod des Connetable von Montmorenci. §. 16. Der Herzog von Savoyen vermeidet die Zusammenkunft des Marquis von Coeuvres, Französischen Gesandten in Italien. §. 17. Mißtrauen der Italiänischen Prinzen über das gute Vernehmen beyder Kronen in Ansehung der Italiänischen Angelegenheiten. §. 18. Die Spanier zernichten heimlich die Unterhandlungen des Marquis von Coeuvres. §. 19. Der Cardinal Herzog nimt die von dem Marquis von Coeuvres gethane Vorschläge an. §. 20. Der Herzog von Savoyen stellet sich, sie gleichfals anzunehmen. §. 21. Man wirbt zu Turin neue Truppen an. §. 22. Unterhandlung des Herzogs von Bentadour und anderer königlicher Commissarien mit dem Prinzen von Conde und seinen Anhängern. §. 23. Der Prinz von Conde verläßt Soissons und begiebt sich nach Champagne. §. 24. Uneinigkeit im Staatsrathe der Regentin wegen der Forderungen, welche der Prinz von Conde und die Mißvergnügten zu ihrem eigenen Besten thun. §. 25. Intriguen des Marschals von Ancre, um die Regentin von einem Kriege wider den Prinz von Conde abzuhalten §. 26 Urtheil des päpstlichen Nuntius über die gefaßte Entschliessung, mit dem Prinzen von Conde Friede zu machen. Untersuchung der politischen Betrachtung eines Venetianischen Schriftstellers über den mit dem Prinzen von Conde gemachten Tractat. §. 27. Der Tractat wird zwischen der Regentin und dem Prinzen von Conde zu Sainte Menehoud geschlossen. §. 28. Urtheil des Parlaments zu Paris wider ein Buch des Jesuiten Suarez. § 29 Paul V beschweret sich über das Verfahren des Parlaments wider das Buch des Suarez. §. 30. Unterredung des Papstes und des Französischen Gesandten über das Parlamentsurtheil. §. 31. Behutsame Aufführung des Französischen Hofes, um den Papst zu befriedigen. § 32. Die Jesuiten wenden zu Rom alles an, um das Urtheil des Parlaments zu Paris daselbst verbrennen zu lassen. §. 33 Erklärung des Königs in seinem Staatsrathe über das Urtheil des Parlaments. Der Papst will sich mit der Erklärung des Königs nicht befriedigen lassen. §. 34. Der König siehet sich endlich genöthiget, die Volziehung des Parlamentsurtheils aufzuheben. §. 35. Uneinigkeit am Fran-

zösischen Hofe. §. 36. Der Herzog von Vendome weigert sich, den zu Sainte Mainehoud geschlossenen Tractat anzunehmen. §. 37. Geschicklichkeit und Kluaheit des du Pleßis Mornay. §. 38. Maria von Medicis schicket den Marquis von Coeuvres an den Herzog von Vendome, um ihn zu einem Vergleich zu bringen §. 39. Neue Beunruhigung des Prinzen von Conde. §. 40. Zusammenkunft des Prinzen von Conde und des Herzogs von Rohan §. 41. Der Prinz von Conde gehet damit um, sich von Poitiers Meister zu machen. §. 42. Grosser Aufruhr zu Poitiers. §. 43. Man schliesset vor dem Prinzen von Conde die Thore von Poitiers zu. §. 44. Der König und die Königin, seine Mutter, sind willens, nach Poitou und Bretagne zu gehen. §. 45. Unruhe des Prinzen von Conde. Er begiebt sich endlich nach Chateauroux in Berri §. 46. Vorstellungen des du Pleßis Mornay an die Regentin. §. 47. Der König und die Königin, seine Mutter, gehen nach Poitiers. §. 48. Die Königin hält zu Nantes in Bretagne Landtag. §. 49. Tod des Prinzen von Conti. §. 50. Neue Streitigkeiten zwischen den Prinzen von Brandenburg und Neuburg über die Verwaltung der Clev- und Jülichschen Staaten §. 51. Die Stadt Aachen wird in die Reichsacht erkläret. §. 52. Der Marquis Spinola machet sich die Stadt Aachen unterwürfig und bemächtiget sich vieler Plätze im Clev- und Jülichschen. §. 53. Moritz, Prinz von Oranien, nimt gleichfals viele Städte in diesen Ländern in Besitz. §. 54. Unterredung zu Santheim über die Angelegenheiten der Clev- und Jülichschen Erbfolge. §. 55. Der Herzog von Savoyen geräth mit Spanien in grössere Verdrieslichkeiten, als jemals. §. 56. Der Herzog von Savoyen bemühet sich, die Venetianer auf seine Seite zu ziehen. §. 57. Der Marquis von Rambouillet wird zum ausserordentlichen Gesandten von Frankreich in Italien ernennet. §. 58. Oeffentlicher Krieg zwischen Spanien und Savoyen. §. 59. Gewechslte Schriften zwischen dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Savoyen. §. 60 Der päpstliche Nuntius und der Französische Gesandte arbeiten an einem Vergleiche zwischen Spanien und Savoyen. §. 61. Der Herzog von Savoyen nimt die gethane Vorschläge an; Spanien schläget sie aber ab. §. 62. Der König von Spanien ist mit der Aufführung des Gouverneurs von Mailand nicht zufrieden. §. 63. Majorennität Ludwigs XIII. §. 64. Erste Handlung in der Majorennität des Königs. §. 65. Der König hält im Parlament zu Paris sein Lit de Justice. §. 66. Auferziehung Ludwig XIII. §. 67.

§. 1.

Die Freude der **Maria** von Medicis, sich von der Besorgniß eines Friedensbruches mit Spanien bey Gelegenheit der Mantuanischen Affairen befreyet zu sehen, wurde bald gestöret a). Die Entfernung des Prinzen von **Conde** und vieler mißvergnügter grosser Herren, die sich verabredeten, zu Anfange des Jahres 1614 insgesamt den Hof zu verlassen, beunruhigte die Regentin sehr. Der Marschal von **Bouillon** hatte diese neue Parthey zu seinem eigenen Besten auf das klügste gemacht. Voll Verdruß, daß man ihn an den Regierungsgeschäften nicht genug Antheil nehmen lies, und daß die Regentin die wichtigen Dienste, die er Sr. Majestät erwiesen zu haben glaubte, nicht belohnte, suchte sich dieser scharfsinnige und ehrgeitzige Geist bey der Königin und bey ihren Ministern dadurch nothwendig zu machen, daß er ihnen Hindernisse in den Weg legte, aus denen er sie gerissen zu haben die Ehre allein haben wolte b). Er lag desfals heftiger als jemals den Prinzen von **Conde** an, der durch die abschlägige Antwort, die ihm die Königin wegen des Schlosses Trompette gegeben hatte, durch die Zurückberufung der alten Minister, die er entfernet zu haben glaubte, und durch die schleunige Erhebung des **Conchini**, den man von seiner Parthey abgezogen, aufgebracht worden war, sein Mißvergnügen endlich öffentlich zu erkennen zu geben. Die Herzoge von **Nevers**, von **Mayenne**, von **Vendome**, von **Longueville**, von **Piney-Luxemburg**, und viele andere, die der Marschal von **Bouillon** durch List zu gewinnen wuste, verbanden sich mit dem ersten Prinzen vom Geblüte. Man verabredete sich, fast zu Einer Zeit den Hof zu verlassen, und sich nachher in Champagne wieder

a) Memoires du Duc de *Rohan*.

b) Siri Memorie recondite T. 3. p. 222.

wieder zu vereinigen, um mit einander um die Abschaffung der Unordnungen in der Regierung anzuhalten. Ein Blendwerk, das die Prinzen und Vornehmen öfters dem Volke vorgemacht, wenn sie sich desselben haben bedienen wollen, um ihre Privatabsichten in Erfüllung zu bringen! Man würde noch in Frankreich ihr Spiel seyn können, wenn Personen, die sich nach den Gunstbezeigungen des Hofes nicht sehr sehnen, wenigstens die Vorsicht gebraucht hätten, Hindernisse in den Weg zu legen, damit das Volk nicht völlig in die Sclaverey gerathen und gänzlich ausser Stand gesetzet worden wäre, sich in verschiedenen Fällen auf ihre Seite zu schlagen. Indem sie das Wohl des Volks ihrem Ehr- oder Geldgeitze aufopfern, so setzen sich die Prinzen und Vornehmen selbst einer unvermeidlichen Gefahr aus. Nachdem man diejenigen unterdrücket hat, die ihnen helfen konten, so ist es nicht schwer gewesen, sie in eine noch weit schimpflichere Sclaverey zu stürzen. Die Parthey, die damals unter dem scheinbaren Vorwande des algemeinen Besten gemacht wurde, würde für alle Stände des Königreichs vortheilhaft haben seyn können, wenn diejenigen, die sich zu derselbigen zu schlagen für gut hielten, aufrichtigere Gesinnungen geheget, und darauf mit mehrerm Ernst gedacht hätten, ihre Maasregeln zu nehmen. **Nevers** commandirte in Champagne, **Mayenne** in Isle de France, **Vendome** in Bretagne, **Longueville** in der Picardie, wovon ihm der Graf von St. **Pol**, sein Oncle, das Gouvernement übergeben hatte. Der Marschal von **Bouillon** aber, auf dessen Geschicklichkeit und Oberherrschaft zu Sedan man sich am meisten Rechnung machte, war nicht willens, eine Parthey so mächtig werden zu lassen, daß er nicht Macht haben solte, sie nach seinem Gutdünken zu zerstreuen. Der Prinz von **Conde** begab sich zuerst nach Chateauroux, einem Landguth, das er in der Provinz Berri an sich gebracht hatte. Der Herzog von **Nevers** gieng nach Champagne, **Mayenne** nach Soissons, die Herzoge

von

von **Longueville** und von **Vendome** solten ihnen bald folgen; da dieser letzte aber seine Abreise zu sehr verzögerte, so wurde er im Louvre gefangen genommen und in ein Zimmer gesetzt, wo ihn die Regentin bewachen lies c). Der Marschal von **Bouillon** war einer von den letzten, die sich vom Hofe wegbegaben. Um sich der Parthey nicht alzuverdächtig zu machen, hatte er sich die Besorgung auftragen lassen, die Minister vorher zu besuchen, und ihnen die Gesinnungen des Prinzen und der andern bekant zu machen d). Versichert, daß er bey seiner Geschicklichkeit jederzeit Herr der ganzen Sache seyn, und das Gemüth des **Conde** nach seinem Willen lenken würde, lies sich der Marschal von seiner Flucht nichts eher merken, als bis er der Königin versprochen hatte, daß er den Prinzen und die Herren von seiner Parthey bald zurückbringen wolte.

§. 2.

Dem Herzoge von Savoyen lag zu viel daran, in Frankreich der **Maria** von Medicis etwas zu thun gegeben, als daß er nicht mit **Conde** in einem Verständniß hätte stehen sollen. Nicht zu gedenken, daß ein bürgerlicher Krieg die Regentin ausser Stand setzte, das Mantuanische Haus zu unterstützen, so schmeichelte sich **Carl Emanuel** noch überdem, daß, wenn der Prinz und die mit ihm verbundenen Herren die mit Spanien geschlossene doppelte Heirath hintertrieben, wie sie zu thun vorgaben, er sich an der Regentin rächen, und sie gezwungen werden würde, ihre älteste Tochter dem Prinzen von Piemont zu geben, und das Versprechen, das der verstorbene König dieserhalb gethan hatte, zu volziehen e). Zu eben der Zeit, da der Herzog von Savoyen mit den Verbundenen in geheimen Unterhandlungen stand, bemühete er sich auch, die Regen-

c) Mercure Francois 1614.

d) Memoires du Duc de *Rohan*.

e) Siri Memorie recondite T. 3. p. 226. 227.

Regentin zu unterhalten; er lies sie ermahnen, ihre Autorität wider diejenigen herzhaft zu vertheidigen, die sie ihr zu entreissen suchten. Die Agenten des Carl Emanuel hatten Befehl, Ihro Majestät zu bezeugen, daß der Herzog ihr Herr die Ursachen zu den Beschwerden, die man ihm gegeben hätte, und die Beleidigung, die man ihm vor ganz Europa durch den Tractat der doppelten Heirath mit Spanien zugefüget, ohne viele Mühe vergäße; daß er mit vielem Mißvergnügen die neuen Unruhen gewahr würde, die unruhige und aufrührische Gemüther der Maria von Medicis verursachten; daß er niemals darauf gedacht hätte, wie ihm gewisse Leute Schuld gäben, die Parthey des Prinzen von Conde zu unterstützen, und ihm helfen zu wollen. Obgleich Se. Hoheit, sagten die Agenten von Savoyen zu der Regentin, nicht zweifelt, daß nicht die Klugheit Ihro Majestät diese neue Parthey, so wie die vorhergehenden, bald zerstreuen solte, so macht ihn doch die aufrichtige Zuneigung, die der Herzog unser Herr gegen die Krone von Frankreich heget, so dreiste, seine Vermittelung Ew. Majestät anzubieten, wenn dieselben glauben, daß sie von einigem Nutzen seyn könte. Er würde denselben noch überdem sowohl seine eigene Person, als seine Truppen anbieten, wenn er nicht versichert wäre, daß Ihro Majestät einer so schwachen Hülfe nicht bedürfen, und wenn er sich nicht selbst genöthiger sähe, seine Plätze bis zur Entscheidung der Streitigkeiten mit dem Mantuanischen Hause hinlänglich besetzt zu lassen.

§. 3.

Die Regentin hatte aufrichtigere und geschicktere Personen, als der Herzog von Savoyen war, nöthig. Der König von Spanien und der Herzog von Lothringen boten eben so wol wie Carl Emanuel ihre Hülfe an;

an; Se. Majestät dachten aber gar nicht daran, fremde Truppen kommen zu lassen. Dis würde noch weit mehrere aufrührisch zu machen vermögend gewesen seyn. Man berief eiligst den Herzog von **Epernon** zurück, den die Königin seit ihrer letzten Aussöhnung mit ihm mißvergnügt gemacht hatte f). Es war in den großmüthigen und uneigennützigen Gesinnungen, die dieser Herr zu hegen schien, als sich der Hof wieder nach ihm sehnete, mehr Praleren, als Wirklichkeit. **Epernon** hatte vor kurzem die Regentin inständigst gebeten, die Würde eines ersten Cammerherrn, die er unter **Heinrich** III bekleidet, wieder einzuführen, und sie seinem ältesten Sohne **Candale** zu geben. Voller Unwillen, daß er eine Sache nicht erhalten können, die er verdienet zu haben glaubte, hatte er um Erlaubniß gebeten, nach Metz gehen zu dürfen, wovon er Gouverneur war. So bald aber **Maria** von Medicis das Ungewitter, das sie bedrohete, toben hörete, so befriedigte sie den Herzog von **Epernon** und bewilligte ihm dasjenige, was sie ihm einige Zeit vorher abgeschlagen hatte. Der Herzog von **Guise** empfieng ebenfals neue Merkmale der Gewogenheit und Achtung. Er liess sich mit der Hofnung schmeicheln, die königliche Armee zu commandiren, wenn man wider den Prinzen von **Conde** marschiren solte. Dis war die Meynung des Cardinals von **Joyeuse**, des Herzoges von **Epernon** und von **Villeroi**. Sie behaupteten, daß man die Mißvergnügten, denen es an Truppen, am Gelde und an einem sichern Zufluchtsorte fehlete, durch die Truppen des königlichen Hauses unverzüglich verfolgen lassen müste, und daß, wenn Se. Majestät mit diesem kleinen Corps nur bis Rheims vorrückten, der Prinz und die unversehens überfallenen Herren genöthiget werden würden, die Gnade des Königes demüthigst anzuflehen, oder sich in Unordnung und Bestürzung aus dem Königreiche zu begeben.

Der

f) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis. Vie du Duc d'*Epernon*. L. 6.

Der neue Marschal von **Ancre** und der Canzler von **Silleri** waren einer ganz andern Meynung. Sie glaubten, daß es weit besser seyn würde, erst den Weg der Unterhandlung zu versuchen. **Ancre** wolte überdem nicht zugeben, daß dem Herzoge von **Guise**, den er nicht liebte, und vor dem er sich fürchtete, das Commando über die Armee übertragen würde. Der Canzler, der mit **Villeroi** in weit gröſſerer Feindschaft lebte, als jemals, hatte sich dem **Conchini** blindlings überlassen. Seit dem Tode der Madame von **Puisieux**, der Gemahlin des ältesten Sohnes des Canzlers, und der Enkelin des **Villeroi**, hatten sich diese beyde Minister einander nicht mehr geschonet. **Dolee**, eine Creatur des Marschals von **Ancre**, hatte ihn abgehalten, die Heirathssache des Marquis von **Villeroi**, eines Enkels vom Staatssecretair, zu Ende zu bringen, unter dem Vorwande, daß man dem **Dolee** die Stelle eines Contrelleurs der Finanzen nicht gegeben hätte, zu welcher ihm doch der Marquis von **Alincourt**, ein Sohn des **Villeroi** Hofnung gemacht, wenn der Marquis von **Villeroi** die Tochter des **Conchini** heirathen würde. Der Canzler von **Silleri** suchte sich dieses Mißvergnügen des **Dolee** zu Nutze zu machen, um sich auf die Gunst des Marschals von **Ancre** zu verlassen, und seinen Nebenbuhler, mit dem **Conchini** brechen wolte, zu stürzen. Das zweyte Mittel fand bey der Regentin mehreren Beyfal, die sich überdem auf die von dem Marschal von **Bouillon** gegebenen Versicherungen stützte g). Man ernennete also den Herzog von **Ventadour** und den Staatsrath von **Boissise** zu Deputirten, die den Prinzen von **Conde**, den man zu Chateauroux zu seyn glaubte, dahin bewegen solten, seinen Rang bey Ihro Majestäten wieder einzunehmen. **Villeroi** konte sich nicht enthalten, damals zu sagen, daß man sich eben der Gefahr aussetzte, in die der König **Heinrich** III gefallen wäre, als die Ligue zum erstenmal zu den Waffen grif. Der Herzog von

Eper-

g) Mercure Francois 1614.

Epernon hatte ihm gerathen, wider den Herzog von Guise, der keinen Widerstand zu thun vermögend war, einige Truppen marschiren zu lassen; allein da Heinrich einen so heilsamen Rath verachtet hatte, so stürzte sich dieser Prinz in ein Unglück, das ihm endlich das Leben raubete. **Gott gebe, sagte Villeroi, daß uns nicht ein gleiches begegne, weil man eine Verschwörung, die im Staate einen grossen Aufruhr zu erregen vermögend ist, in ihrer Geburt zu unterdrücken vernachlässiget.** Man glaubte, daß dieser alte Minister nur deshalb so redete, damit das Commando über die Armee dem Herzoge von Guise übertragen werden möchte, und weil er einen bürgerlichen Krieg wünschte, dessen Ausgang für den Marschal von Ancre und den Canzler von Silleri nicht anders als unglücklich seyn konte. Der Prinz von Conde und der Herzog von Guise hasseten sie alle beyde. Conde hätte um ihre Entfernung gebeten, wenn er den geringsten Vortheil erhalten hätte; und Guise würde nicht unterlassen haben, an ihrem Umsturz zu arbeiten, so bald er sich an der Spitze der königlichen Armee würde gesehen haben. Der Herzog von Epernon, den es sehr verdroß, daß man seinem Rathe, die mißvergnügte Parthey mit öffentlicher Gewalt wieder zum Gehorsam zu bringen, nicht gefolget war, entschloß sich, an den Tractaten keinen Antheil zu nehmen, die man in Zukunft mit dem Prinzen und den verbundenen Herren machen würde, und worin der König auf eine schimpfliche Art von seinen Unterthanen einen kurzen Frieden erkaufen würde.

§. 4.

Als der Herzog von Venradour und Boissise zu dem Prinzen von Conde in die Provinz Berri abgeschickt worden waren, lies die Regentin ein Circularschreiben vom 1zten Februar an alle Parlamente des Königreiches, an die Gouverneure der Provinzen und der Plätze, an die Burgemeister und an die Rathspersonen der Städte

erge-

ergehen, und ermahnete sie in demselben, dem Könige getreu zu bleiben, und sich von dem Prinzen von Conde und seinen Anhängern nicht hintergehen zu lassen. Wenn wir der Maria von Medicis Glauben beymessen dürfen, so hatten diese Herren keine rechtmässige Ursache, einige Klagen zu führen, weder in Ansehung ihres eigenen Interesse, noch in Absicht auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten h). Ihro Majestät hatte dem Prinzen und den Vornehmen mit aller ersinlichen Achtung begegnet, sie hatte dieselben mit so vielen Gunstbezeigungen überhäufet, als sie nur vernünftiger Weise verlangen konten, und man hatte keine Sache von einiger Wichtigkeit ohne ihre Genehmhaltung abgethan. Das Königreich war sowol blühend, als ruhig; das Ansehen der Krone Frankreichs war desto mehr unterstützet worden, und dem Volke wurde augenscheinlicher als jemals unter die Arme gegriffen. Die Geschichte eines Königreiches aus den Manifesten, aus den Vorreden der Edicte und Declarationen, aus den Briefen und aus andern unter dem Namen des Königs bekant gemachten Schriften zu beschreiben, dis würde auf einen sehr üblen Grund gebauet seyn. Um indessen das Volk mit der Hofnung einer bessern Regierung zu schmeicheln, erklärete die Regentin in ihrem Schreiben, daß Ihro Majestät entschlossen wären, dasjenige zusammen zu berufen, was man in Frankreich eine Versamlung der **Vornemsten** aus allen Ständen des Königreiches zu nennen pfleget, auf welcher man die für das Wohl des Staats zuträglichsten Entschliessungen fassen würde.

§. 5.

Venradour und Boissise vernahmen unterweges, daß der Prinz von **Conde**, der von Chateauroux abgereiset war, mit dreyßig bis vierzig Reutern über die Loire zu

h) Mercure Francois 1614.

zu gehen willens wäre. Sie schickten einen von ihren Leuten ab, der ihm die von Ihro Majestät ihnen aufgetragene Commission bekant machen und ihn befragen solte, an welchem Orte sie ihn sprechen könten. **Conde** wolte die königlichen Deputirten nicht sehen, und er gieng gerade nach Champagne, wo ihn der Herzog von **Nevers** empfieng i). Man führete den Prinzen anfänglich nach Chalons, und von da gieng er und **Nevers** nach Mezieres. **Descuroles** hatte darin in Abwesenheit des Marquis la **Vieuville** das Commando. Vermittelst eines ziemlich deutlichen Verständnisses mit dem Herzoge von **Nevers** stelte sich **Descuroles**, als wenn er vor ihm die Thore der Citadel verschliessen, und sich darin zu folge des Befehls, den er dieserhalb vom la **Vieuville** erhalten hatte, vertheidigen wolte. Da ihn aber der Prinz und der Herzog von **Nevers** zum Schein bedrohet hatten, Gewalt zu gebrauchen, damit es wenigstens nicht das Ansehen haben solte, als wenn ihm Ihro Majestät ausdrücklich anbefohlen, ihnen Widerstand zu thun, so nahm **Descuroles** den Prinzen und den Herzog in die Stadt auf. **Nevers** schrieb hierauf an die Königin, um sich über den Marquis la **Vieuville** zu beklagen, und wegen des gegen den Gouverneur der Provinz gethanen Widerstandes um Recht zu bitten. Hies dis nicht, der Regentin unter dem Vorwande spotten, der Majestät des Souverains ich weis nicht was für eine äusserliche Ehrerbietung zu erweisen?

§. 6.

Als sich der Prinz von **Conde**, die Herzoge von **Nevers**, von **Mayenne**, von **Longueville** und einige andere Vornehme von der Parthey zu Mezieres versamlet hatten, so schrieb **Conde** an die Königin einen weitläuftigen Brief in Form eines Manifestes k). Man

lies

i) Mercure Francois 1614.
k) Mercure Francois 1614.

lies darin einen ausserordentlichen Eifer für das algemeine Wohl blicken, man erbot sich, die Belohnungen und Gnadenbezeigungen des Königes in die Hände Ihro Majestät wieder zurückzugeben, so bald die versamleten Reichsstände im Stande seyn würden, mit einer volkommenen Freyheit zu handeln; kurz, man redete wie jene Alte, deren griechische und römische Geschichte die Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit uns so sehr rühmet. Wolte man die Welt hiedurch zu hintergehen suchen, so hätte billig die Aufführung solchen ausgesonnenen Reden nicht widersprechen sollen. Die Klagen, die der Prinz von Conde und die Herren von seiner Parthey führeten, über die Verschwendung der Finanzen, über die mit unwürdigen Personen besetzten höchsten Ehrenstellen, über die alzugrosse Autorität der Minister, über die wenige Achtung, die man gegen die Prinzen, gegen die Pairs des Königreichs, und gegen die königlichen Bediente bezeigte, über die Hinderniße, welche die Parlamenter in der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit fänden, über den Verfall des Adels, über den erstaunend hohen Preis der richterlichen Aemter, über die Unterdrückung des Volks, über die Verabsäumung, die Reichsstände zusammen zu berufen, und über die Uebereilung, mit welcher man die Heirath des Königs vor seiner Mündigkeit geschlossen hätte: alle diese Klagen, sage ich, waren in der That sehr gegründet. So feierlich aber auch der Prinz von Conde versicherte, daß er nur darauf bedacht wäre, diesen himmelschreienden Ungerechtigkeiten aufs möglichste Einhalt zu thun, so konte er doch niemals die Welt von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen und seiner Worte überzeugen. Er fügte diesen Beschwerden noch drey bis vier Bitten hinzu, die nicht weniger vernünftig waren, nemlich die Landstände höchstens in drey Monaten zu versamlen, die Heirath des Königes und der Mesdames seiner Schwestern bis nach geendigter Versamlung der Reichsstände aufzuschieben, und Sr. Majestät Personen von bewährter Treue zur Seite zu geben.

§. 7.

Conde schrieb zu gleicher Zeit an den Prinzen von **Conti** seinen Oncle, an die Herzoge und Pairs, an die königliche Bediente, an die Parlamenter und an die Cardinäle. Er schickte ihnen die Abschrift des Briefes an die Königin zu. In dem Schreiben an das Parlament zu Paris wurde dieses hohe Gericht **der vornemste Vormund des Staats** genennet. Er wolte demselben von seinen Handlungen Rechenschaft geben, und bat sich dessen Rathschläge und Mithülfe in der lobenswürdigen Unternehmung, die Regierung zu verbessern, aus. Die Könige, die Prinzen und Vornehmen spielen auf diese Art seit langer Zeit mit einem Senat, dessen Ruhm und Autorität die ehrgeitzigen und dem Hofe unterwürfigen Häupter nicht haben beschützen wollen. Wenn man hoffet, daß der Name des Parlaments zu Paris von einigem Nutzen seyn wird, um dem Volke ein Blendwerk vorzumachen, so leget man demselben die prächtigsten Lobeserhebungen bey, und gehet mit ihm auf das anständigste, auf das ehrerbietigste um. So bald aber diese Absichten aufhören, so verachtet man es, so bemühet man sich, es dem Gelächter bloszustellen. Das Parlament lies bey dieser Gelegenheit seine Schwachheit blicken. Es wolte das Schreiben des Prinzen von **Conde** nicht eröfnen. Zween Räthe wurden mit demselben an die Regentin abgeschickt, welche sie aber an den Canzler verwies. Ich würde diese angesehene Männer nicht deshalb tadeln, daß sie auf einen jungen Prinzen ein Mißtrauen setzten, dessen mittelmässiges Genie und dessen schlechte und eigennützige Aufführung ihnen nicht viel gutes versprachen: was soll man aber von denen Personen denken, die die **Vormünder der Könige** seyn wollen? Sie unterstehen sich jetzt nicht, einen Brief zu eröfnen, den der erste Prinz vom Geblüte an sie schreibet, und worin er sich über die üble Verwaltung der Regierungsgeschäfte während einer Minderjährigkeit

rigkeit beklaget. Unsere Väter waren schon zur Sclaverey geboren, und wir sind auf dem Wege fortgegangen, den sie uns gebahnet haben.

§. 8.

Kein Parlament war herzhaft genug, dem Prinzen zu antworten. Viele königliche Bediente schickten ihre Briefe an den Hof wieder zurück, ohne sie erbrochen zu haben. Einige Privatpersonen liessen Antworten drucken. Des Cardinals du **Perron** seine verdienet einige Aufmerksamkeit. Diese schmeichlerische und feile Feder muß selbst gestehen, daß großen Unordnungen im Staate unter der Minderjährigkeit **Ludwigs** XIII abgeholfen werden müste 1). Man hat ein Vergnügen daran gefunden, sie seit seiner Minderjährigkeit und unter der langen Regierung seines Sohnes zu vergrössern. Was für eine Reformation würde man nicht also jetzt unternehmen müssen? Und wer wird sich ins künftige unterstehen, um dieselbe anzuhalten? **Ein alter Schriftsteller**, saget der Cardinal, **hat sehr weislich geschrieben, daß kein Prinz so schlimm sey, der nicht besser als ein bürgerlicher Krieg seyn solte. Eben so kan man von der Regierung der Staaten sagen: Die Verwaltung mag beschaffen seyn, wie sie will, so wird sie jederzeit besser als eine bürgerliche Uneinigkeit seyn.** Der Verfasser dieser Maxim mag ein Grieche oder ein Lateiner seyn, dis kan uns gleichviel gelten. Wenn man dieselbe in ihrem ganzen Umfange nimt, so ist sie vermögend, die Tyranney in der Welt einzuführen. War es also besser, die Ausschweifungen und Grausamkeiten eines **Caligula** und eines **Nero** zu erdulten, als zu den Waffen zu greifen, und sich diesen verabscheuungswürdigen Ungeheuern entgegen zu setzen? Man sage uns nicht, daß diese beyde Prinzen ihres gleichen nicht gehabt haben: ich gebe es zu. Man findet aber

1) Mercure Francois 1614.

doch noch einige, welche die Politik Philipps II in Spanien und Carls IX in Frankreich ziemlich befolgen. Ist es nicht erlaubt, sein Leben und seine Freyheit wider solche Tyrannen zu vertheidigen? Ich gestehe, daß es öfters besser ist, einen schlimmen Prinzen bis auf einen gewissen Punct zu dulten, als einen bürgerlichen Krieg anzuzünden. Ein guter Prinz ist eine überaus seltene Sache Die Welt würde niemals eines Friedens geniessen, wenn es erlaubet wäre zu den Waffen zu greifen, so bald der Souverain allen seinen Pflichten nicht nachkäme. Daß aber ein König, der seine Unterthanen mit entsetzlichen Auflagen beschweret, um eine ausschweifende Pracht zu führen, und einen uneingeschränkten Ehrgeitz zu befriedigen; der ohne Bedenken das Leben einer Million Menschen den weitaussehenden und ungerechten Projecten, die er sich gemachet hat, aufopfert; der mit Willen den Adel seiner Staaten zu Grunde richtet; der die Freyheiten der Prinzen und Grossen mit Füssen trit; der befiehlet, daß seine Edicte, sie mögen der algemeinen Wohlfahrt noch so sehr entgegen stehen, ohne einige Vorstellung einregistriret werden sollen; der den Parlamentern den Mund verschliesset; der diejenigen Personen, die seine Eingriffe in die Rechte seiner Unterthanen und seiner Nachbarn nicht zu billigen scheinen, ohne Befugniß verweiset oder in Gefängnisse setzet; der ohne Ursache die heiligsten und unverletzlichsten Gesetze unterdrücket; der sich ein Vergnügen daraus machet, eine Million Menschen unglücklich zu machen, weil sie einer Religion nicht entsagen wollen, in welcher sie so zu reden die Freyheit hatten, geboren und erzogen zu werden; der nur darauf bedacht ist, eine Nation, die jederzeit frey war, unter die Sclaverey zu bringen: daß ein solcher Souverain, wie ich ihn schildere, **besser seyn solte als ein bürgerlicher Krieg**, von dessen Unternehmung und Führung man einige Erleichterung von dem Unglück, das die Gedult nur vergrössern würde, hoffen kan; hievon wird der Cardinal du

Perron

Perron mit aller seiner Wissenschaft und mit aller seiner Beredsamkeit vernünftige Personen niemals überführen.

§. 2.

Maria von Medicis beantwortete das Schreiben des Prinzen von Conde sehr weitläuftig und ebenfals in Form eines Manifestes, um sich von den Beschuldigungen, die man ihr aufbürdete, zu befreyen, und das unregelmässige Verhalten desjenigen zu zeigen, der sie anklagte m). Wenn sie sich gleich wegen gewisser Artikel eben nicht sehr vertheidigte, so beantwortete sie hingegen einige andere nicht übel. Die meisten Unordnungen, über die der Prinz Klagen führete, hatten vor der Regierung ihren Anfang genommen; die unersättliche Begierde des Conde selbst und der grossen Herren hatte sie gezwungen, den von dem verstorbenen Könige gesamleten Schatz zu zerstreuen. Sie machten Mißvergnügte, sie stifteten Rotten an, sie droheten, sich zu empören: man war also genöthiget, ohne Aufhören Geld zu geben, sowol der einen Parthey, um sie zu befriedigen, als der andern, um sie zurück zu halten. Warum brachte der Prinz nach vier Jahren einer Regierung, die ihrem Ende nahe war, seine Klagen erst an. Hätte er nicht besser gehandelt, wenn er sich gleich anfänglich des Ansehens und der Autorität, die ihm seine Geburt gab, bedienet hätte, um einen guten Staatsrath niedersetzen und die Verwaltung der Regierungsgeschäfte wohl einrichten zu lassen. Allein anstatt sich etwas wesentliches zu befleissigen, war er nur darauf bedacht, sich in Händel zu verwickeln, um jenes zu hintertreiben, oder dieses zu befördern. Seine Unentschlossenheit und Weichlichkeit machten ihn zum Spiele aller Partheyen, die während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII bey Hofe entstanden. Maria von Medicis, die in Besorgniß stand, daß sich der Prinz durch das fast algemeine Mißvergnügen aller Stände des Königreichs verstär-

m) Mercure Francois 1614.

verstärken möchte, glaubte indessen, daß das sicherste Mittel, die in Bewegung gesetzten Gemüther aufzuhalten, dieses seyn würde, wenn sie in ihrer Antwort dem Prinzen von **Conde** versprâche, die Landstände zu versamlen, um an der Abhelfung der **Unordnungen**, über die sich jedweder beschwerete, zu arbeiten. Dieser Streich gelung der Regentin nicht übel. Die Parthey des Prinzen nahm ab, und **Maria** fand Mittel, wodurch sie verhinderte, daß die versamleten Stände nicht alles dasjenige thaten, was man sich von ihnen versprach.

§. 10.

Man verlies sich auf die im Staatsrathe beschlossene Unterhandlung, und auf die von dem Marschal von **Bouillon** gegebenen Versicherungen nicht so sehr, daß man nicht darauf hätte denken sollen, noch eine Armee auf die Beine zu bringen, mit welcher man die Parthey des Prinzen zum Gehorsam zu bringen sich Hofnung machte, wenn sie den vortheilhaften Vergleich ausschlagen solten, den man ihnen durch den Präsident von **Thou**, den die Königin dieserhalb nach Champagne schickte, antragen lies n). Dieser Parlamentsrath, dessen Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit der Prinz und die Vornehmen hochschätzten, lies sie zu einer Unterredung nach Soissons zusammenkommen, wo man an der Vergleichung ihrer Zwistigkeiten mit der Regentin arbeiten wolte. Um sich in den Stand zu setzen, von Seiten der Mißvergnügten nichts zu befürchten zu haben, so wurde beschlossen, daß der Oberste **Galatis** nach der Schweitz geschickt werden solte, um daselbst sechstausend Mann von dieser Nation anzuwerben. Der Herzog von **Rohan** aber, dem der verstorbene König die Würde eines commandirenden Generals der Schweitzer versprochen hatte, war der Regentin verdächtig. Sie unterstand sich nicht, ihm ein Corps Truppen anzuvertrauen, welches die Hauptmacht der

n) Mercure Francois 1614.

der königlichen Armee seyn solte. **Maria** von Medicis gieng also damit um, einen andern Mann mit Einwilligung des Herzogs von **Rohan**, dem man zur Schadloshaltung eine Summe Geldes anbot, an die Spitze der Schweitzer zu stellen. **Rohan**, der nur darauf bedacht war, sich zum Anführer derjenigen von seiner Religion, die er vertheidigen wolte, zu machen, und das Ansehen zu behaupten, das er sich durch seinen Eifer und durch seine Redlichkeit in Poitou, in Guienne und in Languedoc erworben hatte, woselbst er das Interesse der reformirten Parthey wider den Connetable, welcher zugleich Gouverneur der Provinz war, aufs kräftigste behauptet hatte; **Rohan**, sage ich, gab sich nicht viele Mühe, seine Würde, die ihn in eine nähere Verbindung mit dem Könige setzte, zu behalten. Eine Summe Geldes schien ihm bey der gegenwärtigen Lage seiner Sachen zuträglicher zu seyn. Man muste nunmehr einen der Regentin gänzlich ergebenen und den Schweitzern anstehenden Mann erwählen. Sie schlug im Staatsrathe den **Bassompierre** hiezu vor: allein **Villeroi**, der dem Herzoge von **Longueville**, mit dessen Hause er sehr genau verbunden war, dienen wolte, that diese kluge Vorstellung, daß die Stelle eines commandirenden Generals jederzeit von einem Prinzen bekleidet worden wäre, und daß sich der verstorbene König bey der Erneuerung der alten Allianz der Krone mit den dreyzehn Cantons verpflichtet hätte, sie nur einer Person von diesem Range zu geben o). **Der Herzog von Rohan**, sagte **Villeroi**, **wurde nachher als Prinz vom Geblüte von Navarra und Schottland erwählet. Viele Vorfahren des Herzogs von** Longueville **haben die Schweitzer commandiret. Man wird ihn von der Parthey der Mißvergnügten sehr leicht abziehen, wenn man ihm die Stelle seiner Väter anbietet. Maria** hielt nicht für dienlich, sich einem jungen Herrn anzuvertrauen, der sich wi-

o) Memoires de *Bassompierre*.

der sie erklärete, und der mit dem Marschal von **Ancre** wegen der Verwaltung ihrer Aemter in grossen Zwistigkeiten lebte. **Longueville** war Gouverneur von der Picardie, und **Conchini**, von der Stadt und dem Schlosse zu Amiens. In der Meynung, daß **Bassompierre** durch den mit den Schweitzern gemachten Tractat ausgeschlossen wäre, schlug **Maria** von Medicis den Ritter von **Guise** vor, der aber zum Unglück bald nachher starb. **Villeroi** wendete abermals den Streich ab, indem er vorstelte, daß hiedurch die Mißvergnügten noch mehr aufgebracht werden würden, die sich schon über die alzugrosse Erhebung des Hauses von **Guise** beschwereten. Zum Glück für den **Bassompierre** faßte man damals keinen Entschluß. So bald er von der Königin selbst erfahren hatte, daß man ihn von der Würde eines commandirenden Generals der Schweitzer unter dem Vorwande, weil er kein Prinz wäre, ausschlösse, so bemühete er sich aufs eifrigste, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Da einer von den **Montmorencis** mit Genehmhaltung der Schweitzerischen Nation diesen Posten bekleidet gehabt hatte, so versprach ihm **Galatis**, sein Freund, für ihn ebenfals die Einwilligung der Cantons zu erhalten. Er benachrichtigte die Königin hievon, die ihm drey Wochen Zeit gab, diesen Versuch zu machen. **Galatis** gieng schleunigst nach der Schweitz, wo er sowol die Erlaubniß, sechstausend Mann anzuwerben, als auch die Einwilligung der dreyzehn Cantons zum Besten des **Bassompierre** erhielt. Dieser Lothringische Edelman wurde also nunmehr mit der Stelle eines commandirenden Generals der Schweitzer bekleidet. Um je eher je lieber eine seinem Glücke so vortheilhafte Sache völlig zu endigen, so gab er selbst das Geld her, das man dem Herzoge von **Rohan** durch den mit ihm gemachten Tractat versprochen hatte. Ihro Majestät ersetzten ihm aber nachher dasjenige wieder, was er vorgeschossen hatte. **Bassompierre** besorgte, daß, wenn der Herzog von **Rohan** nicht schleunig genug bezahlet

würde,

würde, er sich bemühen möchte, ihm eine Würde zu entreissen, die ihn noch viel weiter zu führen vermögend wäre.

§. 11.

Um den Prinzen von **Conde** und die Vornehmen von seiner Parthey dahin zu bewegen, ihren Unwillen gegen die Regierung noch mehr an den Tag zu legen, so hatte sie der Marschal von **Bouillon** mit der Hofnung geschmeichelt, daß sich die reformirte Kirche für sie erklären würde. Er hatte sich gestellet, als wenn er das Project den vertrautesten Freunden des Herzogs von **Rohan** anvertrauete; es sey nun, daß sich der listige Marschal Mühe gab, dem Prinzen weiszumachen, daß sich **Rohan** freywillig auf seine Seite schlagen würde, oder daß er einen Herrn, den er zu stürzen suchte, in einen noch grössern Verdacht bey Hofe setzen, und sich der Regentin noch unentbehrlicher machen wolte p). **Conde** schien von den günstigen Gesinnungen der protestantischen Parthey so sehr überzeugt zu seyn, daß er an die Generaldeputirte der reformirten Kirche schrieb, um sich ein Verdienst daraus zu machen, daß er in seinem an die Königin gerichteten Manifeste des Interesse der Protestanten nicht vergessen hätte; allein der kluge du **Pleßis Mornay** hatte die Vorsicht gehabt, die Generaldeputirten einzunehmen, und sie von der Aufführung zu benachrichtigen, welche die Reformirten bey diesen Umständen beobachten müssen q). Nachdem du **Pleßis** das Verhalten des Prinzen und die falschen Maasregeln, die er mit den mißvergnügten Herren genommen, in Erwegung gezogen hatte, so sagte er ganz artig, daß Leute, die hinkend ihre Wohnung verlassen, nicht im Stande sind, sehr weit zu gehen; und daß diejenigen, die mit einer Bittschrift zu processiren anfangen, ihren Proceß sehr gern durch

p) Memoires du Duc de *Rohan*.

q) Vie de M. du *Pleſſis*. L. 3. 1614. Lettres & Memoires de M. du *Pleſſis*. 1614.

durch einen gerichtlichen Bescheid endigen. Als er das Schreiben des Prinzen von Conde an die Königin gelesen hatte, so sagte er mit vieler Klugheit zu dem Gesandten der Generalstaaten der vereinigten Provinzen, daß er nicht begreifen könte, aus welchem Grundsatze die Zuneigung käme, die der Prinz von Conde und seine Anhänger für die reformirte Kirche bezeigten. Diese Herren, fügte er hinzu, sind nicht weniger dem Papste ergeben, als die Königin, über die sie sich beschweren. Der Römische Hof wird ihren Frieden zu vermitteln suchen, und seine Kundschafter werden nicht ermangeln, uns noch gehässiger zu machen, wenn wir auf eine unvernünftige Art die Parthey derer ergreifen, die uns im Grunde hassen, und die sich nur deshalb um uns bewerben, um bessere Bedingungen zu erhalten. Villarnoux war auf das erste Gerücht der von dem Prinzen von Conde gemachten Bewegungen zu du Pleßis, seinem Stiefvater, gekommen. Er schickte ihn schleunigst nach Paris zurück, mit Befehl, die Generaldeputirten zu warnen, daß sie ja darauf bedacht seyn möchten, daß der reformirten Kirche der Vorwurf nicht gemacht werden könte, als wenn sie sich aus einer ganz andern Absicht, als um ihre Gewissensfreyheit zu erlangen, gereget hätte; daß es der guten Sache sehr nachtheilig seyn würde, wenn man das blos bürgerliche Interesse darein mischen wolte, und daß die Religionsverwandten als reformirte Christen in die Reformation des Staats sich nicht mengen müsten. Wenn wir selbst uns genöthiget sehen werden, fügte er hinzu, uns als Franzosen auf die Seite derer zu schlagen, die darum bitten, so ist die Gelegenheit dazu nicht günstig. Das Project des Prinzen wird aller Warscheinlichkeit nach nicht glücklich von statten gehen. Seine Entfernung wird als eine Wirkung seines unruhigen Temperaments, oder als eine Begierde, sich in Streitigkei-

rigkeiten zu verwickeln, angesehen werden. Die Königin wird ohne viele Mühe alle ihre Maasregeln zernichten, wenn sie verspricht, die Reichsstände zu versamlen, und die Heurath des Königes aufzuschieben. In was für einen Winkel von Frankreich gedenken sie sich zu begeben? Leute, die der König ohne Abbruch seiner Macht angreifen kan, werden sehr bald dahin gebracht seyn, seine Gnade anzuflehen. Der Ausgang rechtfertigte das vernünftige Urtheil dieses klugen Greisses. **Conde** würde sich nicht selbst mit so vielem Vortheile aus dem Handel gezogen haben, wenn nicht der Marschal von **Ancre** in Besorgniß gestanden hätte, daß der Herzog von **Guise** zu mächtig werden möchte, wenn ihm das Commando über die königliche Armee übertragen würde.

§. 12.

Als sich der Marschal von **Bouillon** zu dem Prinzen von **Conde** in Champagne begeben hatte, so rieth er ihm, einige von seinen Hausbedienten an die Häupter der reformirten Parthey zu schicken, und sie antreiben zu lassen, zu den Waffen zu greifen. **Conde** und **Bouillon** hatten hiebey ein jeder seine Absichten. Der erste machte sich Hofnung, einen vortheilhafteren Tractat mit der Königin zu schliessen, wenn die Reformirten sich äussern würden, sich für ihn zu erklären. Der andere glaubte, sich noch unentbehrlicher zu machen, um sowol den Prinzen und die mißvergnügten Herren zurückzuführen, als auch die Absichten des Herzoges von **Rohan** auf die reformirte Parthey zu vereiteln. **Des-Marais**, Lieutenant bey der Leibwache des Prinzen, war der protestantischen Religion zugethan. Er schien geschickt zu seyn, sich mit dem Herzoge von **Rohan** in Unterhandlungen einzulassen. Man schickte ihn deshalb nach St. Jean d'Angeli ab, doch mit dem Befehl, vorher durch Saumur zu gehen, und seinen alten Freund, den du **Pleßis-Mornay**, aus-

zufor-

zuforschen. Man glaubte, daß, wenn Rohan und du Plezis den Vorschlägen des Prinzen Gehör gäben, das Ansehen und der Ruhm dieser beyden Personen fast die ganze protestantische Parthey in Frankreich auf ihre Seite ziehen würde.

§. 13.

Maria von Medicis gieng ihrer Seits mit den Vornemsten unter den Reformirten sehr behutsam um. Sie hatte eiligst an den Marschal von Lesdiguieres geschickt, und ihn bitten lassen, sowol bey seinen Religionsverwandten, als bey dem Prinzen von Conde und bey den mißvergnügten Herren es dahin zu bringen, daß sich die erstern nicht ins Spiel mit verwickeln lassen möchten, und die andern zu einem Vergleich zu bewegen r). Der Herzog von Rohan wurde gleichfals von Ihro Majestät inständigst gebeten s). Er antwortete, daß seine Absicht wäre, jederzeit mit den Reformirten verbunden zu seyn; und daß das sicherste Mittel, die Parthey des Prinzen von Conde schleunig wieder zum Gehorsam zu bringen, dieses wäre, die reformirte Kirche zu befriedigen, die vermögend sey, das Gleichgewichte auf derjenigen Seite zu halten, zu welcher sie sich schlagen würde. Was den du Pleßis Mornay betraf, so schrieben der Präsident Jeannin und selbst die Königin sehr verbindliche Briefe an ihn. Man wuste wohl, daß dieser aufrichtige und für das Beste seiner Religion und seines Vaterlandes eifriggesinte Mann sich gewinnen lassen würde, wenn man ihm eine gute Verordnung, die von dem verstorbenen Könige seinen reformirten Unterthanen bewilligten Edicte aufrecht zu erhalten, vor Augen stelte. Man gab also dem du Pleßis wegen dieser Sache die beste Hofnung von der Welt. Jeannin versicherte ihn, daß die Regentin die doppelte Heirath mit Spanien in der Absicht nicht geschloß

r) Histoire du Connetable de *Lesdiguieres* L. 8. c. 6.

s) Memoires du Duc de *Rohan*.

schlossen hätte, mit dem Oesterreichischen Hause an dem Untergange der Protestanten zu arbeiten t). Die Heirath, die jetzt mit Frankreich im Werke ist, sagte dieser geschickte und verstelte Minister, ist ein sehr überzeugender Beweis von dem Gegentheil. Die Sache ist schon so weit gekommen, daß meiner Meynung nach nichts die Volziehung derselben verhindern kan. Man bezeigte indessen keine Lust, sie zu beschliessen. Es war nur ein Blendwerk, wodurch man die Protestanten zu vergnügen, und die Beunruhigung, welche die doppelte Heirath in ganz Europa verursachte, zu benehmen suchte. Du Pleßis gab den Ministern und der Regentin alle mögliche Versicherungen seiner Treue und seiner Zuneigung zu Ihro Majestät. Er bedienete sich nur dieser Gelegenheit, um dem Hofe vorzustellen, wie nöthig es für die Ruhe des Staates wäre, die Edicte aufs genaueste beobachten zu lassen, welche Leuten bewilliget worden, die bessere Unterthanen als die Catholiken wären, so bald man ihnen die freye Uebung ihrer Religion liesse. Die Antwort, welche du Pleßis dem Prinzen von Conde gab, ist seiner grossen Klugheit noch würdiger u). Wir haben, sagte er, viele Prinzen den scheinbaren Vorwand des algemeinen Wohls ergreifen sehen, da sie doch nur auf ihr eigenes Interesse bedacht waren. Ich will glauben, daß die Gesinnungen Sr. Hoheit redlich und aufrichtig sind. Dis ist aber nicht hinlänglich genug. Man muß zur Erlangung eines guten Endes die rechtmäßigen Mittel wählen. Jederman weis, daß im Staate Unordnungen eingeschlichen sind. Sie sind gröſſer, als man es sich einbildet; die Klugheit verlanget aber, daß Se. Hoheit zu solchen Hülfsmitteln nicht schreiten, die das Uebel ärger machen. Die guten Städte des Königreis

t) Lettres et Memoires de Ms. du *Plessis* 1614.

u) Vie de Ms. du *Plessis* L. 3. 1614.

reiches stehen wegen eines bürgerlichen Krieges in so grosser Besorgniß, daß sie sich niemals für den Prinzen erklären werden. Er will sogar Mißbräuche abschaffen, an deren Duldung den Städten viel gelegen ist. Diejenigen, die ihm sagen, daß die Reformirten einen Aufstand erregen werden, kennen uns nicht, und sie suchen vielleicht Se. Hoheit zu hintergehen. Sie bieten ihm Leute an, die nicht zu ihrem Dienste stehen. Wir beklagen uns zwar über gewisse Beschwerden; wir werden aber in Friede bleiben, so lange die beschützet werden. Die mit der Krone verbundenen Mächte werden ebenfals den Aufruhr des Prinzen nicht genehmigen. Frankreich ist das einzige Gegengewicht, das man der Grösse der Spanischen Monarchie entgegen setzen kan. Wenn das Königreich in einen bürgerlichen Krieg verfält, wer wird den Projecten, die das Oesterreichische Haus täglich schmieden, widerstehen können?

§. 14.

Der Agent des Prinzen von **Conde** fand zu Jean d'Angeli ein wenig mehr Gehör, als zu Saumur. Er lag dem Herzoge von **Rohan** an, die Waffen zum Besten Sr. Hoheit zu ergreifen, und versprach ihm, daß sich Dieselben nur mit Einwilligung des **Rohan** mit dem Hofe vergleichen würden x). Der Herzog schien nicht sehr abgeneigt zu seyn, sich auf die Seite des Prinzen zu schlagen. Das Mißtrauen aber, das er gegen den Marschal von **Bouillon** hegte, dessen List und üble Gesinnung ihm bekant war, machte ihn vorsichtiger. Ehe er einen Entschluß faßte, wolte er einen von seinen Vertrauten an den Prinzen schicken, der die wahren Absichten Sr. Hoheit und der mißvergnügten Herren zu entdecken suchen solte. Als du

x) Memoires du Duc de *Rohan*.

du Pleßis Mornay vernommen hatte, daß sich der Herzog von Rohan mit dem Prinzen zu verbinden gesonnen wäre, so sagte er: Der Herzog von Rohan gedenket nicht, daß er alle Unruhen stillen werde, indem er daran Antheil nehmen will. Die Königin wird desto geneigter seyn, den Prinzen zu befriedigen, und der Marschal von Bouillon, der gegen Rohan eifersüchtig ist, wird je eher je lieber den Frieden schliessen y). Man konte dasjenige, was sich in der Folge zutrug, nicht besser vorher sagen. Der Abgesandte des Herzogs wurde von dem Prinzen sehr wohl aufgenommen; die Parthey sprengete aus, daß Rohan tausend Mann Cavallerie und achttausend Mann Infanterie anböte. Der Tractat, der mit dem Hofe schon sehr weit gekommen war, wurde schleunig geschlossen, und der Prinz erhielt das, was man ihm sonst niemals würde zugestanden haben. Anlangend den Marschal von Lesdiguieres, so begnügte er sich damit, den Prinz von Conde zum Frieden zu ermahnen, und ihm hiezu seine Dienste anzubieten z).

§. 15.

Cäsar, Herzog von Vendome, der im Louvre festgesetzet und in seinem Zimmer bewachet worden war, fand Mittel, acht Tage nachher zu entwischen. Er nahm seinen Weg nach Bretagne. Bey seiner Ankunft zu Ancenis sahe er; aber wohl, daß die Regentin auf dieser Seite so gute Befehle gegeben hatte, daß der Herzog von Montbeson, dem das Commando an seine Stelle übertragen worden war, und der Graf von Vertus nebst dem Parlament zu Rennes ihm die Thore der besten Städte der Provinz zuschliessen liessen a). Gondi, Herzog von Rets,

y) Vie de Ms. du *Pleſſis* L. 3. 1614.

z) Hiſtoire du Connetable de *Lesdiguieres* Lib. 8. c. 6.

a) Mercure Francois 1614.

Rets, schlug sich nichts desto weniger zum **Vendome.** Sie brachten einige Truppen zusammen, und machten Anstalt, sowol **Blavet**, wovon sie sich Meister gemacht hatten, als auch gewisse Plätze im Herzogthum **Ponthievre** zu bevestigen, das dem Hause von Mercoeur zustand, dessen Erbin **Cäsar** geheirathet hatte. Er schrieb an die Königin und beklagte sich über die ungerechte Begegnung, die man gegen ihn bewies. Anstatt diesem Herzoge zu antworten, der sich niemals weder in Furcht, noch in Hochachtung zu setzen wuste, schickte man dem Grafen von **Vertus** und dem Parlament zu Bretagne Befehle zu, um zu verhindern, daß man Truppen weder anwürbe noch versamlete, ohne die Leibwache des Herzogs von **Vendome** davon auszunehmen; es sey denn, daß man eine ausdrückliche Verordnung von Ihro Majestät vorzeigen könte. **Cäsar** schrieb einen zweyten Brief an den König. Er beschwerete sich darin über die Beleidigung, die man ihm zufügte, indem man ihn so zu reden von seinem Gouvernement absetzte, und er rechtfertigte sich, so viel ihm möglich war, wegen der Bevestigungen zu Blavet. Der Hof bezeigte gegen diesen Brief eben so wenig Aufmerksamkeit, als gegen den ersten. Mehr mit dem beschäftiget, was in Champagne vorgieng, dachte die Regentin nicht eher an den Herzog von **Vendome**, als bis sie ihren Tractat mit dem Prinzen von **Conde** geschlossen hatte.

§. 16.

Heinrich, Herzog von **Montmorenci**, Pair und Connetable von Frankreich, starb während dieser Unruhen in seinem Gouvernement von Languedoc. Der verstorbene König hatte ihn mit der höchsten Kriegswürde bekleidet, die seit dem Tode des **Annas** von **Montmorenci**, seines Vaters, nicht besetzet gewesen war. Die Geschichte macht uns von diesem Connetable keinen grossen Begrif. Er war ein Mann von mittelmäßigen Ver-

dien-

dienſten. Es fehlet viel daran, daß der ſcharfſinnige Präſident von **Thou** ein eben ſo ſchönes Gemählde von ihm machen ſolte, als von dem Marſchal von **Montmorenci**, dem älteſten Sohne des **Annas** von **Montmorenci**. **Heinrich**, ſein Sohn, hatte vor einiger Zeit die Tochter des Herzoges von **Bracciano** aus dem Urſiniſchen Hauſe in Italien geheirathet. Er hinterlies noch drey Töchter: zwo aus der erſten Ehe, wovon die eine mit dem Herzoge von **Ventadour**, und die andre mit dem Grafen von **Auvergne**, nachherigen Herzog von **Angouleme**, vermählet wurde; die dritte aus der zweyten Ehe verehlichte ſich mit dem Prinzen von **Conde**.

§. 17.

Indem der Herzog von **Ventadour**, die Präſidenten von **Thou** und **Jeannin**, **Boiſſiſe** und der Staatsrath **Bouillon** ſich zu Soiſſons im Namen der **Maria** von Medicis mit dem Prinzen von Conde und den Herren von ſeiner Parthey in eine Unterredung einlieſſen, brachte der Marquis von **Coeuvres**, auſſerordentlicher Franzöſiſcher Geſandter in Italien, ſeine Unterhandlung wegen der Mantuaniſchen Sache zu Stande. Der Herzog von Savoyen, dem nicht unbekant war, daß ſich dieſer neue Franzöſiſche Miniſter mit dem Geſandten vereinigen ſolte, den Spanien zu gleicher Zeit ſchickte, um Se. Hoheit dahin zu bringen, die Waffen aus den Händen zu legen, und die Heirath ſeiner Tochter, der Wittwe des Herzoges **Franciſci** von Mantua, mit dem Cardinal **Ferdinand** von **Gonzaga**, dem Bruder und Nachfolger des Herzogs, zu ſchlieſſen; **Carl Emanuel**, ſage ich, verlies Turin, ſo bald er die Ankunft des **Coeuvres** vernahm, unter dem Vorwande, einigen Unordnungen, die ſich in ſeiner Grafſchaft Nizza in der Provence zugetragen haben ſolten, abzuhelfen b). Er konte den Stolz

b) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis. Siri Memorie recondite Tom. 3. p. 190. 191. &c.

des Spanischen Hofes gegen ihn nicht ertragen. Er hatte zwey von seinen Söhnen als Geissel in Händen: **Victor Amadeus**, Prinz von Piemont, den ältesten unter allen, den sein Vater unbedachtsamer Weise bey Gelegenheit der Streitigkeit mit dem Mantuanischen Hause dahin geschickt hatte; und **Philibert**, den die Spanier in Verwahrung zu behalten die Vorsicht gebraucht hatten, seitdem ihn **Carl Emanuel** nach Spanien geschickt, um, wie wir schon oben gesaget haben, Sr. catholischen Majestät Satisfaction zu geben. Man hatte zwar dem Prinzen **Philibert** das Commando über die Spanischen Galeeren gegeben; diese wichtige Stelle war aber nur eigentlich zu reden eine anständige Gefangenschaft. Die Wachen und die Officiers, die bey seiner Person blieben, waren auf sein Verhalten und auf alle seine Handlungen sehr aufmerksam. Ob gleich diese ihrem Vater so theure Unterpfänder den König von Spanien versichern musten, daß **Carl Emanuel** keine üble Absichten auf das Mailändische haben konte, so lies er ihm doch sagen, die Waffen je eher je lieber niederzulegen, und seine Befehle waren desto hochtrabender und dringender, da sich die Regentin von Frankreich bey dieser Gelegenheit ins Spiel mengete.

§. 18.

Die Republik Venedig und viele Italiänische Prinzen sahen mit vielem Verdruß, daß die zwischen den beyden Kronen durch den doppelten Heirathstractat gemachte Allianz nur dazu dienen würde, Italien unter eine noch grössere Sclaverey zu bringen, und daß man inskünftige allem Gehorsam würde leisten müssen, was Spanien mit Genehmhaltung der Regentin von Frankreich anbefehlen würde, welche das Interesse und die Autorität ihres Sohnes dem Vorurtheile freywillig aufopferte, welches sie hegte, daß nemlich das sicherste Mittel, in Frankreich unumschränkt zu herrschen, dieses wä-

re

re, mit dem Hofe zu Madrid in gutem Vernehmen zu leben. Der Cardinal Herzog von Mantua, den die beyden Kronen in ihren Schutz nehmen wolten, unterlies nicht, sich zu beschweren, daß ihn der catholische König mit einer Dame, die er nicht verlangte, zu verheirathen suchte, und ihm die junge Prinzeßin seine Nichte entrissen hätte. Carl Emanuel führete noch weit grössere Klagen, daß man über seine Tochter unumschränkt disponirte, und ihn zwingen wolte, sich der Discretion der Spanier zu ergeben, wenn er die Waffen aus den Händen würde geleget haben. Wie: sagte er zu den Ministern der Italiänischen Souverains, die bey ihm waren, sind wir Unterthanen des Königes von Spanien geworden: Wenn wir das geringste unternehmen werden, was ihm nicht gefallen wird, werden wir nicht Se. Majestät demüthigst um Vergebung bitten, und uns der Strafe unterwerfen müssen, die sie uns zuerkennen werden: Werden wir nicht überdem den Eigensinn und den Stolz seiner Minister oder seiner Gouverneurs erfahren, die unter dem geringsten Vorwande, der sich ihnen darbieten wird, uns mit Krieg überziehen werden, ohne daß wir uns ihren Unternehmungen entgegen setzen können: Ob es gleich vielen Italiänischen Prinzen nicht sehr nahe gieng, den Herzog von Savoyen gedemüthiget zu sehen, so murrete man indessen doch; jeder befürchtete, daß bey der ersten Gelegenheit der Hof zu Madrid ihm mit eben dem Stolze begegnen möchte. Der Prinz von Piemont hatte seinen Vater benachrichtiget, daß der Herzog von Lerma, ein Feind ihres Hauses, drohete, den Hochmuth des Herzogs von Savoyen zu dämpfen, und ihn für seine Unternehmungen zu strafen. Man muß nachgeben, sagte Victor Amadeus, oder die Wirkungen des Zornes, den ein herrschsüchtiger Liebling wider uns gefaßt hat, empfinden. Alle diese Vorstellun-

gen machten den Herzog von Savoyen nicht muthlos. Entschlossen, nichts zu unternehmen, was seinem Range unanständig scheinen könte, gab er die Erklärung von sich, seine beyden Söhne der Discretion der Spanier eher zu überlassen, und mit den Waffen in der Hand zu sterben, als ein Sclave eines andern zu werden. Dis bewog ihn daher, aus Turin zu gehen, so bald er erfuhr, daß der Französische und Spanische Gesandte dahin kommen würden. Er wolte sich von diesen beyden Ministern, die sich verabredet hatten, ihm einerley zu sagen, keine Bedingungen vorschreiben lassen. **Carl Emanuel** machte sich überdem Hofnung, daß die Unruhen des Prinzen von **Conde**, indem sie die Gestalt der Sachen in Frankreich veränderten, ihm einige Mittel an die Hand geben würden, sich mit mehrerer Ehre aus dem Handel zu ziehen.

§. 19.

Er lies indessen die Gesandten der beyden Kronen mit allen ersinnlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Er schrieb an den Marquis von **Coeuvres** höfliche und verbindliche Briefe, worin er ihn bald bat, nach Nizza zu kommen, bald ihm versprach, in wenigen Tagen nach Turin zurückzukehren. Der Französische Gesandte konte leicht begreifen, was dieses sagen wolte. Er meldete dem Französischen Hofe dieses ganze Verfahren c). Man war an demselben der Meynung, daß es mit dem Ansehen des Königes nicht übereinkäme, länger zu dulten daß der Herzog von Savoyen einen ausserordentlichen Gesandten länger äffen solte, den Se. Majestät an ihn geschickt hatte. **Coeuvres** bekam Befehl, sich nach Mantua zu begeben, und vorher durch Mailand zu gehen, um daselbst mit den Spanischen Ministern einige Maasregeln zu nehmen d). Der Marquis von Inojo-

sa

c) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.
d) Zani Historia Veneta Lib. I. 1614.

sa nahm den Gesandten mit vieler Höflichkeit auf. Man bemühete sich sehr, ihm die Carnevalszeit angenehm zu machen. Als aber von den Mantuanischen Angelegenheiten geredet werden solte, so sagten die Spanischen Minister, denen es nicht anstand, daß der Französische Hof an diesem Vergleiche Antheil nehmen solte, zu dem Marquis von **Coeuvres**, daß man in Zukunft die Sache zu Madrid betreiben würde, wohin auch schon der Cardinal Herzog einen von seinen vornehmsten Ministern geschicket hätte. Der französische Gesandte sah nunmehr wohl ein, daß ihm die Eifersucht der Spanier heimlich grosse Hindernisse verursachen würde. Er reisete nach Mantua ab. Der Gouverneur von Mailand schickte sogleich einen Franciscanermönch ab, mit Befehl, mit dem Cardinal Herzoge insgeheim in Unterhandlungen zu treten, ihn auf eine geschickte Art abzuhalten, die Vermittelung Frankreichs anzunehmen, und ihm zu weit vortheilhafteren Bedingungen durch die blosse Vermittelung des über die Verzögerungen und Widersetzungen erzürnten catholischen Königs Hofnung zu machen. Der kaiserliche Commissarius Prinz von **Castligione** gieng selbst nach Mantua. Er hielt sich daselbst in einer von denen Wohnungen, die die Herzoge nahe bey der Stadt haben, verborgen auf. Diese Reise war mit dem Marquis von **Jnojosa** verabredet worden, der durch den Prinzen von **Castiglione** alles dasjenige, was der Franciscaner sagen würde, unterstützen lassen, oder wenigstens den Namen und die Autorität des Kaisers als ein neues Hinderniß brauchen wolte, das er dem Antheil, den Frankreich an der Unterhandlung wegen den Mantuanischen Affairen zu nehmen willens war, in den Weg zu legen suchte. **Castiglione** stellte dem Cardinal Herzoge vor, daß es Se. kaiserliche Majestät sehr übel aufnehmen würden, wenn der zwischen ihm und dem Herzoge von Savoyen entstandene Streit, der ein Reichslehn beträfe, durch den Ausspruch einer andern Macht geschlichtet werden solte.

§. 20.

Aller dieser Intriguen der Spanier ohnerachtet, folgte der Cardinal **Ferdinand** dem Rathe, den ihm die Republik Venedig gab, die Bedingungen, die Frankreich vorschlüge, anzunehmen, und in alles, was man von ihm verlangte, zu willigen; wenn er nur die Freyheit behielte, die Prinzeßin **Maria** zu Mantua in Verwahrung zu behalten. **Ferdinand** machte zwar anfänglich wegen der Amnestie, die er seinen Unterthanen im Montferrat geben solte, die sich für den Herzog von Savoyen erkläret hatten, einige Schwierigkeit; er gab aber endlich nach. Da also der Marquis von **Coeuvres** die Einwilligung des Cardinal Herzoges erhalten hatte, die Herzogin **Margaretha**, Witwe des **Franciscus** seines Bruders, zu heirathen, vor der Volziehung der Heirath Schiedsrichter zu erwählen, die die Ansprüche des Herzogs von Savoyen auf Montferrat untersuchen solten, allen Rebellen, die **Carl Emanuel** in seinen Schutz nähme, zu verzeihen, und endlich keine Schadloshaltung wegen des Krieges, den man ihm verursachet hätte, zu verlangen; so schickte **Ferdinand** einen Courier nach Frankreich ab, um der Regentin davon Nachricht zu geben. Er bat sie überdem, diese Bedingungen von dem Könige von Spanien genehmigen zu lassen. Der Hof zu Madrid schien nicht darauf zu warten, daß man ihn darum ersuchen solte. Voll Verlangen, das Ansehen zu haben, daß er diese Sache nur allein betriebe, und daß er den beyden interessirenden Partheyen Gesetze vorschriebe gab der catholische König ausdrückliche Befehle, unter diesen Bedingungen den Frieden zu schliessen. Die Republik Venedig glaubte, daß dieses Mittel den Krieg, womit Italien bedrohet worden wäre, abwenden würde, wenn sich der Streit nicht bald endigte, und der Cardinal Herzog durch diese Unterwürfigkeit die beyden Kronen auf seine Seite zöge, fals der Herzog von Savoyen ihren unter sich verabredeten Vorschlägen nicht Gehör geben solte.

§. 21.

§. 21.

Der Marquis von **Coeuvres** machte sich mitlerweile zu Venedig lustig, da er auf die Erlaubniß wartete, nach Frankreich wieder zurückkommen zu dürfen. **Maria** von Medicis ertheilte sie ihm. Sie war darüber vergnügt, daß er ich weis nicht was für eine Autorität in Italien sehen lassen, da mitlerweile die Spanier daselbst als Souveraine redeten. **Coeuvres** bekam Befehl, seinen Rückweg über **Turin** zu nehmen, und bey dem Herzog von Savoyen zuzureden, daß er die Bedingungen eingehen möchte, die der Cardinal Herzog von Mantua zugestanden hatte. Der Französische Hof machte sich gar nichts daraus, daß **Carl Emanuel** so bald mit seinem Vergleich fertig worden war. Sie wusten nicht nur, daß die Spanier ihm zeitig genug tausenderley Verdruß machen würden, sondern es war ihnen auch im Grunde recht lieb, daß dieser unruhige Geist und Wagehals in Italien so viel zu thun bekam, daß er an die Unterstützung des Prinzen von **Conde** nicht denken konte. Der Marquis von **Urfé** war seit kurzer Zeit in **Turin** angelanget, um im Namen der Mißvergnügten in Frankreich mit dem Herzoge von Savoyen zu tractiren. **Coeuvres** wurde am Hofe **Carl Emanuels** mit unzähligen Schmeicheleyen überhäufet. Es kam ihm so vor, als ob er geneigt wäre, sich mit ihm auf den Fuß zu setzen, wie er zu Mantua negotiiret hatte; dabey aber warb der Herzog von Savoyen unter dem Vorwande, daß Spanien was böses wider ihn im Sinne hätte, neue Truppen an, und setzte sich mehr als jemals in Vertheidigungsstand.

§. 22.

Was der Prinz von Piemont nach seiner Zurückkunft von Madrid von der Kaltsinnigkeit und Unhöflichkeit, mit welcher er aufgenommen worden, wie auch von der Widrigkeit sagte, die der Herzog von Lerma gegen das

Haus Savoyen bewiesen, das setzte den Herzog **Carl Emanuel** ganz ausser sich e). Er lies es dabey nicht bewenden, daß er auf die Unternehmungen des Königs von Spanien wider die Freyheit der Italiänischen Fürsten schmähete, sondern er war auch auf Mittel bedacht, denjenigen zu widerstehen, die ihn angreifen würden. Und das war die Sache, darüber er sich mit dem Prinz **Moritz** von Oranien einlies. **Johann**, Graf von Nassau, trat gegen eine grosse Pension in seine Dienste. Er warb neue Schweitzerregimenter an, er lies vielen Französischen Officieren Dienste anbieten; kurz, er verstrickte sich mit allen Mächten, die entweder Feinde des Königs in Spanien, oder doch eifersüchtig wider ihn waren. Welch ein Unglück ist es für arme Unterthanen, wenn sie dem Wilkühr eines unruhigen, ehrgeitzigen und rachgierigen Herrn überlassen sind! Heute richtet man sie durch die Ausführung eines chimärischen Projects zu Grunde; morgen opfert man sie den Bewegungen eines ungemessenen Ehrgeitzes auf; ein andermal will man sich auf ihre Unkosten wegen einer Beleidigung rächen, davon ein weiser und nachdenkender Fürst sich nach den Regeln der Klugheit nicht einmal was solte merken lassen. So gieng es den Unterthanen in Piemont und Savoyen, so lange **Carl Emanuel** lebte.

§. 23.

Der Marquis von **Coeuvres** erfuhr noch vor seiner Abreise aus Italien, daß die Mißhelligkeit des Prinzen von **Conde** mit der Regentin von Frankreich dem Vergleiche nahe sey. Diese Neuigkeit machte dem Herzog von Savoyen einen grossen Strich durch seine Rechnung. Er glaubte, daß er eine Zeit gefunden, sich, aller Drohungen des Königs von Spanien ungeachtet, des Marquisat **Montferrat** zu bemächtigen, wenn Seine catholische Majestät alle Hände voll zu thun haben würde, die

e) Nani Historia Veneta L. 1. 1614.

die Autorität der **Maria** von Medicis zu unterstützen, die durch den bürgerlichen Krieg, den der Prinz von **Conde** in Frankreich vorhatte, sehr erschüttert werden konte. Der Tractat, den die Regentin zu St. **Menehaud** mit den Mißvergnügten schliessen wolte, war so zuverlässig nicht, daß nicht der Prinz von **Conde** noch eine Correspondenz mit Savoyen hätte führen, und gar keine Bewegungen in Frankreich mehr übrig seyn sollen f). Diese Betrachtungen erweckten beym **Carl Emanuel** einige Hofnung, daß er im Stande seyn würde, dem Gouverneur von Mailand zu erkennen zu geben, daß der catholische König noch nicht mächtig genung sey, in Italien alles nach eigener Beliebung anzuordnen. Ehe ich aber die neuen Verdrieslichkeiten erzähle, die der Herzog von Savoyen mit dem Marquis von **Inojosa**, oder vielmehr mit dem Hofe zu Madrid hatte, so muß ich den Zusammenhang der Affairen in Frankreich vorlegen, und der Unterhandlung gedenken, die der Herzog von **Vendadour** und die andern Commissarien des Königes von Frankreich mit dem Prinzen von **Conde** und den andern Herren von seiner Parthey in der Conferenz zu Soissons angestellet. Diese hatten sich mit sechs bis siebenhundert Mann Reuterey, und höchstens mit viertausend Mann Infanterie dahin begeben. Der Herzog von **Mayenne**, Gouverneur von **Isle de France**, hatte eine sehr starke Garnison in die Stadt Soissons geleget, um dem Prinzen und Herren, die mit ihm dahin gekommen waren, zur Sicherheit zu dienen. Den 14ten April gieng die Versamlung im Schlosse **Soissons** an. Nachdem der Prinz von **Conde** und die übrigen mißvergnügten Herren sämtlich und besonders bezeuget hatten, daß sie keinen andern Zweck hätten, als Seiner Majestät zu dienen und die Ruhe Frankreichs zu befördern, so begehreten sie dreyerley von der Regentin, nemlich: daß die Generalstände des Königreichs zusammengefordert, die doppelte Mariage mit

Spanien

f) Mem. de la Reg. de *Marie* de Med. Mercure François. 1614.

Spanien aufgeschoben, und zu beyden Seiten die Waffen niedergeleget werden möchten. So weit gieng alles so gut, als man es nur wünschen konte. Man stellete sich an, als ob man auf nichts anders als auf das algemeine Beste bedacht wäre. Man behielt sich aber dabey vor, nicht nur von dem, was die Freyheit und Sicherheit der Versamlung der Stände betraf, sondern auch von dem zu handeln, was sowol der Prinz als auch die übrigen Herren für sich insonderheit verlangeten. Die Zusammenberufung der Stände wurde gar gerne bewilliget. Die Regentin hatte sie schon in ihrer Antwort auf das Manifest des Prinzen von **Conde** angeboten. Ueber dem zweyten Punct entstund ein Streit. Man hatte den Aufschub der doppelten Mariage bis zum Beschluß des Landtages begehret. Die Hofcommissarii aber hatten Befehl, denselben nur bis zur Voljährigkeit des Königs zu bewilligen. Um nun die Autorität der Königin in einer Sache zu retten, die sie mit Spanien negotiiret und feierlich geschlossen hatte; so wolte der Hof nicht zugeben, daß dieser Artikel den öffentlichen Tractaten einverleibet würde. Man erklärete sich, daß die Königin einen Handbrief an den Prinzen schreiben und sich gegen denselben anheischig machen solte, die doppelte Mariage bis zur Voljährigkeit des Königs aufzuschieben. Unter dieser Milderung wurde die Sache angenommen. Es kam nur noch auf eine Formalität an. Denn da der Tag zur Eröfnung des Landtages noch vor der Voljährigkeit des Königs angesetzet war, so konte die doppelte Mariage vor Endigung der Versamlung nicht volzogen werden.

§. 24.

Was hierauf der Prinz von **Conde** und die Herren, die es mit ihm hielten, für sich besonders in Vorschlag brachten, das verursachete im Staatsrath der **Maria** von Medicis grosse Streitigkeiten. Unter dem Vorwande, für ihre eigene Sicherheit zu

sorgen,

sorgen, begehrete der Prinz samt den andern Mißvergnügten, daß man ihnen einige wichtige Plätze zum Pfande übergeben, und ihnen gewisse Dinge nach dem Wohlstande bewilligen solte. Es musten Couriers an den Hof geschicket, und wegen dieser Sache verschiedene Instructionen eingeholet werden. Dadurch gewann die Armee des Königs Zeit, sich ansehnlich zu verstärken. **Galatis** brachte sechstausend Schweitzer herzu, die er anzuwerben Befehl erhalten hatte. **Bassompierre**, ihr neuer General, reisete nach Troyes in Champagne, um sie alda in Empfang zu nehmen. Von hier aus führete er sie nach **Vitri**, wo **Praslin** die Armee des Königs zusammenzog. Diese Bewegungen erweckten bey dem Prinzen von **Conde** einen Verdacht, der auch sogleich **Soissons** verlies. Er schrieb vorher an die Königin, um sich bey derselben für die drey bewilligten Artikel zu bedanken, und Ihro Majestät zu benachrichtigen, daß der Herzog von **Mayenne** und der Marschal von **Bouillon** zu **Soissons** blieben, und Volmacht hätten, wegen der andern Bedingungen zu tractiren, welche von Seiner Hoheit und den Herren von seiner Parthey vorgeschlagen worden. **Conde** wolte mit seiner kleinen Armee, die er nach **Sedan** führete, **Vitri** überrumpeln; allein die Truppen des Königs waren ihm zuvorgekommen. Er hielt sich daher dadurch schadlos, da er dem Herzoge von **Nevers** behülflich war, sich von **St. Menehoud** Meister zu machen g).

§. 25.

Als die besondern Forderungen des Prinzen und der mißvergnügten Herren in dem Staatsrath der **Maria** von Medicis vorgetragen wurden, so waren die

g) Memoires de *Bassompierre*. Mercure Francois 1614. Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

die Meynungen darüber sehr getheilet. Die Herzoge von **Guise**, **Epernon**, und **Bellegarde**, der Cardinal **Joyeuse**, und der Staatssecretarius **Villeroi** protestireten wider dieselben heftig, als wider solche, welche Ihro Majestät ohne Verletzung ihrer Ehre, und ohne ihre Autorität einzubüssen, nimmermehr zugeben könte. **Guise** und **Epernon** sagten ganz laut, daß, wenn die Regentin ihren Feinden Sicherheitsplätze bewilligte, sie ihres Ortes dergleichen auch begehren, und so gar ausserhalb dem Königreiche Stützen suchen würden. Sie droheten damit nicht undeutlich, daß sie sich mit der Krone Spanien verbinden wolten. Der Anschlag schien um so vielmehr abgemessen zu seyn, da die Minister des Königs **Philipp** frey heraus gesaget hatten h), daß der König ihr Herr die Infantin seine Tochter eher nicht nach Frankreich schicken würde, so lange die Parthey der Feinde des Hauses Oesterreich die Oberhand daselbst hätte. **Maria** von Medicis schien durch die Gründe derer wankend gemacht zu seyn, welche darauf drungen, daß man den Prinz von **Conde** mit offenbarer Gewalt unterdrücken solte. Die Parlamente, die meisten Kriegsbedienten, und mit einem Worte, fast das ganze Königreich stund Ihro Majestät zur Disposition. Unter den Protestanten rührte sich kein Mensch. Der einzige Herzog von **Rohan** konte in die Versuchung gerathen, sich mit dem Prinz von **Conde** zu vereinigen. Allein **Rohan** wolte sich auch eher nicht einlassen, als bis er sehen würde, was die Sachen für einen Gang nähmen. Es mochte aber erfolgen was da wolte, so konte man ihn allezeit dadurch gewinnen, wenn man den reformirten Gemeinden wegen des Pacificationsedicts einige Genugthuung verschaffete, sonderlich aber, wenn man die von Spanien

h) Siri Memorie recondite T. 3. p. 228 sqq.

nien angebotene Hülfe nicht annahm, und deren die Regentin auch nicht benöthiget war. Es fehlete der Königin nicht an Gelde; sie hatte eine schöne Armee auf den Beinen; Conde und die Herren, die es mit ihr hielten, waren bis an die äussersten Grenzen des Königreichs getrieben, sie hatten keine auswärtige Hülfe zu hoffen, und es fehlete ihnen an allem, was zu einem Kriege ganz unumgänglich erfordert wird.

§. 26.

Maria von Medicis würde gewiß diesen Rath, der ihrem Ruhm und Autorität zuträglich war, befolget haben, wo sie nicht durch den Marschal von Ancre und durch den Canzler Sillery davon wäre abgehalten worden. Sie liessen es dabey nicht, daß sie im Staatsrathe allerley Gründe angeführet, um zu erweisen, daß es für sie viel rathsamer sey, dem Prinz von Conde und denen, die auf seiner Seite stunden, den grösten Theil ihrer Forderungen zuzugestehen; sondern sie arbeiteten auch auf diesen Zweck heimlich beym Parlament; sie setzten das Volk zu Paris in Bewegung, daß es mit ziemlichem Trotz um Friede bitten solte. Man nöthigte sogar die Generaldeputirten der reformirten Kirchen, zu sagen, daß, wenn die Königin den geschwornen Feinden ihrer Religion das Commando über die Armee auftrüge, sie solches für eine Erneurung der alten Streitigkeiten zwischen den Häusern Guise und Bourbon ansehen müsten. Bey dieser Verschiedenheit der Meynungen glaubte die Königin, daß sie, um allen Vorwürfen zu entgehen, die man ihr aufs künftige machen könte, einen ausserordentlichen Staatsrath veranstalten, und die Präsidenten des Parlaments und die vornemsten Glieder des Staatsraths zu Paris dazu einladen müste. Alle diese obrigkeitlichen Personen, die vorher vom Canzler Silleri waren gestimmet worden, erkläreten sich für den Frieden. Als der Cardinal von Joyeuse sahe, daß ihre Meynung die Oberhand bekam,

so

so verlies er die Versamlung. **Guise**, **Epernon** und **Villeroi**, nebst einigen andern, die auf den Krieg gedrungen hatten, besorgten, daß sie sich verdriesliche Händel zuziehen möchten, wenn sie sich dem Strom widersetzeten. Sie billigten daher die Fortsetzung des Tractats, der zu Soissons schon war angefangen worden. **Vignier** wurde von der Regentin an den Prinz von **Conde** geschicket, der sich nach St. **Menehoud** begeben hatte. Dieser neue Agent hatte Befehl, Seine Hoheit dahin zu bewegen, die Sache dergestalt einzurichten, daß der Herzog von **Mayenne** und Marschal von **Bouillon** den Tractat mit den Commissarien des Königs, die zu Soissons geblieben, zu Stande brächten, ohnerachtet sich der Prinz und einige Herren wegbegeben hätten. Als **Conde** hierauf durch den **Vignier** antworten lassen, daß sich die Sachen viel besser würden beylegen lassen, wenn der Herzog von **Ventadour** und seine Collegen sich nach **Rhetel** begäben und mit ihm selbst Unterhandlung pflegeten; so lies die Königin einen Befehl an ihre Deputirten ausfertigen, daß sie sich dahin begeben, und die angefangene Commißion zu Stande bringen solten. Sie legete ein Handschreiben bey, das an den Prinzen gerichtet war. Sie versprach ihm in demselben, die doppelte Mariage bis zur Voljährigkeit des Königs, ihres Sohnes, ausgesetzt seyn zu lassen.

§. 27.

Der päpstliche Nuntius erschrack über der Entschliessung, welche **Maria** von Medicis gefasset hatte, sich mit dem Prinz von **Conde** auf solche Bedingungen zu vergleichen, die ihrer königlichen Autorität so nachtheilig waren. Er besorgete, es möchte dieser Tractat den ersten Prinzen vom Geblüt alzumächtig machen, und ihm Mittel und Gelegenheit an die Hand geben, seine Unternehmungen viel weiter zu treiben. **Conde**, sagte der päpstliche Minister, **hat sichs vorgenommen**, die doppelte

pelte Mariage zu trennen. Wie kan er aber zu seinem Zweck gelangen? Er muß von nun an die Hugonottische Parthey unterstützen; er muß die Eingriffe begünstigen, die das Parlament bisher in den Ueberrest der kirchlichen Jurisdiction gethan hat; er muß sich Creaturen bey der Sorbonne verschaffen und die Richeristische Parthey stärken, die nichts anders suchet, als die Autorität des heiligen Stuhls in Frankreich zu Grunde zu richten. Und wenn der Papst einmal dafür angesehen wird, daß er keine Macht habe, über die Canones nach eigenem Gefallen zu dispensiren, wird da auch die Scheidung des verstorbenen Königs von der Margaretha, seiner ersten Gemahlin, bestehen können? Der Prinz von Conde hat alsdann nur Einen Schritt zum Thron übrig. Die Italiänischen Staatsleute treiben zuweilen ihre Schlüsse ins Unendliche hinein. Der Verfasser, der uns diese hohen Speculationen des Nuntius mitgetheilet i), setzet hinzu, daß die Furcht dieses Ministers allenthalben, nur in Frankreich nicht, gegründet gewesen seyn würde. Das Genie der Nation, sagt er, ist so veränderlich, man nimt von einem Tage zum andern so verschiedene und wider einander laufende Maasregeln, daß man von den Bewegungen, die in Frankreich vorgehen, kein gewisses Urtheil fällen kan. Die Betrachtung ist nicht unrecht; man muß sie ihrem Urheber aufrichtig zugestehen. Allein es hätte derselbe billig auch hinzusetzen sollen, daß Conde ein so schwacher Geist, und zu Abfassung grosser Entschliessungen so unfähig gewesen, daß er gewiß der Regentin nie grossen Schaden gethan haben würde, wenn sie ihm auch noch vortheilhaftere Bedingungen zugestanden hätte. Ein edler Venetianer k), der eben dieser Begebenheit in der Histo-

i) Siri Memorie recondite T. 3. p. 241.

k) Nani Historia Veneta L. 1. 1614.

Historie seiner Republik gedacht hat, schreibet: Frankreich hätte sich dadurch auf den Fuß gesetzet, Handlungen zu belohnen, die anderwerts durch Scharfrichters Hände bestrafet würden. Ich billige das so wenig, als er, was man öfters in Frankreich wahrgenommen hat. Bey den Verbindungen, welche die Prinzen und grossen Herren unter dem scheinbaren Vorwande des algemeinen Besten schlossen, waren sie allemal mehr auf ihr eigenes Interesse, als auf die Wohlfart des Volks bedacht. Aber warum behauptet dieser Venetianische Rathsherr so kühn, daß die Unternehmung des Prinzen von Conde und der Herren, die es mit ihm gehalten, des Schwertes würdig gewesen? Es geschiehet dieses anderwerts. Ganz gewiß in solchen Ländern, wo die Regierungsart tyrannisch ist. Man würde sich wundern, wenn man einen Republicaner so reden höret, wenn wir nicht wüsten, daß die Regierungsart zu Constantinopel mehr ein unumschränkter Dominat einiger Adlichen, als eine durch einen wohlgeordneten Senat geführte freye Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ist. Dieser Decemvirat, der noch bestehet, ist eine auf die Erhaltung der Tyranney so künstlich eingerichtete Erfindung, als jemals eine gewesen. Daher zittert auch das Volk sowol als der Adel vor derselben. Die Maximen des Machiavel werden zu Venedig so begierig eingesogen und geübet, als in irgend einem Staat von Italien. Die Unterredung des Prinzen von Conde war weder honett noch klug genung; aber worin war sie strafbar? Man muß gewiß die Machiavellischen Grundsätze stark eingesogen haben, wenn man behaupten will, daß ein erster Prinz vom Geblüt und die Herren vom ersten Range in einem Staat, welche auf die Wiederherstellung guter Gesetze dringen, eine algemeine Versamlung der Stände des Königreichs und den Aufschub einer Mariage begehren, die unter der Minderjährigkeit des Königs wider das wahre Interesse

seiner Krone geschlossen worden; daß, sage ich, solche Personen, die sich der Vorrechte ihrer Geburt und Würde bedienen, und die einige Sicherheit für ihre Personen wider eine verdächtige Regentin und Minister begehren, werth wären auf das Schafot geführet zu werden. Der Prinz von **Conde** ist gar nicht strafbar, daß er sich mit einigen Herren verbunden, um dasjenige zu fordern, davon er in seinem Manifest redet; aber er wählete nicht die rechten Mittel, dadurch was gutes hätte gewirket werden können. Seine Absichten waren weder aufrichtig noch uneigennützig. Die Präsidenten, das Parlament und vornemsten Glieder des Magistrats zu Paris handelten sehr weislich, da sie den Frieden anriethen. Ein bürgerlicher Krieg hätte für Frankreich unglücklich werden können; wenn man aber Friede machte, so war man einer nahen Zusammenberufung der Landesstände versichert. Wohlgesinte Männer würden an der Reformation der Regierung gearbeitet haben, wenn sie besser wären unterstützet worden, und wenn es dem Prinz von **Conde** nicht an Beurtheilungskraft und Aufrichtigkeit gefehlet hätte.

§. 28.

Endlich schloß er seinen Tractat mit der Regentin zu St. **Menehoud** in Champagne den 15ten May 1614. Der Herzog von **Ventadour** und seine Collegen hatten sich dahin zu ihm begeben. Ich werde nicht alle Artikel dieses Tractats anführen. Das Schloß zu **Amboise** solte dem Prinzen bis zur Versamlung der Generalstaaten übergeben werden. Der Herzog von **Nevers** erhielt, nach dem Bericht einiger Schriftsteller, **Saintonge** ob wol im Tractat nichts davon gemeldet wird. Man zahlte ihm auch eine Summe Geldes aus, um ihn wegen seines Hauses schadlos zu halten, welches wegen der zu **Mezieres** angelegten Vestungswerke, die zum Theil geschleifet werden musten, war niedergerissen worden. Nachdem auch **Blavet** und die andern Plätze, die seit einiger

Zeit durch den Herzog von **Vendome** waren bevestiget worden, ebenfals geschleifet worden, so wurde **Cäsar** in sein Gouvernement und in alle seine Bedienungen wieder eingesetzet. Das war alles, was **Vendome** davon trug. Er beklagte sich höchlich gegen den Prinz von **Conde**, daß er bey dieser Unterhandlung so nachgesetzet worden. Anlangend den Marschal, so war er leicht zu befriedigen. Das Geld, das ihm die Regentin auszahlen lies, schien dem **Bouillon** eine gute Vergeltung zu seyn. **Sehet da!** sagte der Herzog von **Rohan**, der besser gesinnet war, als alle andere, die so grossen Lermen machten, **sehet da! wie das Privatinteresse das algemeine Beste des Staats auf einmal in die Vergessenheit gebracht hat.** Die Bedingungen wurden von Seiten des Prinzen von **Conde**, des Herzogs von **Nevers**, von **Longueville**, **Mayenne**, und des Marschals von **Bouillon**, die den Tractat unterzeichnet hatten, schleunig erfüllet; und **Maria** von Medicis bewies sich ihres Ortes nicht weniger pünctlich. Die Herzoge von **Longueville** und **Mayenne** waren die ersten, die sich wieder am Hofe sehen liessen. **Conde** begab sich in sein Haus nach **Valeri**, wo **Descures**, der Gouverneur von **Amboise**, den Ort in seine Hände übergab. Einige Zeit nachher erschien er am Hofe, um beyden Majestäten aufzuwarten. Seine natürliche Veränderlichkeit gestattete ihm nicht lange daselbst zu bleiben. Er war nicht nur darüber verdrieslich, daß seine neuliche Unternehmung die Achtung, die seinem Range gebührete, vermindert hatte, statt dieselbe, wie er geglaubet, zu vermehren, sondern er gerieth auch in einige Versuchung, noch vor der Versamlung der Stände des Reichs Verwirrung anzurichten. Weil er aber seine Maasregeln nicht besser wählete als vorhin, so muste er die Regentin schalten lassen. Sie wolte den Herzog von **Vendome** mürbe machen, der sich wegerte den zu St. **Menehoud** geschlossenen Tractat zu erfüllen.

§. 29.

§. 29.

Wir haben lange nicht von den Jesuiten geredet. Wir werden sie aber sogleich auf den Schauplatz führen, und zwar bey Gelegenheit eines Buches, welches **Svarez**, ein berühmter Gottesgelehrter von dieser Gesellschaft in Spanien, geschrieben. Es führet den Titel: Defensio fidei catholicæ & apostolicæ contra errores sectæ Anglicanæ, oder: **Vertheidigung des catholischen und apostolischen Glaubens wider die Irthümer der Engländischen Secte.** Es fehlet zu Paris nie an Leuten, die auf alle Schritte dieser ehrlichen Väter acht haben, und die es zu einem Stück ihrer Religion machen, ihnen nichts zu übersehen. Kaum war das neue Buch des **Svarez** in Frankreich bekant worden, als man aus demselben Auszüge machte, welche durch die Advocaten des Königs dem Parlament zu Paris vorgeleget wurden. Der Generalprocurator fand das Buch so gefährlich zu seyn, daß er es für seine Schuldigkeit ansahe, um die Verdammung desselben anzusuchen. Die versamleten Kammern sprachen daher den 26sten Junius 1614 das Urtheil darüber, daß es **als ein Buch, darin aufrührische Sätze enthalten wären, die auf den Umsturz des Staats zieleten, und die Unterthanen souverainer Könige, Fürsten und anderer Obrigkeiten verleiteten, sich an ihren geheiligten Personen zu vergreifen, durch Scharfrichters Hände verbrant werden** solte. Es wurde überdis befohlen, daß einige vorhergehende Decrete der Facultät zu Paris, welche die Lehre des **Svarez** verdammen, alle Jahre den 4ten Junius nicht nur in den Schulen der **Sorbonne**, sondern auch in den Schulen des Collegii von **Clermont** und der Barfüssermönche abgelesen werden solten. Die gröste Kränkung für die Gesellschaft der Jesuiten war diese, daß das Parlament Befehl gab, daß die Väter, **Armand**, Rector des Collegii, **Cotton**, Beichtvater des verstorbenen Königs, **Fronton le Duc**

und Sirmond, welche beyden letztern sich durch ihre aufserordentliche Geschicklichkeit berühmt gemachet, den folgenden Tag vor dem Parlament erscheinen solten. Als sie sich einstelleten, so sagte ihnen der erste Präsident im Namen des ganzen Senats, daß das Buch des Svarez, ihres Mitbruders, der Declaration, die sie von sich gestellet, und dem Decret, das der General ihres Ordens 1610 ausgehen lassen, gerade zuwider sey. Man gebot ihnen hierauf, nach Rom zu schreiben, und um die Erneurung und Publication dieses Decrets anzuhalten; hievon in Zeit von sechs Monaten ein Document zu den Acten zu überreichen; ferner dahin zu sehen, daß die Glieder ihrer Societät nicht solche verdamliche und schädliche Lehren vortrügen; und endlich vor dem versamleten Volke das Gegentheil von dieser Lehre des Svarez zu predigen, und daß das Parlament, wenn sie dieses nicht thäten, wider sie als Beleidiger der Majestät und Stöhrer der öffentlichen Ruhe würde verfahren.

§. 30.

Der Französische Hof hatte es wohl vorher gesehen, daß die Procedur des Parlaments zu Paris wider das Buch des Svarez, zu Rom greulichen Lermen nach sich ziehen würde. Denn es war dieses Buch auf Befehl des Papstes geschrieben worden. Es wolte sich aber die Regentin, der das Parlament in der Sache mit dem Prinz von Conde grosse Dienste geleistet hatte, dem Eifer dieses Collegii wider dergleichen schädliche Lehren nicht widersetzen. Die Königin hatte jetzo mehr als jemals Ursache mit dem Parlament behutsam umzugehen, wegen der nahe bevorstehenden Versamlung der Generalstaaten des Königreichs l). So bald Paul V von dem Decret des Parlaments wider das Buch des Svarez Nachricht erhalten hatte, so schickte er den Bischof von Foligni an den Marquis von Trenel, der dem Breves in der Ge-

l) Siri Memorie recondite T. 3. p. 256. 270.

sand-

sandschaft zu Rom gefolget war. Der Prälat hatte Befehl, sich im Namen des Papstes über die Unternehmung der Obrigkeit in Frankreich, und wider den Eingrif, der durch dieses Decret in die Rechte des heiligen Stuhls geschähe, zu beschweren. Es komt, sagte er zum Ambassadeur, Sr. Heiligkeit dieses Verfahren um so viel befremdlicher vor, je mehr er sich von Seiten der Königin von Frankreich Erkentlichkeit vorgestellet. Es ist Ihro Majestät nicht unbekant, wie viel gute Neigung der Papst jederzeit für sie und für den König, ihren Sohn, geäussert. Die Welt weis es, wie viel Eifer der heilige Vater um das Interesse Frankreichs bewiesen hat. Es ist noch nicht lange, als er der Königin seine guten Dienste anbot, um die Zerrüttungen im Königreiche zu stillen. Kaum aber sind sie beygeleget, so komt das Parlament zu Paris, und fasset ein Decret ab, das dem heiligen Stuhl so nachtheilig ist. Sind in dem Buche des Svarez Sätze enthalten, die der Souverainität des allerchristlichsten Königs nachtheilig sind, so konte Ihro Majestät sich darüber beym Papst beschweren; er würde gewiß die Lehre des Verfassers mit der Censur verfolget, man würde ihr hart bestrafet, man würde das, was schädlich ist, aus dem Werke weggestrichen haben. Es haben verschiedene Französische Schriftsteller seit dem Tode Heinrichs IV satyrische Schriften wider den heiligen Stuhl und wider die Person des Papstes herausgegeben; sie haben selbst zu der Zeit seine Autorität niederzuschlagen gesuchet, da er dieselbe zum Besten des Königs und des Königreichs angewendet. Der Bischof von Foligni trug dem Abgesandten auf, der Regentin davon Nachricht zu geben, daß der Papst wider das gewaltthätige Verfahren des Parlaments Beschwerde führe, und Ihro

Majestät zu bitten, daß sie das Decret desselben cassiren lassen möchte.

§. 31.

Als der Marquis von Trenel hierauf beym Papst zur Audienz geführet wurde, so stellete er demselben vor, daß er von der Königin ganz was unmögliches begehre, als welche unter den gegenwärtigen Umständen sich mit dem Parlament zu Paris nicht überwerfen könte. Es wird die Königin, sagte der Abgesandte zum Papst, die guten Dienste, so Ew. Heiligkeit derselben geleistet haben, nie vergessen; aber es wird ihr sehr unangenehm seyn, zu vernehmen, daß Dieselben ein Buch in den Schutz nehmen wollen, dessen Verfasser, statt die Unterthanen zum Gehorsam gegen ihre Souverainen anzuweisen, wozu ihn sein Stand verpflichtet, denselben vielmehr Grundsätze einflösset, die sie empören und reitzen können, sich an ihren Fürsten zu vergreifen. Frankreich beweinet noch die blutige Hinrichtung Heinrichs IV. Seine Parlamente werden nie ablassen, sich solchen Verfassern entgegen zu stellen, deren schädliche Lehre einem so guten Könige den Dolch durchs Herz gestossen hat. Die Obrigkeiten werden nicht aufhören auf die Erhaltung der Person seines Sohnes ein wachsames Auge zu haben, ohne sich dabey von der Ehrerbietung zu entfernen, die sie Ew. Heiligkeit und dem apostolischen Stuhl schuldig sind. Es hat auch das Parlament sich bey der Abfassung seines Decrets so ausgedrucket, daß der rechtmäßigen Autorität der Nachfolger des heiligen Petrus daraus gar nichts nachtheiliges erwachsen kan. Diese Vorstellungen aber rührten den stolzen und entrüsteten Papst gar nicht. Wenn der König von Frankreich, antwortete er, das Decret des Parlaments

nicht

nicht caßiren wird, so will ich nach meiner Einsicht, und nach dem Triebe meines Gewissens handeln. Es darf sich niemand vorstellen, daß die Furcht vor einem Bruch vermögend seyn werde, mich in diesem Vorfal zurückzuhalten. Verschaffet mir der König die Satisfaction nicht, die ich begehre, so werde ich mir selbst Recht verschaffen, und dem Exempel folgen, das mir meine Vorfahren gegeben haben. Hätte ich deswegen einen Nuntius zu Paris, daß er ein Zuschauer der Beleidigungen seyn soll, die man mir zufüget, und der Verachtung, in welcher man die Autorität des heiligen Stuhls mit Füssen tritt: War es denn so was schweres, der Procedur des Parlamentes in den Zügel zu fallen: Ich kenne den Canzler sehr wohl. Die politischen Maximen sind mehr für seinen Geschmack, als die Warheiten der Religion. Der Abgesandte lies sich dadurch nicht abschrecken. Er bat den Papst, daß er nur die Gründe erwegen möchte, die das Parlament bewogen, das Buch des Svarez zu verdammen. Ich habe jederzeit gehöret, setzte er als ein rechtschaffener Cavalier hinzu, daß die Theologie eine heilige Wissenschaft sey. Sie kan daher unmöglich mit einer Meynung bestehen, welche die Ermordung der Könige für was erlaubtes erkläret. Das Parlament stehet in einer unaufhörlichen Verbindlichkeit, die gesunde Theologie im Königreiche zu erhalten, und über der Autorität und Person des Königs zu wachen. Man leget demselben ein Buch vor, welches lehret, daß man in gewissen Fällen sich am Leben der Souverains mit gutem Gewissen vergreifen könne. Soll denn dieses obrigkeitliche Collegium ganz stille sitzen, nachdem zween Könige hinter einander von fanatischen Menschen, die diese verdamte Theologie einge-

sogen, ermordet worden? Paulus antwortete: Es wäre gar nicht die Frage von der Meynung, welche es für erlaubt erkläret, solche Souverains zu tödten, die für Tyrannen erkläret worden. Ich habe selbst, sagte er, verboten dieses zu lehren, und ich weis nicht, ob ich nicht schon zu viel nachgegeben habe. Viele in der Kirche bewährte Schriftsteller halten sie für wahr. Ich beschwere mich nur über die Verurtheilung gewisser in dem Decret angeführter Stellen, welche lediglich die Vorrechte des heiligen Stuhls betreffen. Und was waren das für Stellen? Diejenigen, darin Svarez gelehret hatte, daß der Papst souveraine Fürsten, die für Tyrannen erkläret worden, absetzen könne. Das Geständniß, das damals Paul V ablegete, verdienet wohl angemerket zu werden. Er glaubte, daß er sich um die Könige sehr hoch verdient gemacht, da er verboten, zu lehren, daß sie in gewissen Fällen mit gutem Gewissen abgeschlachtet werden könten; und er behielt sich durch eine dem Nachfolger des heiligen Petrus volkommen würdige Mäßigung das Recht nur vor, sie abzusetzen, nachdem er vorher über sie erkant, daß ihre Herrschaft in eine Tyranney ausgeartet. Trenel antwortete dem Papst sehr artig: Die souverainen Fürsten wären ihm nicht so vielen Dank schuldig, als er glaubte, und es müste Sr. Heiligkeit selbst sehr viel daran gelegen seyn, daß eine solche Lehre aus der ganzen Christenheit verbannet würde. Denn die Protestanten behaupteten, daß die Päpste Ketzer, Tyrannen und Antichristen wären. Wofern nun die Lehre, die Tyrannen abzuschlachten, einstens unter den Christen Fuß fassete, so wäre es gar nichts unmögliches, daß ein fanatischer Hugonot sichs zu Sinne kommen liesse, eine so schöne That zu verrichten, und den Papst zu tödten. Paulus V wurde immer hitziger, statt sich zu mäßigen. Er wiederholete mit einer

zor-

zornigen und drohenden Miene, daß ihn nichts abhalten solte, die Rechte seines Stuhls zu behaupten, wenn der König des Decret des Parlaments nicht caßiren würde. Der Abgesandte antwortete mit einem ganz sanften Ton: Ew. Heiligkeit seyn so gütig, und schlagen ein Mittel vor, das zu Dero Befriedigung gereicher; schreiben Sie an ihren Nuntius; befehlen sie den in Frankreich befindlichen Cardinälen, daß sie mit dem Nuntius auf ein Temperament bedacht seyn sollen, dadurch diese Sache beygeleget werden kan. Die Königin wird gerne alles thun, was sie mit Ehren thun kan. Was aber eine gerichtliche Cassation des Decrets anlanget, so ist dieselbe unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich. Trenel hatte die Absicht, die Sache mit Fleis in die Länge, und in eine Unterhandlung zu ziehen, damit der alte stolze und hämische Papst Zeit haben möchte, sich zu besänftigen, und die Folgen von seiner Drohung zu überdenken. Nach einigen gewechselten Reden fassete er endlich den Entschluß, an den Nuntius zu schreiben, und den Cardinälen Jojeuse, Perron und Rochefoucault Breven zuzuschicken, sich mit dem Nuntius wegen der Satisfaction zu besprechen, die Se. Heiligkeit bey den gegenwärtigen Umständen Frankreichs fordern könte. Indem ich dieses erzähle, so komt mir zweyerley vor, darüber ich mich höchlich wundern muß. Das eine ist der Stolz eines vorgeblichen Statthalters Jesu Christi, der nicht gestatten will, daß gekrönte Häupter sich ihrer Jurisdiction bedienen sollen, sich bey ihrer souverainen und unabhängigen Macht zu behaupten oder ihr Leben gegen Mörder in Sicherheit zu setzen. Sie sollen erst beym Papst die Verdammung eines Jesuiten demüthig suchen, der es für erlaubt hält, sich an ihrem Leben zu vergreifen. Sie sollen es nicht übel nehmen, wenn man in ihren Staaten publiciret, daß der Papst berechtiget sey, ihre Conduite zu untersuchen, und sie ab-

zusetzen,

zusetzen, wenn er glaubet, daß sie ihre Macht tyrannisch mißbrauchen. Das andere, so mich nicht weniger in Verwunderung setzet, ist der seltsame Aberglaube der Souverains von der Kirchgemeinschaft des Papstes. Was für einen zureichenden Grund hat man ihnen doch angeführet, sie zu bewegen, sich dem Ehrgeitz und Stolz des Bischofs von Rom blindlings zu unterwerfen, der eine Religion abscheulich mißbrauchet, deren Grundsätze ihn zu weiter nichts, als zu einem Prediger des Evangelii und zu einem Inspector über eine Particularkirche machen?

§. 32.

Der Regentin von Frankreich und ihren Ministern war es sehr lieb, daß der Marquis **Trenel** den Papst bewogen, den Weg der Unterhandlung zu erwählen, um einige Satisfaction wegen des Decrets des Parlaments zu fordern, darüber er sich so bitterlich beschwerete. Es rührete dieses nicht davon her, als ob man sich in Frankreich vor den Drohungen des alten Mannes gefürchtet hätte. Seine Streitigkeit mit der Republik Venedig hatte die Welt belehret, daß Seine Heiligkeit, wenn sie sich im Zorn vergangen, sichs bald gereuen lasse, und weit beugsamer werde, wenn man derselben zu rechter Zeit Widerstand thue m). Man konte sichs gar nicht vorstellen, daß ein Mann von seinem Alter und von seiner Erfahrung jemals die Unvorsichtigkeit begehen und mit Frankreich brechen werde. Dieser Schritt würde dem Papst und der Römischen Religion weit mehr Tort gethan haben, als denen, die er durch seinen Bannstrahl und Anathema gleich tod machen wolte. Es war dieses eben so viel, als den Protestanten Materie zu einem Triumph an die Hand geben. Sie würden nicht unterlassen haben, des kühnen Stolzes **Pauls** V zu spotten, auf den sie schon so viele sinnreiche und beissende Scherze ersonnen hatten. Er würde sich dadurch den Unwillen

m) Siri Memorie recondite T. 3. p. 269 sqq.

willen aller vernünftigen Papisten zugezogen haben, als welche nicht unterlassen haben würden, einen Ausbruch des Zorns öffentlich zu tadeln, der der Vernunft und dem wahren Interesse der Glieder seiner Kirchgemeinschaft so offenbar entgegen lief. Der Französische Hof entschloß sich daher, das Decret des Parlaments nicht anzutasten. Dieses hatte wichtige Ursachen, dem Buche des **Svarez** einen Schandfleck anzuhängen; und die Umstände der Zeit verstatteten nicht, das erste obrigkeitliche Gericht des Königreichs vor den Kopf zu stossen. Man war nur darauf bedacht, den Papst zu beruhigen, und sich mit Ehren aus der Sache herauszuziehen. Als der Nuntius **Ubaldini** das Breve überreichte, das **Paulus** eigenhändig an die Königin geschrieben hatte, so antwortete sie sehr höflich darauf. Sie gab ihm zu verstehen, daß es ihr lieb seyn würde, wenn der Nuntius mit den Französischen Cardinälen ein Mittel ausfindig machen könte, das zur Befriedigung Seiner Heiligkeit gereichete.

§. 33.

Die Jesuiten zu Rom tobeten weit mehr als der Papst und seine Minister, wegen des Decrets des Parlaments zu Paris. Wenn wir dem Stifter ihres Ordens glauben dürfen, so muß seine Gesellschaft alles thun ad majorem Dei gloriam, **zur grössern Verherrlichung Gottes.** Solte er aber auch wol seinen Jüngern heimlich ins Ohr gesaget haben, daß die Ehre ihrer Gesellschaft ihnen weit lieber seyn müsse, als die Ehre Gottes und das Beste seiner Kirche? Wenigstens sind die Jesuiten wirklich so gesinnet gewesen, seit dem sie angefangen haben, sich in der Welt hervorzuthun. Diese ehrlichen Väter machen sich aus dem sehr wenig, was ein öffentliches Aergerniß verursachet, und eine Spaltung in der Kirche anrichtet, wenn es auf die Rettung oder Vermehrung der falschen Ehre ihrer Gesellschaft ankomt. Dieses bewiesen sie ganz offenbar in der Sache, davon hier die Rede ist. Hät-

te **Paulus** V sich den ersten Bewegungen seines **Stolzes** und Zorns überlassen, so hätte er Frankreich eben so verlieren können, wie **Clemens** VII England verloren hatte. Und es lag gewiß nicht an den Jesuiten, daß der Papst nicht eben diesen Fehler begieng. Sie gaben sich zu Rom alle nur ersinliche Mühe, daß das **heilige Officium** die Ehre des **Svarez** retten, das Decret des Parlaments zu Paris für ketzerisch erklären und es auf dem Anger der Flore durch Scharfrichtershände verbrennen lassen solte. Um nun diesem wütenden Eifer in den Zügel zu fallen, so muste ihnen der Marquis von **Trenel** zu verstehen geben, daß sie Gefahr liefen, zum zweytenmal aus dem Königreiche Frankreich verbannet zu werden. Der Hof befahl auch den vornemsten Jesuiten zu Paris, daß sie ja unverzüglich nach Rom schreiben, und ihren ungezogenen Mitbrüdern ernstlich andeuten möchten, daß, so bald der Papst etwas gewaltthätiges beschliessen oder unternehmen würde, Seine Majestät solches den Aufwiegelungen der Gesellschaft zuschreiben, und es auf eine empfindliche Art zu ahnden wissen würde.

§. 34.

So bald der König gegen das Ende des Monats September majorenn geworden, so war es eine seiner ersten Bemühungen, dem Papst einige Satisfaction zu verschaffen. Nachdem sich daher Seine Majestät das Decret des Parlaments bey versamleten Staatsrathe vortragen lassen, so befahl er, eine andere Acte auszufertigen, darin **Ludwig** XIII, nachdem er seinen Eifer um den apostolischen Stuhl, und das Verlangen, den Papst zufrieden zu stellen, bezeuget, sich dahin erklärete, daß die Volziehung des vom Parlament abgefaßten Decrets weder der rechtmässigen Autorität des Papstes noch auch den Vorrechten des heiligen Stuhls, die seine Vorfahren jederzeit erkant hätten, nachtheilig seyn solle n). Als diese Decla-

n) Siri Memorie recondite T. 3. p. 303.

Declaration dem Nuntius **Ubaldini** vorgelesen wurde, so lies er sichs beykommen, darüber zu chicaniren, da man darin gesetzet hatte, daß die weltliche Macht der Könige schlechterdings souverain und unabhängig sey. Nach dem Geschmack dieses Italiänischen Ministers hies dieses so viel, als die Ansprüche des Römischen Hofes ungebürlich verwerfen, als welcher will, daß die gekrönten Häupter wenigstens in gewissen Fällen der Autorität des Papstes unterworfen seyn sollen. Allein man bekümmerte sich nicht um das Raisonniren des Nuntius. Sein Herr war mit der Erklärung des Königs so wenig zufrieden, als er. **Paulus** V sagte ohne alle **Umstände**, daß dieselbe der Beschimpfung der Lehrsätze des **Suarez** nicht abhülfe, welche die Autorität beträfen, die Jesus Christus dem heiligen **Petrus** und seinen Nachfolgern ertheilet hätte. **Dieser Verfasser**, sagte der Papst als ein der heiligen Schrift und des christlichen Alterthums gründlich erfahrner Theologus, **dieser Verfasser** hat guten Grund zu behaupten, daß ich die Macht empfangen habe, ketzerische Regenten zu excommunicciren, ja sie gar abzusetzen, wenn sie bey ihren bösen Gesinnungen hartnäckig beharren, und wenn sie ihre Unterthanen nöthigen wollen, dieselben anzunehmen. Hätte Jesus Christus diese Macht dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern nicht gegeben, so würde er für die Erhaltung der Kirche nicht gehörig gesorget haben. Da bewahre mich Gott vor, daß ich mich einer niederträchtigen Untreue schuldig machen, und die Vertheidigung der Rechte des heiligen Stuhls Petri, darauf mich Gott gesetzet hat, fahren lassen solte. So vortheilhaft ist der Plan für den Ehrgeitz der Päpste, nach welchem, ihrer Meynung nach, Jesus Christus seine Kirche regieren muß. Wer hat ihnen denn gesagt, daß der Heiland der Welt keine so gute Ordnung in seiner Religion vestgestellet haben würde, wenn er sich

nicht

nicht nach dem vortreflichen System gerichtet, welches sie uns vorlegen? Hat sie denn etwa Gott zu seinen Rathgebern gemacht? Es müssen also die alten Päpste, die keinen **Constantius**, keinen **Valens**, keinen **Julianus Apostata** abgesetzet haben, entweder grobe Ignoranten, oder niederträchtige Uebertreter gewesen seyn. Ists aber auch glaublich, daß ihnen die Macht nicht bekant gewesen, die ihnen Jesus zum Besten seiner Kirche gegeben? Haben sie aber davon gewust, warum haben sie denn dieselbe nicht wider solche Kaiser gebrauchet, welche theils die heidnische Abgötterey wieder einführen, theils ihre Unterthanen zwingen wolten, einer Ketzerey beyzutreten, die unter allen, die jemals entstanden, die verderblichste war?

§. 35.

Um eines so albernen und lächerlichen Grundes willen wolte **Paulus** V niemals mit der Declaration des Königes zufrieden seyn. Er beharrete trotzig dabey, und begehrete es mit einem drohenden Ton, daß das Decret des Parlaments gerichtlich cassiret werden solte. Man muste sich aufs Bitten und künstliche Ränke legen, um nur die Volziehung desselben eine Zeitlang aufzuhalten. Nur die schwache **Maria** von Medicis hatte ihren Sohn beredet, **Paul** V diese Satisfaction zu verschaffen. Es war gar nicht nöthig, sich einer solchen niederträchtigen Gefälligkeit gegen einen Papst zu bedienen, dessen Drohungen auf ein leeres Polterwerk hinausliefen. Was hätte er denn machen wollen, wenn sich ihm der Hof widersetzet hätte? Die Generalstaaten des Königreichs waren beysammen. Man drang bey ihrer Versamlung darauf, daß die Lehre des **Svarez** und seines gleichen für ketzerisch und schädlich erkläret werden solte. Hätte der stolze **Borgheſe** sichs in den Sinn kommen lassen, mit seinem Bannstrahl loszubrechen, so würde derselbe in Frankreich weit mehr seyn verachtet worden, als vor einiger

Zeit

Zeit in Venedig geschehen war. Wenn man einige Mönche und Geistliche ausnimt, so würde sich das ganze Königreich empöret haben. Es ist aber nicht das erstemal, daß man in Frankreich wider die stolzen Ansprüche der Italiäner greulich gelermet, und nachher mit vielem Uebelstande nachgegeben hat. **Ludwig** XIV hat bey der höchsten Stufe seiner Macht sich auf eine weit schimpflichere Art zum Ziel geleget, als sein Vater gethan, da er kaum majorenn worden war. Er hat zur Behauptung seiner souverainen Macht Declarationen herausgegeben; die Bischöfe haben eine so dreiste Sprache geführet, als sie sonst nicht gethan; die Französischen Minister und Abgesandten haben dem Papst selbst in seinem Vatican Hohn gesprochen. Worauf sind denn aber die Appellationen an ein Concilium und die andern Proceduren des Parlaments wider den Römischen Hof hinausgelaufen? Darauf, daß man dem Papst die Ehre der Clerisey aufgeopfert, die alles auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät gethan hatte.

§. 36.

Maria von Medicis war in weit verdrieslichere Händel verwickelt, als die waren, die sie zu Rom wegen des Buches des **Svarez** hatte, das vom Parlament zu Paris war verdammet worden. Der Marschal von **Ancre** und die Staatsminister lebten in beständiger Uneinigkeit. Man hatte sich im vorhergehenden Jahr bemühet, sie mit einander auszusöhnen. Der Marquis von **Coeuvres** gab sich deswegen alle ersinliche Mühe. Es schien, als ob die zwischen dem Marquis von **Villeroi**, einem Enkel des Staatssecretair dieses Namens, und der Tochter des **Conchini** geschlossene Mariage, einen Frieden, an dem man bisher so sorgfältig gearbeitet hatte, bevestigen würde o). Es sey nun aber, daß dieser, nachdem er

o) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

er zu einer der ersten Würden des Königreichs erhoben worden, sich vorgestellet, daß die Parthey nicht wichtig genung sey für einen Mann, der alles seyn wolte; oder daß **Dolee**, der vertraute Freund des Marschals, der auf den **Villeroi** übel zu sprechen war, und den er beschuldigte, daß er sein Wort wegen einer ihm versprochenen Bedienung nicht gehalten hätte, nicht ablies, diesen Minister dem **Conchini** verdächtig zu machen; oder daß noch ein anderes geheimes Interesse, das wir nicht wissen, vorgewaltet: genung, der Marschal von **Ancre** und **Villeroi** waren noch nie so über den Fuß gespannet gewesen, als jetzo. Der Canzler **Silleri** und der Staatssecretair lebeten in ganz offenbarer Feindschaft. Der eine wolte den andern vom Hofe verjagen. **Silleri** erhielt endlich die Oberhand, da er vom **Conchini** unterstützet wurde. Alle diese Mißhelligkeiten waren den Angelegenheiten der Regentin nachtheilig. Ihre Minister und ihr Liebling hatten ihre Freunde und Feinde am Hofe und bey der Parthey des Prinzen von **Conde**, welche sie bald vorzuziehen, bald zurück zu halten suchten, nachdem sie es ihrem eigenen Glück zuträglich zu seyn erachteten.

§. 37.

Es war noch eine andere Sache vorhanden, welche die Regentin beunruhigte. **Cäsar**, Herzog von **Vendome**, hörete nicht auf, in seinem Gouvernement von **Bretagne** alles zu verwirren. Voll Verdruß, daß der Prinz von **Conde** ihn in dem zu St. **Menehoud** geschlossenen Tractat alzusehr verlassen, wolte er an das nicht gebunden seyn, was man für ihn darin versprochen. Allein **Cäsar** war nicht mächtig genung, den Krieg in **Bretagne** allein auszuhalten. Die vornemsten Städte und das Parlament erklärten sich für den Hof. Weil er nun nicht wuste, was er anfangen solte, um sich furchtbar zu machen, und die Regentin zu Gewährung besserer Bedingungen zu nöthigen; so versuchte er es, ob er bey dem

dem Herzog von **Rohan** was ausrichten könte. La Roche **Gifart**, ein protestantischer Edelman von Breton, übernahm es, im Namen des **Cäsar** nach St. **Jean d' Angeli** zu reisen, und dem Herzoge von **Rohan** die besten Versicherungen zum Vortheil der Reformirten zu geben, wenn er sich mit dem Herzog von **Vendome** vereinigen würde. **Rohan** antwortete, es thäte ihm leid, daß das Interesse des **Cäsar** zu St. **Menehoud** so schlecht beobachtet worden; allein der Herzog von **Vendome** müste unter den gegenwärtigen Umständen seinen Schmerz verbeissen, und sich mit der Regentin je eher je lieber vergleichen. **Er ist nicht vermögend**, setzte **Rohan** hinzu, **Widerstand zu thun. Was will er anfangen, wenn der Hof Gewalt wider ihn gebrauchet: Er ist alsdann ohne alle Hofnung verloren** p).

§. 38.

Der Herzog von **Rohan** war selbst bey der reformirten Parthey nicht so mächtig, dieselbe in Bewegung zu bringen, wie sichs **Vendome** vorstellete. **Rohan** hatte einen Versuch gemachet, eine algemeine Versamlung derer, die sich zu dieser Religion bekanten, zu **Tonneins** in **Gascogne** zu Stande zu bringen, wo man zu gleicher Zeit einen Nationalsynodus halten wolte. Ich weis nicht, ob der Herzog damit umgegangen, eine Entschliessung daselbst zu bewerkstelligen, die zum Vortheil des Prinzen von **Conde** und der mißvergnügten Herren gereichen solte; allein **Pleßis Mornay**, der nicht gerne zugeben wolte, daß die Reformirten sich in einen schlecht überlegten bürgerlichen Krieg einlassen solten, wendete diesen Streich glücklich ab q). Die Zusammenberufung, welche das reformirte Consistorium in Niederguienne, auf Anstiften des Herzogs von **Rohan**, veranlasset hatte, wurde für widerrechtlich erkläret, und der Nationalsynodus, der unter

p) Memoires du Duc de *Rohan*.

q) Vie du *Pleſſis Mornay* L. 3.

der weisen und gottseligen Regierung des **Pleßis** stund, wolte sich in keine politischen Händel mischen. Der König von England, der immer sehr geneigt war, sich in theologische Streitigkeiten zu mengen, und seine eigenen vornemsten Geschäfte darüber zu vergessen, hatte bey Gelegenheit eines Streits, der zwischen dem **Moulin** und **Tilenus**, die beyderseits Professores zu **Sedan** waren, wegen der Wirkungen der persönlichen Vereinigung entstanden war, an diese Versamlung geschrieben. Der Synodus glaubte diese Streitigkeit zu dämpfen, die zwischen zween Gottesgelehrten ausgebrochen war, die mit einander disputireten, ohne daß einer den andern verstund. Man ersuchte den **Pleßis Mornay**, sie zu vergleichen. Er übernahm diesen Antrag, und erreichte seinen Zweck glücklich. Man mag entweder die alte oder die neue Historie durchgehen, so wird man schwerlich einen Mann finden, der mit diesem zu vergleichen. Er war so stark in den Wissenschaften als in den Staatsangelegenheiten; er vertheidigte seine Religion; er setzte die verworrensten theologischen Fragen aus einander; er unterstützte durch seine Klugheit die reformirten Kirchen; er arbeitete in den schwersten Staatsangelegenheiten; er ertheilete den Staatsministern, den Fürsten, ja selbst den Königen guten Rath, und sie höreten ihn alle mit Vergnügen.

§. 39.

Da die Regentin den Vorsatz gefasset hatte, den Krieg, so viel als nur möglich, zu vermeiden, so schickte sie den Marquis von **Coeuvres**, der erst neulich von seiner Gesandschaft aus Italien zurückgekommen war, nach **Bretagne**, um den Herzog von **Vendome** zu gewinnen. **Coeuvres** wäre zwar dieser Reise gerne überhoben gewesen; allein er muste gehorchen. Er besorgte, es möchte ihm von seinen Feinden eine gefährliche Commißion seyn aufgetragen worden, um sich zwischen der Königin und dem Herzoge zu klemmen, dessen naher Anverwandter

ter er von Seiten der berühmten **Gabriele von Etrees** war. Anfänglich richtete der Marquis nichts aus. Er überschrieb nur die Klagen, die von Seiten der Herzoge von **Vendome** und **Retz** geführet wurden, welche dafür hielten, daß der zu St. **Menehoud** geschlossene Tractat für sie alzunachtheilig ausgefallen sey. **Maria** von Medicis befahl ihm, daß er sogleich wieder zurückkommen und dem Herzog von **Vendome** sagen möchte, daß die Königin die neuen Vestungswerke zu **Blavet** nicht würde schleifen lassen, wo man nicht die Garnison herauszöge, und an deren statt Schweitzer hinein legte. **Vendome** ergab sich auf diese und einige andere Bedingungen, die ihm waren vorgeschlagen worden. Der König und die Königin, seine Mutter, reiseten nach Orleans, in der Absicht, über die **Loire** zu gehen, und nach **Poitou** und **Bretagne** zu reisen. Der Marquis von **Coeuvres** that eine dritte Reise nach Bretagne. Er lies die Schweitzer in **Blavet** einrücken, und als der Herzog von **Vendome** die Waffen niedergeleget hatte, so wurde er durch ein Manifest, welches der König den 14ten Julius zu Orleans ausfertigen lies, in sein Gouvernement wieder eingesetzet.

§. 40.

Der Prinz von **Conde** hatte gleichfals von seinem neuen Gouvernement zu Amboise Besitz genommen. Als er da angekommen war, merkte er gar bald, daß ihm der Hof nichts sonderliches gegeben, und daß er keine grossen Vortheile von dem Pfandorte haben würde, darum er so angelegentlich angehalten. Er wurde darüber unruhig; er suchte neue Gelegenheit Händel zu machen, und war darauf bedacht, der Regentin völlig fürchterlich zu werden. Er reisete nach **Saumur** zum **Pleßis Mornay**, und der Herzog von **Rohan** muste nach **Roche des Aubieres** in Anjou kommen. Er glaubte, daß, wenn er diese beyden Männer zur Seite hätte, die unter den Protestanten in Frankreich in so grossem Ansehen stunden, die

ganze protestantische Parthey sich bey der ersten Gelegenheit für ihn erklären würde. Der Prinz gab sich alle Mühe, den **Pleßis Mornay** zu bereden, daß er das gröste Vertrauen zu ihm hätte. Er wolte seine Entfernung vom Hofe und seine Unternehmung wider die Regentin entschuldigen. Er entdeckte ihm seine vorgeblichen Absichten, warum er eine algemeine Versamlung der Generalstaaten des Königreichs begehret; er stellete ihm vor, was für Vortheile man zur Abstellung der Mißbräuche davon haben könte; er bat den **Pleßis**, ihm guten Rath zu ertheilen und gegen ihn frey heraus zu gehen. Der erfahrne **Mornay** wuste gar wohl, was **Conde** zu thun fähig war. Er ermahnete ihn daher nur mit algemeinen Ausdrücken, den Frieden im Königreiche zu erhalten, die besten Maasregeln zum Wohlergehen des Staats zu erwählen, dessen gegenwärtiger Zustand keine gewaltsamen Mittel gestatte; mit der Königin Einen Strang zu ziehen, damit ihr Mißverständniß nicht etwa den guten Erfolg der nahe bevorstehenden Versamlung hindern möchte; und endlich den Rath vernünftiger und erfahrner Personen wegen der Mißbräuche zu hören, die bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen abgeschaffet werden könten. Als der Prinz von **Conde** sahe, daß **Pleßis** so leicht nicht zu gewinnen wäre, so stellete er sich an, als ob er dessen Rath sehr wohl aufgenommen hätte. Er ersuchte denselben sogar, einen Aufsatz von dem zu entwerfen, was bey der Versamlung der Staaten abzuhandeln wäre. Indes reisete der Prinz, der nicht in der Absicht nach **Saumur** gekommen war, dergleichen weise, aber seinen Neigungen zuwiderlaufende Anschläge zu hören, schleunig ab, und gieng nach **Roche des Aubieres**, wo **Rohan** und **Soubise** auf ihn warteten.

§. 41.

Der Prinz führte gegen sie harte Beschwerden wider den Marschal von **Bouillon**. Er ist es, sagte er, der

der die vornemsten Personen von meiner Parthey abspenstig gemachet hat. Er hat sich alles zu Nutze machen wollen. Hätten alle andere einen so guten Willen bezeuget, als der Herzog von Nevers; so hätte ich nicht nöthig gehabt, mich so bald mit dem Hofe zu setzen. Ich weis gar wohl, daß sie einige Ursachen haben, sich darüber zu beschweren, daß ich sie einzuflechten gesuchet, da mein Tractat beynahe schon völlig zu Stande gekommen war. Es war nicht meine Absicht, denselben so bald zu vollenden. Aber konte ich es auch anders machen? Der Marschal von Bouillon betrog mich. Jedoch wir sind, Gott sey Dank, nicht ohne Hülfsmittel. Es wird meine Parthey bey der nächsten Versamlung der Stände des Königreichs mächtig und zahlreich genung seyn. Die mit mir vereinigten Grossen des Reichs werden die Regentin schon zwingen können, ihre Conduite zu ändern. Es wird nicht schwer halten, ihre Autorität einzuschränken, und in der Verwaltung der Staatsangelegenheiten merkliche Veränderungen zu veranstalten. Wird uns die Königin das abschlagen, worum wir bitten, so werden wir einen desto scheinbarern Vorwand haben, zu den Waffen zu greifen. Es fehlet in Frankreich nie an Mißvergnügten. Es ist eine grosse Menge vom Adel und von Soldaten vorhanden, die sich wider die Regierung erklären werden. Ohnerachtet nun der Herzog von Rohan andere Maximen hatte als Pleßis Mornay, und sein wider den Hof geschöpfter Verdruß ihn zu kühnen Entschliessungen sehr fähig machte; so war er doch so vorsichtig, daß er sich mit dem Prinz von Conde nicht einlies. Er lies es dabey bewenden, dem Prinzen nur zu sagen, daß er sich auf die Generalstaaten des Königreichs keine so grosse Rechnung machen möchte. Die Königin, setzte er hin-

zu, wird bey denselben mehr Anhang haben, als sie. Diejenigen, auf welche sie jetzo am meisten bauen, werden sie verlassen, statt sie zu unterstützen. Furcht und Hofnung sind die beyden grossen Triebfedern, welche die Glieder der Versamlungen in Bewegung setzen. Sie sind weder im Stande, sie durch grosse Belohnungen zu locken, noch durch Drohungen zu erschrecken. Die Königin hat Aemter und Ehrenstellen zu vergeben. Sie kan denen viel Unlust verursachen, die sich ihrem Willen widersetzen. Wer wird sich für sie und wider Ihro Majestät erklären? Glauben sie mir nur sicherlich, mein Herr, daß die Generalstaaten des Königreichs ihnen völlig zuwider seyn werden. Als Conde sahe, daß diese Unterredung nichts zur Beförderung seiner neuen Entwürfe beytrug, so besorgete er, daß dieselbe bey der Regentin einigen Verdacht erwecken möchte. Er schrieb daher sogleich an den Präsident **Jeannin**, daß er sich nur darum mit dem Herzog von **Rohan** besprochen hätte, damit er sich nicht mit dem Herzog von **Vendome** verbinden möchte. Was für Niederträchtigkeit, was für schimpfliche Kunstgriffe werden nicht von Leuten gebraucht, die durch ihre Geburt über andere so hoch erhaben sind! Muste denn **Conde**, um sich beym Hofe zu entschuldigen, den Herzog von **Rohan** in den Verdacht setzen, als ob er ein geheimes Verständniß mit dem Herzog von **Vendome** unterhielte? Der Prinz wuste, daß **Rohan** dem **Vendome** gerathen, den Tractat zu St. **Menehoud** genehm zu halten. **Rohan** hatte dieses dem **Conde** gesagt, der sich sehr vergnügt darüber anstellete, daß man diesen Rath einem jungen Menschen ertheilet, der seinem Verderben entgegen eilete.

§. 42.

Der Prinz von **Conde** hatte noch einen andern Anschlag im Kopfe. Er wolte sich von **Poitiers** Meister machen.

machen. Der Herzog von **Roannez**, Gouverneur der Stadt, unterhielt ein geheimes Verständniß mit ihm, und der Marquis von **Bonnivet** solte Adliche versamlen, um die Unternehmung, damit man umgieng, ausführen zu helfen. Es kam die Zeit heran, da ein Burgemeister erwählet werden solte; und es wurden mancherley Cabalen in der Stadt angeleget. **Roannez** und die andern Freunde des **Conde** hatten eine verabredet, der zufolge dieser wichtige Ort einer ihrer Creaturen überliefert werden solte. **Chataigner**, der Bischof von Poitiers, benachrichtigte die Regentin von den verschiedenen heimlichen Ränken, und er erregte bey derselben grossen Verdacht, daß der Prinz von **Conde** ein geheimes Vorhaben im Schilde führen müsse. Der Hof war dem Prälaten für diese Entdeckung dankbar. Man befahl ihm, daß er auf alles ein wachsames Auge haben, und sich, so viel als möglich, den Intriguen des Gouverneurs und der Freunde des Prinzen von **Conde** widersetzen solte. **Chataigner**, der etwas mehr verstund, als das Breviarium herzubeten, brachte den grösten Theil der Einwohner auf seine Seite, er lies die Wachen allenthalben verdoppeln, und ward dadurch mächtiger als der Herzog von **Roannez** in der Stadt war. Seine Wachsamkeit und Vorsichtigkeit machte die Parthey des Prinzen von **Conde** schüchtern. Er wartete in **Anjou** mit Ungedult auf eine Nachricht, wie es mit dem für ihn zu **Poitiers** verabredeten Anschlage ablaufen würde. Um nun seine Freunde aufzumuntern, daß sie von ihrem Vorhaben nicht ablassen möchten, so schickte er einen Edelman, Namens **Latrie**, an sie ab. Allein die vornehmen Leute verderben öfters ihre Sachen, wenn sie alzuhoch her fahren. **Conde**, der voll Verdruß darüber war, daß es der Bischof dabey noch nicht bewenden lies, daß er ihm offenbar entgegen arbeitete, sondern daß er auch schimpflich von ihm geredet; **Conde**, sage ich, schrieb einen stachlichten und beleidigenden Brief an den **Chataigner**, den ihm **Latrie** einhändigen solte. Der Prä-

lat wurde dadurch immer mehr in seiner Meynung bestärket, daß der Prinz wider die Stadt etwas Böses im Sinne hätte. Er fassete daher den Entschluß, sich öffentlich am Conde zu rächen, und zu verhindern, daß er sein gefaßtes Vorhaben nicht ausführen solte, es möchte auch kosten was es wolte.

§. 43.

Nachdem Chataigner sich mit einigen seiner Anverwandten und Freunde besprochen hatte, so hielten sie es für rathsam, den Emissarius des Prinzen von Conde aus der Stadt zu schaffen. Gewisse abgerichtete Leute überfielen den Latrie und verwundeten ihn durch verschiedene Flintenschüsse. Der Bischof lies in der Stadt Lermen machen, daß man dieselbe den Feinden des Königs übergeben wolle. Das Volk lief zusammen, die Thore wurden verschlossen, die Ketten vorgezogen, und verschiedene Gegenden der Stadt wurden verrammelt. Der Bischof erschien bewafnet, mit der Pique in der Hand ermahnete er die Einwohner, daß sie auf ihrer Hut seyn möchten. Der Herzog von Roannez, Gouverneur von Poitiers, eilete alsbald aus seinem Hause herzu, das nicht weit von der Stadt lag. Er befahl, daß man die Barricaden niederreissen und dem Bischof zu Leibe gehen solle, um von ihm die Ursache dieses ausserordentlichen Tumults zu erfahren. Das Volk aber, das durch das Gerücht, als ob der Prinz von Conde in der Gegend der Stadt angekommen wäre, noch mehr war erhitzet worden, überfiel den Gouverneur, und verwundete ihn leicht im Gesichte. Der Bischof, auf dessen Anstiften dieses alles geschahe, stellete sich an, als ob er den Roannez in seinen bischöflichen Palast aufnehmen, und ihn gegen die Wuth des Pöbels in Sicherheit setzen wolte. Unter diesem Vorwande versicherte man sich der Person des Herzogs, und Charaigner ertheilete, kraft einer von der Königin erhaltenen Commißion, alle nöthige Befehle zur Sicherheit der

Stadt.

Stadt. Wie artig lies es, da aus einem Bischof ein Soldat und Befehlshaber worden war! Mit dem Degen in der Hand that er alle Nachte die Ronden durch die Stadt, er sprach den Soldaten einen Muth zu, und theilete ihnen aus seinen eigenen Mitteln Geld aus. Die Gegenparthey unterlies nicht, ihm die empfindlichsten Vorwürfe zu machen; allein der ehrliche Prälat kehrete sich daran nicht. Er lies eine Schutzschrift herausgeben, deren Verfasser bewies, daß es den Geistlichen erlaubt sey, im Fall der Noth zu den Waffen zu greifen. Der Herzog von **Roannez** schätzte sich für glücklich, da er die Freyheit erhielt, wieder in sein Haus zu gehen. Einige Glieder der Stadtobrigkeit und die vornemsten Bürger, die es mit der Parthey des Prinzen und des Gouverneurs gehalten, verliessen die Stadt. **Latrie**, dessen Wunden nicht gefährlich waren, entwischte gleichfals, und traf den **Conde** unterweges an, der mit grosser Eilfertigkeit nach Poitiers gieng, in der Absicht, seine Parthey zu unterstützen. Allein der gute Prinz hatte seine Maasregeln schlecht gewählet.

§. 44.

So bald **Pleßis Mornay** durch einen Expressen vom Prinz **Conde** benachrichtiget worden, daß er auf Poitiers zu marschire, um sich wegen der Beleidigung zu rächen, die ihm in der Person des **Larrie** widerfahren, so schickte er schleunig einen Cavalier an ihn ab, und lies ihn höchlich bitten, daß er sich ja nicht selbst in diese Sache einlassen, sondern es dabey bewenden lassen möchte, an den König zu schreiben, und von dem Gerechtigkeit zu fordern. **Eine Person von Dero Range**, schrieb Pleßis an den **Conde**, **stehet allezeit in Gefahr, beschimpfet zu werden, wenn sie sich mit einem erhitzten Pöbel abgiebt, und ausser Stande ist, sich bey demselben furchtbar zu machen.** Die Einwohner von **Poitiers haben sich ehedem gewegert,**

dem

dem Könige Heinrich III ihre Thore zu öfnen. Sie werden dieselben auch gewiß vor dem ersten Prinzen vom Geblüt verschliessen. Um Gottes willen schreiten Sie zu keinen Thätlichkeiten, und bieten Sie den benachbarten Adel nicht auf, ihnen Beystand zu leisten. Die Königin wird gewiß glauben, daß dieses eine Folge von Dero Unterredung mit dem Herzog von Rohan sey, und daß Sie willens wären, neue Händel anzufangen. **Ein Prinz muß nie einen Schritt thun, wenn er vorher sieher, daß er genöthiget werden könne, wider seinen Willen rückwerts zu gehen** r). Conde hatte weder so viel Einsicht noch auch so viel kaltes Blut, sich einen so guten Rath zu Nutze zu machen. Er gieng daher auf Poitiers los, und hatte nur wenig Leute in seinem Gefolge. Er merkte gar bald, daß **Pleßis** nicht übel gerathen hätte. Man verschloß die Thore vor dem Prinzen. Die Einwohner griffen zu den Waffen, und schossen unter die, so er bey sich hatte. Voll Zorn über diese neue Beleidigung gieng er nach Chateleraut mit einigen Adlichen zurück, die sich mit ihm vereiniget hatten, und lies seinen Zorn an einem Landgute des Bischofs von Poitiers aus, darauf er unterweges sties. Von Chateleraut schrieb er an die Regentin, beschwerete sich über die Einwohner zu Poitiers und begehrete von ihr Gerechtigkeit; sie aber lachte im Herzen über die Beschimpfung, die er sich aus Uebereilung selbst zugezogen hatte.

§. 45.

Diese neuen Bewegungen, deren Folgen furchtbar waren, nöthigten die Regentin zu der Entschliessung, mit dem Könige ihrem Sohne nach **Poitou** und **Bretagne** zu reisen, zugleich aber auch die Armee aufbrechen zu lassen. Man streuete ein Gerücht aus, daß der Gesundheitszustand des jungen **Ludwigs** so schlecht sey, daß er nicht

r) Vie du *Plessis Mornay* L. 8.

nicht lange mehr leben könte. Das beste Mittel nun, dieses Gerücht zu widerlegen, den Herzog von **Vendome**, der in Bretagne viel Unheil anrichtete, zu bändigen, und den unruhigen Prinz von **Conde** im Zügel zu halten, war dieses, daß man den König mit nach **Poitou** und **Bretagne** nahm, und ihn dem Volke in den Provinzen zeigete. Mitlerweile schickte **Maria** von Medicis den **Monpezat** an den Prinz von **Conde**. Man speisete ihn mit guten Worten ab. **Mazurier**, Raketenmeister, bekam Befehl, nach Poitiers zu gehen. Man trug ihm entweder eine wahre oder verstelte Commission auf, um wider die Leute eine Untersuchung anzustellen, denen man es doch sehr wohl auslegte, was sie wider den Prinzen von **Conde** unternommen hatten. **Monpezat** lag ihm eifrig an, daß er sich aus **Poitou** wegmachen möchte. **Die Königin, sagte man zu ihm, wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.** Mazurier **ist deswegen nach Poitiers geschicket worden.** Der Prinz aber, der durch den Adel und durch die Soldaten, die ihm der Marquis **Bonnivet** zugeführet hatte, war verstärket worden, wegerte sich, abzureisen, bevor er nicht Satisfaction erhalten.

§. 46.

Er gerieth aber in die äusserste Verlegenheit, als er erfuhr, daß beyde Majestäten zu Orleans, und daß die Truppen im Anmarsch begriffen wären. In der Ungewißheit, wozu er sich entschliessen solte, stellete er sich zuweilen an, als ob er zum Herzog von **Rohan** nach St. **Jean d'Angeli** gehen wolte. Allein was konte er sich für Beystand von der reformirten Parthey versprechen? Man war daselbst gar nicht willens, sich um eines Prinzen willen zu bewegen, der in allen seinen Handlungen leichtsinnig und unvorsichtig war. **Ich sehe gar nicht ab, sagte Pleßis Mornay** f), **was der Prinz von der Rei-**

se

f) Vie de M. *Plessis Mornay* L. 3.

se nach St. Jean d'Angeli für Nutzen haben kan. Gehet er mit wenig Volk dahin, so wird man ihn verachten. Stellet er sich mit einem grossen Gefolge ein, so wird solches seinem Wirth, dem Herzog von Rohan, ungelegen seyn. Kan er sich auch vorstellen, daß die Einwohner von St. Jean d'Angeli geneigt seyn werden, sich die ganze Macht des Königs dadurch auf den Hals zu ziehen, wenn sie einen Prinzen aufnehmen, der gegen die Religion, die seine Väter vertheidiget haben, schlecht genug gesinnet und dabey ausser Stande ist, unsern Kirchen ersprießliche Dienste zu leisten? Conde sahe wohl vorher, daß der Herzog von Rohan nicht vermögend seyn würde, die ganze protestantische Parthey an sich zu ziehen, so lange Pleßis Mornay dabey beharrete, den Reformirten zu widerrathen, an diesen Bewegungen Theil zu nehmen. Der Prinz schrieb daher an den Pleßis, und wolte ihn um Rath fragen. Seine wahre Absicht aber gieng dahin, den Reformirten wegen der Reise beyder Majestäten bange zu machen. Diese Reise, schrieb er, ist aus einer von diesen drey Ursachen unternommen worden. Solte man nicht etwa willens seyn, denen, die sich zu eurer Religion bekennen, dasjenige zu nehmen, was ihnen der verstorbene König gegeben? Einige halten dafür, daß man die Infantin in Empfang nehmen, und die Mariage Seiner Majestät volziehen wolle. Ich habe auch Ursache zu besorgen, daß man mich hier überwältigen will. Sagen sie mir daher, setzte Conde hinzu, was ich unter diesen Umständen thun soll. Pleßis begrif gar wohl, daß man unter dem Schein, ihn um Rath zu fragen, nur seine Meynung herauslocken wolte. Er antwortete daher dem Prinzen, daß die Reise des Königs die reformirten Gemeinden im geringsten nicht beunruhigen würde. Wir sind überzeugt, sagte er, daß die

Köni-

Königin gar wohl einsiehet, daß sie das Königreich in Feuer und Flamme setzen würde, wenn sie gestattete, die von unserer Religion jetzo gewaltthätig anzugreifen. Ich weis gar wohl, daß gewisse Leute das Gerücht ausgesprenget, als ob die Königin die Infantin in Empfang nehmen wolle. Muß denn aber ein Prinz seine Entschlissungen nach dem Geschwätz des Pöbels einrichten? Liegen denn in den Häfen, die Spanien am Weltmeer hat, Schiffe bereit? Hat man denn die Galeeren zu Barcelona ausgerüstet? Die Infantin kan jetzo nicht anders als übers Meer nach Frankreich kommen. Die Spanier sind viel zu stolz. Glauben sie ja nicht, daß sie die älteste Tochter ihres Königs incognito zu uns schicken werden. Sie wird gewiß eher nicht abgehen, als bis der Hof zu Madrid gewiß weis, daß die Prinzeßin als Königin wird aufgenommen werden, so bald sie einen Fuß in Frankreich setzet. Ich zweifle nicht daran, daß Ihro Majestät entweder nach Bretagne wider den Vendome, der den zu St. Menehoud geschlossenen Tractat noch nicht angenommen, oder vielmehr nach Poitiers gehen werde. Ihre Gegenwart ist daselbst schlechterdings nöthig. Es können dahero Ew. Hoheit nichts bessers thun, als daß sie sich auf eine gute Art aus der Gegend von Poitiers wegziehen. Es muß ihrer eigenen Reputation daran gelegen seyn, nicht so lange zu warten, bis man sie dazu nöthiget. Der Herzog von Mayenne war damals zu Chateleraut. Er war mit Bewilligung des Hofes dahin gegangen, und er drang in den Prinz Conde, Ihro Majestät unverzüglich zu gehorchen. Von dieser neuen Rüstung hatte er nichts anders als die Schande, daß er sich auf seinem Landgute Chateauroux in Berri verstecken muste. Er unterstund sich nicht, sich in seinem

neuen

neuen Gouvernement von Amboise sehen zu lassen. Diejenigen, die an seiner statt an den Pfandörtern, die er so eifrig gesuchet hatte, das Commando führeten, scheueten sich so wenig vor ihm, daß sie der Königin die Schlüssel überreicheten, als dieselbe kurz nachher durchreisete. Die Königin schien die eitlen Bemühungen dieses Prinzen zu verachten, da sie ihm einen Ort lies, den sie ohne allen Widerstand hätte wegnehmen können.

§. 47.

Die **Regentin** war bemühet, den **Verdacht** niederzuschlagen, den der **Prinz von Conde** und seine Emissarien wegen der Reise beyder Majestäten unter den reformirten Gemeinden zu erregen suchten. So bald demnach der Hof zu Orleans angekommen war, so schickte **Maria von Medicis** einen Cavalier mit einem Creditiv nach **Saumur.** Er solte den **Pleßis** versichern, daß die Armee des Königs nicht in die Provinzen kommen werde, die jenseit der **Loire** lägen, daß die Königin an die Volziehung der Mariage vor dem algemeinen Landtage nicht dächte, sondern daß man nur den Herzog von **Vendome** zu paaren treiben wolle, der täglich neue Schwierigkeiten machte, dem Tractat von St. **Menehoud** beyzutreten, ohnerachtet der Marquis von **Coeuvres** bereits zwo Reisen nach **Bretagne** gethan, um ihn zur Beobachtung seiner Pflicht zu bewegen. Der Hof reisete von **Orleans** nach **Tours.** **Pleßis** wurde von Ihro Majestät eingeladen, daß er sich daselbst einfinden möchte. Man streuete ein Gerücht aus, daß der König und die Königin auf ihrer Reise nach **Bretagne** nicht durch **Saumur** gehen würden. **Man will,** sagten einige Leute, **nicht gerne Ihro Majestäten der Discretion des eifrigsten Hugonotten, der nur in Frankreich ist, überlassen.** Diese Worte verdrossen den **Pleßis Mornay** gewaltig. Er fassete den Vorsatz, sich bey der Königin darüber zu beschweren. **Madame,** sagte

te dieser Edelman, der in seiner Tugend den Aristides und die Catonen übertraf, ich glaube dem Gerüchte nicht, das man ausgestreuet hat. Solte man aber in Dero Staatsrath Eurer Majestät vorgestellet haben, daß die Person des Königs zu Saumur nicht sicher seyn würde, so ist dieses die gröste Beleidigung, die man uns zufügen kan. Das Gouvernement von Saumur ist mir als eine Belohnung und zum Unterpfande des Tractats, den ich zwischen dem verstorbenen Könige und seinem Vorfahren zu Stande gebracht, anvertrauet worden. Die Unterhandlung, die ich damals so glücklich geendiget, hat sehr vieles dazu beygetragen, daß der verstorbene König den Thron seiner Vorfahren besteigen können. Da sey Gott vor, daß der Ort, den er mir anvertrauet hat, dem Könige seinem Sohne jemals verdächtig werde. Diese Freymüthigkeit gefiel der Königin. Sie kam ihr als eine höfliche Einladung vor, nach Saumur zu kommen Du Pleßis hatte binnen der Zeit, da sich die Königin zu Tours aufhielte, verschiedene besondere Audienzen bey ihr. Sie redete sehr gerne mit ihm von dem damaligen Zustande der Sachen des Königreichs. Er seines Ortes liessichs angelegen seyn, der Regentin öfters zu empfehlen, daß sie ja einen bürgerlichen Krieg aufs möglichste zu verhüten suchen möchte. Nichts, sagte er, schwächet die Autorität des Souverains so sehr. Ich habe von dem verstorbenen Könige öfters gehöret, daß er eher nicht wahrer König gewesen, als bis die bürgerlichen Kriege gedämpfet gewesen. Man mag Ew. Majestät von unserer Religion sagen was man will, so können sie gewiß versichert seyn, daß sie keine getreuern Unterthanen haben als diejenigen, die ihnen aus dem Triebe des Gewissens gehorchen. Wenigstens haben wir den Vorzug vor unsern Feinden, daß wir zwischen Gott und

Sr. Majestät keine Macht und Herrschaft erkennen. Die Grundsätze unserer Religion gestatten uns nicht, irgend einige Gemeinschaft mit Auswärtigen zu haben, die dem Staat oder der Autorität des Königes nachtheilig seyn kan. Vergönnen sie mir, Madame, ihnen zu sagen, daß man sie zu einem ganz unnöthigen Aufwande des Geldes verleitet, wenn man sie beredet, einige von unserer Religion an sich zu ziehen. Wir kennen diese niederträchtigen Seelen sehr wohl. Man betrüget Ew. Majestät, wenn man ihnen saget, daß sie ihnen nützliche Dienste leisten würden. Ich will Denselben ein ganz unbetrügliches Mittel anzeigen, dadurch sie ohne Geldkosten alle Reformirten in Dero Devotion haben können. Sie dürfen nur befehlen, daß das schleunig erfüllet werde, was man uns versprochen; daß man bey unsern Beschwerden uns Gerechtigkeit widerfahren lasse; daß man die Zweydeutigkeiten, die sich in den Edicten befinden, etwas günstiger auslege; daß man uns etwas bewillige, dadurch der Friede unserer Kirchen sicher gestellet werden kan, und dabey den Römischcatholischen gar kein Eintrag geschiehet. Der brünstige und aufrichtige Eifer, den ich im Dienst Ew. Majestät besitze, treibet mich an, wider mich selbst zu reden. Folgen sie dem Vorschlage, den ich denselben zu thun mir die Freyheit genommen habe; sie können uns, wenn es ihnen beliebig ist, unsere Aemter und unsere Besoldungen nehmen. Unsere Gemeinden, wenn sie unter dem Schutz Ew. Majestät Ruhe geniessen, werden sich weder um mich noch um einen andern Grossen des Reichs bekümmern. Der Vorschlag war edel, und einem warhaftig christlichen Staatsmanne völlig geziemend. Er würde für solche nützlich gewesen seyn, die keine andere Absicht gehabt, als

die

die Ruhe des Königreichs durch Handhabung der Gerechtigkeit, und einige an die Reformirten gewendete Freygebigkeiten zu erhalten. Allein man wolte sie verderben. Um nun ein Vorhaben auszuführen, damit man schon seit hundert Jahren umgegangen war, so konte der Hof keine tauglicheren Maasregeln fassen, als daß er diejenigen bestach, die in den reformirten Gemeinden in Credit und Ansehen stunden. Der Ehrgeitz und Geldgeitz dieser Herren und einer grossen Zahl protestantischer Edelleute haben ihrer Religion weit mehr Schaden gethan, als der Haß des Papstes und der Clerisey, als der blinde und abergläubige Eifer der Könige und Königinnen von Frankreich. Hätten die Herzoge und Pairs, die Marschalle von Frankreich, die vornehmen Herren und Adlichen so viele Religion und Ehrlichkeit besessen, als **Pleßis Mornay**, so zweifle ich sehr daran, ob der Sohn desjenigen, dessen Historie ich schreibe, sich unterstanden haben würde, die reformirten Gemeinden seines Reichs zu Grunde zu richten. Die Nachkommenschaft eines verderbten und gegen die Religion schlecht gesinten Adels, beklaget jetzo die betrübten Folgen von der Niederträchtigkeit ihrer Vorfahren.

§. 48.

Die Regentin empfieng zu Tours Briefe vom Herzog von **Mayenne**. Er gab ihr Nachricht, daß der Prinz von **Conde** sich nach **Chateauroux** begeben hätte, und daß er vor der Hand nichts von einer Satisfaction redete wegen der Beleidigung, die ihm zu Poitiers widerfahren. Er handelte darin klug, da er sich aus einer Beleidigung nichts zu machen schien, dafür der Hof gewiß niemals die Genugthuung würde gewähret haben, die der Hof begehrete. Der Bischof war bey der Königin alzuwohl angeschrieben. Er gieng ganz dreiste mit zweyhundert Einwohnern nach Tours, um Ihro Majestäten zu bitten, daß sie nach **Poitiers** kommen möch-

ten. Der Tag, an welchem **Chataigner** zeigete, daß er das Handwerk eines Capitain besser verstünde als das Amt eines Bischofs, war seiner Meynung nach der Tag der Freyheit für **Poitiers**. Beyde Majestäten reiseten dahin. Sie wurden mit aller ersinnlichen Freude und lautem Zujauchzen empfangen. Man erwählete einen Burgemeister, und **Mazurier** bekam Befehl, als Intendant über das Justizwesen daselbst zu bleiben. **Rochefort**, des Königs Generalstatthalter in der Provinz, legte bald nachher seine Bedienung nieder. Der Graf von **Rochefoucaut**, der es mit der Parthey der **Guisen** hielte, bekam sie. Dieses alles geschahe nicht ohne Absichten. Man wolte sich **Poitou** versichern, um die Infantin von Spanien in Empfang zu nehmen, wenn es Zeit seyn würde. Der Herzog von **Rohan** wurde durch den **Villeroi** benachrichtiget, daß sich die Königin wundern würde, wenn sie ihn nicht am Hofe sähe, da sie so nahe bey St. **Jean d'Angeli** wäre; daher er so gleich beyden Majestäten aufwartete. Er wurde sehr liebreich aufgenommen, und die Regentin, die ihn gerne an sich ziehen wolte, lies sich von ihm das Wort geben, daß er sich mit den Landständen von Bretagne, die sich zu **Nantes** in Gegenwart beyder Majestäten versamlen würden, einfinden, und alsdenn zu der angeordneten Versamlung aller Landesstände kommen wolle.

§. 49.

Maria von Medicis, die darüber vergnügt war, daß sich alles vor ihr schmiegete, nahm ihren Weg durch **Angers** nach **Nantes**. Bey ihrem Zuge durch **Saumur** wolte sie dem **Pleßis Mornay** ein Merkmal ihres Zutrauens gönnen. Er gieng dem Könige unter Begleitung von zweyhundert Adlichen entgegen. So bald der junge **Ludwig** das Schloß betreten hatte, wolte **Plessis** die Besatzung abmarschiren lassen; allein Seine Majestät gab es nicht zu. **Wir haben**, sagte der Gouverneur,

neur, die Pfandörter nicht wider unsere Könige bekommen. Sie haben uns dadurch nur gegen unsere geschwornen Feinde in Sicherheit setzen wollen. Wenn Ew. Majestät uns die Ehre thun, dahin zu kommen, so verlangen wir keine andere Sicherheit, als Dero eigene Person. Als der Herzog von **Vendome** sahe, daß beyde Majestäten gerade auf ihn zugiengen, so legte er sich zum Ziel. Man gab ihm neue schriftliche Versicherungen seiner Wiederherstellung, die vom Parlament zu **Rennes** registriret wurden. Er muste aber zu seinem Verdruß erfahren, daß bey der Versamlung der Landesstände dieser Provinz hart wider ihn geredet und Entschliessungen gefasset wurden, die für seine Person beleidigend, seinem Interesse aber völlig zuwider waren. Ein so schlechter Anfang verkündigte dem **Cäsar Vendome** auf die Zukunft nichts gutes. Er wuste sich niemals weder Hochachtung noch Furcht zuwege zu bringen. **Heinrich** IV sein Vater hatte ihn mit der Erbin des Hauses **Mercoeur** vermählet, die eine der reichesten Privatpersonen in Europa war. Diese fast unermeßliche Reichthümer, die sie ihm zugebracht hatte, brachte er in kurzer Zeit durch.

§. 50.

Maria von Medicis reisete triumphirend nach Paris zurück. Sie fand daselbst, daß der Hof durch einen Prinzen vom Geblüt vermindert worden war. Diese Lücke bedeutete nicht viel. **Franciscus** von **Bourbon**, Prinz von **Conti**, der den 13ten August starb, stellete nichts grosses in der Welt vor. Seine Witwe tröstete sich gar bald über dem Verlust eines schwachen Mannes. Desto heftiger verliebte sie sich in den **Bassompierre**, und es soll unter ihnen eine Verbindung geschlossen gewesen seyn, die man Mariage de conscience nennet. **Entragves**, die Schwester der berüchtigten Marquise von **Vernueil** und Tochter der **Maria Touchet**, einer Maitresse,

treffe König Carls IX, wolte dem Bassompierre einen Proceß wegen eines ehelichen Versprechens an den Hals werfen. Dieser Avanturier hatte zu gleicher Zeit zwey Weiber. Die erste war aus einem Hause, das mehr durch galante Frauenzimmer, die entweder in dasselbe gezogen worden, oder aus demselben entsprossen, als durch Heldenthaten berühmt war. Die andere, die eine Tochter des Herzogs von Guise und Witwe eines Prinzen vom Geblüt war, hätte dem Bassompierre grosse Ehre bringen können. Allein durch ein seltsames Geschick wolte er die erste nie für seine rechtmäßige Frau erkennen; die andere aber wolte ihre Ehe mit ihm nie kund werden lassen.

§. 51.

Während daß die Regentin das Vergnügen genoß, das der gute Erfolg ihrer Reise nach Poitou und Bretagne ihr verursachte, machten sich die Spanier den geheimen Vergleich geschickt zu Nutze, den sie mit Maria von Medicis gemacht hatten, und der darauf abzielete, sie in ihrer Autorität in Frankreich erhalten zu helfen, wenn sie ihrer Seits ihre Absichten auf die Deutschen und Italiänischen Angelegenheiten unterstützte, oder wenigstens denselben öffentlich keine Hindernisse in den Weg legte. Diese falsche Staatsklugheit einer Regentin, die das lächerliche Vorurtheil hegte, daß ihr die Hülfe des Papstes und des Königes von Spanien zur Unterstützung ihrer Autorität unumgänglich nöthig wäre, hatte sie schon zu viel wichtigen Fehlern wider das wahre Interesse ihres Sohnes verleitet. Jetzt legte sie neue Beweise hievon ab. Man hätte nie zugeben sollen; daß die Erzherzoge der catholischen Niederlande den Marquis Spinola mit einer mächtigen Armee nach Deutschland geschickt, und den Reichsbann, in welchen die Stadt Aachen vom Kaiser erkläret worden war, volzogen hätten, oder, daß sie sich unter diesem Vorwande vieler

wich-

wichtigen Plätze in den Clevischen und Jülischen Staaten bemächtiget hätten. Seit der Vermählung des Prinzen von Neuburg mit **Magdalena** von Bayern, war das Mißverständniß zwischen ihm und dem Prinzen von **Brandenburg** immer grösser geworden. Sie waren nur darauf bedacht, sich sowol von innen als von aussen wider einander zu verstärken. Zwey sehr verblendete, in dem Herzen eines jungen Prinzen aber überaus lebhafte Leidenschaften, der Ehrgeitz und der Zorn wegen einer öffentlichen Beschimpfung, hatten den Prinzen von Neuburg angetrieben, sich mit dem Kaiser, mit dem Könige von Spanien und mit den Erzherzogen der catholischen Niederlande zu verbinden. Er machte sich die Hofnung, daß das Oesterreichische Haus und die catholische Ligue in Deutschland, deren Haupt der Herzog von Bayern war, ihn zum Besitz aller Staaten der streitigen Erbschaft verhelfen würden, so bald er sich zu der catholischen Kirche bekant haben würde. Diese Art, sich wegen der Beleidigung, die ihm der Churfürst von Brandenburg zugefüget hatte, zu rächen, schien für Neuburg vortheilhafter und rühmlicher zu seyn. Er erklärete sich demnach den 15 May dieses Jahres 1614 zu Düsseldorf für einen Römischcatholischen. Man kan leicht glauben, daß der Prinz einige Zeit verstreichen lassen, ehe er die Augspurgische Confeßion öffentlich abschwur, weil er sich schmeichelte, daß, so lange man ihn noch für einen Protestanten halten würde, er mit leichterer Mühe sein Vorhaben würde volziehen, und sich von einigen Hauptstädten der streitigen Erbschaft allein Herr machen können. Es geschah auch deshalb nicht ohne Ursach, daß, da er im Monat Merz zu Jülich sich befand, er dem Gouverneur des Schlosses **Pitham** sagen lies, daß er mit seinem Gefolge in das Schloß eingelassen zu werden verlangte. Der Officier, der dem Brandenburgischen Hause mehr zugethan war, als dem Neuburgischen, weigerte sich, den Prinzen aufzunehmen, und wenn er auch nur allein kom-

men wolte. **Pitham** stützte sich auf einen Artikel des zwischen den beyden Häusern gemachten Vergleichs, vermöge dessen die Gouverneurs der Schlösser und Vestungen keinem von den besitzenden Prinzen ohne Beyseyn des andern einen Eintritt verstatten solten. Da also der Gouverneur bey seiner Entschliessung fest verblieb, so sah sich **Neuburg** genöthiget, seine Reise nach Lüttich fortzusetzen. Er besuchte daselbst den Churfürsten von Cöln, seinen neuen Bundesgenossen. Der Churfürst von Brandenburg versuchte bald nachher, Düsseldorf zu überrumpeln; es gelung ihm aber dieser Streich so wenig, als der andre. Die Staaten der vereinigten Provinzen, die Churfürsten und Fürsten des Reichs, welche Freunde von beyden Häusern waren, ermahneten sie vergebens zum Frieden. Das Mißtrauen wuchs von Tage zu Tage, besonders nachdem **Neuburg** die Religion verändert hatte. Die Staaten der vereinigten Provinzen unterstützten nunmehr den Prinzen von Brandenburg. Es war ihrem Interesse gemäß zu verhindern, daß nicht die ganze Clevische und Jülichsche Erbfolge auf einen Prinzen fiel, der dem Oesterreichischen Hause ergeben und mit der catholischen Ligue in Deutschland verbunden war. Brandenburg gab seine Einwilligung, daß sie sich der Stadt und des Schlosses Jülich versicherten, Besatzung darein legten, und beydes sequestrirten. Die Unternehmung gieng vermittelst des **Pitham**, den man zu gewinnen gewust hatte, glücklich von statten. Er nahm Soldaten und Officiers auf, die von dem Prinz **Moritz** von Oranien abgeschickt wurden. **Neuburg** hatte gleichfals die List gebrauchet, sich von Düsseldorf Herr zu machen, wo er sich aufs beste befestigte. Diese beyderseitige Unternehmungen Brandenburgs und Neuburgs schienen Vorspiele eines öffentlichen Krieges zu seyn, der bald zum Ausbruch kommen würde. Man redete zwar in einer zu Wesel gehaltenen Unterredung von einem Vergleiche; allein, da der Prinz von Neuburg seine zusammengebrach-

te Truppen nicht aus einander gehen lassen wolte, bevor nicht die Stadt und das Schloß Jülich in den Stand wieder gesetzet würden, in welchem beyde gewesen wären, ehe die Holländische Besatzung daselbst eingerücket; so trennete man sich, ohne etwas beschlossen zu haben. Jeder dachte auf weiter nichts, als sein Recht durch öffentliche Gewalt und durch Hülfe seiner Bundesgenossen zu behaupten. Die Sache lief aber ganz anders ab, als es sich die beyden Prinzen einbildeten. Die Spanier und die Staaten der vereinigten Provinzen theilten fast die ganze streitige Erbschaft unter sich, unter dem Vorwande, jene dem Hause Neuburg, und diese dem Churfürsten von Brandenburg zu Hülfe zu kommen.

§. 52.

Der Kaiser **Rudolph** hatte die Stadt Aachen wegen der Veränderung, die die protestantische Parthey daselbst 1611 in dem Rathe vorgenommen hatte, in die Reichsacht erkläret. Da aber dieser Prinz mit Tode abgegangen war, ehe der Erzherzog **Albrecht**, sein Bruder, und **Ernst** von Bayern, damaliger Churfürst von Cöln, die von Sr. kaiserlichen Majestät ihnen aufgetragene Commißion, die Einwohner zu Aachen wieder zum Gehorsam zu bringen, hatten volstrecken können, so erklärete der Herzog von Zweybrücken, Administrator des Churfürstenthums Pfalz und Reichsvicarius während des Interregni, alle Proceduren und alles, was **Rudolph** wider die Stadt Aachen befohlen hatte, für null und nichtig t). Als ihm sein Bruder **Matthias** gefolget war, so beschwerete man sich bey dem kaiserlichen Hofe über das Verfahren des Herzogs von Zweybrücken, und die Catholiken drangen auf die Volziehung der von dem verstorbenen Kaiser bekant gemachten Acht. Se. Majestät bewilligten ohne viele Schwierigkeit eine Sache, die der Papst und die Spanier in seinem Rathe unterstützten.

t) Mercure Francois 1614.

Er glaubte überdem, daß der Herzog von Zweybrücken die Grenzen seiner Autorität überschritten hätte, und des Kaisers seiner zu nahe getreten wäre, indem er dasjenige für nichtig erkläret, was Rudolph vor seinem Tode verordnet hätte. Die Stadt Aachen wurde also von neuem den 20sten Februar dieses Jahres 1614 in die Reichsacht erkläret. Dem Erzherzoge Albrecht und Ferdinand von Bayern, dem Nachfolger Ernsts im Churfürstenthum Cöln, wurde aufgetragen, dieses neue Mandat volziehen zu lassen. Albrecht stelte sogleich grosse Werbungen in den seiner Herrschaft unterworfenen Niederlanden an. Die Staaten der vereinigten Provinzen, die auf das Verhalten der Spanier in ihrer Nachbarschaft sehr aufmerksam waren, traten gleichfals in die Waffen. Die Staatsklugheit erforderte, daß sie auf ihrer Hut waren, und sich demjenigen widersetzten, was das Oesterreichische Haus auf die Clev- und Jülichschen Staaten, die demselben sehr wohl anstanden, versuchen wolte. Es war nicht nöthig, eine so ansehnliche Macht auf den Beinen zu haben, um die Stadt Aachen sich wieder unterwürfig zu machen. Man sahe wohl, daß sie ein wichtigeres Vorhaben auszuführen willens waren. Die beyden Armeen machten einige Zeit hindurch nicht die geringste Bewegung. Jeder schien sich zu fürchten, den Vorwurf auf sich zu laden, daß er den Waffenstilstand, der zwischen den Erzherzogen und den Generalstaaten der vereinigten Provinzen errichtet worden war, gebrochen habe. Frankreich und England musten sich natürlicher Weise zu Schiedsrichtern aller dieser Zwistigkeiten aufwerfen, und verhindern, daß das Oesterreichische Haus auf die streitige Erbfolge nichts unternähme. Philipp hatte aber in dem Französischen und Engländischen Staatsrathe seine Anhänger. Versichert, daß Jacob und Maria von Medicis ihn in seinen Unternehmungen nicht stören würden, faßte er den Entschluß, daß Spinola, General seiner Truppen in den Niederlanden, aufs eheste, unter dem

Vor-

Vorwande der wider die Stadt Aachen publicirten Acht, den Marsch antreten, und sich auf dem Rückzuge der besten Plätze in den Clev- und Jülichschen Staaten bemächtigen solte. Dis war ein Mittel, in Zukunft über eine schöne Erbschaft nach Gefallen zu disponiren. Die Unternehmung der vereinigten Provinzen auf die Stadt und auf das Schloß Jülich schien dem Oesterreichischen Hause eine hinlängliche Ursach zu seyn, um dasjenige zu rechtfertigen, was es schon längst auszuführen willens gewesen war.

§. 53.

Spinola erschien also mit einer Armee ohngefähr von dreyßigtausend Mann im Felde. Er gieng bey Mastricht über die Maas und schloß in der grösten Geschwindigkeit Aachen ein. Die Einwohner, die viel zu schwach waren, einigen Widerstand zu thun, baten gleich des andern Tages um Gnade, und unterwarfen sich Sr. kaiserlichen Majestät. **Spinola**, als Herr der Stadt, setzte die alten catholischen Magistratspersonen wieder ein, und verdrengete die Protestanten. Man setzte einige von denen, die an der im Jahre 1611 geschehenen Veränderung Antheil genommen hatten, ins Gefängniß, und andre retteten sich, so gut sie konten, über die Stadtmauern. Nachdem **Spinola** in Aachen alles nach seiner Phantasie eingerichtet hatte, gieng er auf die Clevischen Staaten los. **Düren** eröfnete ihm seine Thore, und von da marschirte er nach **Mühlheim**, wo er die Festungswerke niederreissen und die Graben anfüllen lies, vermöge gewisser kaiserlicher Mandata, die die Stadt Cöln erhalten hatte; welche sich beständig der Erbauung einer neuen Stadt, die die Prinzen von Brandenburg und Neuburg daselbst vor einigen Jahren hatten anfangen lassen, widersetzet hatten. Durch die Vereinigung der von Neuburg ihm zugeführten Truppen verstärkt, belagerte endlich der Spanische General Wesel, nahm es ein, und bemächtigte sich Duisburg und vieler andern Plätze.

§. 54.

§. 54.

Moritz, Prinz von Oranien, der sich damals an der Spitze einer Armee von achtzehntausend Mann in der Schenkenschanz befand, machte seiner Seits gleichfals Anstalten, einige Plätze in die Hände zu bekommen. Er bemächtigte sich in sehr kurzer Zeit Emmerich, Rees und einiger anderer Städte. Es trug sich hiebey etwas besonderes zu. Zwo feindliche Armeen nahmen die Clev- und Jülichsche Erbschaft in Besitz, ohne den unter ihnen geschlossenen Waffenstilstand zu brechen, ohne sich angreifen zu wollen, und ohne den Degen gegen einander zu ziehen u). Der wachsamste von beyden Generalen griff am weitesten um sich. Wenn der eine einen Platz eingenommen hatte, so zog sich der andere ohne die geringste Schwierigkeit zurück. Man saget, daß **Maria** den **Spinola** nur fragen lassen, in was für eines Prinzen Namen er mit gewafneter Hand in die Länder gerücket? und daß **Spinola** dadurch geantwortet, da er dem Prinzen **Moritz** eben diese Frage vorgeleget. **Spinola** unterstund sich den **Moritz** anzugreifen, dessen Armee tapfrer und im Kriege geübter war, als die seinige, und **Moritz** wolte die Truppen, welche die Hauptmacht der vereinigten Truppen ausmachten, nicht aufs Spiel setzen. Er glaubte, daß die Generalstaaten genug Ehre und Vortheil haben würden, wenn er ohne einige Gefahr die Clev- und Jülichsche Erbschaft mit dem Könige von Spanien theilte. Die beyden Generale fuhren in ihren Unternehmungen fort, ohne sich mit etwas anders zu beschäftigen, als aufmerksam und wachsam zu seyn. **Spinola** machte damit den Beschluß, daß er einen Theil seiner Armee nach dem Herzogthum Jülich abschickte, wo sie sich noch einiger Plätze bemeisterte. **Moritz** schickte aus eben dieser Ursach den Prinzen **Friedrich Heinrich**, seinen Bruder, in die Grafschaft Mark. Eine neue Art Krieg zu füh-

u) Interets des Princes par Ms. de *Rohan* P. 2. Discours 5.

führen, und doch dem äusserlichen Ansehen nach von beyden Seiten gute Freunde zu bleiben.

§. 55.

Man darf sich nicht wundern, daß der König von England, die Regentin von Frankreich und die deutschen protestantischen Prinzen sich als müßige Zuschauer aller dieser Bewegungen in einer Sache verhielten, welcher sich diese Mächte anfänglich so sehr annahmen. Was war aber die Ursach hievon? **Maria** von Medicis, die dem Hofe zu Madrid völlig ergeben war, lies es dabey bewenden, Versprechungen zu thun, und Gesandschaften abzuschicken, um einen Vergleich vorzuschlagen. **Jacob**, dessen Staatsrath eben sowol als der Französische an Spanien verkauft war, glaubte, nicht schuldig zu seyn, mehr zu thun, als die Regentin. Und was konten die deutschen Prinzen machen, die von beyden Kronen verlassen und unter sich uneinig waren? Man muste sich indessen bey dieser Gelegenheit nicht völlig unwirksam beweisen; die Clev- und Jülichsche Erbschaft schien demjenigen in die Hände zu fallen, der am ersten zugreifen würde x). Frankreich, England, Dänemark, die vereinigten Provinzen, der Pfalzgraf, der Churfürst von Cöln und einige andere deutsche Fürsten schickten endlich ihre Minister nach **Santen**, woselbst sie sich über die Mittel, allen diesen Unruhen Einhalt zu thun, berathschlagen, und diesen langen Streit zu endigen suchen solten. Nachdem Brandenburg und Neuburg ihre Forderungen und Ansprüche schriftlich übergeben hatten, setzte man einen Vergleich auf, den die beyden Prinzen so lange beobachten solten, bis der Streit durch den Weg des Rechts entschieden worden wäre *). Da aber die Artikel derselben von Spanien und von den Staaten

x) Mercure Francois 1614.

*) Man liefet diesen Provisionalvergleich in **Meterens** niederländischer Historie Th. 2. B. 31. 1614; wie auch in **Rousets** Histoire sub lit. G.

Staaten der vereinigten Provinzen ratificiret werden solge, so standen der Volziehung solche Hinderniſſe im Weten, daß es unmöglich war, die Sache zu Ende zu bringen. Die Staaten schoben die Ursache hievon auf **Spinola**, und Spanien auf dem Prinz **Moritz** y). Lasset uns die Warheit gestehen. Weder der eine noch der andere sehnete sich nach einem Vergleiche. Jeder suchte sich dasjenige recht zu Nutze zu machen, was er in Besitz genommen hatte.

§. 56.

Der glückliche Fortgang der Spanischen Waffen in Deutschland schien die Minister des catholischen Königes noch weit stolzer in Italien zu machen. **Inojosa**, Gouverneur von Mailand, besaß aber weder die Geschicklichkeit noch die Tapferkeit des **Spinola**. Der Herzog von Savoyen hielt sich öffentlich über die Drohungen auf, womit man ihn von Seiten des Königs von Spanien beständig überhäufte z). **Bin ich versichert**, sagte er, **daß mich Frankreich nicht angreifen wird, so werde ich mich gegen den catholischen König wohl zu vertheidigen wissen. Ist es uns unbekant, was Spanien jezt zu thun vermögend ist: Es fehlet viel daran, daß es noch eben so furchtbar als unter** Carl V **und in den ersten Jahren der Regierung seines Sohnes seyn solte. Der Herzog von Savoyen ist nicht der mächtigste Nachbar Philipps; er fürchtet ihn aber vielleicht weniger, als ein anderer** a). Auf eine solche Art entschlossen, sein Ansehen wider Leute, die mit ihm beständig als Herren redeten, zu behaupten, bereitete sich **Carl Emanuel** zu einem öffentlichen Bruche mit Sr. catholischen Majestät vor.

Kaum

y) Meteren niederländische Historie Th. 2. B. 31. 1614.

z) Nani Historia Veneta, L. 1. 1614.

a) Siri Memorie recondite. Tom. 3. pag. 242. 243 &c. Mercure Francois 1614.

Kaum hatte der Marquis von **Coeuvres** Italien verlassen, als die Spanier, zufrieden, nunmehr die einzigen Schiedsrichter der Streitigkeiten zwischen Savoyen und Mantua zu seyn, den Herzog **Carl Emanuel** nochmals ersuchen liessen, die Heirath seiner Tochter der Witwe des Herzogs **Franz**, mit dem Cardinal **Ferdinand**, Herzoge von Mantua, zu volziehen, und die Waffen ehestens aus den Händen zu legen. Man versprach ihm sogleich nachher an der Beylegung seines Streits mit dem Cardinal Herzoge zu arbeiten. **Carl Emanuel** gab ganz kaltsinnig zur Antwort, daß er seine Truppen nicht abdanken könte, so lange Frankreich von allen Seiten in Waffen stünde. **Was die Heirath meiner Tochter mit dem Cardinal Herzoge betrift**, fügte er hinzu, so ist **mein Staatsrath der Meynung, daß man mir erst Genugthuung verschaffe, und mich wegen der Ansprüche, die ich auf Montferrat und auf das Haus Mantua habe, schadlos halte.** Der Gesandte bat Se. Hoheit, ihm diese Antwort schriftlich zu geben, damit er sie nach Madrid schicken könne. Der Herzog machte hieben keine Schwierigkeit. **Und um den Spaniern zu zeigen, daß** er ihnen nicht als ein **Unterthan** gehorchen wolte, befahl er von neuem zu werben, lies in Gegenwart des Spanischen Gesandten Canonen giessen, und fülte seine Magazine an. Dieser Entschluß lies den Spanischen Minister besorgen, daß **Carl Emanuel**, der durch die herrschsüchtige Aufführung, die **Jnojosa** gegen ihn bewies, entrüstet worden war, das äusserste wagen würde. Er that deshalb mit einem weit gelindern Tone Sr. Hoheit den Vorschlag, nach Mailand Rechtsgelehrte zu schicken, und ihnen Volmacht zu geben, sich mit denen, die von Seiten des Cardinal Herzogs dahin kommen würden, über die gegenseitigen Ansprüche beyder Häuser zu vergleichen. Der Gouverneur von Mailand und der Prinz von Castiglione solten im Namen des Kaisers und des Königes von Spanien Mittelspersonen dieser neuen Unterhandlung seyn.

seyn. Carl Emanuel konte diesen Vorschlag nicht verwerfen. Er ernennete hiezu drey seiner geschicktesten Rechtsgelehrten. Man versamlete sich von beyden Seiten, man schlug verschiedene Mittel vor, die beyden Prinzen zu vergleichen. Die ersten Forderungen der Savoyischen Minister schienen übertrieben zu seyn; sie gaben aber bald nach. Der Prinz von Castiglione würde vielleicht unter ziemlich anständigen Bedingungen einer doppelten Heirath zwischen beyden Häusern, und der Abtretung eines Stücks von Montferrat, das an Piemont grenzete und den Herzogen von Savoyen wohl anstand, die Sache zu Ende gebracht haben, wenn der Gouverneur von Mailand, der nicht so viel Gedult als Castiglione hatte, nicht alles durch seinen Stolz verdorben hätte. Voll Verdruß, daß Carl Emanuel so viele Schwierigkeiten machte, die von Spanien vorgeschlagene Bedingungen anzunehmen, lies er dem Herzoge von Savoyen mit Ungestüm andeuten, daß er in sechs Tagen die Waffen niederlegen solte. Ehe man mit einer herrschsüchtigen Art befehlen konte, muste man im Stande seyn, den Widerspenstigen schleunigst zum Gehorsam zu bringen. Diese ausdrücklichen Befehle im Namen des Königes von Spanien abzuschicken, und keine Truppen zu haben, um in Piemont einen Einfall zu thun, hies dis nicht, einen mächtigen König mit einem schwachen Prinzen zur Unzeit uneinig zu machen, der hinlänglich zu erkennen gab, daß er eher das äusserste wagen, als etwas abtreten wolte. So bald sich eine Monarchie für mächtig und überlegen hält, so wird sie herrschsüchtig. Anstatt in Unterhandlungen zu treten, will sie Gesetze geben. Den Spaniern war dieser Stolz unter der Regierung Philipps II eingeflösset worden. Sie wolten ihn nach seinem Tode behalten. Würde man nicht besser gethan haben, wenn man sich erinnert hätte, daß Spanien schon gewisse Merkmale seines Verfals hatte spüren lassen? Was Spanien damals that, das hat Frankreich in unsern Tagen nachahmen wollen.

wollen. Wir haben es mit einem übertriebenen Stolze mit dem Enkel des **Carl Emanuel** reden gesehen. Man bedrohete ihn ganz trotzig mit den königlichen Waffen. Was entstund daraus? Der Herzog von Savoyen, der eben so muthig und klüger als sein Großvater war, konte es wie er nicht länger erdulten, sich als einem Unterthanen begegnet zu sehen. Er vereinigte sich mit den meisten Feinden Frankreichs, und er sahe bald diejenigen, die Städte eroberten und Schlachten gewonnen, sich vor ihm schmiegen. Glücklich genug, auf eine schimpfliche Art den Frieden von einem Prinzen zu erkaufen, den sie verachtet hatten. **In drey Monaten**, sagte ein stolzer und aufgeblasener Französischer Minister, **wird man an den Herzog von Savoyen gar nicht mehr denken.** Die Geschichte unserer Zeit wird davon ganz anders reden, als es sich dieser Mann einbildete. Unsere Nachkommen werden darin mit Erstaunen und mit Vergnügen lesen, daß eine so stolze Krone sehr vergnügt gewesen ist, daß sich der Herzog von Savoyen damit hat befriedigen lassen, daß sie alles dasjenige, was in Italien unter dieser und der vorhergehenden Regierung weggenommen worden war, wieder erstattete.

§. 57.

So unzufrieden auch die Venetianer mit dem unruhigen Temperamente des **Carl Emanuel** waren, der zur Befriedigung seines Ehrgeitzes die Ruhe von Italien zu stören suchte, so sehr freueten sie sich, daß ein Prinz, der mit der Spanischen Macht in keine Vergleichung gesetzet werden konte, es wagte, denen, die die ganze Welt in Furcht und Zittern setzen wolten, Trotz zu bieten und sie zu beunruhigen b). Der unerschrockene Muth, den der Herzog von Savoyen bey Behauptung seines Ansehens als

b) Nani Historia Veneta L. 1. 1614. Siri Memorie recondite Tom. 3. p. 253. 254.

als ein souverainer Prinz von sich blicken lies, gefiel dem Senate so sehr, daß er sich geneigt finden lies, den Vorschlägen, die **Carl Emanuel** an die Republik thun lies, Gehör zu geben. Versichert, daß die Rathsglieder, denen es an Muth nicht fehlet, über den Hochmuth und Stolz der Spanier sehr mißvergnügt wären, und daß es ihnen überaus angenehm seyn würde, von ihren Grenzen eine herrschsüchtige und kühne Nation zu entfernen, war der Herzog von Savoyen darauf bedacht, die Gesinnungen des Senats auszuforschen, und demselben ein Off- und Defensivbündniß für die Erhaltung, oder vielmehr für die Wiedererlangung der Freyheit der Italiänischen Fürsten antragen zu lassen. Er wuste aber nicht, wie er mit Personen in eine Unterhandlung treten solte, die sich über ihn öffentlich beschwereten, und deren Gesandten er auf eine ziemlich unanständige Art zurückgeschicket hatte. Der Cardinal **Aldobrandin**, sein Freund, hatte ihn zwar mit dem Senate auszusöhnen gesuchet; man wolte ihm aber kein Gehör geben. **Jacob** I, König von Großbritannien, bemühete sich, sich wegen der Italiänischen Affairen ins Mittel zu legen, und sich auf dieser Seite Autorität und Ansehen zu erwerben. Er stund seit langer Zeit mit den Venetianern in Freundschaft, und der Herzog von Savoyen hatte sich in England Anhänger zu verschaffen gewust. **Carl Emanuel** war deshalb der Meynung, sich an **Carleton**, den Gesandten **Jacobs** zu Venedig, zu wenden, und ihn zu bitten, dem **Piscina**, einem klugen und beredten Manne, den er an die Republik schickte, Audienz zu verschaffen. **Carleton** kostete es nicht viele Mühe sie zu erhalten. Geneigter gegen den **Carl Emanuel**, seitdem ihn die Spanier druckten, bewilligte der Senat, den Gesandten von Savoyen anzunehmen. **Piscina** verschwendete alle seine Beredsamkeit in seiner Rede an den Senat. Er beschwerete sich darin über die Unternehmungen des Königes von Spanien; er versicherte, daß der Herzog sein Herr eher sterben würde, als die unanständi-

ge Aufführung, die die Spanier gegen ihn beobachteten, zu erdulten; er beklagte die unglückliche Sclaverey der Italiänischen Prinzen; er urtheilte über die Folgen, die aus der Macht, welcher sich der Hof zu Madrid anmasse-te, entstehen würden; er beschwor den Senat, auf das ganze Verhalten der Spanischen Minister sehr aufmerk-sam zu seyn. Er beschloß endlich diese lange Rede damit, daß er sagte, daß **Carl Emanuel**, der sich eine Ehre daraus mache, der älteste Sohn der Republik zu seyn, sich in die Arme des Senats, als des Beschützers der be-drückten Prinzen, würfe, und daß Se. Hoheit ihn instän-digst bäte, ihm mit seinem guten Rathe bey-zustehen, und ihm als Vater zu dienen. Da die Vene-tianer einige Ursache hatten, sich über den Einfal zu be-schweren, den der Herzog, ihrer Vorstellungen ohnerach-tet, in das Herzogthum Montferrat gethan, so hatte sein Gesandter Befehl, sie durch die Anerbietung, sie für Schiedsrichter seines Streits mit dem Mantuanischen Hau-se zu erkennen, zu befriedigen. Die Venetianischen Schriftsteller schmücken diese Stellen ihrer Geschichte so gut aus als sie können. Man muß beynahe glauben, daß sie uns zu überführen suchen, daß die Souverains für den Senat eben die Hochach-tung, eben die Ehrerbietigkeit haben, die ehe-dem mächtige Könige vor dem Senat des alten Roms be-zeiget haben. Ich lasse dem Venetianischen Rathe alle Gerechtigkeit, die ihm gebühret, widerfahren; ich glau-be aber, daß er unter den Römischen Senat, nachdem er in Africa, Spanien, Griechenland, Asien seine Herr-schaft ausgebreitet hatte, sehr erniedriget sey. Die Rö-mer hielten sich selbst über jene Könige auf, die sich vor ihnen auf eine niederträchtige Art schmiegeten; und ich weis nicht, ob nicht die Qualität eines ältesten Sohnes von St. **Marcus**, womit **Carl Emanuel** groß that, einem Herzoge von Savoyen eben so unanständig war, als es diejenige eines Freygelassenen des Römischen Vol-

kes dem Souverain eines ganz guten Königreiches gewesen. Konte es einem Prinzen, der sich in ganz Europa hervorthun wolte, indem er sein Ansehen wider den König von Spanien so wohl behauptete, konte es ihm viel Ehre zuwege bringen, wenn er sich auf eine solche Art vor dem Venetianischen Adel schmiegete, dessen Herkunft nicht sehr berühmt, und dessen Unabhängigkeit nicht alzualt ist? Der Gesandte, den der König von Spanien damals zu Venedig hatte, wird es ihnen bald beweisen können. Dis ist der berühmte Marquis von **Bedmar**, dessen Name den Venetianern aus vielen Ursachen beständig verhaßt seyn wird. Als dieser Minister, der auf die Ehre seines Prinzen so sehr eifersüchtig war, als es ein anderer nur seyn konte, vernommen hatte, was **Piscina** dem Senate im Namen des Herzogs von Savoyen gesaget, so bat er, daß man ihm gleichfals Gehör geben möchte. Der Spanier redete von den guten Gesinnungen **Philipps** für die Erhaltung der Ruhe von Italien, und von den Summen, die er aus dieser Absicht verschwendete, sehr lebhaft. Der König, mein Herr, sagte Bedmar, war berechtiget, die wirksamsten und strengsten Mittel zu gebrauchen, um den Herzog von Savoyen zur Annehmung der billigen Bedingungen, die man ihm öfters gethan, zu nöthigen. Die Furcht, die Se. Majestät haben, den Italiänischen Fürsten zur Eifersucht Anlaß zu geben, hat ihn bisher einzig und allein davon abgehalten. Man hat alle mögliche Gedult gehabt; man hat die besten Mittel angewendet, um den Streit zu endigen, der schon so lange zwischen dem Savoyischen und Mantuanischen Hause dauert. Wenn die Gelindigkeit und Gütigkeit des Königs meines Herrn nur dazu dienet, den Herzog von Savoyen stolzer und kühner zu machen, wer wird sich wundern, wenn ihn jetzt Se. Majestät bedrohen, wider ihn die Macht, die ihm von

Gott

Gott gegeben worden, zu gebrauchen, und wenn sie mit ihren Waffen den auf eine ungerechte Art angegriffenen Cardinal Herzog von Mantua beschützen? Das Verhalten des Herzogs von Savoyen ist bekant genug. Jezt, da er sich dahin gebracht siehet, mit den billigen Bedingungen, die man ihm vorschläget, zufrieden zu seyn, und die Truppen, die er aus dem Triebe seines unruhigen und ehrgeizigen Gemüthes mit grossen Kosten angeworben hatte, abzudanken, jezt wendet er alle seine Intriguen an, um die Italiänischen Prinzen zu hintergehen, in der Absicht, den Vergleich, den man ihm anbietet, zu verzögern, und die Schande zu vermeiden, nach einem so grossen Lermen die Waffen niederzulegen. Der Senat ist einsichtsvoll; er kennet aus einer ziemlich langen Erfahrung die Gemüthsart und die Verstellung des Herzogs von Savoyen: dis ist hinreichend, um sich nicht durch die gekünstelten Reden seines neuen Gesandten verblenden zu lassen. Obgleich die Venetianer gegen Carl Emanuel günstigere Gesinnungen hegten, als gegen die Spanischen Minister, so nahm sich doch der Senat in acht, sich in eine Verbindung mit dem Herzoge von Savoyen einzulassen. Man entschuldigte sich, sich in die Montferratische Sache und in die beyderseitigen Ansprüche des Savoyischen und Mantuanischen Hauses zu mengen, weil man schon den Kaiser und den König von Spanien als Schiedsrichter derselben erwählet hätte. Man ersuchte Se. Hoheit, sich mit dem Cardinal Herzoge zu vergleichen, dem Könige von Spanien einige Satisfaction zu geben, und dem Stärkern nachzugeben, so viel als es ihm das Ansehen eines Souverains gestatten könte. Der Senat bemühete sich endlich, ihn damit zu trösten, daß er ihm seine guten Dienste bey dieser Ge-

legenheit versprach, und ihm zu verstehen gab, daß man ihn nicht unterdrücken lassen würde. Die Spanier waren gar nicht zufrieden, daß man den Gesandten von Savoyen zu Venedig so wohl aufgenommen hatte. Da der Gouverneur von Mailand, der überdem kein grosser Freund von der Republik war, sich darüber ziemlich frey beschweret hatte, so wurde das Mißtrauen von beyden Seiten von Tage zu Tage gröſſer; so, daß der Senat neue Werbungen anstellen lies, und auf seiner Hut war, fals es zu einem öffentlichen Bruche zwischen Savoyen kommen solte. Die Venetianer suchten indessen dem äusserlichen Scheine nach eine genaue Neutralität zu beobachten; sie redeten mehr wie gemeinschaftliche Freunde, die Mittelspersonen zu seyn sich bemüheten, als wie Leute, die geneigt waren, sich auf die vortheilhafteste Parthey zu schlagen. So sehr sie es sich aber auch angelegen seyn liessen, ihre wahre Gesinnungen zu verheelen, so hatte doch der Hof zu Madrid kein grosses Vertrauen zu ihnen. Man wuste an demselben sehr wohl, daß sie niemals zugeben würden, daß der Herzog von **Lerma** das Vorhaben volzöge, das er gefaßt hatte, den Herzog von Savoyen zu stürzen, und die Italiänischen Prinzen in eine völlige Dependenz von dem catholischen Könige zu versetzen. Die Eifersucht und das Mißtrauen der Spanier wurden in der Folge noch aufrührischer gemacht. **Carl Emanuel** hatte den Sohn seines ersten Ministers als ordentlichen Gesandten nach Venedig geschicket; und der Senat ernennete den **Renard Zeno**, um bey dem Herzoge von Savoyen zu der Zeit zu bleiben, da Se. Hoheit mit Spanien öffentlich im Kriege verwickelt waren.

§. 58.

Carl Emanuel machte sich auf die Französischen Officiers und Soldaten grosse Rechnung, von denen er glaubte, daß sie in seine Dienste zu treten nicht unterlassen würden, so bald der Gouverneur von Mailand Mie-

ne machen würde, Piemont anzugreifen. Er lebte mit dem Marschal von **Lesdiguieres**, der in Dauphine commandirete, in einem beständig guten Verständniß; und die Spanier zweifelten nicht, daß nicht dieser alte Freund des Herzogs von Savoyen ihm sehr gern zu Hülfe kommen solte c). Dieses bewog den **Inigo von Cardenas**, Spanischen Gesandten in Frankreich, nach Nantes abzugehen, wo sich damals die Regentin aufhielt. Er hatte Befehl bekommen, sich bey Ihro Majestät über die Hartnäckigkeit des Herzogs von Savoyen zu beklagen, und sich Frankreichs zu versichern, im Fal sich der catholische König gezwungen sehen solte, mit den Waffen den Cardinal Herzog von Mantua zu schützen, und den Stolz und die Kühnheit des **Carl Emanuel** zu bestrafen d). Da die Sache im Staatsrathe der Regentin in Erwegung gezogen wurde, so sahe man daselbst die Nothwendigkeit ein, aufs eheste eine Streitigkeit beyzulegen, deren Folgen weiter gehen konten. Es war nicht mehr ein Streit zwischen dem Savoyischen und Mantuanischen Hause. Man muste besorgen, daß die Spanier Piemont an sich reissen möchten. Der Marquis von **Rambouillet** wurde zum ausserordentlichen Gesandten Ihro Majestät in Italien ernennet, um mit dem ausserordentlichen päpstlichen Nuntius einen Vergleich zu Stande zu bringen. Frankreich und Spanien hatten **Paul** V gebeten, sich seiner Autorität bey dem Herzoge von Savoyen zu bedienen; der gute Mann wolte sich aber in die Savoyischen Affairen nicht mischen. **Carl Emanuel** lies es sich recht angelegen seyn, gegen Se. Heiligkeit keine grosse Achtung zu bezeigen, und der Papst gab vor, daß er kein Vergnügen fände, mit einem Prinzen Tractate zu pflegen, auf dessen Wort er sich nicht verlassen könte. Das Ansuchen von Spanien kam zur gelegenen Zeit, um zu verhindern, daß der Herzog von Savoyen keine Französische Officiers und

c) Siri Memorie recondite T. 3 p. 263 sqq.

d) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

Soldaten in seine Dienste nehmen möchte. Der Marschal von **Lesdiguieres** lies die Regentin um Erlaubniß bitten, für den Herzog von Savoyen zehntausend Mann Infanterie und einige Reuterey in Dauphine anwerben zu lassen e). Sie wolte es ihm nicht gestatten, und sie verbot sogar allen Franzosen, in die Dienste des **Carl Emanuel** zu gehen. Dieser ausdrücklichen und strengen Befehle der Königin ohnerachtet fand **Lesdiguieres** Mittel, einige tausend Mann nach Piemont gehen zu lassen, welche die Savoyische Armee sehr ansehnlich verstärkten.

§. 59.

Carl Emanuel blieb standhaft bey der Entschliessung, die er gefaßt hatte, seine Truppen nicht abzudanken, bevor nicht der Gouverneur von Mailand seiner Seits die Waffen niedergeleget, oder Versicherung gegeben hätte, daß er es unmittelbar darauf thun wolte, wenn der Herzog von Savoyen aus Achtung gegen die königliche Majestät zuerst den Anfang würde gemacht haben f). **Inojosa** wolte von seiner Forderung nichts nachlassen, weil er den König, seinen Herrn, für berechtiget hielt, zu commandiren, und weil er glaubte, daß es einem Herzoge von Savoyen nicht zustehe mit der Krone von Spanien als mit seines gleichen umzugehen g). Es muste also ein öffentlicher Krieg zum Ausbruch kommen. Als der Spanische Gesandte zu Turin dem **Carl Emanuel** grosse Vorwürfe gemacht hatte, so erklärete er ihm im völligen Ernst, daß Se. catholische Majestät, die über eine so lange Widersetzung erzürnt wären, sich endlich selbst Recht schaffen würden. **Carl** hörete es mit kaltem Blute an. Er nahm das Ordensband des güldenen Vliesses, das

e) Histoire du Connetable de *Lesdiguieres* L. 8. c. 7.

f) Nani Historia Veneta L. 1. 1614.

g) Siri Memorie recondite T. 3. p. 266 sqq. Mercure François 1614.

das er ehedem bekommen hatte, ab, und übergab es mit einer verächtlichen Miene dem Gesandten. Gott behüte mich, sagte er, daß ich jemals den Orden eines Prinzen trage, der mit mir als einem Unterthan umgehen will. Der Gouverneur von Mailand setzte die Truppen in marschfertigen Stand, und wartete nur noch auf eine neue Verstärkung, die ihm aus Neapolis und Sicilien zugeführet werden solte. Nunmehr rückte **Inojosa** bis nach Verceil vor, in der Meynung, daß sich der Herzog demüthig unterwerfen würde, so bald die Spanische Armee sein Land betreten haben würde. Man glaubte, daß es nicht ohne Absicht geschahe, daß der König von Spanien Befehl gegeben hatte, daß der Prinz **Philibert**, ein Sohn des **Carl Emanuel**, den Se. catholische Majestät zum General über ihre Seemacht gemacht hatten, die wider Savoyen bestimte Truppen selbst nach Genua bringen solte. Hies dis nicht den Herzog beleidigen wollen, indem man ihm zu verstehen gab, daß sein Sohn, so zu reden, dem Gouverneur von Mailand die Ruthen überbrächte, womit **Philipp**, oder vielmehr der Herzog von **Lerma**, einen ohnmächtigen Prinz züchtigen wolte, der es wagte, sich einem grossen Könige zu widersetzen. Diese Prahlereyen machten den **Carl Emanuel** nicht wankelmüthig und muthlos. Er gieng seiner Seits in das Mailändische, wo seine Truppen mehr Unheil anrichteten, als die Spanier in seinem Lande gestiftet hatten. Er erwarb sich sogar Ruhm und Ehre; denn der Marquis von **Inojosa** schien ein Anfänger in der Kriegskunst zu seyn. Die Spanische Armee lies die schönsten Gelegenheiten aus den Händen, die Savoyarden zu schlagen, die weit schwächer waren, als sie. Diese übel geführte Expedition machte den Gouverneur von Mailand in Italien vollends verächtlich. Man freuete sich, die Spanische Hartnäckigkeit bestrafet zu sehen. Um sich auf einige Art zu rächen, und sich zu gleicher Zeit bey dem Herzoge von **Lerma**, der ihn schützte, beliebt zu machen,

fieng **Jnojosa** nahe bey Verceil auf Spanischem Grund und Boden eine Schanze zu bauen an. Man nennete es die Schanze von **Sandoval**; ein Name der Familie des Herzogs von **Lerma**. Die Absicht des Gouverneurs war, Verceil unter beständiger Aufsicht zu haben, das Mailändische zu decken, und den Eingang in dasselbe den Fremden zu versperren, die an diesem Orte mit leichter Mühe einen Einfal thun konten. Die Spanier waren auf dieses Unternehmen schon längst bedacht gewesen; allein die Furcht, durch eine solche Neuerung die benachbarten Prinzen zu beunruhigen, hielt den Hof zu Madrid zurück. Man wartete auf eine günstige Gelegenheit. Der Bruch mit dem Herzoge von Savoyen schien dem Jnojosa die bequemste dazu zu seyn. Der wichtige Dienst, den er seinem Herrn zu erweisen glaubte, schützte ihn nicht vor den Vorwürfen, die ihm verständige Personen von seiner Nation machten. Sie beschwereten sich, daß er viel Zeit hätte verstreichen lassen, ehe er an die Erbauung seines Schlosses von Sandoval gedacht. Man sagte öffentlich, daß es nicht viele Schwierigkeiten kostete, den Herzog von Savoyen zum Gehorsam zu bringen, wenn man vorher mit einer Armee, die der seinigen sehr überlegen wäre, in Piemont einrückte. Der ganze Hof zu Madrid zog sowol wider **Jnojosa**, als wider **Carl Emanuel** los. Er beschuldigte den ersten einer Langsamkeit, Furchtsamkeit, Unwissenheit, und auch wol einer Untreue. Was den Herzog von Savoyen betraf, so wurde sein Name verabscheuet und verfluchet. Der erste Minister **Philipps** drohete dem **Carl Emanuel** mit nichts weniger, als ihn ohne Gnade und Hülfe zu stürzen.

§. 60.

Man hielt sich über die Spanier in Jtalien noch mehr auf, da sie sichs vornahmen, wider den Herzog von Savoyen mit der Feder zu Felde zu ziehen. Der Generalcapitain der Justiz im Mailändischen lies ein Patent an-

anschlagen, worin er bekant machte, daß die Grafschaft Asti und andere Herrschaften, die der Herzog von Savoyen nach ihrem Vorgeben als ein Lehn von den Herzogen von Mailand besässe, an Se. catholische Majestät wegen der Felonie des **Carl Emanuel** seines Vasallen zurückgefallen wären h). Der Prinz von **Castiglione**, kaiserlicher Commissarius in Italien, lies ebenfals an den Herzog von Savoyen einen Befehl ergehen, in welchem er ihm im Namen des Kaisers bey Strafe der Reichsacht anbefohl, seine Armee unverzüglich abzudanken, und sich aller Feindseligkeiten im Montferrat und im Gebiet des Cardinal Herzogs von Mantua zu enthalten. **Carl Emanuel** vertheidigte sich seiner Seits mit der Feder aufs lebhafteste. Seine Rentkammer machte in einer öffentlichen Schrift bekant, daß die Grafschaft Asti unmittelbar dem Reiche unterworfen wäre, und daß die von dem Generalcapitain Sr. catholischen Majestät gedachten Ländereyen niemals dem Herzogthum Mailand zustehende Lehne gewesen wären. Man bezeigte gegen den Kaiser mehrere Ehrerbietung. **Carl Emanuel** schrieb an ihn einen langen Brief in Form einer Vertheidigung und eines Manifests. Er rechtfertigte darin sein Verhalten, er beklagte sich sehr über den Stolz und über die Unternehmungen des Königs von Spanien und seiner Minister in Italien, und er beschuldigte den Prinzen von **Castiglione**, daß er wider das wahre Interesse Sr. kaiserlichen Majestät den Spaniern zu sehr ergeben sey. Man sagte, daß die Spanier mit dem Verhalten des **Castiglione** nicht wohl zufrieden wären. Sie würden es sehr gern gesehen haben, wenn man das Fürstenthum Piemont in die Reichsacht erkläret, und die Volziehung derselben dem Gouverneur von Mailand übertragen hätte. Der kaiserliche Hof hielt aber nicht für dienlich, mit einer so grossen Uebereilung so weit zu gehen. Er war nicht so verblendet, daß er nicht hätte gewahr werden sollen,

h) Mercure François 1614.

sollen, daß die Spanier schon alzumächtig in Italien wären.

§. 61.

Indem die Spanier und Savoyarden sich bald mit dem Degen, bald mit der Feder schlugen, thaten der Marquis von **Rambouillet** und der Nuntius **Savelli** dem Herzoge von Savoyen und dem Gouverneur von Mailand verschiedene Vorschläge zu einem Vergleich i). Die Regentin von Frankreich, die überdem mit dem Herzoge von Savoyen nicht alzuwohl zufrieden war, und die mit dem Spanischen Hofe überaus behutsam umgieng, hatte ihrem Gesandten Befehl gegeben, an dem Frieden von Italien zu arbeiten, ohne sich viel Mühe zu geben, den stolzen Ehrgeitz **Carl Emanuels** zu befriedigen, als welcher mit den Kronen fast wie mit seines gleichen umgehen wolte k). **Rambouillet** lag deshalb dem Herzog von Savoyen an, zuerst auf das Wort die Waffen niederzulegen, das der Gouverneur von Mailand im Namen seines Herrn dem Papste und dem Könige von Frankreich geben würde, daß man weder Piemont noch die andern Staaten des Savoyischen Hauses angreifen, und daß der König von Spanien funfzehn oder zwanzig Tage nachher seine Truppen abdanken wolte l). Der Papst und der König von Frankreich boten die Gewährleistung des Tractats an, und **Rambouillet** gab dem **Carl Emanuel** die Versicherung, daß ihm der Marschal von **Lesdiguieres** mit der ganzen Macht von Frankreich zu Hülfe kommen solte, wenn Spanien etwas unternähme, was dem Tractate entgegen wäre. Der Herzog war lange Zeit zweifelhaft. Er glaubte, daß er auf die Worte Frankreichs zu einer Zeit kein grosses Vertrauen setzen dürfte, da es sich mehr als jemals mit der Spa-

i) Nani Historia Veneta Lib. 1. 1614.
k) Siri Memorie recondite Tom. 3. p. 287. 288 &c.
l) Mercure Francois 1614.

Spanischen genau zu verbinden suchte. Er zog überdem in Erwegung, daß, wenn der Gouverneur von Mailand erst nach ihm die Waffen niederlegte, er der Discretion der Spanier ausgesetzt bleiben würde, die ihn aus Piemont würden vertrieben haben, ehe die Hülfe aus Frankreich die Alpen paßiret wäre. Da er aber von einer andern Seite überlegte, daß wenn er den Papst und Frankreich erzürnete, indem er die Bedingungen, die ihm ihre Minister thäten, mit vieler Halsstarrigkeit abschlüge, er von der ganzen Welt verlassen seyn würde, so fand sich **Carl Emanuel** in einer so grossen Verlegenheit, daß er nicht wuste, welche Parthey er ergreifen solte. Ein Bündniß mit der Republik Venedig war seine einzige Hülfe. Er bat den Senat so sehr, als er konte, sich mit ihm zu vereinigen, um die Spanier aus dem Mailändischen zu vertreiben. **Spanien**, sagte er zu Zeno, dem Venetianischen Gesandten, **ist nicht mehr in dem Zustande, in welchem es ehedem war. Das Mailändische ist von allen Seiten offen; man kan sich in einer oder zween Feldzügen Herr davon machen. Wenn sich Frankreich nicht für uns erkläret, so wird es uns wenigstens nicht zuwider seyn.** Seine besten Officiers, seine tapfersten Soldaten werden selbst mit Bewilligung des Königes in unsere Dienste treten. Die Italiänischen Fürsten, die Spanien am meisten unterwürfig sind, werden sich wider dasselbe auflehnen, wenn sie seine Macht an uns zerreiben sehen werden. Jeder wird von demselben Nutzen zu ziehen suchen. Der Herzog verschwendete bey dem Senate vergebens seine Beredsamkeit und Staatsklugheit. Diese kluge Gesellschaft war nicht geneigt, der ungestümen und rachsüchtigen Gemüthsart **Carl Emanuels** Folge zu leisten. Eine sehr lange Erfahrung hatte sie überführet, daß Se. Hoheit sich nur zu zanken und Italien in Feuer zu setzen suchten, in der Hofnung, ihre Macht zu

ver-

vergrössern, oder sich wenigstens berühmt zu machen. Seine Vorstellungen und Vorschläge fanden am Engländischen Hofe, bey den Generalstaaten der vereinigten Provinzen, und bey den deutschen protestantischen Fürsten kein besseres Gehör. Er versuchte an allen Höfen, die über die Grösse von Spanien eifersüchtig waren, sie zu einem Bündniß zu bewegen; es fand sich aber keiner unter denselben, der seinen weitaussehenden und chimärischen Projecten beytrat. Blos der König von England erwies ihm bey den Venetianern einige gute Dienste, die aber nur darin bestanden, daß er dem Senate vorstellen lies, daß man sich vieler Gefahr blosstellen würde, wenn man zugäbe, daß Spanien den Herzog von Savoyen unterdrückte, und daß man die Mittel suchen müste, einen Vergleich zu treffen, welcher einem Prinzen, der einen so angesehenen Rang in Italien behauptete, anständig, sicher und so vortheilhaft wäre, als es sich nur thun liesse.

§. 62.

Nachdem **Carl Emanuel** die Lage seiner Sachen genau in Erwegung gezogen hatte, nahm er diejenige Parthey, die man ihm schon bey andern Gelegenheiten ergreifen gesehen hatte. Dis war, die Bedingungen anzunehmen, die ihm der Nuntius und der Französische Gesandte vorschlugen. Die Furcht, sich die ganze Welt auf den Hals zu laden, und die Hofnung, die Mittelspersonen auf seine Seite zu ziehen, wenn die Spanier einige Schwierigkeiten machen solten, in das Vergleichungsproject zu willigen, trugen zu der schleunigen Veränderung vieles bey, die in dem Gemüthe des Herzogs von Savoyen vorgegangen zu seyn schien. Als demnach **Savelli** und **Rambouillet** zu Verceil einen Tractat aufgesetzet hatten, dem so lange nachgelebet werden solte, bis der zwischen dem Savoyischen und Mantuanischen Hause entstandene Streit entschieden wäre, so erbot sich

Carl

Carl Emanuel freywillig, ihn zu unterzeichnen. Der Marquis von Inojosa weigerte sich, ein gleiches zu thun. Da er damals dem Cardinal Herzoge von Mantua so sehr zugethan war, als er anfänglich dem Herzoge von Savoyen günstig gewesen, so verwarf er den Artikel, der darauf hinausgieng, daß die dem Herzogthume Montferrat unterwürfige Grafschaft Canavese sequestriret werden solte, bis der Streit über die Ansprüche des Herzogs von Savoyen wider das Haus Mantua durch die von beyden Partheyen hiezu erwählte Schiedsrichter geschlichtet worden wäre. Die Mittelspersonen verfertigten in der Stadt Asti in Gegenwart des Carl Emanuel einen zweyten Entwurf eines Vergleichs. Der Canavese betreffende Artikel wurde aus demselben weggelassen. Man setzte an dessen Stelle fest, daß der Cardinal Herzog den Brautschatz bezahlen, die Juwelen der Margaretha von Savoyen seiner Schwägerin in einer gewissen bestimten Zeit aushändigen, und überdem in zweyen Jahren die Mitgift der Blanca von Montferrat, worüber sich die Herzoge von Savoyen und Mantua schon so lange stritten, auszahlen solte. Die andern Artikel verordneten, daß die gemachten Gefangene, und die eroberten Plätze von beyden Seiten zurückgegeben werden, und daß ein jeder von beyden Prinzen für seine Unterthanen, die wider ihn gedienet hätten, eine Amnestie bekant machen solten. Carl Emanuel unterzeichnete freywillig; sehr zufrieden, nicht nöthig zu haben, einige Satisfaction zu geben, noch den König von Spanien um Vergebung zu bitten m). Der Marquis von Rambouillet wurde aber beschuldiget, daß er seine Unterhandlung mit einer grossen Uebereilung betrieben n). Die Spanier glaubten, daß er sich von dem Herzoge von Savoyen habe gewinnen lassen; andere behaupteten, daß er ein grosses Verlangen gehabt, an den Französischen Hof

m) Siri Memorie recondite Tom. 3. p. 193 sqq.
n) Nani Historia Veneta Lib. 1. 1614.

Hof wieder zurückzukehren o). Der Cardinal Herzog von Mantua muste sich aller Warscheinlichkeit zur Annehmung des Tractats bequemen. Denn konte er sich weigern, den Brautschatz zu bezahlen, und die Juwelen der Witwe seines Bruders herauszugeben? Was die Mitgift der **Blanca** von Montferrat betraf, so behauptete er, daß das Mantuanische Haus dieselbe schon bezahlet hätte. **Ferdinand** konte also, wenn man von ihm dieselbe würde gefordert haben, zur Antwort geben, daß seine Vorfahren sich schon von dieser Schuld befreyet. Allein er war den Spaniern so sehr ergeben, um nur ihren Schutz zu erhalten, daß er ohne ihre Einwilligung nichts anzunehmen sich unterstund. Da also der Cardinal Herzog sahe, daß sie den Tractat zu Asti mit vielem Stolze verwarfen, ob ihn gleich der Papst und die Republik Venedig für anständig hielten, so gab er die Versicherung von sich, daß er eher sterben würde, als demselben beyzupflichten. Dem Kaiser kam es sehr befremdlich vor, daß man nicht einmal in einem Vergleiche seiner Erwähnung gethan, der ein wichtiges Reichslehen in Italien beträfe. Man war aber auf seine Klagen nicht alzuaufmerksam. Dem Könige von Spanien lagen die Rechte des Reichs in Italien eben so wenig am Herzen, als einem andern. Anlangend den Französischen Hof, so waren die Meynungen an demselben über den Tractat zu Asti getheilet. **Maria** von Medicis, die mit dem Könige von Spanien behutsam umgieng, und die tausend Ursachen hatte, wider den Herzog von Savoyen aufgebracht zu seyn, war mit dem, was **Rambouiller** gemacht hatte, nicht sehr zufrieden. Sie würde es dem **Carl Emanuel** gern gegönnet haben, wenn er sich vor dem Könige von Spanien hätte demüthigen müssen, wie er es vor einigen Jahren gethan hatte. Allein der Herzog hatte seine Freunde in Frankreich. Viele Personen beschwereten sich daselbst über den Hochmuth und Stolz

der

o) Mercure Francois 1614.

der Spanier, die nicht wolten, daß Carl Emanuel damit loskäme, wenn der Gouverneur von Mailand funfzehn oder zwanzig Tage nachher die Waffen niederlegte. Sie verlangten, daß man einen souverainen Prinzen, den der Herzog von **Lerma** aufs äusserste hassete, nöthigen solte, sich der Discretion des Königs von Spanien und seiner Favoriten zu überlassen, und Se. Majestät um Vergebung zu bitten, daß er nicht ohne Widerrede den Befehlen des Hofes zu Madrid Gehorsam geleistet hätte. Hat jemals der Hochmuth und die Frechheit einen solchen Grad erreichet? **Inojosa** gab denen, die ihm den Tractat zur Unterzeichnung brachten, ganz kaltsinnig zur Antwort, daß der König, sein Herr, ihm vor kurzem verboten hätte, mit dem Herzoge von Savoyen Friede zu machen. Die Mittelspersonen, die sich über diese unerwartete Widersetzung wunderten, baten ihn, wenigstens einen Waffenstillstand auf vierzig Tage einzugehen, bis er von Madrid Antwort bekäme. Der Gouverneur von Mailand schlug ihn aus; er gab aber zu verstehen, daß ihn die üble Witterung des schon angegangenen Winters hinlänglich nöthigte, dasjenige zu thun, was man von ihm verlangte. Der Marquis von **Bedmar**, Spanischer Gesandter zu Venedig, machte daselbst grossen Lerm. Es ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, sagte er zu dem Senat, daß der Herzog von Savoyen für sein Unternehmen wider die Ruhe von Italien nicht gestrafet wird. Solten sich nicht alle Potentaten, denen an der Erhaltung derselben viel gelegen ist, mit dem Könige meinem Herrn vereinigen, um die Verwegenheit des Herzogs von Savoyen zu züchtigen? Der Engländische Gesandte Carleton redete eine ganz andere Sprache. Er wendete alles an, den Senat dahin zu bewegen, den Spaniern zu verstehen zu geben, daß der Tractat zu Asti billig wäre, und daß alle uneigennützige Mächte glaubten, daß Se. catholische Majestät mit demselben zufrieden seyn könten.

Bedmar behauptete gegen Carleton, daß der König von Grosbritannien nicht der Meynung wäre, und daß er seine Gedanken hievon dem Spanischen Gesandten zu London eröfnet. Die Venetianer sahen sehr wohl ein, daß der Tractat dem catholischen Könige alles einräumete, was er vernünftiger Weise verlangen konte. Um indessen die Spanier, die ihnen schon nicht sehr günstig waren, nicht noch mehr zu erzürnen, gebrauchten sie in ihren Antworten an den Marquis von Bedmar alle mögliche Behutsamkeit. Wir sehen mit vielem Mißvergnügen, sagten sie, daß das Verhalten des Herzogs von Savoyen den catholischen König gezwungen hat, zu den strengsten Mitteln zu schreiten. Wir hoffen aber, daß ihm Gott friedlichere Gesinnungen einflössen wird, und daß Seine Majestät einen Theil ihres Unwillens wol aufopfern und sich mit der Rechtfertigung befriedigen lassen werden, die ihm der Herzog von Savoyen zu geben keinen Anstand nehmen wird. Diese Höflichkeiten und Complimente waren den Spaniern verdrieslich, die wohl einsahen, daß man nicht geneigt war, ihnen die Freyheit zu lassen, sich nach ihrer Fantasie an dem Herzog von Savoyen zu rächen, noch ihn nach ihrem Gutdünken zu demüthigen. Es sey mir erlaubt, über diese ganze Begebenheit einige wenige Anmerkungen zu machen. Warum war es bey der Savoyischen und Mantuanischen Sache, die seit zwey ganzer Jahre so viel Aufsehens machte, zu thun? Es fehlete wenig, daß nicht ganz Italien und vielleicht Europa in einen Krieg verwickelt worden wäre. Fast alle Mächte nahmen einigen Antheil daran. Es betraf im Grunde nur eine mittelmäßige Summe Geldes, und höchstens einige Schlösser, auf welche die Herzoge von Savoyen wider das mantuanische Haus Ansprüche machten. Und dieser Ursachwegen greifet Carl Emanuel zu den Waffen, unterdrücket seine Unterthanen, und breitet in Montferrat, das

das der Kriegsschauplatz ist, Verwüstung aus. Der Cardinal Herzog von Mantua, den man uns als einen ungeschickten und von eigennützigen Ministern geleiteten Prinzen vorstellet, hat dennoch die Geschicklichkeit, Spanien, das ihm anfänglich zuwider gewesen war, auf seine Seite zu ziehen. Es mag nun dieses ein Streich seiner Klugheit, oder eine Wirkung des ohngefehren Zufals seyn, so wurde seine Privatsache die Sache des catholischen Königs. Warum verwarfen aber Philipp oder vielmehr seine Minister den Tractat zu Asti, und aus was für einem Grunde hielten sie sich berechtiget, einen Krieg anzuzünden, und Piemont zu verheeren? Wegen einer nichtswürdigen Sache, ich weis nicht, was für eines Ehrenpunctes. Bilden sich also die christlichen Prinzen ein, daß sie von der Beobachtung der ersten Regeln der Menschlichkeit und der ausdrücklichen Befehle Jesu Christi befreyet sind? Unglücklicher Zustand der Menschen, wenn sie zugeben müssen, daß diejenigen, die ihnen vorgesetzet worden, um das Glück und die Erhaltung der andern zu befördern, Provinzen verwüsten, ihre Unterthanen und Nachbarn zu Grunde richten, und das Leben einer unendlichen Menge Menschen aufopfern, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, und ihrem Eigensinn zu folgen.

§. 63.

Alle Minister des Königes von Spanien in Italien wendeten alles an, den Gouverneur von Mailand dahin zu bewegen, in Piemont einen neuen Einfal zu thun. Sie machten sich Hofnung, daß dieses Unternehmen den Herzog von Savoyen demüthiger und geschmeidiger machen würde. Inojosa, durch die Vorwürfe, die ihm seine Landsleute allenthalben machten, angetrieben, schickte sich zu einer Unternehmung an. Es gieng aber mit derselben so langsam von statten, daß der Prinz Thomas, ein Sohn des Carl Emanuels, Zeit bekam, den Spaniern zuvorzukommen, und selbst in das Mailändi-

sche einzurücken. Die Stadt Candie wurde bey dieser Gelegenheit überrumpelt und geplündert; und die Savoyardische Armee kehrete mit einer reichen Beute zurück. Die Mittelspersonen führeten über dieses Unterfangen Klagen; der Herzog von Savoyen mißbilligte aber dasjenige, was sein Sohn gethan. Man bemühete sich, ihn zu entschuldigen, indem man vorgab, daß der Prinz von dem, was verabredet worden wäre, nichts gewust hätte. Die Spanier hielten sich in der Folge durch die Ueberrumpelung einiger kleinen Plätze in Piemont schadlos. **Carl Emanuel** fieng kurz nachher einen Brief vom Könige von Spanien an den Gouverneur von Mailand auf. Man sahe aus demselben, daß gewisse Personen den **Jnojosa** beym Könige angeschwärzet hatten, und er schien mit der Aufführung des Gouverneurs sehr übel zufrieden zu seyn. Man befahl ihm, seine Armee in Piemont Winterquartiere nehmen zu lassen, und in keinen Vergleich mit dem Herzoge von Savoyen zu willigen, bis er sich nicht vor allen Dingen allem demjenigen unterwerfen würde, was Se. Majestät vor diesen letztern Unruhen vorgeschrieben hätten. **Carl Emanuel** säumete nicht, diesen Brief bekant machen zu lassen. Er fand einen doppelten Vortheil dabey: er brachte dem Stolze des **Jnojosa**, dem dieser Brief viele Vorwürfe machte, einen empfindlichen Stoß bey, und er zeigte den Mächten, die den Frieden zu bewerkstelligen suchten, daß **Philipp** den Italiänischen Prinzen eben so unumschränkt befehlen wolte, als seinen Grandes in Spanien.

§. 64.

Zu der Zeit, da der Marquis von **Rambouillet** seine Unterhandlung in Italien anfieng, trat **Ludwig XIII** in das vierzehente Jahr seines Alters; ein Jahr, das ihn vermöge des Edicts mündig machte, welches **Carl V 1374** zu Vincennes gegeben hatte, und das im

folgen-

folgenden Jahre mit grossen Feierlichkeiten im Parlamente zu Paris registriret worden war p). Man muß sich wundern, daß derjenige von den Königen in Frankreich, welcher den Beynamen des Weisen verdienet hat, geglaubet, daß ein Prinz vermögend seyn könte, in einem so frühzeitigen Alter selbst zu regieren q). Die Geschichtschreiber sagen, Carl hätte geglaubt, daß es höchst nöthig wäre, die Könige, so bald als möglich, für mündig erklären zu lassen, damit nicht ein Regent des Königreichs zu mächtig werden möchte, um seinen Pupill vom Throne zu stossen, oder ihm wenigstens einen grossen Theil seines Reichthums und seiner Autorität zu entreissen r). Der gute König dachte bey dieser Gelegenheit mehr an seine Familie, als an eine andere Sache. Seine Gesundheit war nicht die dauerhafteste, und seine beyden Söhne musten, aller Warscheinlichkeit nach, minderjährig bleiben. Unter dreyen Brüdern, die Carl hatte, fehlete es zween weder an Muth, noch an Ehrgeitz. Es war also nöthig, wenn der König seinen Kindern die Krone versichern wolte, daß er die Zeit ihrer Voljährigkeit früher ansetzte. Die Onclen hatten weniger Zeit, etwas zu unternehmen, weil der junge König berechtiget war, eher zu sagen, daß er selbst regieren wolle; derjenige von denen Prinzen, auf den man etwa ein Mißtrauen setzen konte, konte von andern besser Gesinneten, unter dem scheinbaren Vorwande des mündig gewordenen Königes, von den Geschäften entfernet werden. Das sonderbarste bey diesem neuen Gesetze ist dieses, daß derjenige, zu dessen Besten es sein Vater machte, fast seine ganze Lebenszeit hindurch eines Vormundes und Regentens bedürftig war. Er wurde närrisch und blödsinnig: und dieser üble Umstand verursachte in Frankreich alles das Unglück, dem Carl V abzuhelfen willens gewesen war. Eben dieses Edict be-

p) Mercure François 1614.

q) Recherches de *Pasquier*. Liv. 2. chap. 18.

r) Mezerai, Vie de *Charles* V.

weiset uns, daß der Französische Staatsrath schon längst gewohnt gewesen ist, vor die feierlichsten Gesetze sehr erbärmliche Vorreden zu setzen. Carl V sagte in der seinigen, daß die Prinzen von Frankreich so vortrefliche Hofmeister und Gouverneurs hätten, daß sie weit eher als andere Kinder geschickt würden, sich selbst zu regieren, und die Verwaltung ihrer Geschäfte über sich zu nehmen. Man hat unter den beyden letzten Regierungen zwey unmündige Prinzen gesehen. Haben die Regenten sich angelegen seyn lassen, ihre Söhne auf eine ausserordentliche Art aufzuerziehen zu lassen? War Frankreich von verdienstvollen Edelleuten so sehr entblößt, daß Sauvre und Villeroi für die geschicktesten und fähigsten gehalten wurden, einen jungen König wohl zu unterrichten? Carl V führete noch eine andere Ursache an, die nicht besser als die vorhergehende ist. Gott, sagte er, der den Königen die oberste Gewalt giebet, unterlässet nicht, sie frühzeitig mit nöthigen Eigenschaften auszuschmücken, damit sie einen guten Gebrauch davon machen können. Aber sehen wir wol, daß Gott Wunder thut, um die jungen Prinzen einsichtsvoller und klüger zu machen, als die andern Kinder? Durch die Schmeicheley sehr bald verführet, durch ihre Leidenschaften, die keine grosse Hindernisse finden, hingerissen, fangen diese Herren gemeiniglich später als andere an, vernünftig zu werden. Und aus einem gerechten Urtheile Gottes über die Völker, die er strafen will, kennet öfters ein König nicht einmal die ersten Grundsätze der Vernunft und des gesunden Verstandes. Dem Edicte Carls V zufolge solte der König nicht eher als nach seiner Minderjährigkeit gesalbet und gekrönet werden. Zum Besten des Sohnes desjenigen, der das Gesetz gegeben hatte, kehrete man sich aber an diese Formalität wenig. Carl VI war noch minderjährig, als sein Vater starb, und seine Oncles stritten sich um die Regentenschaft. Ludwig, Herzog von Anjou, verlangte sie als ältester unter den

Brüdern

Brüdern des verstorbenen Königes. Die Herzoge von Berri und von Bourgogne wolten an derselben Antheil nehmen. Der Herzog von Bourbon, mütterlicher Oncle des jungen Carls, behauptete seiner Seits, daß er eben so wohl wie die Oncles von der väterlichen Seite zu der Verwaltung der Affairen gelassen werden müste. Einige von beyden Seiten gewählte Herren wurden die Schiedsrichter dieser Streitigkeit. Man that den Ausspruch, daß Carl VI, des Gesetzes seines Vaters ohnerachtet, gesalbet und gekrönet, daß die Geschäfte in seinem Namen und unter seinem Siegel ausgefertiget werden, daß die Herzoge von Berri, von Bourgogne und von Bourbon für die Erziehung des Königes und Ludwigs, Herzogs von Orleans seines Bruders, sorgen solten, daß der Herzog von Anjou des Namens und der Ehrenbezeigungen eines Regenten geniessen, daß er aber ohne Zuziehung der drey andern Prinzen nichts unternehmen solte. Von dieser Zeit an wurde es gebräuchlich, die Könige in ihrer Minderjährigkeit zu salben, und die Geschäfte unter ihrem Namen und Siegel auszufertigen.

§. 65.

Die erste Handlung der Volljährigkeit, die man dem jungen Ludwig thun lies, schien eine Handlung der Religion und der Gerechtigkeit zu seyn. Ich weis nicht, ob nicht die Staatsklugheit und die Verstellung die geheimen Triebfedern derselben waren. Man suchte dem Volke ein Blendwerk zu machen, das dasjenige leicht glaubet, was es mit Sehnsucht wünschet. Se. Majestät hielten den ersten October Staatsrath f). Die Erklärung, die sie den folgenden Tag registriren lassen wolten, wurde darin ausgefertiget und untersiegelt. Ludwig versprach anfänglich, sich alles desjenigen, was einem allerchristlichsten Könige, der um die Ehre Gottes eifrig wäre, und den Frieden und die Ruhe

f) Mercure François 1614.

seiner Unterthanen liebte, anständig sey, zu befleißigen, über die Beobachtung der von seinen Vorfahren gegebenen guten und heilsamen Gesetze zu wachen, und nach dem Rath, den man ihm in der nächsten Versamlung der Reichsstände ertheilen würde, neue zu machen. Man bestätigte hierauf das Edict von Nantes nach allen seinen Artikeln, alle Verordnungen, alle Arrets, und alles, was nachher zur Auslegung, oder besser zur Vollziehung dieses Edicts, das man, wie man vorgab, unverletzt beobachten wolte, bewilliget worden war. Nachdem er seinen Unterthanen verboten hatte, sich mit auswärtigen Prinzen in Verbindungen einzulassen, die dem Wohl des Staates nachtheilig wären, und von ihnen heimliche Pensionen zu nehmen, so bestätigte er die Edicte seines Vaters wider die Duelle, und die Verordnungen seiner Vorgänger wider die Eidschwüre und Gotteslästerungen. Ich würde einer dem Scheine nach so gottesfürchtigen und billigen Erklärung die gerechten Lobsprüche, die sie zu verdienen scheinet, nicht versagen, wenn nicht der Sohn desjenigen, der sie gegeben, feierlich erkläret hätte, daß weder sein Vater, noch sein Großvater die Absicht gehabt, ein Edict aufrecht zu erhalten, das sie so oft als **ein ewiges und unwiederrufliches Gesetz** aufs sorgfältigste zu beschützen versprochen haben. Diese beyden Könige, denen man die prächtigen Beynamen des **Grossen** und des **Gerechten** gegeben hat, waren also, nach dem Urtheile ihres Sohnes, Menschen ohne Gewissen, ohne Redlichkeit. Wird die Nachwelt jemals eine solche Sache glauben? Ich wenigstens werde jederzeit von **Heinrich** IV und **Ludwig** XIII eine bessere Meynung hegen. Ich kan mich nicht überreden, daß sie so verderbt gewesen seyn solten, als sie uns **Ludwig** XIV vorstellet.

§. 66

§. 66.

Des folgenden Tages, den zweyten October, hielt der König im Parlamente zu Paris seinen grossen Gerichtstag. Der Marsch und die Seßion wurden mit aller ersinlichen Pracht begleitet t). **Maria** von Medicis hielt eine kleine Rede, durch welche sie bekant machte, daß sie die Verwaltung der Regierungsgeschäfte dem Könige, ihrem Sohne, der seit einigen Tagen voljährig geworden, übergeben hätte. **Ludwig** dankte seiner Mutter aufs verbindlichste, und er fügte zulezt noch hinzu, daß er wünschte, daß die Königin beständig fortfahren möchte, für ihn Sorge zu tragen, und den Staat zu regieren. Dis hatte die gute Prinzeßin mit vieler Geschicklichkeit zu vermitteln gewust. Sie erhielt ihr Ansehen, ohne von dem, was inskünftige geschehen würde, Rechenschaft zu geben. Glücklich genung, wenn der Liebling, der sich schon bey dem jungen Könige einzuschmeicheln anfieng, nicht vom Hofe verbannet, und der erste Minister, den sie selbst an die Stelle des verstorbenen Lieblings setzte, nicht aus dem Königreiche vertrieben wurde. Der Canzler **Sillery** und der erste Präsident **Verdun** redeten von der Voljährigkeit der Könige von Frankreich. Die Rede des Generaladvocaten **Servin** wurde durch die klugen und gottesfürchtigen Vorstellungen, die er dem Könige that, merkwürdiger. Man fand nur daran zu tadeln, daß selbst dieser angesehene Mann der niederträchtigen Schmeicheley beygetreten war, die sich schon damals ins Parlament einschlich, und die sich nachher darin auf eine schändliche Art festgesetzet hat. **Servin** überhäufte die Verwaltung der **Maria** von Medicis mit ausschweifenden Lobsprüchen. Muste er unter den guten Rathschlägen, die er mit einer christlichen und Französischen Freyheit dem **Ludwig** gab, desjenigen Erwehnung thun, sich von einer Mutter leiten zu lassen, die mehr darauf bedacht

t) Mercure François 1614.

dacht war, ihr Ansehen zu behaupten, und ihre Lieblinge und Creaturen zu erheben, als ihren Sohn zur Religion und Tugend zu führen, und das Volk durch seine Regierung glücklich und vergnügt zu machen. Die Ceremonie endigte sich durch die Lesung und Registrirung der des vorhergehenden Tages ausgefertigten Erklärung.

§. 67.

So oft ich dasjenige, was die Geschichte der Minderjährigkeit **Ludwigs** XIII betrift, aufzusuchen mich sorgfältigst bemühet habe, so oft bin ich in Verwunderung gesetzet worden, von der Erziehung des jungen Königs so wenig zu finden. Sein Vater hatte ihm den **Aegidius von Sauvre** zum Gouverneur gegeben. Es scheinet aber daß **Heinrich** hiebey nicht sowol darauf dachte, eine Person zu erwählen, welche die zu dieser Bedienung nöthige Eigenschaften hätte, als die Treue eines alten Dieners zu belohnen. Ich finde zwar, daß sich **Sauvre** viel Mühe gab, seine Familie in glückliche Umstände zu setzen, und dem Marquis von **Courtenvaux**, seinem Sohne, eine ansehnliche Hofbedienung zu verschaffen; ich habe aber von dem, was er that, um den **Ludewig** auf eine königliche Art zu erziehen, nichts vernommen. Das Haus **Sauvre**, das dieser erhoben, hat nach seinem Tode nicht lange gedauert. Die Erbin hat die Güter desselben in dasjenige eines Staatsministers gebracht, dessen Vater, der vom schlechten Herkommen war, bis zu der höchsten obrigkeitlichen Würde gestiegen ist. **Vauquelin des Jueraux** ward der erste Lehrer des Königs u). Eine Standesperson, von der wir die Denkwürdigkeiten haben, saget, daß **Vauquelin** viele Verdienste besessen, und daß er sehr fähig gewesen, einen Prinzen zu unterrichten; die Schilderung aber, die uns ein Schriftsteller von den ausschweifenden und romanenmäsigen Liebeshändeln, von dem völlig epicurischen Leben und Tode dieser Person machet, ist ein gewisser Beweis, daß **Heinrich** IV kein grosser Kenner verdienstvoller Leute gewesen x).

Der

u) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.
x) Melanges d'histoire & de Litterature par *Vigneul-Marville*.

Der Cardinal du Perron hatte sich sehr bemühet, seinem Bruder die Stelle eines Lehrers zu verschaffen. Er erbot sich, für die Unterrichtung des Dauphins selbst zu sorgen, und die Aufsicht über dieselbe zu haben. Heinrich IV wählete aber aus eigener Bewegung den Vauquelin. Er bekleidete diese Bedienung nicht alzulange. Der Neid und die Eifersucht gewisser Personen entrissen sie ihm ein Jahr nach dem Tode Heinrichs IV. Nicolaus le Fevre folgte ihm; ein Mann, der sich durch seine Wissenschaften und durch seine Gottesfurcht berühmt gemacht hatte. Der verstorbene König hatte ihm den Prinzen von Conde anvertrauet der dem le Fevre dadurch seine Erkentlichkeit bezeigen wolte, daß er ihm zu einer Stelle verhalf, die Vauquelin mit ziemlichen Beyfal bekleidete. Le Fevre starb ein Jahr nachher, und Fleurance Rivaut, ein dem Vorgeben nach geschickter Mathematicus, wurde als voriger Unterlehrer zu der Stelle eines Oberlehrers erhoben. Ein junger Mensch, der durch so viele verschiedene Hände gehet, wird gemeiniglich nicht sehr geschickt. Ludwig XIII lernete sehr wenig in der lateinischen Sprache. Die Falkenjagd und das Jagen gefielen ihm besser als das Studiren. Er richtete die Vögel zum Fluge sehr geschickt ab, und er wurde einer der besten Piqueurs in seinem Königreiche. Se. Majestät **redeten mit den Hunden vortreflich**, saget ein Geschichtschreiber y). Wäre es nicht besser gewesen, wenn man ihn mit Menschen recht zu reden gelehret hätte? Man bemerket noch überdem, daß Ludwig kein schlechter Constabler war, und daß er von der Kriegsbaukunst etwas verstund. Diese Eigenschaften, die einem jungen Adlichen, der sein Glück machen muß, einigermassen nützlich seyn können, sind ausser der Kentniß der Kriegsbaukunst einem Könige nicht zuträglich. Er kan sich mit dem Jagen und mit der Reiherpeitze vergnügen; er muß aber seine Zeit auf etwas besseres wenden, als sich in denen Dingen geschickt zu machen suchen. Ich würde nichts dagegen einzuwenden haben, daß sich Ludwig einige Kentniß von der Artillerie erwarb. Dis ist

y) Bernard Histoire de *Louis* XIII. L. 1.

ist einem König nöthig, der sich fähig machen muß, seine Armeen zu commandiren, wenn es das algemeine Wohl erfordert. Ist es aber nicht eine lächerliche Sache, daß man ihm sein Gedächtniß mit dem Namen und dem Gebrauche der geringsten Sache in der Artillerie beschweret? Hätte man ihm nicht für die Regierung nützlichere und wichtigere Sachen beybringen sollen? **Er kante alle seine Spürhunde bey Namen.** Die Menschen kennen zu lernen, diejenigen von andern zu unterscheiden, die verdienen, die höchsten Ehrenstellen im Staate zu bekleiden, die, welche dem Publico auf eine vortheilhafte Art dienen, zu belohnen, dis ist eine einem Souverain anständigere Beschäftigung. **Ludwig** XIII hatte jederzeit ziemlich gute Neigungen und Grundsätze zur Tugend und Billigkeit. Die Hofleute unterstunden sich nicht, unflätige Dinge zu sagen, noch in seiner Gegenwart zu schwören. Er fürchtete Gott, er liebte die Gerechtigkeit, er wolte seinem Volke Gutes thun. Wenn **Sauvre** und die andern sich recht hätten angelegen seyn lassen, dasjenige, was ihm Gott an Vernunft und Redlichkeit gegeben hatte, recht zu bilden und zu verbessern, so würden sie ihrem Prinzen und ihrem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet haben. **Ludwig** würde nicht in der unglücklichen Nothwendigkeit gewesen seyn, einen Liebling, oder auch einen Minister alles thun zu lassen, die nur darauf bedacht waren, ihr Ansehen und Glück zu befestigen, indem sie heute einen bürgerlichen, und morgen einen auswärtigen Krieg erregten.

Geschichte
von
Europa
unter
Ludwig dem dreyzehnten.

Des ersten Theils sechstes Buch.

Inhalt.

Es wird ein algemeiner Landtag gehalten. §. 1. Historische Nachricht von der ehemaligen Regierungsverfassung, §. 2. 3. wie auch von den Einkünften der Könige, §. 4. 5. und Ursprung der Versamlung der Landesstände in Frankreich §. 6. Eröfnung der dismaligen Versamlung. §. 7. 8. Man suchet die Kammern der Landsstände zu veruneinigen. §. 9. Man sucht um Abstellung der Verkaufung der Aemter an. §. 10:12. Die Mißhelligkeiten vermehren sich, §. 13. sonderlich da die Geistlichen auf die Einführung des tridentinischen Concilii dringen. §. 14:16. Angelegenheiten der Universität zu Paris bey dieser Versamlung, §. 17:19. bey welcher man die Jesuiten einzuführen suchet §. 20. Händel des Herzogs von Epernon mit dem Parlament zu Paris. §. 21. Es sollen die Unterschleife bey den Finanzen untersuchet werden. §. 22. Rede des Präsident Jeannin hievon. § 23. 24. Neuer Streit zwischen der Clerisey und dem gemeinen Volke wegen der Souverainität des Königs. §. 25:27. Der Adel vereinigt sich mit der Clerisey. §. 27. 28. Rede des Cardinal Perron. §. 29:31. Anmerkungen über

dieß

diese Rede. §. 32. 35. Beantwortung der Rede Perrons. §. 36. Beschwerden der Clerisey wider das Parlament. §. 37. Abermalige Zerrüttungen unter den Landsständen, §. 38. 39. die der König vergeblich beyzulegen suchet. §. 40. 46. Vorstellung wegen des Duellirens. §. 47. Die Königin überwirft sich mit dem Prinz Conde. §. 48. Der Hof sucht die Endigung des Landtages, §. 49. der sich die Landesstände widersetzen, bevor sie nicht befriediget worden. §. 50. 52. Abermalige Vorstellung der Landesstände. §. 53. Vorstellung der Clerisey wider die Reformirten. §. 54. Rede des Bischof von Lucon an den König § 55. 56. Rede des Präsident Miron. §. 57. Beschluß der Handlung. §. 58. 59.

§. 1.

Man wird in der algemeinen Versamlung der Stände Frankreichs die schwachen und letzten Bewegungen einer sterbenden Freyheit erblicken. Das Volk, das mit ausserordentlichen Lasten beschweret war, die es fast allein tragen muste, gab nur noch einige Zeichen des Lebens und der Empfindung von sich. Die Clerisey und der Adel, diese ehedem so mächtigen und furchtbaren Staatskörper, hatten schon seit geraumer Zeit gleichsam um die Wette gearbeitet, einander die schimpflichsten Ketten der Sclaverey zu schmieden. Gleich leblosen Maschinen scheinen sie keine andere Bewegung zu haben, als diejenige, die ihnen der Hof zu geben beliebet. Seit der Vereinigung der grossen Lehngüter mit der Krone, und seit dem unglücklichen Concordat, das **Franciscus** I mit dem Papst errichtet, waren die Adlichen und Geistlichen ihrer Knechtschaft unausgesetzt entgegen geeilet. Diese krümmeten sich am Hofe; sie dachten auf nichts anders, als daß sie für sich neue Pfründen und höhere Würden in der Kirche erschleichen möchten. Jene suchten durch eine blinde Gefälligkeit hohe Kriegsbedienungen, Statthalterschaften

und

und andere Belohnungen, welche die Könige, nachdem sie durch die Vermehrung ihrer Domainen reicher und mächtiger worden, nach Gutdünken austheilen. Der Prinz von **Conde** hatte sich viele Mühe gegeben, solche Leute auf den Landtag zu schicken, die ihm völlig ergeben waren. Er schmeichelte sich, daß die allermeisten Glieder der Versamlung, aus gewisser Ueberzeugung, wie nöthig es sey, den Unordnungen und Mißbräuchen der Regierung abzuhelfen, sich mit ihm willig dahin vereinigen würden, die Autorität der Königin einzuschränken, den auswärtigen Liebling und die despotischen Minister von der Seite zu schaffen. Allein er erfuhr gar bald die Warheit von dem, was ihm der Herzog von **Rohan** vorher gesaget hatte, daß die Welt die Personen vom ersten Range ohne viele Complimente sitzen lasse, wenn sie ausser Stande sind, sich entweder an denen zu rächen, die ihnen widerstehen, oder diejenigen zu belohnen, die ihnen dienen. **Maria** von **Medicis**, die von geschickten und erfahrnen Ministern geführet wurde, verschob die Versamlung der Stände, bis ihr Sohn als voljährig war erkläret worden. Voll Zufriedenheit, die doppelte Mariage, die sie mit Spanien geschlossen hatte, daselbst durchzutreiben, suchte sie die Entdeckungen nützlich zu gebrauchen, die man ihr unter den Fuß gab, zwischen den drey Ständen, die diese Versamlung ausmachten, Mißhelligkeiten und Spaltungen zu erregen. Die Verwickelungen wurden durch ihre Creaturen so künstlich angesponnen, daß diejenigen, die das Wohlergehen des Vaterlandes aufrichtig suchten, nach langen Unterhandlungen mit Erstaunen inne wurden, daß bey einer Versamlung, davon sich das Volk so grosse Dinge versprach, so wenig Trost für sie zu finden sey, daß sie vielmehr noch niemals einer so wilkürlichen und despotischen Gewalt unterworfen gewesen, dazu seit einem Jahrhundert der Grund war geleget worden.

§. 2.

§. 2.

Da diese algemeine Versamlung der Landesstände, deren Begebenheit ich jetzo zu beschreiben habe, die letzte gewesen, die in Frankreich gehalten worden, und nicht zu erwarten stehet, daß jemals eine wieder zu Stande kommen werde; solte es nicht wenigstens erlaubet seyn, uns der alten Regierungsverfassung unsers Vaterlandes zu erinnern, deren Umsturz alle rechtschaffene Franzosen beklagen? Unter der Regierung **Ludwig** XI, eines Herrn, dem ich weiß nicht was für ein Geschichtschreiber den lächerlichen Lobspruch beygeleget, daß er die Könige wehrhaft gemachet, das ist, daß er ihnen den Weg zur Tyranney gebahnet, führten die Hofschmarutzer schon die Sprache, **daß es ein Laster der beleidigten Majestät sey, wenn man von einer Versamlung der Landesstände rede** a). Indes musten sie im Anfange der Regierung **Carl** VIII, seines Sohnes, zusammen berufen werden, der damals seine Voljährigkeit angetreten hatte. Wurde nun nicht alles Unheil, das **Ludwig** XI gestiftet, abgeschaffet, so erhielt das Volk wenigstens die Verminderung eines grossen Theils der auferlegten Abgaben und Kriegsbedienten. Frankreich begunte unter den folgenden Regierungen sich almählig von den Versamlungen der Landesstände zu entwöhnen. **Ludwig** XII lies sie nicht mehr zusammen fordern, weil er, so viel ihm nur möglich war, verhütete, sein Volk mit Füssen zu treten, dessen **Vater** dieser fromme König genennet wurde. **Franciscus** I und **Heinrich** II liessen sie noch weniger zusammen kommen; es rührte aber bey diesen aus einem ganz andern Grunde her. Sie wolten lieber nach ihrem Sinne, oder auch nach dem Gutbefinden ihrer Lieblinge und Maitressen, als nach den alten Gesetzen des Königreichs regieren. Das Unglück, das mit

a) Philipp Cominäus L. 5. c. 18.

mit Frankreich unter den betrübten Regierungen der drey Söhne Heinrichs II heimgesuchet wurde, erweckten die Gemüther aus dem Schlaf. Man fieng an zu glauben, daß die Versamlung der Landesstände das bequemste Mittel gegen das grosse Unglück sey, damit das Königreich bedrohet wurde. Die von Orleans erhielten unter Carl IX gute Verordnungen, die aber schlecht beobachtet wurden. Als aber die Parthey der Ligue in den Staaten von Blois unter Heinrich III die Oberhand erhielt, so stifteten sie unendlich mehr Böses als Gutes. Indes wollen wir doch erwegen, was die weisesten Männer dieser unglücklichen Zeiten von dem Nutzen geurtheilet, den Frankreich von einer Versamlung aller Landsstände sich zu versprechen hatte. Die höchsten Gerichtshöfe, sagte ein berühmter Erzbischof von Vienne, Carl von Marillac, in Gegenwart des Königs Franciscus II und der vornemsten Personen Frankreichs, die zu Fontainebleau ausserordentlich versamlet waren, um ihre Meynung von der damaligen Lage der Staatsangelegenheiten zu sagen, die höchsten Gerichtshöfe sind solche Tribunale, die in der Absicht aufgerichtet worden, daß einzele Personen, die etwas wider einander auszufechten haben, einen richterlichen Spruch in ihrer Sache suchen sollen. Wenn aber die sämtlichen Landsstände zusammen kommen, so geschiehet alsdann eine liebreiche Unterredung zwischen dem Könige und seinen Unterthanen. Das Volk träget mit einer bescheidenen Freymüthigkeit seine Beschwerden und Klagen vor. Kan der König nicht allen abhelfen, so zeiget er seinen Unterthanen die Ursachen davon an. Wenigstens hat man von diesen Versamlungen den Nutzen, daß das Volk nicht sowol das Joch, das ihnen der König nach seiner Fantasie aufleget, als vielmehr dasjenige willig übernimt, was wegen unglücklicher Verbindungen nicht geändert werden

kan b). Der Canzler von Hospital sagte noch weit mehr bey dem Landtage, der im folgenden Jahr gehalten wurde. Die alten Könige von Frankreich, sagt er, hatten es in Gewonheit, daß sie öfters dergleichen Versamlungen anstelleten, um sich mit ihren Unterthanen zu bereden, und wegen wichtiger Angelegenheiten ihre Meynung zu hören. Das hies man Parlament halten. Ein Name, der noch seine erste Bedeutung in England und Schottland hat. Man handelte dabey von verschiedenen wichtigen Dingen, von Aufrichtung der Armee und Anschaffung des Geldes, von der guten Verwaltung der Gerechtigkeit, von der Apanage der Prinzen Frankreichs, und wie die Regierung des Königreichs zu führen. Das Volk muß zuweilen einen freyen Zutritt zum Fürsten haben, die Provinzen müssen ihre Beschwerden und Klagen übergeben können, und es muß den Unterthanen unter der Noth, die sie drücket, Erleichterung geschaffet werden. Gewisse Leute behaupten, es sey dem Könige nicht zuträglich, die Landesstände zusammen zu berufen. Die Majestät des Fürsten, sagen sie, muß sich nicht so weit herablassen, daß er seine Unterthanen frage, was er thun solle. Eine falsche Politik! Es ist die würdigste Handlung eines Königs, wenn er seine Unterthanen höret, und ihnen Recht verschaffet. Zu dem Ende hat man anfänglich die Könige gewählet. Ein Tyrann kan Krieg führen; und öfters macht er es dabey besser als der gütigste Fürst. Die Hofleute verhalten und vertuschen die Warheit vor dem Könige, der sich auch, wenn er nicht auf seiner Hut ist, leicht von ihnen überschleichen lässet. Bey einer Versamlung der Landesstände aber komt er hinter die War-

b) Thuanus Hist. L. 25. ad ann. 1560.

Warheit. Wie viel wichtige Dinge bleiben einem Fürsten verborgen, wenn er seinen Unterthanen keinen freyen Zutritt verstattet? Was für Unglück kan er anrichten, wenn er sein Volk nicht sprechen oder dessen Meynung hören will? Er belästiget das Land mit Auflagen, er macht ausschweifende und unnütze Ausgaben, er verkauft die obrigkeitlichen Aemter an gottlose Richter, er vergiebt die Wohlthaten an unnütze Menschen. Es ist was barbarisches, wenn ein Landesherr sich seinen Unterthanen nicht zeiget, oder ihnen einen Zutritt verstattet. Ein König, der so regieret, der siehet nur durch die Augen seiner Minister, und höret nur durch ihre Ohren; statt dessen, daß er selbst sein Königreich regieren solte, so lässet er sich durch andere regieren. Diese Schmeichler, die dem Könige das ins Gemüth setzen, daß er die Landsstände nicht versamlen dürfe, sind mehr auf ihr Privatinteresse, als auf das Beste ihres Herrn bedacht. Sie suchen nur das, was ihnen beliebig ist, ungeahndet zu thun: sie besorgen, daß ehrliche Leute vom Landesherrn gehöret, und daß ihre böse Haushaltung demselben entdecket werden möchte. Die Versamlung der Landsstände kan nur Tyrannen verdächtig seyn; ein rechtschaffener Regent darf sich niemals davor fürchten c).

§. 3.

Wäre ein **Richelieu**, ein **Colbert**, ein **Tellier** eben so gute Franzosen gewesen, hätten sie eben so viel Ehrlichkeit besessen, als ein Canzler von **Hospital**; würden sie nicht einem **Ludwig** XIII und seinem Sohne lieber solche edle und ihrem Vaterlande nützliche Maximen,

c) Maximes veritables et importantes pour l' institution du Roi c. 8.

als die tyrannischen Kunstgriffe eines verfluchten Machiavell eingeflösset haben? So richtig und vortreflich aber auch die Betrachtungen dieses unvergleichlichen Mannes sind, so muß man doch bekennen, daß er den wahren Ursprung der Landtagsversamlungen in Frankreich nicht getroffen. Es sind diese Versamlungen lange nicht so alt, als die ersten Parlamente; sie sind auch von diesen unterschieden. Wir wissen nicht recht mehr, auf was Art und Weise die Könige von der ersten Linie ihre Unterthanen regieret d). Es scheinet, daß sie nach Art der Conqueranten eine unumschränkte Gewalt gehabt, wenigstens über die Einwohner des Landes, dessen sie sich bemächtiget. Die Fürsten liessen indes doch wenigstens die Vornemsten von der französischen Nation in gewissen ausserordentlichen und wichtigen Fällen zusammen kommen. Als die Grossen des Hoflagers die ganze königliche Autorität an sich gerissen, so vermeineten sie, daß sie sich den Vornehmen unter dem Volk weniger verhaft und verdächtig machen würden, wenn sie dieselben jährlich wenigstens einmal zusammen kommen liessen. Der König, dem der Oberhofmeister nur den Namen und das Aeussere eines Souverain lies, hatte in dieser Versamlung den Vorsitz. Man hörte dabey die Klagen der Unterthanen, und ertheilete den Gesandten auswärtiger Fürsten Audienz. Pepin hielt über diesem Gebrauch sehr genau, so bald er auf den Thron war gesetzet worden. Die Vornemsten vom geistlichen Stande hatten sich einige Zeit vorher bey den Versamlungen eingefunden. Carl der Grosse lies es dabey; und unter Ludwig dem Gütigen wurden sie noch öfterer gehalten. Hier liessen die Könige von der zweyten Linie ihre Capitularien und Landesverordnungen aufsetzen. Man machte sie mit Zuziehung und Einwilligung der Grossen und Prälaten des Königreichs. Der Credit und das Ansehen dieser Parlamente vermehrete sich, nachdem die Macht der Kinder und Familie

Carls

d) Pasquier Recherches L. 2. c. 247.

Carls M. in Abnehmen kam. Als Hugo Capet dem Vergleich zufolge, den er mit den Fürsten, Grafen und Baronen errichtet hatte, als König war erkant worden; so führte der neue Souverain und seine Nachfolger die Gewonheit ein, daß sie ihre Pairs oder Vasallen, Baronen und Prälaten bald an diesem, bald an einem andern Orte zusammen kommen liessen, nachdem es ihre Angelegenheiten erforderten. Dieses nenneten die ersten Könige von der dritten Linie ihr Hofgericht oder Parlament. Es wurden alda die Streitigkeiten abgethan, welche die Pairs und Baronen mit dem Könige hatten; man zog die wichtigsten Angelegenheiten des Königreichs in Ueberlegung; man that die Streitigkeiten der Herzoge, der Grafen, der Baronen durch richterliche Sprüche ab; man widersetzte sich den Eingriffen der Päpste und der Clerisey; man hörete die Klagen, so die Unterthanen wegen der Verwaltung der Gerechtigkeit oder auch wegen der Plackereyen der Geistlichen führeten. Was man nachher Tiers etat oder den dritten Landesstand genennet hat, der hatte damals bey diesen Versamlungen noch keinen Sitz; sondern sie bestunden nur aus der Clerisey und dem Adel bis auf die Zeit **Ludwig** des Heiligen und **Philipp** des Kühnen. Das ist also, wenn man die Sache vorstellen soll wie sie ist, die älteste und längste Verfassung der Regierungsart in Frankreich. Der König muste die allerwichtigsten Angelegenheiten, sowol die den Krieg als den Frieden betrafen, mit Zuziehung der Prinzen vom Geblüt, der Kronbedienten und der Vornemsten von der Clerisey und dem Adel besorgen, die von Zeit zu Zeit zusammen kamen, um sich mit ihm wegen der Wohlfahrt des Staats und Erhaltung derselben zu besprechen. Die Sache ist so gewiß, daß, als **Philipp** der Schöne und **Ludwig Hutin**, sein Sohn, ein sitzendes Parlament angeleget, um in Sachen der Privatpersonen, und in gewissen Fällen selbst wider den König rechtlich zu erkennen, man einen Staatsrath niedersetzte, der

aus den Prinzen vom Geblüt, Kronbedienten, einigen vornehmen Herren und einer Anzahl auserlesener Parlamentsglieder bestund, um dem Könige in der Regierung des Staats mit ihrem Rath zu dienen. Diese neue Versamlung nannte man den **grossen**, **engen** oder auch **geheimden Rath**. Er wurde zuweilen nach Gewonheit der alten Parlamente zu solchen Zeiten und an solche Oerter zusammen berufen, die der König zu seinen Angelegenheiten am bequemsten zu seyn erachtete. Gemeiniglich aber folgete dieser Staatsrath dem Hofe. Es hat derselbe gedauert bis unter die Regierung **Carls** VII. Eine kleine Anzahl von Räthen konte sich leicht verführen oder überraschen lassen. Um nun diesem Uebel abzuhelfen, so hielt man für rathsam, die Edicte und Verordnungen, so die Könige mit Genehmhaltung ihres Staatsrathes wolten publiciren lassen, an das Parlament zu schicken. Das Parlament untersuchte dieselben sorgfältig, und registrirete sie, wenn sie als gerecht und den alten Gesetzen des Königreichs gemäs gefunden wurden. Ich gebe gerne zu, daß die Könige und insonderheit Ludwig XI sich zuweilen unterstanden, ihre Edicte wider den Willen des Parlaments zu registriren; hat man aber nicht diese despotischen Befehle für Vergreifungen an den Gesetzen und öffentlichen Freyheit erkläret? Haben nicht die Parlamentsglieder öffentlich und feierlichst dawider protestiret? Was aber auch ehedem die ungerechtesten Könige wider die wohl hergebrachten Rechte des Volkes unternommen, das ist wie nichts zu achten gegen das, was in den neuern Zeiten geschehen. Es müssen die Edicte registriret werden, ehe es erlaubt ist, dem Könige Gegenvorstellung zu thun. Hätten die Parlamentsherren, die eine Sache einreissen lassen, dadurch die alte Policey von Frankreich völlig zu Boden gestürzet, und dagegen eine tyrannische Gewalt eingeführet worden; hätten sie (denn warum soll man nicht die Warheit sagen?) so viel Muth, Ehrlichkeit und Religion besessen, als ihre Vorfahren,

fahren, würden sie nicht lieber ihre Bedienungen niedergeleget, ja, was sage ich? würden sie nicht lieber ihr Leben daran gewaget, als in die Unterdrückung ihres Vaterlandes so niederträchtig gewilliget haben? Die Könige von Frankreich hatten schon lange auf diesen Zweck los gearbeitet. Doch hatten sie sich nicht unterstanden, Eins zu thun, das Ludwig XIV ohne Mühe ausgeführet hat. Seitdem die Engländer unter Carl VII aus Frankreich verjaget worden, so fiengen die Könige, die dadurch mächtiger geworden, an, alles nach ihrer Fantasie zu thun. Dieser gieng mit dem Adel sehr sauber um, als der ihm gegen die Engländer grosse Dienste geleister hatte. Ludwig XI, sein Sohn, war weiter auf nichts bedacht, als eine despotische Macht, die sein Götzenbild war, einzuführen. Die Fürsten und Grossen des Reichs vereinigten sich wider ihn, unter dem scheinbaren Vorwand des algemeinen Besten; allein dieser listige und in der Verstellungskunst geübte Herr machte sich den Rath zu Nutze, der ihm gegeben wurde, vermittelst einer angestelten Unterhandlung einen Bund zu trennen, der vermögend gewesen seyn würde, ihn so weit zu bringen, daß er nicht mehr Autorität behalten, als die ersten Könige von der dritten Familie gehabt. Die Furcht vor den Herzogen von Bourgogne und Bretagne, die mächtig genung waren, seinen täglichen Eingriffen in die Freyheit seiner Unterthanen Widerstand zu thun, hielt Ludwig XI eine Zeitlang zurück. Nachdem aber der letzte Herzog von Bourgogne ohne männliche Leibeserben gestorben war, und Carl VIII die Erbin von Bretagne zur Ehe genommen hatte; so waren die Könige von Frankreich weiter auf nichts bedacht, als sich zu Herren über alle gute und alte Staatsgesetze zu machen. Ludwig XII hegte viel Liebe und Zärtlichkeit gegen sein Volk; er sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, regierete aber bey dem allen ziemlich despotisch. Der Cardinal von Amboise machte seinen ganzen Staatsrath aus. Franciscus I

und seine Kinder wolten dem Exempel folgen, das ihnen **Ludwig** XII gegeben, und von keinem andern Staatsrath was wissen, als von ihren Ministern und Lieblingen. Diese Herren, die weder die Aufrichtigkeit, noch die Tugend ihrer Vorfahren besassen, stiessen die besten Verordnungen von der Seite, und unterdruckten ihre Unterthanen, um ihrer Schwelgerey und Ehrgeitz Genügen zu leisten. Man fand Mittel, den grossen Staatsrath sowol als die alten Parlamente abzuschaffen. Diese beyden Collegia, die ursprünglich zur Regierung des Staats angeordnet worden, wurden zu gewöhnlichen Tribunalen, bey welchen man Urthel und Recht suchte. **Heinrich** IV vergas nicht, sich auf den Fuß zu setzen, um wie seine unmittelbaren Vorfahren zu regieren. Nur machte er Mine, als ob er gesonnen sey, sein Volk glücklich zu machen. Er war wirklich ein gnädiger und leutseliger Herr, und besaß verschiedene andere gute Eigenschaften; ich getraue mich aber nicht, mit Gewisheit zu sagen, ob die Ueberreste der Ligue und das Mißvergnügen, so verschiedene Grosse des Reichs wider ihn geschöpfet hatten, ihn in den Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit erhalten. Die Cardinäle **Richelieu** und **Mazarin** zerstreueten endlich den noch übrigen Schatten der Freyheit völlig, und vertilgeten die letzten Spuren der alten Policey in einem Königreiche, dessen gute und gerechte Verfassung selbst ihr grosser Lehrmeister in der Staatskunst, **Machiavell**, rühmen müssen e).

§. 4.

Bey den alten Parlamenten kam nichts vor weder von Auflegung neuer Lasten auf das Volk, noch daß man demselben Geld abforderte. Der König muste, nach den Grundgesetzen der Monarchie, von seinen Domainen leben, das ist, von seinen Gütern, Ländereyen, Forsten, u. s. w. davon

e) Machiavell discours sur la 1 Decade de Tite Live L. 3. c. 1. it. Libr. de principe c. 19.

davon ihm die Einkünfte angewiesen waren. Wenn die Könige reiseten, so waren sie berechtiget, eine Nacht in reichen Stiftern auf Unkosten der Besitzer derselben zu logiren. Dieses nennete man das Nachtlagerrecht. Die Bischöfe und Aebte kauften dieses öfters mit einer mäßigen Geldsumme ab. So war auch das Volk verpflichtet, den König auf der Reise mit Fuhrwerk und Vorspann von einem Orte zum andern zu versorgen; von welcher Verbindlichkeit sich die Städte ebenfals durch ein Stück Geld loskauften. Ausserdem waren die Geistlichen und das Volk fast mit keiner andern Last beschweret. Der König hielt sich nicht für berechtiget, das geringste weiter von seinen Unterthanen zu forden f). Der heilige **Ludwig** verbot seinen Kindern in seinem Testament, dem Volk keine Schatzung aufzulegen. Einige seiner Vorfahren hatten ihre Unterthanen genöthiget, eine Kopfsteuer zu entrichten, welche man Taille nannte. **Ludwig** IX aber, der die Regeln der Billigkeit und die Gesetze seines Königreichs besser verstund, verbot seinen Kindern, eine solche Ungerechtigkeit auszuüben, die den Franzosen sehr beschwerlich fiel; welches Verbot aber seine Nachfolger bald vergessen. Der Schatz des Königs war zu diesen glücklichen Zeiten nichts anders als seine Domainen; welcher Schatz so heilig war, daß er nach einem alten Staatsgesetz auf keinerley Weise veräusert werden konte. Wie weislich war alles eingerichtet! Damit der König zu seinem Aufwand einen beständigen sichern Fond wissen, und keinen Vorwand zu ausserordentlichen Geldauflagen haben möchte, so war es ihm nicht erlaubet, von seinen Domainenstücken etwas zu verkaufen, oder mit Schulden zu beschweren. Die reichen Stifter musten ihn auf seinen Reisen beherbergen und beköstigen; die Städte und Dörfer gaben ihm Fuhrwerk und Vorspann; und der Adel dienete ihm auf seine Kosten in den Kriegen, die vom Parlament für gerecht und nöthig waren erkläret

f) Pasquier Recherchés L. 2. c. 7.

worden. Carl VIII war der erste, der einen Theil seiner Domainen bey dem unvorsichtigen und verwegenen Feldzuge nach Italien zusetzte g). Ohnerachtet die Briefe, die er zu dem Ende ans Parlament schickte, von dreyzehen der vornemsten Herren aus seinem Staatsrath unterzeichnet waren, so wolte doch dieses weise Collegium, das die unglücklichen Folgen von dieser Neuerung vorher sahe, nicht einwilligen, sie zu autorisiren. Nichts als die dringenden Umstände des Königs bewegten sie endlich, einen Theil der Domainen **für diesesmal** und **ohne alle weitere Folge auf die Zukunft**, zu verpfänden. Allein wenn gute Staatsgesetze nur erst einmal durchlöchert worden, so stehen sie in Gefahr, völlig umgestossen zu werden. **Franciscus** I und seine Kinder verpfändeten unter mancherley Vorwand fast alle Domainen, das Parlament mochte dagegen sagen, was es wolte. Daher ist auch die Folge von dieser völligen und betrübten Veränderung der alten Staatsverfassung diese gewesen, daß jezo die Domainen den geringsten Theil von den Einkünften des Königs ausmachen. Es müssen daher immer neue Auflagen und Steuern ersonnen werden, ungerechte und verderbliche Kriege zu führen, prächtige Paläste zu bauen, eine zahlreiche und müßige Hofstadt zu unterhalten, Truppen zu bezahlen, die dem Königreiche nichts helfen, die die Provinzen verwüsten, und weiter zu nichts dienen, als die Eingriffe in die öffentlichen Freyheiten zu unterstützen; endlich auch den Geitz der Minister, der Lieblinge und Maitressen zu befriedigen.

§. 5.

Wenn jemand heut zu Tage sagte, daß die Könige von Frankreich nicht berechtiget wären, ohne Einwilligung ihrer Unterthanen eine Auflage zu machen, würden sie nicht dadurch den paradoxen Satz behaupten, der vermögend wäre, gewisse Leute zu erschrecken, deren Geist so

g) Pasquier Recherches L. 6. c. 28.

so niedrig und kriechend ist, daß sie sich ein lächerliches Verdienst daraus machen, ihr Leben und ihre Güter aufzuopfern, um nur eine Herschsucht zu behaupten, die so hart ist als die ottomannische Tyranney? Sie werden es aber hoffentlich nicht übel nehmen, wenn man ihnen erweiset, daß dasjenige, was ihnen jetzo falsch und neu vorkomt, vor nicht alzulanger Zeit in Frankreich eine algemeine Warheit gewesen. Es ist ein Irthum, sagt der gottselige Gerson h), wenn man einem Könige das Recht einräumet, daß er nach eigenem Gefallen die Güter seiner Unterthanen an sich reissen, und ohne dringende Noth Lasten auflegen könne. Diejenigen, die es so machen, regieren als Tyrannen, und nicht als rechtmäßige Beherscher. Der Tyrann suchet nur seinen eigenen Vortheil. Dahingegen ein gurer König nur darum den Thron besitzet, daß er das Beste seines Volks besorgen soll. Und wem steht es denn zu, zu urtheilen, ob die Auflagen nöthig sind oder nicht? Dem Könige allein, oder ihm und dem Volke zugleich? Nicolaus von Clemangis mag uns die Meynung seines Lehrmeisters Gerson sagen. Der König, spricht er i), kan nur im äussersten Nothfal, mit Zuziehung und Einwilligung der drey Stände, Auflagen machen. Diese dürfen auch nur auf eine gewisse Zeit eingehoben werden. Der Tribut muß aufhören, so bald die Nothwendigkeit, denselben zu fordern, nicht mehr vorhanden ist. Die alten Verzeichnisse der Rechnungskammern beweisen es, daß die Könige von Frankreich nicht überflüßigen Aufwand gemachet. Hätten ihre Nachfolger auch ihrem Exempel folgen wollen, so würde die Regierung nicht in eine Tyranney ausgearter seyn. Das sind gewis keine Speculationen einiger Kopfhänger.

Es

h) Gerson opuscula contra adulatores principum consider. 6.
i) Nicol. de Clemangis de lapsu et reparatione justitiae c. 17.

Es war desfals schon im Jahr 1338 bey einem algemeinen Landtage des Königreichs unter Philipp von Valois abgefasset worden. Man verordnete in Gegenwart und mit Genemhaltung dieses Herrn, daß der König seinem Volke nichts ohne die äusserste und offenbareste Noth, und nach der Vorschrift, so die Stände davon gemachet, auflegen könne k). Indem man aber einem Könige von Frankreich dieses Recht abspricht, so raubet man ihm keinesweges ein Vorrecht, das andern Souverainen zustehet. Es ist, sagt Cominäus sehr wohl, kein König und Herr in der Welt, der ausser seinen Domainen berechtiget wäre, seinen Unterthanen etwas aufzulegen ohne Einwilligung und Einrichtung derer, die die Auflage tragen sollen, wo er nicht Tyranney und Gewaltthätigkeit ausüben will. Carl VII war der erste, der nach eigenem Gutdünken und ohne Einwilligung der Stände neue Abgaben forderte. Aber, setzt der Geschichtschreiber hinzu, er hat seine und seiner Nachfolger Seele dadurch sehr beschweret, und er hat seinem Königreiche eine Wunde geschlagen, die lange bluten wird. Die Prälaten Frankreichs schwiegen bey dieser Gelegenheit nicht. Johann Juvenalis, Erzbischof von Rheims, stellete diesem ungerechten Fürsten ganz frey vor, daß seine Schmeichler ihn betrögen, da sie ihm unter den Fuß gäben, daß er sich an das Volk nicht kehren müsse, als welches beständig schrie, und doch hergäbe. Dergleichen Reden, sagte dieser ehrliche Prälat, darf man wol in Gegenwart eines Tyrannen führen; aber ein allerchristlichster König giebt denselben nicht Gehör. So groß auch die Macht ist, Sire, die man euch beyleget, so habt ihr doch kein Recht, mir das meinige zu nehmen.

k) Nicol. Gilles F. l. 157. Philipp Cominäus Hist. L. 5. cap. 18. L. 6. c. 7.

men. Ihr habt eure angewiesenen Domainenstücke, und jeglicher hat das seinige auch für sich 1).

§. 6.

Was ich jetzo weiter von dem wahren Ursprung der Landesstände in Frankreich anzuführen habe, das wird einen neuen Beweis von der bisher angezeigten wichtigen Maxime geben. Philippus der Schöne lies den heiligen Ludwig, seinen Großvater, canonisiren, aber er kehrte sich nicht an die Vorschrift, die der gute König seinen Kindern hinterlassen hatte, daß sie ihren Unterthanen keine neue Lasten auflegen solten. Unter die Neuerungen, die Philipp IV in der Regierung machte, gehöret auch diese, daß er den Unterthanen den hunderten und zu einer andern Zeit den funfzigsten Pfennig von ihren Gütern abforderte. Die Einwohner zu Paris, zu Rouen und Orleans empöreten sich, als er diese neue Auflage einheben wolte. Diejenigen, die dieselben im Namen des Königs beytrieben, wurden im Tumult getödtet. Als Philipp von seinem Feldzuge wider die Flamländer zurück kam, so befahl er, daß von allen Speisewaaren, die in den Städten verkaufet werden würden, vom Livre sechs Pfennige gegeben werden solten. Man wegerte sich schlechterdings, einem Befehl zu gehorchen, der den alten Gesetzen des Königreichs so zuwider war. Engverrand von Marigini, der Diener der Ungerechtigkeiten dieses Königs, rieth ihm, daß er dasjenige durch Güte zu erhalten suchen möchte, was durch Gewalt nicht zu erzwingen wäre. Philipp lies daher zum erstenmal eine algemeine Versamlung ausschreiben, dazu die Clerisey, der Adel und das Volk der Stadt Paris ihre Deputirten schicken solten. Engverrand stellete daselbst die Bedürfnisse des Staats so dringend vor, daß die drey Stände in eine so lastbare Auflage willigten. Die Nachfolger Philippi und sonderlich die valesischen Könige, die nach seinen

1) MS. in Biblioth. Dupuy.

seinen drey Söhnen regiereten, giengen auf diesem eröfneten Wege fort. Die grossen und unglücklichen Kriege, die Philipp von Valois und Johannes, sein Nachfolger, wider die Engländer zu führen hatten, setzten diese Herren in die Nothwendigkeit, ausserordentliche Abgaben von ihren Unterthanen zu fordern. Sie richteten sich nach der Gewonheit, und liessen die drey Stände des Königreichs oft genung zusammen fordern. Man stellete ihnen die dringende Noth des Staats vor, und begehrte Geld von ihnen, um die Kosten eines Krieges zu bestreiten, der von einem mächtigen und allezeit siegreichen Feinde war erreget worden. Hier siehet man, wie das Volk, oder der Bürger- und Bauerstand zu den Versamlungen gefordert worden, dazu sich sonst nur die Clerisey und der Adel einfand. Er wolte die ausserordentlichen Pfennigsteuer nicht bewilligen, davon er den grösten Theil tragen muste. Um nun dessen Einwilligung zu erhalten, so muste man ihn mehr ehren, und ihn zu den Versamlungen der beyden ersten Stände des Königreichs einladen. Dieser Vorzug kützelte ihn. Er hörte die ausstudirten Ermahnungen weit günstiger an, so die Minister des Königs an ihn thaten, um der dringenden Noth Frankreichs mit Freygebigkeit zu statten zu kommen. Das bequemste Mittel, das Volk zu gewinnen, ist dieses, wenn man ihm die Hofnung von einer Achtung auf seine Beschwerden machet, und daß dessen Klagen und Vorstellungen günstig gehöret werden solten. Je mehr die Könige Geld brauchten, desto mehr Macht und Ansehen liessen sie dem Volke in den Versamlungen der obersten Stände des Reichs. Carl V war derjenige, der mit dem Volke am saubersten verfuhr. Es ist sehr merkwürdig, daß ein König, der den ruhmvollen Zunamen des Weisen verdienet, sichs angelegen seyn lassen, seinen vornemsten Verordnungen bey versamleten Reichsständen, oder vielmehr bey einer ausserordentlichen Versamlung des Parlaments, Aufnahme zu verschaffen. So, daß die Autorität und Macht des

drit-

dritten Standes eine Anordnung ist, die der Weiseste unter den Königen in Frankreich zu bestätigen geruhet hat. Da **Philippus** der Schöne diesen Stand nur alsdann dazu rufen lassen, wenn es auf Bewilligung neuer Subsidien ankam; so lies man denselben unter den folgenden Regierungen weg, wenn man sich entweder wegen der Thronfolge, oder wegen der Regierung des Königreichs berathschlagete. Als **Carl** IV ohne männliche Erben gestorben war, so machte der König von England **Eduard** III einen Anspruch an die Crone, weil er ein Neffe des verstorbenen Königs von der **Isabelle** von Frankreich, seiner Mutter, war. **Philipp**, Graf von **Valois**, der sich auf das in Frankreich sogenante salische Gesetz bezog, behauptete dagegen, daß er als erster Prinz vom Geblüt allein das Recht hätte, seinem Vetter **Carl**, der nur Töchter hinterlies, zu folgen. Diese wichtige Streitigkeit wurde durch die Pairs und Baronen von Frankreich, die zu Paris zusammen kamen, entschieden, nicht aber durch die drey Stände des Reichs, ohnerachtet der Vater der drey letzten Könige einen Anfang gemachet, sie zusammen zu fordern m). Der beständige Geldmangel, davon **Philipp** von Valois, **Johannes** und **Carl** V gedruckt wurden, nöthigte diese drey Herren, dem Volke vieles einzuräumen, und es an den Staatsangelegenheiten Theil nehmen zu lassen. Als **Johannes**, bey der unglücklichen Schlacht zu **Poitiers**, den Engländern in die Hände gerathen war, so versamlete sein Sohn die sämtlichen Stände des Reichs, um zu wissen und vest zu setzen, wie das Königreich unter währender Gefangenschaft des Königs regieret werden solte n). Sie wurden ferner dazu gerufen, als man sich wegen der ausschweifenden Ranzion, die der König von England forderte, berath-

m) **Froissart** Hist. Vol. 1. L. 4. c. 22.

n) **Froissart** Vol. 1. cap. 170. Vol. 4. c. 44. **Nicol. Gilles** Fol. 179. Chronique scandaleuse p. 117. **Philipp Cominäus** Hist. L. 3. c. 1.

berathschlagen wolte. Und als Carl VI zur Regierung unfähig worden war, so trugen die Stände den Herzogen von Berri und Bourgogne die Verwaltung der Staatsangelegenheiten vorzüglich vor dem Herzoge von Orleans, des Königs Bruder, auf, der ihnen noch gar zu jung vorkam. Ludwig XI, dieser auf seine Autorität so eifersüchtige König, der dabey ein Feind alles Zwanges war, konte sich nicht entbrechen, dem Exempel seiner Vorfahren wenigstens zum Schein zu folgen. Er muste Mine machen, das Volk mit zu Rathe zu ziehen, als man mit gewafneter Hand eine Reformation der Regierung von ihm forderte, als Carl von Frankreich, sein Bruder, eine Apanage von ihm begehrete, und als er wider den Herzog von Bourgogne zu Felde ziehen wolte. Mit einem Worte, seit der Regierung des Philipp von Valois nahmen die Stände des Reichs an allem Theil, was die Finanzen, Justitz und andere politische Angelegenheiten betraf. Sollen wir aber die Warheit sagen, so waren diese Versamlungen allezeit ein listiger Grif, dessen sich der Hof bediente, um Geld vom Volke zu ziehen. Heinrich IV bediente sich eben dieser Methode bey gewissen kleinen Ständen, die er nach Rouen hatte zusammen fordern lassen. Nun wollen wir sehen, wie sich Maria von Medicis, seine Witwe, und die Minister Ludwig XIII aus der Verwickelung wegen der Landesstände herausgezogen, deren Zusammenforderung der Prinz von Conde und die Herren von seiner Parthey kraft des ersten Artikels des zu St. Menehoud geschlossenen Tractats erhalten hatten.

§. 7.

Hier war beschlossen worden, daß diese Versamlung zu Sens, den 25sten August 1614 noch vor der Majorennität des Königs gehalten werden solte. Dieses war nun gar nicht nach dem Sinne der Maria von Medicis. Sie besorgte, es möchten ihr die Stände wegen der Verwaltung

waltung der Regierung unter ihrer Regentschaft Händel machen, oder auf die Entfernung des **Conchini** und einiger Minister dringen, oder Hindernisse in den Weg legen, daß der König, wenn er unter währender Versamlung erst für majorenn erkläret würde, seiner Mutter nicht eben die Autorität liesse, die sie unter währender Minderjährigkeit gehabt. Um nun diese Ungelegenheit zu vermeiden, daraus sie sich nicht leicht würde haben ziehen können, wenn sich der Prinz von **Conde** klüger aufgeführet hätte, so riethen ihr der Marschal von **Ancre** oder **Conchini** und die Minister, die für sich selbst nicht weniger besorget waren, die Versamlung der Staaten unter allerley Vorwand noch bis auf sechs Wochen bis zween Monate hinaus zu schieben. Dieser Aufschub würde ihr Zeit geben, daß der junge König, wenn er erst für majorenn erkläret worden, anzeigete, daß, da er mit der Regierung seiner Mutter zufrieden wäre, er sie in eben der Autorität lassen wolle, und daß er einen Staatsrath, der nach dem Sinn der Königin wäre, anordnen könte; welches alles die Stände hätten hintertreiben können, und worin nicht leicht eine Veränderung zu erwarten gewesen, wenn es vom Könige, nachdem er zur Regierung tüchtig geworden, einmal wäre festgesetzet worden. Der Prinz von Conde war nicht helle genung, in die Absichten der Regentin zu dringen, oder wenn er sie auch merkte, so brauchte er doch nicht die rechten Mittel, sie zu hintertreiben. Die Sache war gar nicht schwer. Statt dessen, daß er von seinem neuen Gouvernement von Amboise Besitz nahm, und sich mit einem unzeitigen Anschlage auf Poitiers beschäftigte, so hätte er, so bald er an den Hof zurück gekommen, sich mit den Herren von seiner Parthey genau verbinden, andere dazu gewinnen, den Herzog von **Vendome** bis nach geendigter Versamlung der Reichsstände zur Ruhe verweisen und auf die Zusammenberufung dringen sollen, wie es der zu St. **Menehold** geschlossene Tractat mit sich brachte. Allein der unnütze Widerstand

des **Vendome** in Bretagne, die schlecht abgepaßten Bewegungen des Prinzen in **Poitou**, gaben der Regentin einen scheinbaren Vorwand, ihren Sohn in diese beyden Provinzen zu führen, und die Eröfnung des Reichstages bis zur Rückkunft beyder Majestäten nach Paris auszusetzen. Mitlerweile ward der König majorenn, und seine Mutter, die über die Niederlage des **Cäsar** von Vendome, und über den gezwungenen Rückzug des **Conde** nach **Chateauroux** triumphirete, lies die Stände nicht zu **Sens**, sondern zu **Paris** den 10ten October 1614 zusammen kommen.

§. 8.

Ich werde mich hier nicht bey dem Ceremoniel, noch auch bey den Streitigkeiten aufhalten, die in gewissen Fällen entstanden, als welches verdrieslich zu lesen seyn würde. Die geistliche Bank bestund aus hundert und vierzig Personen, unter welchen fünf Cardinäle, sieben Erzbischöfe und sieben und vierzig Bischöfe waren. Auf der adlichen Bank sassen hundert und zwey dreyßig; und auf der dritten zählete man hundert und zwey und achtzig Deputirte, die lauter Gerichtspersonen oder Finanzbediente waren. **Franciscus** von **Jojeuse**, Cardinal, Erzbischof von Rouen und Decanus des vom Römischen Stolz sogenanten heiligen **Collegii**, stund an der Spitze der Clerisey. **Heinrich** von **Beautremont**, Baron von Senecey, hatte bey den Adlichen den Vorsitz; und **Robert Miron**, Prevot der Kaufleute zu Paris, stellete eben dieses bey dem dritten Landesstande vor. Die Cammern dieser Deputirten versamleten sich in drey verschiedenen Sälen des Augustinerklosters. Dieses hatten sie sich ausgebeten, damit sie desto leichter sich unter einander besprechen könten. Es wurde verordnet, daß drey Tage nach einem öffentlichen Festtage, der, um den Beystand des Himmels zu erbitten, angeordnet worden, den Sontag als den 26sten October eine feierliche Proceßion

ceßion von der Kirche der Augustiner zu Unser L. Frauen Kirche angestellet, daß die Eröfnung des Landtages den Tag nachher im Saal des Palastes von Bourbon geschehen, und den 1sten November die ganze Clerisey in der Augustinerkirche communiciren solte. Der König, die Königin, seine Mutter und der ganze Hof wohneten der Proceßion mit bey, die mit eben so grosser Pracht als Andacht geschahe. **Gondi**, Bischof von Paris, hielt das hohe Amt; und **Franciscus Sourdi**, Cardinal und Erzbischof von Bourdeaux, predigte in der Cathedralkirche vor einer so auserlesenen Versamlung. Der junge **Ludwig** erschien in Begleitung seiner Mutter und des ganzen Hofes im Saal des Palastes von Bourbon an dem Tage, der zur Eröfnung der Versamlung war angesetzet worden. Er sagte in drey bis vier Perioden, daß der vornemste Zweck bey der Zusammenberufung der Stände des Königreichs dieser sey, die Klagen seiner Unterthanen zu hören und ihren Beschwerden abzuhelfen. Der Canzler **Silleri** redete hierauf vom gegenwärtigen Zustande der Sachen nach seiner Gewonheit. Er machte eine lange und prächtige Erzählung von dem, was sich unter der Regentschaft der Königin zugetragen. Und als er die Gründe angeführet hatte, die Seine Majestät bewogen, die Stände zusammen zu berufen; so ermahnete er alle Glieder, zum Wohlergehen des Vaterlandes und zum Dienste des Königs einmüthig zu arbeiten. Man achtete nicht viel auf die gekünstelte Rede des Canzlers; denn er war ein Hofgeschöpfe. Dieser bedienete sich seiner, das Volk mit guten Worten hinzuhalten, da er mitlerweile mit den Creaturen der Königin und mit seinem Marschal von **Ancre** sich unter der Hand bearbeitete, eine Spaltung unter den Deputationscammern zu erregen, und sie auf eine listige Art abzuhalten, damit keine gute Entschliessung gefasset werden möchte. Als Silleri seine Rede geendiget hatte, so näherte er sich dem Könige, als ob er Befehle von ihm holen wolte. Darauf betrat

er wieder seinen Platz, und sagte zu den drey Ständen des Reichs, daß ihnen der König erlaube, ihre Klagen und Bitten schriftlich zu entwerfen, und daß der König willens sey, gnädige Antwort darauf zu ertheilen. Alsdann stieg der Erzbischof von **Lion**, **Marquemont**, auf, trat in die Mitte des Saales, und fieng an, Se. Majestät im Namen der Clerisey anzureden. Es war seine Rede nichts anders, als eine niederträchtige und kriechende Schmeicheley gegen den König und die Königin, seine Mutter, die er mit der Debora verglich. Die Wünsche, die der Prälat im Beschluß der Rede zum Himmel that, waren ausschweifend und lächerlich. **Möchten doch Ew. Majestät**, sagte er zum Könige, **nachdem sich alle Dero Unterthanen durch das Exempel von Dero Gottseligkeit im Schoos der Kirche vereiniget, und der ganze Orient durch Dero siegreiche Waffen bezwungen und bezähmet worden, das heilige und triumphirende Creutz wieder auf die Mauren von Jerusalem stellen. Möchten sie doch geliebt vom Himmel und geehrt von der Welt das Jahrhundert, das sich bey Dero Geburt geöfnet hat, glücklich beschliessen!** Wie rühmlich würde es für die französische Clerisey seyn, wenn sie der guten Lehre folgte, die der Erzbischof von Lion in einer ziemlich schlechten Rede gegeben! Wie schön würde es seyn, wenn die Prälaten der französischen Kirche den allerchristlichsten König bewegeten, seine Unterthanen mehr durch das Exempel seiner Gottseligkeit als durch Gewaltthätigkeit zum Schoos der Kirche zu bringen! Aber es ist so ferne, daß sie sich die Warheit zu Nutze gemacht, die **Marquemont** vor einer so vornehmen Versamlung vorgetragen, daß vielmehr die Prälaten der französischen Kirche sich mehr bemühet, Declarationen und Edicte, die der Ehrlichkeit und dem Geist des Evangelii offenbar zuwider sind, zu erschleichen, als ihren Fürsten zu guten Sitten und zur Gottseligkeit zu ermahnen.

nen. Derjenige, den man jetzo über **Constantinum** und **Theodosium** wegen seines Eifers um die Ausrottung der Ketzerey und Reinigkeit des Glaubens erhebet, hat gewiß die römische Kirche durch seine Keuschheit, Mäßigung und durch seine andere christliche Tugenden nicht viel erbauet. **Rocherolles**, Baron du Pont St. Pierre, redete hierauf im Namen des Adelstandes. Seine Rede war mit eben solchen Schmeicheleyen angefüllet. Er war so eitel, daß er darin zeigen wolte, daß er aus der Historie was wüste. Seine Geschichte aber waren so schlecht ausgesuchet, und wurden von ihm so unglücklich zugeeignet, daß seine Rede sich besser für einen Schulpedanten, als für einen denkenden und artigen Staatsmann schickte. **Miron** legte seine Rede im Namen des Bürgerstandes kniend ab, welches die beyden vorhergehenden Redner nicht gethan hatten. Seine Rede war von Geschmack und weit ernstlicher, als die vorhergehenden. Der Präsident stellete darin vor, daß die Versamlung der Stände eine liebreiche und väterliche Unterredung des Souverain mit seinen Unterthanen vorstelle, und daß sie lediglich auf die Abstellung der Mißbräuche gerichtet seyn müsse, die sich in die verschiedenen Stände des Königreichs eingeschlichen. Er ermahnete den jungen **Ludwig**, die Klagen seiner Unterthanen geneigt zu hören, **und seine unschuldigen Hände an die Verbesserung des Bösen, das er nicht verursachet hätte, zu legen.** Da die beyden andern die Mutter des Königs über alles erhoben hatten, so konte Miron nicht umhin, ihr auch Lobsprüche beyzulegen. Sie waren aber kurz und nüchtern. Man konte es merken, daß der Wohlstand sie ihm ausgepresset hatte. Nach einigen Lobsprüchen wendete sich Miron an die Königin, und sagte, daß der dritte Landsstand sie ersuche, bey ihrem Sohne eine Fürbitte für das arme Volk einzulegen, welches eine Erleichterung seiner Noth von ihm erwarte. Sagte er damit nicht der Königin sehr fein unter die Au-

gen, daß sie, statt ihren Credit und Autorität zu vermehren, sich vielmehr bemühen solte, die Unordnungen abzuschaffen, die sich unter den vorigen Regierungen und wayrend ihrer Vormundschaft eingeschlichen.

§. 9.

Bey den Versamlungen der Landesstände ist der Hof allemal mehr gegen den dritten Stand auf seiner Hut, als gegen die beyden andern. Denn da dieser Stand gemeiniglich aus obrigkeitlichen Personen der Provincialstädte bestehet, die keine grosse Verwandtschaft mit dem Hofe haben, und die sich um dessen Gunst nicht bewerben; so ergreifen sie das Interesse derer lebhaft, von welchen sie deputiret worden. Sie schreien um Verminderung der Auflagen, und um Abstellung der Mißbräuche, die dem Volk zur Last gereichen. Die Kirche und der Adel machen sich so viel nicht aus öffentlichen Uebeln, als wovon sie immer den mindesten Theil empfinden. Die Gefälligkeiten, die der Hof den Geist- und Adlichen erweisen kan, erhalten diese in einer völligen Abhängigkeit von dessen Willen. Maria von Medicis und ihre Minister musten daher auf Mittel bedacht seyn, die Maasregeln zu vereiteln, die der dritte Stand etwa ergreifen möchte, den Hof zu nöthigen, ihm die Abstellung der Mißbräuche in der Regierung und die Verminderung der öffentlichen Auflagen zu gewähren. Da sie die Clerisey und den Adel in ihrer Gewalt hatten, als davon viele der Königin ganz ergeben waren, so waren ihre Vertraute auch im Stande, die beyden ersten Deputationskammern abzuhalten, daß sie sich mit der dritten nicht vereinigten, wenn sie etwas suchen würde, das nicht nach dem Geschmack des Hofes war. Indes muste man auch mit dem Volke säuberlich verfahren. Denn das Mißvergnügen desselben brach schon gar laut aus. Es wurden allenthalben Schriften ausgestreuet, die wider die Königin Mutter, wider das Haus Guise, wider die Staatsminister,

wider

wider die Controlleurs und Intendanten der Finanzen, wider die, denen die Erziehung des Königs aufgetragen worden, wider die Gouverneure der Städte und Provinzen, wider die gewaltthätigen Proceduren einiger Hofgerichte, und endlich wider die doppelte Mariage mit Spanien gerichtet waren. Der Jesuiten wurde darin nicht geschonet. Man beschuldigte sie öffentlich, daß sie an der Ermordung der beyden letzten Könige Theil gehabt. Man warf ihnen die heillose Lehre der Schriftsteller von dieser Gesellschaft vor, welche Privatpersonen berechtigten, sich am Leben der Souveraine zu vergreifen. Es kan seyn, daß die Urheber dieser Schriften die Sache übertrieben. So sehr sich aber auch der Hof bemühete, dieselben durch gemiethete Federn, die man täglich in grosser Menge haben kan, widerlegen zu lassen; so waren doch die schlechten Antworten nicht vermögend, die so schon erhitzten Gemüther zu besänftigen. Der Prinz von Conde und seine Anhänger wiegelten das Volk unter der Hand noch mehr auf. Sie versprachen demselben zur Erhaltung einer Erleichterung behülflich zu seyn. Wie viel Sorge machte dieses dem geheimen Staatsrath der Maria von Medicis. Die Beschwerden und Bitten dieses dritten Standes völlig verwerfen, das hies so viel, als ihn geflissentlich aufhetzen, und ihn zur Ergreifung einer verzweifelten Entschliessung reitzen. Nachdem man also die Sache hin und her überdacht hatte, so glaubte der Hof, daß kein besseres Mittel vorhanden sey, als wenn man die drey Deputationskammern uneinig und die Versamlung so tumultuarisch machte, als nur möglich wäre. Man suchte die Clerisey und den Adel zu bewegen, solche Vorschläge zur Reformation der Mißbräuche zu thun, davon man vorher wuste, daß der dritte Landsstand sie nimmermehr genehm halten würde. Und wie man gar nicht daran zweifelte, daß erwähnter dritter Landesstand auch verschiedenes vortragen würde, das der Adel und die Clerisey nimmermehr eingehen würde, so urtheilete der

Hof ganz recht, daß, da die drey Kammern wegen ihres verschiedenen Interesse und Streitigkeiten keinen guten Entschluß einmüthig fassen würden, man die Stände, die endlich des Dinges müde werden würden, mit guter Manier aus einander gehen lassen, das gemeine Volk aber mit einer unbestimten und ungewissen Hofnung einer Reformation hinhalten könte. Die Minister der Königin spieleten dabey ihre Rolle mit solcher Geschicklichkeit, daß alles so erfolgte, wie sie es gleich vom Anfange entworfen hatten.

§. 10.

Die Hofleute liessen demnach in der Kammer des Adels zuförderst auf die Abschaffung der sogenanten Paulette antragen, kraft welcher die Bedienungen bey der Justitz und Finanzwesen waren erblich gemachet worden, unter der Bedingung daß die Officianten jährlich einen gewissen Canon entrichteten Die Sache war nicht unrecht ausgesonnen. Denn es muste dadurch die Kammer des dritten Landsstandes in Verlegenheit gerathen, als welche aus lauter Magistratspersonen und Finanzbedienten bestund. Und indem man die Paulette aufhub, so war das so viel, als ob man ihnen ihre Bedienungen nahm, die sie theuer genung bezahlet hatten Sie machen öfters den ansehnlichsten Theil des Vermögens aus, das die Civilbedienten ihren Erben hinterlassen können, wenn sie den jährlichen Canon bezahlen Da auch überdis die Verkaufung und Beerbung der Bedienungen für zwey himmelschreiende Unordnungen, darüber man sich in Frankreich beklagete, angesehen wurden: so konte der dritte Landsstand ehrenhalber nicht umhin, sich mit der Clerisey zu vereinigen, und um dessen Abstellung zu bitten. Der Adel lies einen andern nicht so erheblichen Artikel beyfügen, an dessen Abschaffung den Geistlichen so viel als den Civilbedienten gelegen war. Um sich nun an der Clerisey und Adel zu rächen, die um die Reformation einer

ner Sache baten, dabey sie nichts einbüsseten, und die dagegen dem dritten Landsstande äusserst nachtheilig werden konte, weil in Frankreich unzählige neue Bedienungen aufgekommen waren, seitdem man sie kauf- und erblich gemachet hatte; so unterlies die dritte Kammer, die gegen die beyden ersten aufgebracht worden, nicht, ihres Ortes solche Dinge in Vorschlag zu bringen, welche die Geist- und Adlichen schrecklich ärgern musten. Und eben das war es, was der Hof sehnlichst begehrete. Gewiß, es war die Sache überaus listig angefangen, da die Clerisey und der Adel den dritten Landsstand ersuchen liessen, daß er sich mit ihnen in der Bitte um die Abstellung der Paulette vereinigen möchte. Und da diese sahen, daß es solchen Leuten, die von nichts als Reformation redeten, sehr übel kleiden würde, wenn sie ihre Einwilligung nicht dazu gäben, so thaten sie dieses ohne alles Bedenken. Allein sie ersuchten nun umgekehrt die Clerisey und den Adel, daß sie sich auch mit ihnen vereinigen möchten, um die Abstellung zweyer Dinge beym Könige anzuhalten; nemlich um die Verminderung der Auflagen, und um die Einziehung der Besoldungen, die Unzähligen ohne Noth und für die lange Weile gezahlet wurden. **Die unausstehliche Vermehrung der Auflagen**, sagte der dritte Landsstand, **ist eben ein so grober Mißbrauch, als der mit den erblichen Bedienungen. Man schaffe beydes ab, so wollen wir gerne damit zufrieden seyn. Nur muß eins dabey wohl in Acht genommen werden.** Schaffet man beyde Unordnungen ab, so ist offenbar, daß des Königs Einkünfte sehr vermindert werden. Es würde aber unbillig seyn, Se. Majestät zu ersuchen, daß sie sich um ihrer Unterthanen willen eines Theils ihrer Einkünfte entschlagen möchten, ohne demselben zugleich einen honetten Vorwand an die Hand zu geben, von dem bisherigen Aufwande etwas zu menagiren. Die Pensionen, die der

König so vielen Leuten giebt, sind eine unnütze und dem Volke lastbare Ausgabe, als welches zu dergleichen Geschenken das erforderliche hergeben muß. Um nun den König schadlos zu halten, so ist kein besseres Mittel, als daß die Besoldungen eingezogen werden, die er an diejenigen auszahlet, die mit auf dem Etat des Hofes stehen, und ihm gleichwol keine Dienste leisten. Besser konte der dritte Landsstand dem adlichen Stande nicht aupariren, als in welchem die Vornemsten fast jederzeit Kostgänger des Königs sind. Da die Einkünfte von ihren Gütern, Kriegsbedienungen und Gouvernements fast niemals zureichen, ihre Schwelgerey und ausschweifenden Aufwand auszuhalten, so erhält sie der Hof durch Pensionen in der Abhängigkeit und Sclaverey. Der Adel getrauete sich nicht, den Antrag des dritten Landsstandes schlechterdings zu verwerfen. **Man muß nur**, sagten sie, **nicht zu viel auf einmal suchen.** Der dritte Landsstand ist nicht ungeneigt, sich mit uns zu vereinigen, aber er sucht doch auch die Sache schwer zu machen und in Verwirrung zu setzen, um dadurch die Reformation eines Mißbrauchs zu hindern, der den Justitz- und Finanzbedienten vortheilhaft ist. Weil nun damals wegen der kauf- und erblichen Stellen mancherley Schriften gewechselt wurden, so muß ich etwas vom Ursprung dieser Unordnung in Frankreich beyfügen. Es ist dieses nöthig, wenn man anders das recht verstehen will, was bey der Versamlung der sämtlichen Landsstände in Vorschlag gebracht worden.

§. 11.

Vor den Zeiten des Hugo Capetus verwalteten die Grafen die Justitz in den Städten, und die Könige schickten Commissarien in die Provinzen, um die Klagen des Volkes zu hören, und zu untersuchen, ob auch die

Grafen

Grafen ihr Amt redlich verwalteten. Als nun diese Leute, die sonst weiter nichts als Gouverneure und Justizbeamte gewesen, sich zu der Zeit, da das Haus Carls des Grossen in Verfall gerathen war, sich zu kleinen Souverainen gemachet hatten; so überliessen sie die Verwaltung der Justiz an Subalternbediente, die unter dem dritten Hause der Könige von Frankreich nach Verschiedenheit der Provinzen auch verschiedene Namen führeten, und Vicomtes, Senechaux, Baillifs, Prevots, Viguiers u. s. w genennet wurden o). Diese hielten sich wieder Substituten in den unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden Städten, über welche sie die Aufsicht zu führen hatten. Weil die Franzosen seit geraumer Zeit eine kriegerische Nation gewesen war, so trugen ihre Richter und obrigkeitlichen Personen den Degen. Man wuste weder von den Digestis noch vom Justinianischen Codex etwas. Der Proceß wurde nach Gewonheit des Landes und nach königlichen Vorschriften abgethan. Daher war es gar was leichtes, daß Leute, die den Degen führeten, so viel wissen konten, als zur Verwaltung der Justiz gehörete. Als aber die Erlernung des römischen oder canonischen Rechtes und die Aufrichtung öffentlicher Schulen, darin diese beyden Wissenschaften gelehret wurden, die Chicane nach sich gezogen hatten, diese teufelische Kunst, leichte und deutliche Sachen zu verwirren; so musten die Schöppen und Beamten studirte Leute zu Substituten annehmen, und sich mit dem Ehrenschritt und dem Rechte begnügen, den Adel zu commandiren, wenn der König den in Frankreich sogenannten Ban und Arriere Ban zusammen forderte. Die Vorfahren des heiligen Ludwigs hatten sich schon auf den Fuß gesetzet, die Justizbedienungen zu verkaufen. Dieser gute König glaubte, es gehöre zu seiner Pflicht, einen Kaufhandel abzuschaffen, der der Majestät des Souverain schimpflich wäre, und ungeheure Mißbräuche nach sich ziehen könte. Allein

o) Pasquier Recherches L. 2. c. 14. L. 9. c. 41.

Allein die Kinder **Ludwigs** IX kehreten sich nicht an das, was er verordnet hatte, und sie folgten weder dem Muster der Gerechtigkeit noch Aufrichtigkeit, das er ihnen hinterlassen hatte. Einige liessen die Bedienungen feil bieten, und gaben sie dem, der am meisten dafür bot. Andere, die sich gewissenhafter beweisen wolten, ertheilten sie nur auf eine Zeitlang, und machten blosse Commissionen daraus, die der König aufheben konte. Nachher glaubte man, daß es besser sey, wenn man beständige Aemter auf Lebenszeit daraus machte, die nur entweder durch den Tod, oder durch freywillige Abdankung desjenigen, der sie bekleidet, oder auch durch gewisse Verbrechen erlediget würden, die den Officianten zur fernern Verwaltung dieses Amtes untüchtig machten; welches man unter den Franzosen Forfaiture nannte. **Carl V**, dieser König, dem man den Namen des **Weisen** beygeleget, verpachtete diese Aemter höher, als einer seiner Vorfahren gethan hatte. Der Vorwand, dessen er sich dabey bedienete, waren die grossen Schulden, die sich die Krone durch einen langwierigen und grausamen Krieg wider die Engländer zugezogen hatte. Die Anzahl der Justitz- und Finanzbedienten vermehrete sich gar merklich durch die Anlegung eines immerwährenden Parlaments, einer Rechenkammer und anderer hohen und niedern Gerichte. Alle diese Aemter waren eine geraume Zeit in der Uebung, ehe sie verkaufet wurden p). Die Art ihrer Verwaltung aber war unter den abwechselnden Regierungen nicht immer einerley. Zuweilen erwähleten die hohen Gerichte die Glieder ihres Collegii. Ofte besetzten aber auch die Könige die erledigten Stellen, und liessen dem Parlament weiter nichts, als daß es diejenigen, die der König ernannt hatte, examinirte, und sich nach ihrer Herkunft und guten Sitten erkundigte. Zu gewissen Zeiten hat auch das Parlament dem Könige drey Personen vorgeschlagen, um daraus diejenigen, die ihm beliebig,

p) Pasquier Recherches L. 4. c. 16.

big, zu erwählen. Eben so vielerley Veränderungen fielen auch bey den Subalterngerichten vor. Zuweilen suchten sie sich aus den Beamten und Schöppen ihre Deputirte aus. Die Könige haben auch zuweilen die Untergerichte besetzet. Einige haben sich damit begnüget, daß ihnen die Collegia drey Subjecta vorgeschlagen, darunter sie denjenigen wähleten, der am Hofe die meiste Gunst hatte, selten aber den, der die meisten Verdienste besaß. Da nun die Art und Weise, wie die Finanz- und Justitzbedienungen besetzt wurden, in Frankreich so lange Zeit ungewiß und veränderlich gewesen, so musten nothwendig grosse Unordnungen daraus entstehen. Die gute Verwaltung der Justitz und öffentlichen Einkünfte ist in einem wohl eingerichteten Staat eine Sache von äusserster Nothwendigkeit. Das Reich, das in diesen beyden Stücken keine gewisse und unveränderliche Gesetze hat, geräth über lang oder kurz in eine solche Zerrüttung, daß es unfähig wird, der Gewalt des Uebels zu widerstehen, oder den Angrif der dagegen dienlichen Mittel auszuhalten. Da die Könige selbst durch keine beständige und durch langen Gebrauch bestätigte Gesetze gehalten wurden, wie die obrigkeitlichen Aemter besetzet werden musten, so handelten sie hierin gemeiniglich nach ihrer Fantasie. Der gute König Ludwig XII lies sie ebenfals verkaufen, unter dem betrüglichen Vorwande, die Kosten der Kriege zu bestreiten, damit er entweder andere überzog oder von andern überzogen wurde, ohne seinen Unterthanen neue Lasten aufzulegen. Endlich erkante er den Fehler, den er begangen hatte; aber er führte die Wahl bey den Bedienungen nicht wieder ein. Er behielt sichs vor, die Stellen in den hohen Gerichten zu besetzen, und befahl, daß diese die Personen, die er wählen würde, examiniren, und ihm von ihrem Leben und Wandel genaue Nachricht ertheilen solten. Und was die Untergerichte anlanget, so wolte eben dieser Herr, daß ihm drey solten vorgeschlagen werden, um einen daraus zu wählen. Unter

der

der Regierung Franciscus I gerieth man auf eine neue Jurisprudenz, um die Gesetze Carls VII und VIII zu vereiteln, darin die Verkaufung solcher Bedienungen ausdrücklich war verboten worden. Es verhält sich, sagte man, mit diesen Verordnungen, wie mit den alten römischen Gesetzen. Sie bestraften denjenigen, der die Stimme oder Gewogenheit einzeler Personen erkaufte, um eine Bedienung zu erhalten; dabey aber war es erlaubt, dem gemeinen Wesen etwas zu versprechen oder zu geben. So können auch Privatpersonen keine Bedienung unter sich verhandeln; dem Landesherrn aber kan es niemand wehren, wenn er sie an jemand gegen eine Summe Geldes überlässet, um davon die Bedürfnisse des Staats zu bestreiten. Dieser lächerlichen Distinction zufolge verkauften Franciscus I und Heinrich II die Bedienungen öffentlich, und erschufen eine grosse Menge neuer Aemter, um nur Geld dafür einzustreichen. Franciscus lies sogar zu, daß unter Privatpersonen ein Kauf damit getrieben werden durfte. Derjenige, der sein Amt niederlegen wolte, machte seine Resignation zum Vortheil eines andern, der ihm Geld dafür gezahlet hatte; und wenn der Abdankende vierzig Tage nach seiner Resignation lebete, so trat der Käufer in seine Bedienung. Die Stände von Orleans bemüten sich, dieser Verkaufung der Aemter kräftige Mittel entgegen zu stellen, und Carl IX lies in der That eine gute Verordnung deswegen ergehen; aber es wurde schlecht darüber gehalten. Heinrich III trieb die Mißbräuche viel weiter, als seine Vorfahren gethan hatten. Das befremdlichste dabey war dieses, daß bey aller dieser schandbaren Durchstecherey der Käufer, wenn er vom Parlament oder einem andern Gerichte angenommen wurde, nach der alten Gewonheit einen Eid ablegte, daß er dem, der die Bedienung niedergeleget, weder selbst noch durch andere etwas dafür gegeben oder versprochen, ohneracht-

tet

ret das Gegentheil notorisch war. Was konte man sich von der Ehrlichkeit und Religion solcher obrigkeitlichen Personen versprechen, die mit einem offenbaren Meineid in ihre Bedienung traten?

§. 12.

Nun fehlete weiter nichts, als daß die Bedienungen auch noch erblich gemachet wurden. Dieses that Heinrich IV, der weit geitziger war, als die vom Valesischen Hause, welchen er folgete. In einem gewissen Buche, das den Namen eines berühmten Staatsministers führet q), bekennet der Verfasser, **daß die Zerrüttungen im Justizwesen seit der Zeit die höchste Stufe erstiegen, und daß die Verkaufung und Beerbung der Aemter der Vernunft und allen Rechten zuwider laufe.** Nach so förmlichen Geständniß erstaune ich darüber, wenn der Verfasser behauptet, daß dieser schreckliche Mißbrauch bey Vergebung der Aemter doch noch erträglicher sey, als wenn diese lediglich vom Willen des Königs abhienge. **Die Gewogenheit und das Ansehen, sagt er, der Grossen des Hofes würde sie alsdann austheilen. Gewisse Häuser, die ihre Reichthümer und ihre Autorität verdächtig machen müssen, würden dadurch die Anzahl ihrer Creaturen vermehren. Nichts machte den Herzog von Guise bey Heinrich III so furchtbar, als daß er seinen Anhängern die Bedienungen zuschanzte.** Ich habe **vom Herzog von** Sulli gehöret, **daß dieses der vornemste Bewegungsgrund gewesen, warum Heinrich IV die Entrichtung eines jährlichen Canons eingeführet. Dieser grosse König sahe nicht sowol auf die Einkünfte, die er davon haben konte, als auf das Mittel, einen solchen Schaden zu verhüten. Ob ihm gleich sein königlicher Schatz sehr nahe am Herzen lag, so hatte**

q) Richelieu Testament politique Ch. 4. Sect. 1.

hatte doch die Staatsraison das Uebergewichte bey ihm. Es ist sehr warscheinlich, daß Sulli einen neuen Mißbrauch, den er selbst angerathen, auf die Weise entschuldiget. Es werden aber auch alle diejenigen, die Vernunft und Billigkeit besitzen, leichtlich glauben, daß es leichter gewesen sey, dieses Unheil zu verhüten, das Heinrich IV befürchtete, als diejenigen, die daraus entstehen, wenn Bedienungen kauf- und erblich gemachet werden. Man siehet also hier, zu was für einer Verordnung die Staatsraison, oder besser zu sagen der Geitz, Heinrich IV bewogen. Die Staatsraison, dieses geheimnißvolle Wort, das die Staatsmänner beständig im Munde führen, bedeutet, eigentlich zu sagen, nichts anders, als das Interesse des Fürsten mit Ausschliessung der Wohlfahrt des Volks. Geldbedürfniß zur Unterhaltung grosser Armeen, deren man sich zur Unterdrückung der Freyheit bedienet, und Staatsraison ist nach der Sprache eines Schülers des Machiavell völlig einerley. Sulli, als er sahe, daß sein Herr von den Bedienungen keinen Nutzen zog, als wenn ein Officiant starb, der seine Bedienung nicht an einen andern abgetreten, oder der nicht Zeit dazu gehabt hatte, und daß der König sich öfters genöthigt sahe, einem verhungerten Hofschranzen die erledigte Bedienung zu geben, der sie mit Ungestüm forderte, um ein Stück Geld dafür zu bekommen; Sulli, sage ich, sann ein Mittel aus, dadurch grosse Geldsummen in die Cassen des geitzigen Heinrichs und seiner Nachfolger eingeschleppet wurden. Es wurden die Bedienungen den Witwen und Erben derer, die mit Aemtern versehen waren, vorbehalten, unter der Bedingung, wenn sie jährlich den sechzigsten Theil der Einkünfte abgetragen, und wenn dieses nicht geschahe, so fiel im Sterbefall die Stelle dem Könige anheim. Man nannte dieses einen jährlichen Canon. Der gemeine Mann gab der neuen Parthey den Namen Paulette, deren Unterhändler Paulet hies. Die Gnade,

die

die der König Heinrich IV den Civilbedienten seines Königreichs erwies, solte nur neun Jahr dauren. Man hat sie aber jederzeit bis jetzo auf eben so lange Zeit erneuert. Da nun die **Paulette** mit dem Anfange des 1605ten Jahres zum erstenmal war eröfnet worden, so waren mit dem Jahr 1614 die neun Jahre verflossen. Und das war die Ursache, warum man bey der Versammlung der Landsstände auf die völlige Abschaffung derselben Antrag that. Es urtheilte jederman ganz richtig, daß die Declaration Heinrichs IV die Verkaufung der Bedienungen unaufhörlich machen, und daß man sie nicht nur niemals wieder in ihre alte Anzahl einschränken, sondern auch immer neue dazu erschaffen würde, nachdem der König mehr Geld haben wolte. So lange die hohen Reichsgerichte in Frankreich noch an das Wohlergehen des Vaterlandes dachten, so wegerten sie sich, diese Verordnung des Königs zu registriren. Allein das Privatinteresse ist jederzeit der unversöhnlichste Feind des algemeinen Bestens gewesen, und wird es auch ewig seyn. Ganz geblendet von den Vorspiegelungen, daß die neue Declaration den Kindern der Bedienten höchst nützlich wäre, die nach dem Tode ihres Vaters seine Stelle entweder verkaufen oder behalten könten, zogen die Parlamentsherren die Vergrösserung ihrer Familien der guten Policey im Staat vor. Der Canzler von **Bellievre**, der sich nach den Mustern der grossen Männer richten wolte, die das Alterthum wegen ihrer Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit verewiget hat, hielt eine Declaration eine Zeitlang zurück, wovon er glaubte, daß sie schädliche Folgen nach sich ziehen würde. Allein seine Tugend konte der Furcht, die Siegel zu verlieren, nicht die Wage halten. Es nutzte ihm aber auch diese niederträchtige Gefälligkeit nicht lange; denn durch die Cabale des **Sillery** wurden sie ihm bald genommen. So gehet es oft grossen Ministern; wenn sie erst ihr Gewissen schändlich verletzet, so müssen sie auch noch mit Schande von einem

Posten abtreten, den sie mit einer Grosmuth hätten niederlegen können, die ihnen unsterblichen Ruhm zuwege gebracht haben würde.

§. 13.

Zog sich nun der Canzler von **Bellievre** dadurch einen Vorwurf zu, daß er sich der Declaration **Heinrichs** IV wegen des jährlichen Canons nicht muthig genung widersetzet, so thaten dieses die Deputirten der dritten Kammer nicht weniger, da sie nicht Aufrichtigkeit und Muth genung bewiesen, als man auf die Abschaffung eines Mißbrauchs Antrag that, der erst seit neun Jahren war eingeführet worden. Es half nichts, als sie sagten, daß sie sich gar nicht wegerten, sich mit der Clerisey und dem Adel zu vereinigen, und daß sie es gerne geschehen lassen wolten, wenn, um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, die Verkaufung der Aemter abgeschaffet würde; denn es glaubte jederman, daß dieser neue Vortrag, der so gerecht und dem gemeinen Wesen so vortheilhaft war, ausdrücklich deswegen geschehen, damit die Aufhebung der **Paulette** dadurch desto schwerer gemachet werden möchte. Denn da die Verkaufung und Beerbung der Bedienungen so gewaltige Summen in den Schatz des Königs einleibete, wie konte man hoffen, daß der Hof jemals in die Verstopfung dieser beyden Quellen willigen würde? Solte die Verkaufung der Bedienungen bleiben, so war die Beerbung derselben nicht mit grössern Unbequemlichkeiten verbunden, und schickte sich sehr wohl zum Privatinteresse der Civilbedienten. Die Absichten des Adels schienen eben so wenig lauter zu seyn, als er sich wegerte, dem dritten Landsstande wegen Einziehung der Pensionen beyzutreten; denn sie betrugen ganz erstaunliche Summen. Die grossen Herren, die sich die Schwachheit und Zaghaftigkeit der **Maria** von Medicis zu Nutze gemachet, hatten unter währender Minderjährigkeit des Königs ansehnliche Besoldungen nicht nur für

sich

sich gezogen, sondern sie erhielten auch dergleichen für ihre Anverwandten und Creaturen, die dem Staat nicht den geringsten Dienst leisteten. Die Kammer der Geistlichkeit machte Mine, als ob sie sich zwischen die beyden Kammern, die sich immer heftiger überwarfen, ins Mittel schlagen und sie vergleichen wolte; allein im Grunde waren sie schon auf der Seite des Hofes. Die Cardinäle und vornemsten Prälaten, die sich mit der Königin wohl verstunden, lenketen die Berathschlagungen der Clerisey, wie es Ihro Majestät gefällig war. Indem nun der dritte Landsstand sich noch immer wegerte, den beyden andern Kammern wegen des jährlichen Canons beyzutreten, wo nicht zugleich die Auflagen vermindert und die unnützen Pensionen eingezogen würden; so ersuchten die Deputirten von der Clerisey und dem Adel den König, mit dem jährlichen Canon so lange Anstand zu nehmen, bis die sämtlichen Landsstände die Sache in genauere Ueberlegung gezogen, welches sie auch in Ansehung der Untersuchung wegen einer Salzsteuer begehreten, davon die Geist- und Adlichen sich gerne losmachen wolten. Der König speisete sie mit guten Worten ab zugleich aber wurde ihnen zu verstehen gegeben, wie der König verlange, daß die Kammern je eher je lieber die Aufsätze von ihren Beschwerden übergeben möchten, ohne daß sich jegliche Kammer durch die ausserordentlichen Forderungen, die man quer in den Weg legete, sich von ihrer Hauptsache abbringen liessen. **Es wird gut seyn, sagte man, wenn man verhütet, daß das Volk wegen alzulange daurender Versamlung der Stände nicht zu murren anfänget.** Damit wurde auf eine sehr feine Art so viel gesaget, daß der Hof damit umgehe, diese Versamlung, die ihm lustig war, nächstens aus einander gehen zu lassen. Der dritte Landsstand bat seines Ortes um die Aufhebung der auferlegten Steuren und Einziehung der Besoldungen. Derjenige, der das Wort führete, schiene etwas mit einfliessen zu lassen, das der Adel

für eine Beleidigung aufnahm, als welchem die Verschwendung der Landeseinkünfte zu unnützen Pensionen wohl zustatten kam. Es entstund in der adlichen Kammer eine Bewegung wider die vom dritten Stande; es brach ein öffentliches Mißverständniß zwischen dem Adel und Bürgerstande aus, bis einige Abgeordnete sich besser erkläreten, und dem Adel Satisfaction verschaften. Diese Mißhelligkeiten waren nun recht nach dem Geschmack des Hofes. Man sahe dieselben für Wirkungen der angesponnenen Intriguen an. Den Ministern war es ein Vergnügen, als sie sahen, daß jegliche Kammer für sich ganz verschiedene Dinge begehrete, ohne daß sie wegen der vornemsten Artikel unter sich selbst einig werden können. Man gab dadurch dem Hofe ein Mittel an die Hand, gar nichts zu bewilligen, und sich dabey vor keinem algemeinen Mißvergnügen der drey Stände des Reiches zu fürchten. Der Adel, dem mit der Einziehung der Besoldungen nicht gedienet war, bekümmerte sich nicht um Verminderung der Auflagen und Steuren. Die Clerisey war nur für die Publication des tridentinischen Concilii besorget, darum sie bald nachher anhielt (§. 14.). Um diese Absicht zu erreichen, that sie alles, was man von ihr begehrete. Gegen die adliche Kammer bewies sie sich nicht weniger gefällig, damit diese den Geistlichen in einer Sache, die den Botschaftern des römischen Hofes sehr am Herzen lag, wider den dritten Landsstand beytreten möchte, als welcher gar nicht gesonnen war, jemals seine Einwilligung dazu zu geben. Wie vergnügt war der Hof hierüber! Er war nun im Stande, jederman zufrieden zu stellen, und dabey alles auf dem alten Fuß zu lassen, und nicht die geringste Unordnung abzustellen. Und eben das war es, was er begehrete. Um aber den dritten Landsstand in noch grössere Verlegenheit zu setzen, so muste ein gewisser politischer Kannengiesser auftreten, und Mittel in Vorschlag bringen, wodurch diejenigen, die ihre Bedienungen erkauft, schadlos gehalten, die Bedienun-

dienungen aber wieder in ihre alte Zahl eingeschränket werden könten. Denn auf die Weise würden die Bedienungen weder verkauft noch vererbet worden seyn, und die Civilbedienten hätten keine Ursache gehabt, sich zu beschweren. Der Aufsatz dieses neuen Acteurs wurde der Clerisey und dem Adel übergeben. Der Canzler stellete sich, als ob ihm der Vorschlag gefiele. Als er aber dem dritten Landsstande vorgeleget wurde, so verwarf er denselben als unmöglich. Der schlaue **Silleri** wuste das gar wohl; er suchte nur einen Strich durch die guten Entschliessungen zu machen, die man etwa hätte fassen mögen. Dieser Minister, der ein niederträchtiger Sclave des Hofes war, hegete bey dieser Versamlung der Stände ganz andere Gesinnungen, als der würdige Canzler **Hospital** bey dem zu **Orleans** gehaltenen Landtage geoffenbaret, und wo er sich die Ehre erworben hatte, daß er für die Wohlfahrt des Vaterlandes ernstlich gesorget.

§. 14.

Die Gefälligkeit, so bis hieher die geistliche Kammer gegen die Adlichen bewiesen haste, war keinesweges uneigennützig. Die Clerisey hoffete, es solten die Adlichen ihres Ortes sich auch gegen sie gefällig beweisen, und sich mit der Kirche in einer Forderung vereinigen, die sie zu thun willens waren, so wie sie dem Adel wider die Gesinnung und das Interesse des dritten Landsstandes Beystand geleistet hatten. Die Cardinäle und vornemsten Prälaten, so bey dieser Versamlung zugegen waren, stunden in tiefster Devotion gegen den römischen Hof. Sie gaben sich mehr Mühe, den päpstlichen Nuntius zu befragen, als die alten Canones zu lesen. So, daß **Paulus V**, der die **Maria** von Medicis unter ihrer ganzen Regierung so gelehrig und gegen den heiligen Stuhl so beugsam gefunden, sich jetzo mit der Hofnung schmeichelte, daß endlich das tridentinische Concilium in Frankreich würde publiciret werden, fals die versamleten

Landsstände darum Ansuchung thäten. Es war dieses eine Sache, welche der römische Hof und die Clerisey unter den vorigen Regierungen durchzutreiben sich ganz vergeblich bemühet hatte; im Anfange der gegenwärtigen Regierung aber hoffete man durchzudringen. Kurz nach geendigter tridentinischen Versamlung erwies der geschickteste Rechtsgelehrte in Frankreich, **Carl du Moulin**, mit so starken Gründen, daß dieses Concilium nach allen seinen Theilen fehlerhaft, den alten Kirchengesetzen zuwider, der Krone und Freyheiten der französischen Kirche nachtheilig sey, daß dasselbe, allen Bemühungen und Ränken der Ligue des Papstes und der Clerisey ungeachtet, nicht im Königreiche publiciret werden durfte. Die Cardinäle von **Medicis** und **Aldobrandini**, Legaten des Stuhls, den man nur darum den heiligen Stuhl vorzüglich genennet zu haben scheinet, seitdem gottlose und ärgerliche Bischöfe denselben besessen; diese beyden Legaten, sage ich, thaten im Namen **Clemens** VIII beym Könige **Heinrich** IV weitläuftige und lebhafte Vorstellungen daß die Decrete der tridentinischen Versamlung in Frankreich publiciret werden möchten. Allein der König lehnete das Begehren der Cardinäle so höflich von sich ab als ihm nur möglich war, ohne dabey einen Papst vor den Kopf zu stossen, mit dem er ganz ausserordentlich sauberlich umgehen muste. Als die versamlete Clerisey im Jahr 1602 abermals deswegen ansetzte, so machte sich Heinrich von dem ungestümen Anhalten der Bischöfe seines Königreichs dadurch los, da er zu ihnen sagte, er hätte sich über den Artikel, der das tridentinische Concilium beträfe, gegen die Cardinäle von **Medicis** und **Aldobrandini** deutlich genung erkläret. Nichts desto weniger ermahnete er die Geistlichen, daß sie sich dem gemäs verhalten möchten, was vom tridentinischen Concilio und den alten Concilien zu Verbesserung der Sitten wäre beschlossen worden. Allein das wolten sie vom Könige nicht wissen. Es hat niemand wegen Beobachtung

der

der alten Canonen und der Decrete des tridentinischen Concilii mehr Spuck gemacht, als die französischen Bischöfe; und niemand hat sie weniger gehalten, als sie. Sie hatten es hierin gemacht wie der römische Hof. Dieser hält sehr strenge über Verordnungen der Concilien, die für seinen Ehrgeitz ein Futter sind; um die Verbesserung der Sitten aber und um Abstellung der ungerechten Prätensionen bekümmert sich der Papst nicht. Er trit die besten Verordnungen entweder mit Füssen, oder vereitelt sie durch allerhand erdichtete Subtilitäten.

§. 15.

Miron, der Präsident der dritten Kammer der Landsstände, wuste dieses dem **Renat Porier**, Bischof von **Beauvais**, sehr artig zu erkennen zu geben, der als Deputirter der Clerisey dem dritten Landsstande den Vortrag thun solte, daß er sich mit den Geistlichen in der Bitte vereinigen möchte, die sie thun wolten, daß das tridentinische Concilium **ohne Nachtheil der Rechte Seiner Majestät, der Freyheiten der französischen Kirche, der Privilegien und Exemtionen der Capitel, Klöster und Communitäten** publiciret werden möchte. **Porier** that in seiner Rede an die dritte Kammer nichts anders, als daß er dasjenige wiederholete, was die Bischöfe bey dergleichen Gelegenheiten schon oft gesaget hatten und noch sagen. **Da Frankreich**, sagte er in seiner Vorrede, **jederzeit so ächt catholisch gewesen ist, wollen sie denn, meine Herren, sich von der Kirche absondern, und dem heiligen Geiste widerstreben, wenn sie versäumen, den Unordnungen in der Religion abzuhelfen?** Das Mittel dazu findet man im tridentinischen Concilio; in dem Concilio, das nach allen seinen Theilen volkommen ist, das von den Nachfolgern derer, welche den alten Synoden beygewohnet, gehalten worden, und das so rechtmäßig ist, als nur

die algemeinen Concilien seyn können. GOtt hat sich durch das Werkzeug dieser heiligen Versamlung mit eben solcher Gewisheit erkläret, als er ehedem vom Gnadenstuhl gethan, den die Cherubinen mit ihren Flügeln bedeckten. Man kan dessen Ausprüche nicht verwerfen, ohne zugleich den Glauben zu verleugnen. Man kan dieses elende Zeug nicht ohne Eckel und Unwillen anführen. Die Prälaten der französischen Kirche müssen etwa glauben, daß ihr Mantel und Chorhemde sie berechtige, abgeschmackte Dinge mit einer sträflichen Mine vorzutragen. Es ist wahr vernünftige Leute verachten sie; allein diese Herren blenden den Pöbel, und das ist schon genung für sie. Meynete etwa der Bischof von **Beauvais**, daß der Präsident **Miron** und die andern Glieder der dritten Kammer bereits vergessen hätten, daß Frankreich wenig Antheil an dem genommen, was unter **Franciscus** I auf dem tridentinischen Concilio vorgefallen; daß es ferner wider die Decrete, die unter **Heinrich** II gemachet worden, protestiret; daß die Abgesandten **Carls** IX öffentlich declariret, daß auf dem Concilio keine Freyheit zu finden, und daß es ein Körper ohne Seele sey, den der Papst bewege wie er wolle? Das konte ihm unmöglich unbekant seyn. **Potier** wuste gar zu wohl, daß das Andenken dieser Dinge noch in ganz frischem Andenken ruhe. Woher kam es denn, daß er sich mit solcher Dreistigkeit erbot, sich im Namen der Clerisey mit dem Parlament über das tridentinische Concilium einzulassen, und zu erweisen, daß die Decrete dieser Versamlung so ehrwürdig wären, als die Decrete des nicänischen Concilii? Daher, weil die Herren von der Clerisey sich bey dieser Methode ganz wohl befinden. Sie setzen zum voraus, daß sie Recht haben, und daß man ihnen auf ihr Wort glauben müsse. Man wiederholt mit einem sträflichen Gesichte einerley hundertmal, und blendet endlich den unwissenden Haufen mit prächtigen Worten, die so viel als nichts bedeuten.

deuten. Der dritte Landsstand lies sich bey dieser Gelegenheit nicht lange am Seil herumführen. **Miron** verhütete auf eine sehr geschickte Art, daß er sich über die rechtmäßige Autorität des tridentinischen Concilii gar nicht einlies. Hätte er gesaget, was er davon gedacht, so hätte ihn die Clerisey für einen offenbaren Hugonotten ausgeschrien. Der Präsident antwortete daher mit ganz algemeinen Ausdrücken, es wäre die Sache mit dem tridentinischen Concilio seit sechzig Jahren in Frankreich unentschieden geblieben, und man hätte es nicht für rathsam gehalten, es publiciren zu lassen. **Wie viel giebts aber nicht Concilia, sagte er, die in Frankreich nicht sind öffentlich eingeführet worden? Nichts desto weniger beobachten wir die von ihnen gemachten guten Ordnungen. Die Herren von der Clerisey dürfen nur die Pluralität der Beneficien fahren lassen und die vom Concilio verdamten Mißbräuche abstellen. Man wird dadurch erbauet werden. Ihre aufrichtige Unterwerfung unter so gerechte Verordnungen wird eine stille Einführung desselben seyn. Das gute Exempel, so sie uns in diesem Falle geben werden, wird dem tridentinischen Concilio nicht weniger vortheilhaft seyn, als eine förmliche Publication. Uebrigens danket der dritte Landsstand der Clerisey für den Eifer, den sie um die Vermehrung der catholischen Religion bewiesen. Wir werden uns bemühen, ihre gute Gesinnungen zu befördern.** Besser konte der Präsident solchen Leuten nicht antworten, die auf die Publication ihres Concilii nur darum drungen, damit sie ihre Herrschaft in Frankreich möchten ausbreiten und den Grund zur Inquisition legen können.

§. 16.

Marquemont, Erzbischof von Lion, fand besser Gehör bey der adlichen Kammer, ob es wol anfänglich

nicht ohne Widerstand abgieng. Sie wolten nicht gerne in eine Publication willigen, die jederzeit unüberwindliche Hindernisse im Königreiche wider sich gehabt hatte. Es besorgten daher die Adlichen, daß die Decrete zu Trident der Autorität des Königs und dem Wohlergehen des Staats alzusehr zuwider seyn möchten. Allein die Cardinäle, die Bischöfe und andere geistliche Herren, die gemeiniglich mit zum Adelstande gehören, arbeiteten bey ihren Anverwandten und Freunden mit so vieler List und Geschicklichkeit, daß der Adel endlich sich erklärete, den Geistlichen in ihrem Gesuch beyzutreten, wenn ihnen erst über einige Artikel, die ihnen bedenklich schienen, Erläuterungen wären gegeben worden. Der Baron von **Pont St. Pierre** und fünf andere Deputirte vom Adel verfügten sich zu dem Ende in die Kammer der Clerisey. Der Cardinal von **Rochefoucault**, der an diesem Tage den Vorsitz hatte, hielt eine Rede an sie, die ein mühsam ausstudirtes Galimatias war, damit sich auch die guten adlichen Herren abfinden liessen. Und so geschahe es denn, daß der Adel sich mit der Clerisey wegen der Publication des tridentinischen Concilii vereinigte. Der Bischof von **Beauvois** und **Anton** von **Caux**, Coadjutor von Condom, thaten einen neuen Versuch bey der Kammer des dritten Landsstandes. Allein weil diejenigen, die diesen ausmachten, heller im Kopf und uneigennütziger waren als der Adel, so beharreten sie bey ihrer ersten Entschliessung *).

*) Die Päpste haben sich vom Jahr 1563 an unabläßig bemühet, dem tridentinischen Concilio zur Autorität eines Gesetzes zu verhelfen. Man hat aber in Frankreich Ursachen gehabt, sich dawider zu setzen. Die vornemsten von diesen Ursachen sind in den Decreten des Concilii selbst enthalten. Es sollen einige davon angeführet werden, damit man theils daraus erkenne, daß man sich in Frankreich in diesem Stücke nicht ohne Grund eigensinnig bewiesen, theils aber auch ersehe, was für treue Freunde und Diener des Vaterlandes diejenigen Bischöfe gewesen, die so sehr auf die Einführung dieses Concilii in Frankreich

reich gedrungen. So wird 1) in der vierten Seßion die Bestrafung derer, die verbotene Bücher schreiben und drucken, den Bischöfen in die Hände gegeben; dieses aber ist in Frankreich eine Sache, die vor die königlichen Richter gehöret. 2) In der 7ten, 21sten, 22sten und 25sten Seßion wird den Bischöfen die oberste Aufsicht über die Hospitäler, geistliche Gebäude, Brüderschaften, Collegia und Schulen übergeben; Dieses aber gehört in Frankreich abermals vor die königlichen Richter. 3) In der 24sten Seßion wird den Bischöfen die Bestrafung derer überlassen, die bey heimlichen Eheversprechungen entweder den Ehecontract entworfen, oder Zeugen dabey abgegeben; und dieses war ein Eingrif in das Amt der königlichen Richter. 4) In der 25sten Seßion hatte man die Bischöfe zu Schiedsrichtern in Streitigkeiten, die das Patronatrecht betrafen, gemachet; dieses aber stritt wider die Rechte des Königreichs, als welche den königlichen Richtern, Urtheil und Erkäntniß darüber zu sprechen, gehöreten. 5) Im 21sten Canon hatte man den Bischöfen die Macht beygeleget, die Pfarrkinder zur Unterhaltung ihres Pfarrers zu zwingen; das war aber in Frankreich der Obrigkeit überlassen. 6) Im 23sten Canon hatte man der Jurisdiction der Bischöfe alle verehligte Personen unterworfen, die die Tonsur erhalten hatten; nach den Gesetzen Frankreichs aber stehen alle Verehligte unter dem Tribunal der Laien, sie mögen die Tonsur ehedem erhalten haben oder nicht. 7) In der 24sten Seßion war den Bischöfen aufgetragen worden, in Sachen, die den Concubinat und Ehebruch betrafen, sich als Richter zu geriren; diese aber gehöreten in Frankreich für die königlichen Richter. Man könte wol noch mehr als einmal so viel Artikel anführen; allein diese wenigen können den Leser schon in den Stand setzen, zu urtheilen, warum die wahren Patrioten sich der Aufnahme des Concilii widersetzet, und warum hingegen der Papst und die Bischöfe darauf unabläßig bestanden, weil sie, im Fall sie durchdringen können, algewaltige Herren in Frankreich, die wahren Herren aber eine Null würden geworden seyn. Zugleich wird man auch daraus ersehen, daß der Verfasser dieser Historie nicht auf ein Gerathewohl geschrieben, sondern gute Gründe vor sich gehabt, sonderlich alsdann, wenn er den Herren von der römischen Geistlichkeit was in die Ohren gesaget.

§. 17.

§. 17.

Die vier Facultäten der Universität zu Paris waren in einer eben so grossen Gährung, als die drey Kammern der versamleten Landsstände. Dieses Collegium, welches ehedem weit mächtiger und ansehnlicher war, als es heut zu Tage ist, wolte Sitz und Stimme bey der geistlichen Kammer haben, und es gründete sich auf einige Exempel. Es übergab also seine Bitschrift beym Staatsrath, und begehrete, im Besitz seines Rechtes geschützet zu werden. Die Universität erhielt eine Verordnung, welche sie ganz trotzig den Landsständen übergeben lies. Man stutzte über dieses Verfahren, als welches sowol unehrerbietig als ungewöhnlich aussahe. Der Doctor Fayet, Pfarrherr von St. Paul zu Paris, einer von den Deputirten der Stadt beym Landtage, hielt den 14ten December in der Kammer der Geistlichen eine weitläuftige Rede, darin er seine Mitbrüder von der Universität zu entschuldigen suchte. Leute, sagte er, die in Staatsangelegenheiten nicht geübet sind, sondern es blos mit den Wissenschaften zu thun haben, versehen es leicht in gewissen Formalitäten, die den Respect und Wohlstand betreffen. Man muß ihnen dergleichen Fehler gerne vergeben. Sie haben ihr Recht behaupten wollen, sie haben aber nicht die rechten Maasregeln ihres Verhaltens gegen die versamleten Landsstände, sonderlich aber gegen die geistliche Kammer gewust, zu welcher sie kraft ihrer alten Privilegien zugelassen zu werden begehren. Nachdem nun Fayet es, so gut als ihm möglich war, wiederum ins reine gebracht hatte, so bat er die Clerisey ehrerbietigst, der Universität Paris ein Recht geniessen zu lassen, in dessen Besitz sie so lange Zeit gewesen. Der damalige Präsident, Cardinal von Sourdis, legte es der Universität sehr übel aus, daß sie sich vom Staatsrath Befehl und Aßignationen an die Landsstände

stände ausgewirket, statt daß sie ihr habendes Recht bittweise und mit gehöriger Bescheidenheit suchen sollen. Wir wollen indes, setzte er hinzu, sie die Unordnung ihres Verfahrens nicht entgelten lassen. Die Clerisey wünschet, daß die Universität, deren Ruhm und Ansehen gewiß groß ist, ihren ersten Glanz wieder erhalte. Wir wollen das unsrige herzlich gerne dazu beytragen. Was aber ihr gegenwärtiges Gesuch anlanget, so wird die Kammer darüber deliberiren, wenn die Universität ihre Bittschrift wird übergeben haben. Es war aber so ferne, daß die Geistlichen sich der Universität hätten geneigt erweisen sollen, daß sie sich vielmehr derselben öffentlich widersetzten. Daher befahl der Staatsrath, daß sie nur einen Aufsatz machen, und sowol ihre Beschwerden als ihr Verlangen darin vortragen solte; und alsdann solte derselbe bey der geistlichen Kammer übergeben, vorgelesen und untersuchet werden.

§. 18.

Die Universität kam in dieser Angelegenheit zusammen. Allein die Facultäten konten sich über der Sache nicht vereinigen, die sie suchen wolten. Die Facultät der Künste bezeigete einen grossen Eifer um die Aufrechthaltung der souverainen und unabhängigen Autorität des Königs in weltlichen Angelegenheiten, um die Freyheiten der französischen Kirche, und um die Verdammung der neuen Meynungen der Jesuiten, deren Urhebern ein Schandfleck angehänget werden solte. Sie wurden aber von den andern Facultäten nicht unterstützet. Die theologische Facultät, in welcher seit der an dem redlichen Doctor Richer verübten Ungerechtigkeit die Parthey des Papstes die Oberhand hatte, protestirte feierlichst, daß sie an dem Aufsatz nicht den geringsten Antheil nähmen, und daß die Facultät der Künste einen für sich allein aufsetzen könte, wie es ihr gut dünken würde. Die medicinische

nische und juristische Facultät protestirte nicht. Sie sagten nur, daß der von der Facultät der Künste verfertigte Aufsatz nicht nach ihrem Geschmack wäre, und daß sie ihn nicht billigen könten. Selbst diese letztere war unter sich nicht einig. Einige erklärten sich wider, andere aber für denselben. Alles dieses Widerspruchs ungeachtet entwarf der Rector der Universität mit den wohlgesintesten von der Facultät der Künste eine gewisse Schrift unter dem Titel: Cahier general des Remontrances etc. Man hatte hinzugesetzet, **daß diese Schrift vom Rector, von den Dechanten und Doctoren der Facultäten und von den Procuratoren der Nationen bey solenner Versamlung der Universität, die sich im Hause der Mathurinen versamlet, untersuchet und genehm gehalten worden.** Es entstund über dieser Schrift ein greulicher Lärmen. Man behauptete, daß dieses ein Werk einiger einzelen Glieder wäre, davon die übrigen nichts wüsten. Man gab Schriften, Protestationen gerichtlicher Acten heraus, die pro und contra lauteten. Daher es recht schwer ist, hinter diese Intrigue zu kommen. Allein, warum entstund über dieser Schrift ein solches Geschrey? Die wahre Ursache ist folgende: Man hatte in dieselbe verschiedene Sätze mit eingerücket, welche die alten Meynungen der Universität zu Paris wegen der weltlichen Autorität souverainer Fürsten, und wegen der geistlichen Gewalt der Kirche in sich fasseten. Man begehrete, daß allen Professoren auferleget werden solte, diese Lehre vorzutragen, und die entgegen stehenden Meynungen zu verwerfen. Unter andern stellete die Universität in einem Artikel vor, daß man, um die schädlichen Wirkungen der verdamlichen Lehre zu hindern, die sich seit einigen Jahren wider die von GOtt eingesetzte souveraine Obrigkeit ausgebreitet hätten, Seine Majestät ersuchen müsse, allen Beneficiarien, Bedienten und Gliedern der Universität, allen Generalen, Provincialen, Gardianen, Rectoren, Vorstehern, Prio-

Prioren der bettelnden und nicht bettelnden Orden, und überhaupt allen Superioren der Klöster, Collegien und Congregationen bekant zu machen, daß sie im ersten Monat ihres angetretenen Amtes und Standes, samt und sonders den Eid der Treue vor solchen Personen, die Seine Majestät dazu ernennen würde, und mit solchen Ausdrücken, die man für die bündigsten halten würde, ablegen und sich darin erklären solten, daß der König in weltlichen Dingen ein souverainer Herr in seinem Staat sey, daß er nicht abgesetzet, noch seine Unterthanen vom Eid der Treue oder von dem ihm schuldigen Gehorsam losgesprochen werden könne, wie bisher die Verfasser einiger schädlichen Schriften ausgestreuet hätten; daß sie alle zuwiderlaufende Meynungen verabscheueten, dem Könige dagegen den Gehorsam versprächen, den ein Unterthan seinem Landesherrn schuldig sey, daß sie auch darüber halten, solches predigen und lehren wolten u. s. w. Es war noch ein anderer Artikel folgendes Inhalts mit eingerücket worden: daß einige Doctores Theologiä, die von Sr. Majestät ernennet worden, ein Verzeichniß der ketzerischen Bücher und anderer, darin irrige Lehren enthalten wären, aufsetzen solten, dergleichen schon unter den Königen Franciscus I und Heinrich II geschehen wäre, und daß zu diesem neuen Verzeichniß alle diejenigen schädlichen Bücher namentlich hinzugefüget werden solten, wie auch alle andere Bücher, die eine Lehre enthielten, die der Lehre der Universität zuwider wären, sowol in Ansehung der Sicherheit des Lebens und des Staats des Königs und der Treue seiner Unterthanen, als auch in Ansehung der Freyheiten der Kirche dieses Königreichs, die auf die heiligen Canones und Decrete

gegrün-

gegründet wären. Da nun diese beyden Artikel die von den Jesuiten so tapfer unterstützte Favoritlehre, des römisches Hofes antasteten, darf man sich da auch noch viel wundern, wenn diese arglistige Gesellschaft, wenn die verkapten Emissarien des Papstes, wenn die Cardinäle und Prälaten, die der Ehrgeitz zu Sclaven des römischen Hofes gemachet, und wenn endlich diejenigen Doctores der Sorbonne, die der Papst salarirte, Himmel und Erde beweget, um zu verhindern, daß sich nicht die ganze Universität vereinigen möchte, etwas zu suchen, das dem römischen Hofe so zuwider wäre, und wodurch den berühmtesten Schriftstellern der Gesellschaft ein Schandfleck in Frankreich zugezogen werden könte.

§. 19.

Der damalige Rector der Universität Paris, **Carl Pescheur**, lies sich durch diesen grossen Widerstand nicht irre machen, sondern übergab den 2ten Januarius des folgenden Jahres seinen Aufsatz bey der geistlichen Kammer der versamleten Landsstände. Er wurde daselbst mit ziemlicher Distinction empfangen. Der Cardinal von **Rochefoucault**, Bischof von Senlis und Präsident, antwortete mit ganz algemeinen Ausdrücken, es solte der übergebene Aufsatz untersuchet werden; die Prälaten wären nicht weniger eifrig, als ihre Vorfahren, die Universität zu Paris bey ihren Vorrechten zu erhalten, und die Clerisey wünsche, dieselbe in ihrem vorigen Glanze wieder hergestellet zu sehen. Kaum aber hatte der Rector den Rücken gekehret, als ein grosser Lärmen entstand. Man schrie, daß die vom Rector der Universität übergebene Vorstellung nicht mit Genehmhaltung aller vier Facultäten entworfen worden. Dem Bischof von Paris, Heinrich von Gondi, wurde aufgetragen, die in diesem Aufsatz enthaltenen Artikel zu untersuchen, sich nach der Art und Weise, wie sie entworfen worden, zu erkundigen, und davon Bericht an die Kammer der Geistlichen zu erstatten. Dieser Prälat,

lat, der nach dem Cardinalshut strebete, den er auch bald nachher erhielt, war mehr darauf bedacht, sich beym Papst einzuschmeicheln und den Jesuiten Dienste zu leisten, daher er sich auch gar keine Mühe gab, die guten Absichten des gesunden Theils der Universität zu unterstützen.

§. 20.

Der Rector der Universität und die, so es mit ihm hielten, hatten von ihrem Schritt so wenig Vortheil, daß vielmehr die Clerisey und der Adel daran Gelegenheit nahm, solche Entschliessungen zu fassen, die dem wahren Besten der Universität gerade zuwider waren. Der Cardinal von **Perron**, der Bischof von **Beauvois** und einige andere von der Kammer ernante Geistliche, entwarfen dreyzehen Artikel, die auf die Reformation der Universität gerichtet seyn solten. Man fügte sie nachher der Vorstellung der gesamten Clerisey bey, und der Adel, der jederzeit mit den Geistlichen unter Einer Decke lag, trat denselben ebenfals bey. In einem von diesen dreyzehen Artikeln ersuchte man den König, daß die Jesuiten zur Universität zu Paris möchten gezogen werden, unter der Bedingung, daß sie sich den Gesetzen und Gewonheiten derselben unterwürfen. Sobald dieser Entschluß bekant worden war, so trat eine unnenbare Menge von Schriften wider diese frommen Väter ans Licht. Einer von diesen Schriftstellern that den Vorschlag, daß, wenn dieses Institutum für Frankreich nützlich werden solle, vor allen Dingen nöthig sey, **daß die Jesuiten den stolzen Titel der Gesellschaft Jesu ablegeten, und sich, wie andere Orden, nach ihrem Stifter nenneten; daß sie alle gebohrne Franzosen seyn müsten; daß sie sich der Privilegien nicht bedieneten, die ihnen vom Papst verliehen worden, sondern weiter nichts begehreten, als was andere Geistliche im Königreiche genössen; daß sie sich fernerhin**

nicht mehr dem Papst durch das vierte Gelübde widmeten; und daß sie endlich durch einen feierlichen Eid bezeugeten, daß sie keine Macht auf Erden, sie habe Namen wie sie wolle, geistliche oder weltliche, erkenneten, die um irgend einer Ursache willen, sie habe Namen wie sie wolle, berechtiget wäre, *directe* oder *indirecte* die Franzosen von der Pflicht der bürgerlichen und politischen Unterthänigkeit gegen den König zu absolviren. Das war noch nicht alles. Man begehrte von den Jesuiten viel andere Dinge, die ihnen ungelegen seyn musten, und doch dadurch das Andenken desjenigen erneuret werden muste, was sowol die Obrigkeiten als auch andere vernünftige Leute von einer gewissen ausserordentlichen Einrichtung gesaget hatten, die unter dem andächtigen Schein die Sitten zu bessern, an der Unterweisung der Jugend zu arbeiten, und dasjenige zu befördern, was sie maiorem Dei gloriam genennet, auf nichts anders zielete, als die Heimlichkeiten der Familien auszuspioniren, die Gewissen unumschränkt zu regieren und eine Cabale anzulegen, die fürchterlich und dem Papst völlig ergeben wäre in allen unter seinem Gehorsam stehenden Staaten. Man that also den ehrlichen Vätern den Antrag, daß, wenn sie dem Königreich Frankreich wirklich nützlich werden wolten, sie sich von dem Lehrsatz, den die Schriftsteller von ihrer Gesellschaft von erlaubter Ermordung der Könige in die Welt hinein geschrieben, eidlich lossagen, daß sie sich den Verfassungen und Gewonheiten der Universität zu Paris unterwerfen, und daß sie nach Vorschrift der fünften Sesion des costnitzischen Concilii halten und lehren solten, daß der Papst den Befehlen, Geboten und Verordnungen allerrechtmäßig versamleten Concilien, in Dingen, die den Glauben, die Ausrottung der Ketzerey und die Reformation der Kirche sowol in ihrem Haupt als ihren Gliedern betrift, unterworfen sey. Endlich

lich wolte man, daß die Jesuiten mit den vornemsten Maximen ihres Ordens und innern Regierung nicht mehr so geheim thun solten, um sich eine mächtige Faction zu verschaffen; daß sie sich ferner alles Handels und Gewerbes schlechterdings begeben, daß sie sich nicht mehr unterstehen solten, in Gewissensfällen Unterricht und Rath zu ertheilen; daß sie aufhören solten, sich der bisherigen listigen Griffe und Ränke zu bedienen, die Kinder guter Häuser, und die sich sonst durch ihren Verstand und gutes Naturel unterscheiden, in ihre Gesellschaft zu ziehen. Ausser diesen ehrlichen Vätern würden alle andere Leute unter dergleichen kützlichen Umständen an sich gehalten haben. Sie würden geflissentlichst vermieden haben, daß man von ihnen geredet, da die Gemüther in einer so grossen Gährung waren. Es scheinet aber, als ob diese Gesellschaft glaube, (und vielleicht glaubt sie es nicht ohne Grund,) daß man nicht so an sich halten und so bescheiden seyn müsse, wenn man in der Welt was ausrichten wolle. Sie macht sich nichts daraus, daß die Leute von ihnen reden, wenn sie nur ihren Hauptzweck erreichen können. Weil die Jesuiten im gegenwärtigen Falle der Gewogenheit des Hofes versichert waren, so waren sie um einen scheinbaren Vorwand bemühet, auf die Vorstellung der Clerisey und des Adels die Verordnung auszuwirken, daß sie mit unter die Glieder der Universität aufgenommen werden solten. Auf die wider sie herausgegebenen Schriften gaben sie, oder ihre guten Freunde, künstlich ausgearbeitete Schutzschriften heraus. Man gab sich Mühe, darin zu erweisen, daß die Gesellschaft keine andere Feinde hätte, als die zugleich entweder heimliche oder öffentliche Feinde der catholischen Religion wären. Ein gewisser **Perron** lies ohne Bedenken in die Welt hinein drucken, daß das sicherste Mittel, der Universität zu Paris wieder aufzuhelfen und sie blühender zu machen, als sie jemals gewesen, dieses wäre, wenn man die Jesuiten zu derselben aufnähme. Es wurde aber diese nieder-

trächtige und lächerliche Schmeicheley von allen vernünftigen und uneigennützigen Leuten ausgezischet.

§. 21.

Das Parlament zu Paris, das unter diesen Bewegungen mit nichts anders beschäftiget zu seyn schiene, als jederman Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, blieb selbst nicht ohne alle Unruhe und Anfälle. Wir werden bald vernehmen, wie es mit der Kammer der Clerisey zusammen gerathen. Ehe wir aber erzählen, was unmittelbar bey der Versamlung der Landsstände vorgefallen, so wollen wir der Händel mit dem Herzog von **Epernon** gedenken, die in der Welt viel Aufsehen machten r). Als nemlich zween Soldaten vom Leibregiment sich veruneinigten und an einem Orte duellirten, der unter der Jurisdiction der Abtey von St. **Germain** des **Prez** gehörete, so wurde einer davon entleibet, der andere aber gefänglich eingezogen. Man brachte sowol den Lebendigen als den Todten in die Gefängnisse von St. **Germain**, und der Amtmann instruirte den Proceß, und wolte die Schuldigen nach dem königlichen Duellmandat bestrafen. Der Herzog von **Epernon**, als Oberster von der französischen Infanterie, gab vor, daß, nach den Vorrechten seiner Bedienung, es ihm allein zustünde, mit den Stabsofficieren desjenigen Regimentes, dazu die Uebelthäter gehöreten, die Inquisition zu übernehmen und ein entscheidendes Urtheil zu sprechen. Er befahl daher dem Auditeur des Leibregimentes, zum Amtmann von St. **Germain** zu gehen, und sowol um den arretirten Soldaten, als auch um den Leichnam des Entleibten Ansuchung zu thun. Der Amtmann wegerte sich, das zu thun, was der Herzog begehrete. Er behauptete, es gehöre die Sache für ihn. Nach den Gesetzen hätte sich **Epernon** beym Könige beschweren und einen Befehl an den Amtmann auswirken sollen, daß er sich mit dieser Sache nicht

r) Vie du Duc d' Epernon L. 6.

nicht bemengen, sondern den Gefangenen sowol als den Todten in die Hände des befugten Richters ausantworten solte. Allein der Herzog konte nach seiner trotzigen und übernehmenden Gemüthsart keinen Widerspruch erdulten. Sich der gewönlichen Rechtsprocedur zu unterwerfen, das schien ihm eine Niederträchtigkeit zu seyn, die sich für einen Mann nicht schickte, der nicht geringer seyn wolte als die Prinzen vom Geblüt. Er schickte also ohne viele Umstände zwo Compagnien von dem Regiment Garde ab, mit Befehl, den Gefangenen sowol als den Entleibten mit Gewalt wegzunehmen, fals der Amtmann ihn nicht in der Güte herausgeben wolte. Als nun der Amtmann sich dessen wegerte, so eröfneten die Soldaten das Gefängniß mit Gewalt, zogen ihren Cameraden heraus, und brachten den Todten an den Ort, den ihnen der Herzog angewiesen hatte. Der Amtmann von St. Germain übergab deswegen seine Beschwerden beym Parlament. Dieses, welches durch eine solche Gewaltthätigkeit und offenbare Verachtung der Autorität des Königs sehr aufgebracht worden, befahl, den Lieutenant von der Garde, der den Befehl volzogen hatte, zu arretiren, der Herzog von Epernon aber wurde citiret, daß er vor dem Parlament persönlich erscheinen solte. Um nun dem Parlament mit desto grösserer Verachtung und Hohn zu begegnen, so erschien der Herzog den 19ten November 1614 im Parlamentspalast mit fünf, bis sechshundert Edelleuten und vielen Cadets von der Garde, allesamt gestiefelt und gespornet. Komt, sagte der Herzog mit einer gasconischen und verächtlichen Mine, laßt uns dem Befehl ein Genügen leisten, den uns das Parlament zugeschicket hat, persönlich zu erscheinen. Diese Erscheinung setzte das Parlament in Bestürzung. Denn der Hof, die Gallerien, der Saal, alles war mit bewafneten Leuten angefüllet. Die Parlamentsherren verliessen ihre Stühle, und indem sich einige junge Schnüffel an die Thür des Parlaments gestellet hgtten, wo der er-

ste Präsident heraus zu gehen pfleget, so verwickelten sie muthwillig die langen Kleider der Gerichtsboten, Procureure und Advocaten in ihre Sporen. Das Parlament zweifelte gar nicht daran, daß der Herzog von **Epernon** sichs recht vorgenommen habe, sie zu prostituiren. Nachdem sie nun die Sache überleget, so entschlossen sie sich, gar keine Klage beym Könige zu führen, sondern nur weiter keine Sessionen zu halten und Recht zu sprechen, bis der Herzog dem Parlament öffentliche und feierliche Satisfaction geleistet. **Maria von Medicis** befand sich damals in der äussersten Verlegenheit. Die Sachen wurden am Hofe und bey der Versamlung der Landesstände täglich verwirrter. **Conde** und die andern Mißvergnügten gaben sich bey der Gelegenheit viel Mühe, ihre Parthey unter der Hand zu verstärken, und die Anschläge der Königin zu hintertreiben. **Epernon** sahe dieses nicht mehr als gerne. Je gewisser er wuste, daß man seiner unter den gegenwärtigen Umständen bedurfte, desto trotziger war er; und die Königin wuste nicht, wie sie es machen solte, zu einer geziemenden Satisfaction anzuhalten. Man besorgte, es möchte das Parlament dadurch vor den Kopf gestossen und der dritte Landsstand bewogen werden, dawider laut zu schreien. Gleichwol war der Herzog von **Epernon** unentberlich, und ohne ihn würde man den Prinz von **Conde** nicht haben Widerstand thun können. Indes war die Beleidigung, die dem ersten Tribunal des Königreichs erwiesen worden, so grob, daß eine schädliche Folge für die Autorität des Königs und des Parlaments daraus entstanden seyn würde, wenn eine Vergreifung von der Art ungeahndet geblieben wäre. Nachdem nun zwischen dem Herzoge und Parlament einige Unterhandlungen gepflogen worden, so verglich man sich, daß der König ein versiegeltes Schreiben an das Parlament schicken, und demselben befehlen solle, sich nicht weiter mit der Untersuchung zu beschäftigen, die in dem Gefängniß zu St. **Germain** und im Palast des

Par-

Parlamentes angestellet worden; daß der Herzog sich bey dem Parlament, in welchem er seinen Platz als Herzog und Pair von Frankreich nehmen könte, entschuldigen solte, und daß der König seine Zufriedenheit darüber bezeigen werde, daß das Parlament seine Sessionen eingestellet, bis die Beleidigung abgethan wurde, die Epernon der souverainen Autorität desselben zugefüget. Dem trotzigen Herzog von Epernon wolten die Wörter Entschuldigung und Satisfaction nicht gefallen. Daher enthielt er sich auch derselben geflissentlich in der Rede, die er vor der versamleten Kammer ablegete. Indes muste er nachgeben, und sich dieselben vorsagen lassen, und es war ein Glück für ihn, daß er nicht als Supplicant und Uebelthäter erscheinen durfte. Es scheinet, als ob der Prinz von Conde, der dem Epernon nicht gewogen war, ihn dadurch zu quälen gesuchet, ob er selbst dieser Handlung mit beywohnete. Den 24sten November begab sich der Herzog von Ventadour gegen sieben Uhr des Morgens in die grosse Kammer. Er sagte der Versamlung im Namen des Königs, daß Seine Majestät mit dem sehr wohl zufrieden wäre, was das Parlament gethan hätte, daß er demselben sehr dafür danke, und daß der Herzog von Epernon sogleich erscheinen, sich entschuldigen und Satisfaction leisten werde. Einige Zeit nachher trat auch der Prinz von Conde ein, und endlich erschien der Herzog von Epernon in Begleitung des Herzogs von Bellegarde, königlichen Oberstallmeisters, und einer grossen Anzahl Edelleute. Epernon hielt eine Rede auf gut gasconisch, das ist, kurz und schlecht. Er strich seine vorigen Dienste heraus, und nachdem er versichert, daß er vor einigen Tagen in den Palast gekommen wäre, um von seinem Verhalten vor dem Parlament Rechenschaft abzulegen, so gab er zu verstehen, daß man an ihm zweyerley ausgesetzet, nemlich daß er einen Soldaten aus dem Gefängniß zu St. Germain wegnehmen lassen, und daß er das Parla-

ment zu prostituiren gesuchet, da er mit einer so grossen Menge bewafneter Leute erschienen. Das erstere, sagte er, überlasse ich dem Urtheil des Königs, und wenn sie, meine Herren, wegen des andern eine übl Meynung von mir gefasset, so ersuche ich dieselben sehr demüthig, dieselbe abzulegen. Solte etwa die Art meines Ausdrucks so feinen und delicaten Ohren, als die ihrigen sind, zu rauh vorkommen, so ersuche ich sie, meine Herren, einem armen Capitain von der Infanterie das nicht übel auszulegen, der sich mehr beflissen hat, brav zu thun, als nett zu reden. Es herrschete in dieser Rede mehr Spötterey und Eitelkeit als Vernunft und Gründlichkeit. Verdun, der erste Präsident, antwortete hierauf auf eine so ernstliche und gesetzte Art, die vermögend war, einem solchen Manne den Schwulst zu streichen, der sein erlangtes Ansehen mißbrauchte, und in der Meynung stund, daß er dem Hofe zu einer solchen Zeit sich unentberlich gemachet, da allerhand Cabalen gespielet und Factionen gemachet wurden. Da der König, sagte der erste Präsident, ihnen die Gnade erwiesen, uns aber ausdrücklich befohlen hat, Dero Entschuldigung und Satisfaction anzunehmen, so leget das Parlament dasjenige zum besten aus, was ein Officier der Krone von Dero Alter und Verdiensten in der Vorstadt von St. Germain und in dem Palast verübet hat. Das Parlamentsgericht nimt auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät Dero Entschuldigung und Satisfaction an, und wir hoffen, daß Sie und Dero Erben künftighin den Gesetzen und der Gerechtigkeit gehorsam zu seyn lernen werden. In dieser Hofnung vergisset das Parlament dasjenige, was neulich von ihnen geschehen ist. Wie handgreiflich ist der Unterschied zwischen den grossen Herren dieser Zeiten und zwischen denen, die unter Ludwig XIV lebeten! Die

Demüthigung dieser letztern hat was jämmerliches an sich. Wodurch aber haben sie sich dieselbe anders zugezogen, als durch ihren unzeitigen Stolz und schlecht überlegte Unternehmungen? Die Franzosen können selten die rechte Mittelstrasse treffen. Wenn die Herren nichts zu befürchten haben, so verachten sie Gesetze und Gerechtigkeit mit einem beleidignenden Stolz. Haben sie es aber mit einem Könige, oder besser zu sagen, mit einem mächtigen und herrschsüchtigen Minister zu thun, so krümmen sie sich zur Erde. Selbst diejenigen, die sich unter der Minderjährigkeit des Königs furchtbar machen wolten, waren die ersten, die ihre Hände den Fesseln entgegen streckten, als der volljährige König oder seine Minister aus einem gebietenden Ton mit ihnen zu reden anfiengen. Wir wollen dem Herzog von **Epernon** Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er blieb nach wie vor trotzig. Er war der einzige, der, alles Verdrusses und aller Beleidigungen ungeachtet, die ihm und seiner Familie wiederfuhren, sich niemals vor dem Cardinal schmiegete.

§. 22.

Der Hof schien mit der Gefälligkeit zufrieden zu seyn, so die Clerisey und der Adel bey algemeiner Versamlung der Landsstände bewiesen hatte. Denn ausser dem, daß diese beyden Stände allen guten Gesinnungen des dritten Landsstandes ganz offenbar entgegen arbeiteten: so hatten sie auch den 12ten December einen Artikel entworfen, um den König zu ersuchen, seine Vermählung mit der Infantin und der Madame **Elisabeth** von Frankreich mit dem spanischen Prinzen zu bewerkstelligen. Man sagte in diesem Artikel mit eben so viel Unwarheit als Niederträchtigkeit, daß alle rechtschaffene Franzosen eine so vortrefliche Entschliessung lobeten, daß sie die Wirkung davon zu sehen wünscheten, und daß man sich die Hofnung mache, es werde ein so glücklicher Entwurf sehr vieles zum Besten der catholischen Religion, zur Befestigung des Friedens

zwischen beyden Kronen und zur volkommenen Vereinigung der Christenheit beytragen. Eine grössere Schmeicheley konte man der **Maria** von Medicis kaum vorsagen. Allein die Freude, die diese Entschliessung der beyden ersten Stände der Königin verursachen konte, war mit einiger Bitterkeit vermischet. Denn man hatte wenig Tage vorher in der adlichen Kammer in Vortrag gebracht, dazu auch die beyden andern Kammern ihre Einwilligung gegeben hatten, daß man den König ersuchen möchte, eine Kammer niederzusetzen, die aus einigen Personen aus allen drey Ständen des Reichs bestünde, um die Unterschleife zu untersuchen, die bey der Verwaltung der Finanzen gemachet worden. Die Anhänger und Freunde des Prinzen von **Conde** hatten diese Sache in der adlichen Kammer aufs Tapet gebracht. Sie sahen denselben für ein bequemes Mittel an, die böse Wirthschaft der Königin unter währender vormundschaftlichen Regierung der Welt vor Augen zu legen. Und eben dieses war so viel, als von ihr unter der Hand fordern, daß sie von dem Schatz Rechenschaft ablegen solte, den der verstorbene König in der Bastille niedergeleget hatte. Dieser Antrag fiel sehr in die Augen; er schien dem algemeinen Besten so zuträglich zu seyn, daß der Adel, der sich schämen muste, daß er nichts zur Erleichterung des Volks beygetragen, sich nicht unterstehen durfte, denselben zu verwerfen. Die Entrüstung, in welcher die Adlichen gegen die Finanzbedienten stunden, trug sehr vieles bey, daß dieser Vortrag in der Kammer der Adlichen durchgieng; indem diese Finanzbedienten ihre zusammengeraften Summen gemeiniglich zur Erkaufung der vornemsten Civilbedienungen und der schönsten Landgüter anwenden, und die vornemsten Gerichtshöfe müssen sich von den Kindern dieser infamen Blutigel, die die Niedrigkeit und Schande ihrer Herkunft durch ansehnliche Lehngüter, die sonst die vornemsten Häuser besessen, zudecken, als Canaillen tractiren lassen. Die Kammer der Clerisey, die in noch

grös-

gröſſerer Sclaverey des Hofes stehet, als die adliche, machte anfänglich einige Schwierigkeiten, ehe sie ihre Einwilligung zu diesem Vortrage gab. Der Cardinal von **Sourdis**, der an diesem Tage den Vorsitz hatte, gab den Deputirten des Adels zur Antwort, es sey wenig Hofnung vorhanden, daß die Niedersetzung einer solchen Commißion den Adlichen so vortheilhaft seyn werde, als sie sichs vorstelleten. **Es ist dieses**, sagte er, **eine Sache, die man schon zu verschiedenen malen versuchen wollen; aber ist sie auch jemals dem gemeinen Besten zuträglich gewesen?** Der Adel lies sich dadurch nicht irre machen. Es wurde **Prejan** de la **Fin**, Stiftsamtmann von Chartres, nebst fünf andern, von neuem abgeschicket, bey der Clerisey abermalige Vorstellung zu thun. Der Cardinal **Perron**, der damals den Vorsitz hatte, antwortete: es könne sein Stand nicht in den Vortrag willigen, es sey denn, daß man demselben vorläufig die Bewegungsgründe und den Nutzen anzeigete. Der dritte Landsstand aber gieng mit der Sprache gerade heraus, und entschloß sich, der adlichen Kammer wegen Ansuchung um eine solche Commißion beyzutreten, unter der Bedingung, daß dieselbe nicht wieder aufgehoben würde, und daß ihre Jurisdiction so lange daurete, bis alles scharf untersuchet worden; daß ferner der Hof den schuldig befundenen Finanzbedienten weder Gnade widerfahren liesse, noch sonst durch die Finger sähe; daß man sich mit ihnen in keinen Vergleich einliesse; daß sich niemand brauchen liesse, den Lauf der Gerechtigkeit bey dieser Commißion zu hemmen, und daß endlich das Geld, das bey dieser Untersuchung herausgebracht würde, zur Schadloshaltung wegen der überzähligen Bedienungen und zur Einlösung der von den vorigen Königen veräusserten Domainengüter angewendet werden solte. Als nun der dritte Landsstand der Clerisey zu wissen gethan, daß sie dem Vorschlage der adlichen Bank beytreten würden, so unterstund sich die geistliche

nicht,

nicht länger zuwider seyn; sondern sie machten Mine, als ob sie demselben mit beytreten wolten. **Paul Hurault von Hospital**, Erzbischof von Aix, drey Bischöfe und zween Geistliche vom zweyten Range, wurden ernennet, nebst den Deputirten den übrigen Kammern den Vortrag beym Könige zu thun. Der Vorschlag war vernünftig, und das Volk hätte Nutzen davon haben können, wenn derselbe wohl wäre ausgeführet worden. Die Finanzbedienten waren damals und sind noch jetzo die Schwämme, die man ausdrücken muß, wegen der üblen Wirthschaft, die sie bey Einhebung der Landesabgaben treiben; aber es muß mit der Vorsichtigkeit geschehen, die hier vom dritten Landsstande angezeiget worden. Unter der letzten Regierung hat man auch einmal ein solches Tribunal aufgerichtet, welches man die Justitzkammer nannte. Aber was richtete sie aus? Es flossen nur unermeßliche Summen in die Kasten des Königs ein. Weit gefehlt, daß dem Volke dadurch eine Erleichterung wäre gemachet worden, vielmehr wurden dadurch ohne Grund und Ursache unzählige Familien zu Grunde gerichtet. Unschuldige Leute wurden oft gestrafet und schuldige verschonet. Nach so vielen wilkürlichen und ausschweifenden Taxen wurde das Volk weit härter angegriffen, als vorher. Als nun der Hof sahe, daß der Vortrag wegen Anlegung einer **Justitzkammer** von den drey Ständen des Königreichs unter den vom dritten Landsstande beygefügten Bedingungen war genehm gehalten worden, so versuchte die Königin mit ihren Vertrauten alle ersinliche Ränke, um zu verhüten, daß die sämtlichen Landsstände nicht wegen der Wirthschaft mit den Finanzen eine Untersuchung anstellen möchten. Je mehr sie wusten, daß diese Intrigue von dem Prinz von **Conde** und seinem Anhange gespielet worden, um die bisherige vormundschaftliche Regierung in ein böses Geschrey zu bringen; desto mehr arbeitete **Maria** von Medicis samt ihren Ministern, diese neue Batterie, von der sie bestürmet wurden, zu demo-

demoliren. Als daher die Deputirten der drey Kammern den 21sten December im Louvre ankamen, so ersuchten sie den König in Gegenwart der Königin, seiner Mutter, durch den Erzbischof von Aix, daß ein besonderes Tribunal errichtet werden möchte, um die bey Verwaltung der Finanzen begangenen Unterschleife zu untersuchen. Der König antwortete mit ganz algemeinen und dem Anschein nach günstigen Ausdrücken, ohne jedoch etwas gewisses zu versprechen. Darauf ergrif Maria von Medicis das Wort, als ob sie die Meynung ihres Sohnes besser zu Tage legen wolte. **Der König, sagte sie, ist geneigt, euch wegen der vorgetragenen Sache, wie auch wegen aller andern Puncte, deren in eurem algemeinen Aufsatz gedacht werden möchte, Satisfaction zu leisten.** Fahret nur fort, denselben zu vollenden, damit der König noch vor Endigung des Landtages darauf antworten könne. Es ist nicht rathsam, die alte Form zu ändern und eine neue einzuführen; die Sachen möchten sonst nicht hurtig genung ausgefertiget werden können. Um aber zu verhüten, daß die Leute nicht darüber lärmen möchten, so gab der Canzler Silleri den drey Kammern zu verstehen, daß, obwol Se. Majestät nicht nöthig hätten, ihren Unterthanen eine ausfürliche Nachricht von der Verwaltung der Finanzen zu geben, so würden sie doch den drey Ständen eine Desiignation von der Einnahme und Ausgabe vorlegen lassen. **Der Herr Präsident Jeannin, fügte er hinzu, hat die oberste Aufsicht über den Schatz des Königs unter währender Vormundschaft geführet. Da er besser weiß als andere, wie es um die Finanzen stehet, so wird ihn der König zu jeglicher Kammer schicken, um ihnen über alle Umstände so viel zu sagen, als sie wissen sollen.** Man begrif gar bald, daß der Hof Winkelzüge machen wolte. Der Adel drang daher bey beyden Kammern darauf, daß die Vorstellung wiederholet werden müsse. Sie willig-

ten

ten auch darein; es erhielten aber die Stände vom Könige und der Königin keine andere Antwort. Sie wurden über dieser plumpen Behandlung mißvergnügt, und die Adlichen bestunden darauf, daß ihr Gesuch zum dritten mal wiederholet werden müsse Die Clerisey, die jederzeit in der Sclaverey des Hofes stehet, sagte zu ihren Deputirten durch den Mund des Cardinal **Perron**, daß, da der König zweymal bezeuget hätte, daß er eher keine besondere Forderung beantworten würde, als bis alle drey Stände ihren Aufsatz übergeben hätten, so müsse man denselben durch eine abermalige Vorstellung nicht verdrüßlich machen. Der Adel, der mitlerweile durch die Ränke der Königin und ihrer Minister gewonnen worden, gab sogleich nach. Daher wurde in der Kammer der Geistlichen und Ritter weiter nichts als eine gewisse Designation von der Einnahme und Ausgabe vorgelesen, die der Hof überschicket hatte. Indes sagten ihre Deputirten bey einer Unterredung mit dem Staatsrath des Königs, dem Canzler etwas von gewissen **ausserordentlichen Commißionen**. Es werden darunter elende Erfindungen, Geld zu schneiden, verstanden, dazu die **Projectmacher**, die in Frankreich eine öffentliche Pest sind, überflüßige Gelegenheit an die Hand geben, um deren Aufhebung aber die Deputirten Ansuchung thaten. Die Deputirten der Clerisey und des Adels stelleten vor, daß die versamleten Stände gerne gesehen haben würden, wenn ihnen ein ausfürlicheres Verzeichniß von der Verwaltung der Finanzen wäre vorgeleget worden. Der dritte Landsstand aber trat nicht so leise wie die andern. Er blieb dabey, daß aus der zugeschickten Schrift Auszüge gemachet, und eine genauere Untersuchung angestellet werden müsse, wozu die Finanzen angewendet worden. Der Canzler, in den die Deputirten des dritten Landsstandes sehr stark drungen, stellete ihnen vor, daß sie wohl thun würden, wenn sie sich nach dem Muster der beyden ersten Reichsstände richteten. **Die Regeln der Klugheit**, sagte

er,

er, verstatten souverainen Fürsten nicht, die Stärke ihrer Einkünfte stückweise zu offenbaren. Es ist dieses die Spannader und festeste Stütze von der Macht eines Königs. Kan er auch wol, ohne sich einer offenbaren Gefahr blos zu stellen, seine sicherste Quelle heimlichen oder wol gar offenbaren Feinden vor die Augen legen? Inzwischen glaube ich, setzte er hinzu, daß Se. Majestät in diesem Punkt nachgeben, und den Ständen so viele Satisfaction angedeihen lassen werde, als sie vernünftiger Weise begehren können.

§. 23.

So suchte man sie mit glatten Worten und leerer Hofnung hinzuhalten. **Jeannin**, Generalcontrolleur, **Maupeou**, **Arnaud** und **Dolee**, königliche Finanzintendanten erhielten vom Könige Befehl, sich den 21sten December zu den drey Kammern der Landsstände zu verfügen. **Jeannin** hielt eine sehr gekünstelte Rede, die aber algemeine Ausdrücke in sich fassete. Der König, sagte er, sucht sonst nichts als seinem Volke Erleichterung zu verschaffen, und die eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Er will daran recht ernstlich arbeiten. Und da die gute Verwaltung der Finanzen für das Königreich eine Sache von gröster Wichtigkeit ist, so will der König gerne den drey Kammern den Etat von der Einnahme und Ausgabe vorlegen lassen. Die Könige, seine Vorfahren, gaben ehedem den versamleten Landsständen nur eine algemeine Nachricht davon. Die Intendanten der Finanzen machten ihnen höchstens in einer Rede nur bekant, was für Summen in den Schatz des Königs eingelaufen, und wie viel davon ausgegeben worden. Allein der König ist wirklich entschlossen, ihnen, meine Herren, von seinen Einkünften und dem

Ge-

Gebrauch derselben eine ausfürliche Nachricht geben zu lassen. Diejenigen, so die Aufsicht und Rechnung darüber führen, sind sehr wohl zufrieden, daß sie darum wissen. Nur bitten sie, daß Sie sich nichts nachtheiliges wider sie ins Gemüth setzen lassen. Sie werden selbst erkennen lernen, daß es ihnen weder an Geschicklichkeit noch an Treue fehlet. Ich bekenne gar gerne, daß der Aufwand unter währender Minderjährigkeit des Königs ihnen ganz ausschweifend vorkommen wird. Sie werden aber auch zu bedenken belieben, daß die Königin das Königreich in Ruhe erhalten, daß sie Tumulte und Empörungen theils verhütet, theils glücklich gedämpfet, und daß sie grosse Stürme abgewendet, die den Staat gefährlich bedroheten. Die weisesten und wohlgesintesten Staatsräthe des Königs haben geglaubet, daß es mehr eine gute Wirthschaft als Verschwendung sey, wenn auf die Abwendung drohender Gefahr Geld verwendet werde. Der König ist überzeuget, daß ihm sein Schatz nicht so lieb seyn müsse, als das Blut der Unterthanen. Die Anwerbung und der Marsch grosser Kriegesheere würde den Provinzen mehr Schaden gethan haben, als die eingehobenen ausserordentlichen Auflagen. Dieser geschickte und alte Hofmann hätte den unüberlegten Schenkungen, unnützen und ausschweifenden Verschwendungen seiner Gebieterin keinen bessern Anstrich geben können. Anlangend den Antrag wegen Anlegung einer besondern Rechnungskammer, so stellete der Präsident **Jeannin** vor, daß der verstorbene König alles aufgehoben hätte, was veranstaltet worden wäre, ehe er zum ruhigen Besitz seines Königreichs gelanget; daher Seine Majestät nichts bewilligen könte, das der von seinem Herrn Vater bewilligten Gnade zuwider wäre, ohne dem Andenken eines so grossen Prinzen zu

nahe

nahe zu treten. Es ist wahr, fuhr er fort, daß seit der Zeit einige Unterschleife geschehen können. Der König glaubet auch, es sey gerecht, dieses zu untersuchen und zu bestrafen. Sobald sie ihren Aufsatz werden übergeben haben, so wird er aus allen hohen Collegiis seines Königreichs vernünftige und redliche Männer ernennen, und ihnen Commißion geben, diejenigen in Untersuchung zu ziehen, die den Verdacht wider sich erreget haben möchten, als ob sie sich am Schatz des Landes vergriffen. Auf die Weise vereitelte der Hof die Forderung der Landsstände, daß die Justitzkammer aus lauter Deputirten von den drey Landsständen des Reiches bestehen solte. Mit der Aufrichtung eines solchen Tribunals war weder der Maria von Medicis noch ihren vornemsten Ministern gedienet. Oder wenn man auch dasselbe nicht ganz ablehnen konte, so wolte man doch einige Richter dabey haben, die der Königin ergeben waren. Daher lies sich der schlaue Jeannin verlauten, daß der König aus den höchsten Landescollegiis diejenigen aussuchen würde, die er zu der ihm abgeforderten Commißion für die besten hielte. Der Cardinal von Sourdis, Präsident der geistlichen Bank, antwortete auf die Rede des Jeannin auf eine kriechende und schmeichlerische Art. Die vormundschaftliche Regierung der Königin wurde gewaltig herausgestrichen. Man erhub ihre Klugheit und Gottseligkeit über alles. Der Cardinal räumete es ein, daß der geschehene Aufwand nöthig gewesen, und daß ohne dieses nützliche Mittel das Königreich das Unglück eines bürgerlichen Krieges nicht würde haben vermeiden können. Die Berathschlagung der Clerisey fiel eben so aus, wie die Antwort des Cardinals. Die geistliche Bank entschloß sich, das genehm zu halten, was der König angeboten, und beschickte die beyden andern, um sie zu eben dieser Gefälligkeit zu bewegen. Die Adlichen schienen bey dieser Gelegenheit

noch einige Merkmale des Lebens von sich zu geben. Sie deputirten Carl d' Angennes, Herrn von Maintenon, nebst vier andern aus ihrem Mittel, der Clerisey Vorstellung zu thun, es sey nicht möglich, daß die Stände auf eine solche seichte Nachricht von der Anwendung der Finanzen dem Könige einen gesunden Rath ertheilen könten. Uebrigens, fügte Maintenon hinzu, ist es gar was unerhebliches, wenn man uns saget, wie gefährlich es sey, uns eine ausfürliche Nachricht vom Ertrag der Finanzen des Königs zu ertheilen. Diejenigen, die davon Nachricht erhalten, hegen Treue und ehrliche Gesinnungen für den König und das Wohlergehen des Vaterlandes. Man wird keine andere dazu ziehen, als die ein heiliges Stilschweigen beobachten können. Wie können denn sonst unsere Deputirten heilsamen Rath ertheilen, wenn sie nicht den wahren Zustand der Finanzen kennen und wissen, wozu sie angewendet werden? Diese Gründe waren gewiß überzeugend; allein nichts ist vermögend, zaghafte und eigennützige Geistliche zu rühren. Sourdis antwortete, sein Stand fände das Anerbieten des Hofes so gerecht und vernünftig, daß er glaube, man könne damit zufrieden seyn. Der Adel sagte hierauf weiter nichts; und da die beyden ersten Stände des Reichs sich zum Ziel geleget hatten, so war der dritte zu schwach, lange Widerstand zu thun.

§. 24.

Hierauf entstund ein Streit zwischen den drey Kammern und dem Staatsrath des Königs, wegen der Art und Weise, wie der Etat von der Einnahme und Ausgabe den sechs und dreyßig Deputirten der drey Landsstände, welche die Finanzsachen untersuchen würden, mitgetheilet werden solte. Man sagte ihnen, unter Bedingung eines geheiligten Stilschweigens, daß die Ausgabe

gabe sich auf ein und zwanzig Millionen und 300000 Livres beliefe, dahingegen die Einnahme nur achtzehen Millionen und 100000 Livres betrüge. Die Rechnung schiene mit Fleiß so gemacht zu seyn, um der Verschwendung des Schatzes, den Heinrich IV hinterlassen, eine Farbe anzustreichen. Da man gewiß wuste, daß der Ueberschuß des Aufwandes auf Pensionen gewendet worden, welche die grossen Herren entweder abgetrotzet, oder die von der Königin unüberlegt bewilliget worden; so wolten die Deputirten näher unterrichtet seyn, was denn der König für Pensionen gäbe. Jeannin antwortete ihnen aber, daß ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit nicht bekant gemachet werden dürfe, ohne den Angelegenheiten Seiner Majestät Tort zu thun. Man sagte ihnen daher nur, daß der König ausser der bisher angezeigten Einnahme und Ausgabe noch achtzehen Millionen und 100000 Livres einhübe, die zur Besoldung der Bedienten und zu verschiedenen andern Dingen angewendet würden, davon die Intendanten der Finanzen den Deputirten der Landsstände Nachricht geben könten. Ist dieser Bericht accurat und zuverläßig, so hub man unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIII ohngefähr sieben und dreyßig Millionen Livres ein, davon höchstens neunzehen in des Königs Casse kamen. Unter dem Ministerio des Richelieu wurden die Einkünfte viel weiter getrieben. Ich finde in einem Buche, das den Namen dieses Cardinals führet f), daß man gegen das Ende der Regierung seines Herrn beynahe achtzig Millionen einbekommen, davon fünf und vierzig zur Besoldung der Kinder der Staatsbedienten angewendet worden. Geliebtes Vaterland, du könteſt noch in einem blühenden Zustande seyn, wenn der Sohn desjenigen, dessen Historie ich beschreibe, die Sachen wenigstens in der Verfassung gelassen hätte, darin er sie im Anfange seiner Regierung gefunden; wenn nur die Diener seiner Verschwendung und

f) Richelieu Testament politique Ch. 9. Sect. 4.

seines Ehrgeitzes daran gearbeitet hätten, die Lasten des Staats zu vermindern, um die Einkünfte ihres Herrn zu vermehren! Einer der ungeheuresten Fürsten, der jemals regieret, hegete wenigstens die Maxime, **daß ein guter Hirte dem Schaaf zwar die Wolle abnehmen, aber ihm das Fell nicht über die Ohren ziehen müsse.** Die Menschenliebe des allerchristlichsten Königs aber erstreckt sich so weit nicht. Weil man nun wohl sahe, daß keine ausfürlichere Nachricht von der Verwaltung der Finanzen erlanget werden konte, so konten die Wohlgesinneten in der Versamlung dem Vaterlande keinen bessern Dienst thun, als daß sie einige Artikel mit den kräftigsten und nachdrücklichsten Worten aufsetzen liessen. Man ertheilete darin dem Könige gute Lehren, wie er seine Ausgaben und Aufwand besser reguliren solte. Der Hof aber schüttelte dieses ab, und dachte, daß er, wenn nur erst die Landsstände aus einander gegangen wären, Freyheit hätte zu thun, was er wolte. Man stellete ferner dem Könige vor, daß er keine ausserordentlichen Abgaben auf seine Unterthanen legen möchte. Denn es war damals die schändliche Maxime noch nicht in Frankreich eingeführet, **daß der König den Unterthanen abfordern könne, was er wolle, und daß in diesem Stücke sein Wille die Richtschnur seiner Macht sey.** Es scheinet so gar, als ob Richelieu an dieser Maxime einen Abscheu gehabt. **Nur Schmeichler, sagt er, und wahre Pestilenzen am Hofe können dergleichen Sätze einem regierenden Fürsten in die Ohren flistern.** Nachdem ferner die Landsstände dem Könige vorgestellet hatten, daß die Besoldungen, die an die Grossen des Reichs und an den Adel ausgezahlet würden, fürs Königreich von bedenklicher Folge wären, und dem Volke zur Last gereicheten, als von welchem das zu diesem Gebrauche bestimte Geld eingesamlet würde; so baten sie den König, dieselben abzuschneiden, indem schon genung Besoldungen und Gnaden-

dengehalte an diejenigen auszuzahlen wären, die dem Vaterlande nützliche Dienste geleistet hätten, oder noch leisteten. Endlich bat man, daß aus dem den sämtlichen Landsständen wenigstens drey aus jeglicher Classe zur Justitzkammer gezogen werden möchten, die der König anzulegen willens sey, und daß die untergeschlagenen Summen, die bey der Untersuchung heraus kämen, zur Bezahlung der Schulden und Einlösung der verpfändeten Domainengüter angewendet werden möchten.

§. 25.

Dem Hofe fiel es um so viel leichter, die Einigkeit der drey Landsstände in den Finanzangelegenheiten zu trennen, da dieselben damals unter sich bey Gelegenheit eines Artikels getrennet waren, der bey dem dritten Landsstande Aufnahme gefunden hatte. Die geistliche Bank widersetzte sich demselben aus allen Kräften; und der Adel, der durch die Ränke der Creaturen des Papstes und durch die Kunstgriffe der Jesuiten, wie auch durch das Geschrey der theils ehrgeitzigen theils aberglaubigen Geistlichen war gewonnen worden, erklärete sich ganz offenbar für die Clerisey wider den dritten Landsstand. Dieser behauptete seinen Satz mit aller nur ersinlichen Lebhaftigkeit, und die Glieder des Parlaments zu Paris unterstützten denselben mit ihrem Credit und Ansehen öffentlich; so, daß dieser berühmt gewordene Artikel von beyden Seiten mit gleicher Heftigkeit vertheidiget und bestritten wurde. Es ist wohl werth, daß wir uns in eine genauere Vorstellung einer Sache einlassen, die den alten Papst Paulus V sehr beunruhigte, und die seiner frommen Tochter, Maria von Medicis, gar sehr am Herzen lag. Als der dritte Landsstand den 15ten December den Anfang machete, seinen algemeinen Entwurf zu verfertigen, so ersuchten die Deputirten der Stadt Paris und des Gouvernements von Isle de France, daß in denselben ein wichtiger Artikel eingerücket werden möchte, der die Souverainität

des Königs und die Sicherheit seiner Person beträfe. Der Hauptinhalt desselben war folgender: Damit die weitere Ausbreitung einer schädlichen Lehre, die seit einigen Jahren wider die Könige und die von Gott eingesetzten souverainen Obrigkeiten ausgestreuet worden, gehindert werden möchte, so solle man den König ersuchen, daß er bey Versammlung der Landsstände als ein heiliges und unverletzliches Grundgesetz des Königreichs bekant machen lassen möchte, daß, da der König in Frankreich souverain sey, und seine Macht und Gewalt nur von Gott allein habe, auf der ganzen Welt weder eine geist- noch weltliche Macht zu finden sey, die ein Recht habe, ihn seines Königreiches zu entsetzen, oder dessen Unterthanen von der Treue, Gehorsam und Unterthänigkeit, die sie ihm schuldig sind, um irgend einer Ursache willen zu absolviren. Dieses Gesetz solten überhaupt alle Franzosen für heilig, warhaftig und dem Worte Gottes gemäs halten, ohne dasselbe durch eine Distinction, Zweydeutigkeit oder Einschränkung zu entkräften. Es solle dasselbe zuförderst von allen Deputirten der Landsstände und hiernächst von allen Beneficiaten und Civilbedienten des Königreichs eidlich beschworen werden, ehe sie zum Genuß ihrer Pfründen oder zur Verwaltung ihrer Aemter gelassen würden. Es solten ferner alle Lehrer der Jugend, alle Rectores der Schulen, alle Doctores auf Universitäten und alle Prediger gehalten seyn, diesen Satz frey und öffentlich zu lehren. Die demselben entgegen stehende Meynung sowol, als der Satz, daß es erlaubt sey, regierende Fürsten abzusetzen, zu tödten, und sich wider sie zu empören, es geschehe auch unter welchem Vorwande es wolle, solle für falsch, gottlos, verflucht

und

und den Grundgesetzen der französischen Monarchie zuwider erkläret werden, als welche unmittelbar von Gott abhange. Es solten alle Schriften, die diese gottlose Lehre vortrügen, für aufrührische und verdamliche Bücher erkläret werden. Alle Auswärtige, die sich unterstehen würden, dergleichen zu lehren, solten für Feinde der Krone erkläret werden. Alle Unterthanen des Königs aber, die einer solchen Lehre beytreten, sie mögen seyn wes Standes und Ranges sie wollen, solten als Aufrührer, als freche Uebertreter der Grundgesetze des Königreichs, und als solche, die sich des Lasters der beleidigten Majestät schuldig gemachet, gestrafet werden. Und wenn ein auswärtiger Geistlicher oder Ordensmann ein Buch herausgäbe, darin etwas enthalten, das diesem Gesetz auf irgend eine Art zuwider liefe, so solten die Geistlichen und Glieder desselben Ordens gehalten seyn, eine solche Schrift ihres Mitbruders ohne Ansehung der Person und mit aller möglichen Treue zu widerlegen, oder gewärtig seyn, daß man sie als Gönner der Feinde des Staats behandle. Endlich begehrete man, daß dieses Gesetz vor allen hohen Reichsgerichten und untergeordneten Tribunalen abgelesen, bekant gemachet, und heilig beobachtet werden möchte. Als dieser Artikel vor der Kammer des dritten Landsstandes abgelesen wurde, so waren die zwölf Obergouvernements von Frankreich fast durchgängig der Meynung, daß man demselben beytreten müsse. Es vereinigten sich verschiedene Ursachen, einen solchen Entschluß zu fassen, der dem Papst und seiner Clerisey sehr unangenehm seyn muste. Denn da zween Könige von Frankreich hinter einander durch nichtswürdige Bösewichter hingerichtet worden, die sich durch die Lehre der Jesuiten und anderer dem römischen Hofe

leibeigenen Schriftsteller hatten verführen lassen, so waren die Gemüther aller redlichen Franzosen durch diese beyden schrecklichen Fälle mit Furcht und Grauen angefüllet worden. Sie hielten es für ihre Pflicht, solche Lehren in Frankreich auszurotten, es möchte auch kosten was es wolle, davon dieses Reich schon so betrübte Wirkungen erfahren. Andere, deren Einsichten noch weiter giengen, hielten dafür, daß eben dadurch der Grund von der fürchterlichen und ausschweifenden Macht niedergerissen werden könne, der sich die Päpste in den unter ihrem Gehorsam stehenden Ländern angemasset hätten. Man hoffete, daß, wenn erst die Autorität gestürzet worden, die sie sich über die souverainen Fürsten herausgenommen, es alsdann auch leichter fallen werde, die Ansprüche des römischen Hofes in engere und billigere Gränzen zu setzen. Vielleicht giengen auch einige damit um, ein Joch völlig abzuwerfen, welches sich die Unwissenheit und der Aberglaube ihrer Vorfahren blindlings hatte auflegen lassen. Der gerechte Verdacht, der bey allen ehrlichen Leuten wegen Einführung der neuen und gefährlichen Anstalten der Jesuiten in den besten Städten entstanden war, reitzete den dritten Landsstand um so vielmehr, einem Uebel abzuhelfen, welches die Schwachheit des jungen Königs im Königreiche verursachen konte. Dieser Artikel setzte die guten Väter in Frankreich in den bedenk- und mißlichen Umstand, entweder ihre Collegia zuzuschliessen und ihr Predigen einzustellen, oder ihre genaue Verbindung mit dem Papst und römischen Hofe, mit ihrem Ordensgeneral und mit ihren übrigen Brüdern in Spanien und Italien aufzugeben. Die Cardinäle, der Nuntius des Papstes und die Jesuiten merkten gar wohl, daß dieses die Folgen von diesem Artikel seyn würden. Sie bewegeten daher Himmel und Erde, um denselben aus dem Aufsatz des dritten Landsstandes zu vertilgen. Der Cardinal von Joyeuse, Decanus des sogenannten heiligen Collegii, hatte sich wegen einer zugestossenen Unpäßlichkeit,

keit nach **Conflans**, ohnweit Paris, begeben. Der Nuntius des Papstes und die Clerisey lag ihm inständigst an, daß er schleunig zurück kommen möchte, um am Hofe zu arbeiten, und seinen eigenen und seiner Freunde Credit bey der Königin in einer für den Papst so äusserst wichtigen Sache anzuwenden. Der Artikel des dritten Landsstandes war für diesen Alten eine tödtliche Kränkung.

§. 26.

Gleich den folgenden Tag entstund in der Kammer der Clerisey wegen des Artikels, der beym dritten Landsstande durchgängig genehm gehalten worden, ein greulicher Lärmen. **Es ist alles verloren**, sagten die andächtigen Männer. **Es finden sich in dieser Kammer gottlose und heimliche Ketzer, die sich zum Untergang der Religion verschworen haben.** Es kamen verschiedene Mittel in Vorschlag; allein es war die Bewegung der Gemüther so groß, daß keine gewisse und sichere Maasregeln gefasset werden konten. Man ersuchte nur die Cardinäle **Sourdis** und **Rochefoucault**, daß sie dem Könige und der Königin, seiner Mutter, die Gefahr schleunig vorstellen möchten, in welcher die catholische Religion wegen einer mächtigen Cabale stünde, die in der Kammer des dritten Landsstandes entstanden wäre. Beyde Majestäten gaben dem Cardinal zur Antwort, wie sie sich schon bemühen würden, zu verhindern, daß in der Versamlung nicht solche neue und unnütze Vorschläge auf die Bahn gebracht würden. Mitlerweile behauptete der dritte Landsstand die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit seines Artikels sehr muthig. Die Clerisey fieng dagegen ärger an zu schreyen, als sie jemals gethan hatte. **Welch eine Schande!** sagte man bey der geistlichen Bank. **Unter dem scheinbaren Vorwande, die Autorität des Königs aufrecht zu erhalten, und für die Sicherheit seiner geheiligten Person zu sorgen, verstatter man, daß bos-**

hafte und listige Geister Dinge in Vorschlag bringen, die ganz offenbar auf die Erregung einer Spaltung zielen, die zwischen den Catholiken Mißhelligkeiten erregen, und die das gute Vernehmen zwischen Sr. Majestät und dem heiligen Stuhl stöhren. Die Macht des Papstes und die Macht des Königs tragen und stützen einander, ohne daß die eine der andern nachtheilig werde. Ihre Rechte sind genau und volkommen von einander abgesondert. Der Papst und der König sehen selbst schon dahin, daß ein jeglicher in den Schranken bleibe, die der Urheber beyder Mächte ihnen vorgeschrieben hat. Es ist jetzo gar nicht die Zeit, daß man eine Eifersucht zwischen dem Könige und dem Papst rege machen will. Die Freundschaft und Gewogenheit des römischen Stuhls ist Frankreich noch nie so nöthig gewesen als jetzo. Nachdem nun die Clerisey lange gelärmet und geschrien, so fassete sie endlich den Entschluß, die beyden Kammern ernstlich zu ermahnen, daß sie sich mit solchen Dingen unbemenget lassen solten, die den Glauben, Kirchenstaat und Kirchenzucht beträfen, wenigstens solten sie der Clerisey erst davon Nachricht geben, damit nicht eine gefährliche Mißhelligkeit zwischen den drey Ständen entstehen, und der eine nicht solche Forderungen dem Könige vorlegen möchte, die den Forderungen der andern Stände zuwider liefen. Wir wollen, sagte die Clerisey, eben diese Gefälligkeit gegen die beyden Kammern beweisen. Wir wollen nichts in unsern Aufsatz einflieſſen lassen, das den Adel oder dritten Landsstand betrift, es sey denn, daß wir solches vorläufig bekant gemachet. Pericard und Glandesnes, Bischöfe von Avranches und Cisteron, wurden ernennet, beym Adel die gehörigen Vorstellungen zu thun, da mitlerweile der Erzbischof von Aix, in Begleitung zweener Geistlichen vom zweyten

Range

Range eben dieses beym dritten Landsstande ausrichten solten. Der Vortrag der Clerisey wurde bey der adlichen Kammer wohl aufgenommen. **Maintenon** und fünf andere Ritter versicherten die Clerisey im Namen ihrer ganzen Kammer, daß man in Dingen, welche die Religion und Kirche beträfen, keinen Entschluß fassen würde, bevor man nicht erst mit der Clerisey darüber Rücksprache gehalten. **Sie sind**, sagte **Maintenon**, **unsere wahren und rechtmäßigen Lehrer. Ihnen stehet es zu, uns in dergleichen Dingen zu unterrichten und Gesetze vorzuschreiben.** Welch eine kriechende und abgeschmackte Schmeicheley! Waren denn die Prälaten und Geistlichen, die an die Versamlung der Landsstände deputiret worden, so geschickte und ausserordentliche Leute? Besassen sie denn alle erforderliche Wissenschaft und Einsichten? Es bestund ja ihre Kammer gröstentheils aus unwissenden, abergläubigen und schüchternen Mönchen. Die Vornemsten unter ihnen aber hatte der Ehrgeitz zu Sclaven des römischen Hofes gemachet. Der Muth und die Standhaftigkeit des dritten Landsstandes hätte die Kammer der Adlichen schamroth machen sollen. Es hatte das Ansehen, als ob sie mit der Clerisey alzu sauberlich umgiengen, um nicht die Cabale des Papstes und seines abergläubigen Trups in Gährung zu bringen, die damals so schon aufgewiegelt waren. **Marmiesse**, Advocat und Burgemeister von Toulouse, nebst fünf andern zugeordneten Deputirten, versicherte die geistlichen Herren, daß der dritte Landsstand sich gar nicht zu Sinne kommen liesse, eine Glaubensmaterie zu berühren. **Wir bitten sie nur**, sagte er, **es nicht übel zu nehmen, daß wir ohne dero vorläufige Theilnehmung einige Artikel berühret, welche die Wiederherstellung der Kirchenzucht, und die Abstellung gewisser Mißbräuche, die unter der Clerisey eingerissen, wie auch die Berichtigung der geistlichen Jurisdiction betref-**

fen,

sen, die der weltlichen nie nachtheilig werden muß. Es ist wahr, daß dieses solche Artikel sind, die eigentlich nicht vor uns gehören. Wir würden auch dieselben gerne vorher ihnen mitgetheilet haben. Allein dessen nicht zu gedenken, daß dieses einen Streit zwischen ihnen und uns würde veranlasset haben, so würde auch die Sache nicht hurtig genung seyn tractiret worden. Seyn sie übrigens versichert, meine Herren, daß wir in allem, was die Kirche betrift, uns der äussersten Vorsichtigkeit bedienen werden. Wir werden nur den Saum anrühren, das ist, die äusserlichen Handlungen derer, die ihrem Orden Schande machen, und alle rechtschaffene Christen ärgern. Diese Rede gefiel der Clerisey gar nicht. Sie kan es nicht leiden, daß ein Laie sie tadelt. Der Cardinal von Sourdis antwortete ganz kurz, daß Materien, so die Kirchenzucht beträfen, nicht weniger wichtig und heilig wären, als die, so den Glauben und die Religion angiengen; die Laien müsten von dem einen so wenig raisonniren, als von dem andern, und die Kammer würde die Antwort des dritten Landsstandes in nähere Erwegung ziehen. Damit gieng der Lärmen unter der Clerisey wieder an. Es fehlete nicht viel, daß sie die Glieder dieser Kammer durch die Bank für Hugonotten ausschrien. Ihr Artikel, sagten sie, ist geflissentlich darauf eingerichtet, die catholischen Franzosen zu theilen, und eine Spaltung zwischen Frankreich und andern Ländern anzurichten. Aus einer streitigen und problematischen Frage will man einen Glaubensartikel machen. Was für einen Vortheil räumet man der Ketzerey ein! Dadurch wird sie weit kühner und mächtiger als sie jemals gewesen. Was sollen wir auf ihre Vorwürfe antworten, wenn wir einen Lehrsatz als ketzerisch verdammen, der zu Rom und anderwärts gemei-

gemeiniglich gangbar ist: Und damit der Falstrick vor den Augen der Einfältigen desto mehr verdecket werde, so vermischet der dritte Landsstand in seinem Artikel eine Meynung, die der Sicherheit des Lebens souverainer Fürsten zuwider ist, mit der Materie von der Macht des Papstes und Autorität des Königs. Hier siehet man, wie diese unwissenden oder dem römischen Hofe verkauften Geistlichen öffentlich und ohne Scheu bekennen, daß der Lehrsatz, der dem Papst Gewalt giebt, Könige abzusetzen, und die Unterthanen von der Treue, die sie ihrem Fürsten schuldig sind, loszusprechen, für eine problematische und erträgliche Meynung erklären, die man nicht für schädlich oder der heiligen Schrift widrig erklären könne, ohne zwischen dem Papst und andern unter dem Gehorsam des Papstes stehenden Ländern eine Spaltung zu stiften. Die Prälaten, die bey der Versamlung der Clerisey 1682 zugegen waren, schämeten sich der Unwissenheit und Niederträchtigkeit ihrer Vorfahren. Sie erkläreten sich ganz frey, daß die Kirche, nach der Lehre Jesu Christi, weder directe noch indirecte eine Macht über das Weltliche souverainer Fürsten hätte. Machte nicht die französische Clerisey dadurch eine Spaltung zwischen sich und Rom? Dieses glaubte **Innocentius** XI, und seine Nachfolger haben es auch geglaubet. Der heilige Stuhl urtheilete, daß diejenigen, die an dieser Declaration Theil gehabt, des bischöflichen Amtes nicht würdig wären, es sey denn, daß sie den Irthum, dessen sie sich schuldig gemachet, feierlichst widerruften. Die Warheit zu sagen, so handelten die Prälaten und Geistlichen bey dieser Versamlung der Landsstände ehrlicher, und ihr Schluß hieng besser zusammen, als derjenigen, die 1682 versamlet waren *). Nachdem nun die Antwort, die **Marmiesse** im Namen des dritten Landsstandes ertheilet hatte, in weitläuftige Ueberlegung war gezogen worden;

den; so entschloß sich die Clerisey, den Bischof von **Montpellier**, **Fenouillet**, nochmals an dieselben zu schicken, und sie ermahnen zu lassen, daß sie sich nicht mit Dingen bemengen möchten, welche die Kirchenzucht und Abstellung der Mißbräuche beträfen, wobey sie ihnen zugleich Vorstellung thun liessen, daß der Canon des costnitzischen Concilii und verschiedene andere Decrete der Päpste hinlänglich genung wären, das Leben der Souverains gegen die schädlichen Lehrsätze einiger neuen Schriftsteller in Sicherheit zu setzen. **Fenouillet** richtete seine Commißion nicht zum besten aus. Er hielt eine Rede, die dem Character eines Bischofs nicht wohl kleidete. Man trift in derselben kindische Anspielungen und Gleichnisse an. Das brachte der Stylus der damaligen Zeiten so mit sich. **Sie setzen sich, meine Herren**, sagte der Bischof zur Kammer des dritten Landsstandes, **sie setzen sich in eine grosse Gefahr; sie überschreiten die Gränzen ihrer Autorität, wenn sie den Artikel von der Kirchenzucht berühren. Es lässet sich derselbe vom Körper der Religion nicht abtrennen. Unser Character erlaubet uns nicht, zu einem solchen Eingrif stille zu schweigen. Erwegen sie wol, daß sie dadurch eine Mißhelligkeit unter einer Versamlung anrichten, deren Hauptzweck dahin gehet, den Frieden zu befördern.** Wo mochte doch dieser gelehrte Prälat gelernet haben, daß der dritte Landsstand nicht mit gutem Gewissen über Sachen, so die Kirchenzucht beträfen, deliberiren und einen Entschluß fassen könte? Ist denn der König nicht berechtiget, nach dem Exempel seiner Vorfahren und der christlichen Kayser Gesetze zu geben, um gute Ordnungen in der Kirche zu befördern, und die Reinigkeit des Glaubens in derselben zu erhalten? Es konten also seine Unterthanen, die in der Absicht versamlet waren, ihm nach den Bedürfnissen des Königreichs Vorschläge zu thun,

Er.

Sr. Majestät die Mißbräuche gar wohl anzeigen, die sich in der Lehre und Zucht eingeschlichen hatten, und ihn um Abstellung derselben ersuchen.

*) Diese Versamlung betraf die Streitigkeit, die wegen des Regale zwischen dem Könige Ludewig XIV und dem Papst Innocentius XI entstanden. Kraft dieses Regale behauptet der König von Frankreich ein Recht über die Bisthümer und andere grossen Beneficia des Königreichs, darüber er die Investitur ertheilet, und dieses nicht anders thut, als wenn ihm zuvor ein besonderer Eid der Treue geleistet worden. Ludewig XIV kante seine Rechte viel zu genau, und war auf die Erhaltung derselben viel zu eifersüchtig, als daß er dieselben nicht wider jedermanns Anspruch und Eingrif hätte vertheidigen sollen. Ueberdis war dieses ein solcher Artikel, der ihm grosse Geldsummen einbrachte, daher er im Jahr 1673 eine besondere Verordnung wegen dieses Regale herausgab. Einige von der Clerisey, die seiner Souverainität nicht hold waren, gaben dieses am römischen Hofe an. Der Papst Clemens X hatte nicht Lust mit Ludwig XIV anzubinden, dagegen aber that es der Papst Innocentius XI, der 1679 ein Breve an diesen König schrieb, das ganz deutlich davon zeugete, wie weit dieser Papst seinen Despotismus zu treiben gesonnen war. Als Ludewig XIV sahe, aus was für einem hohen Ton der Papst mit ihm reden wolte, so befühlte er der Clerisey seines Reichs den Puls, und wolte erfahren, wie sie gegen ihn gesinnet wäre. Ein grosser Theil derselben versamlete sich beym Erzbischof zu Paris, wo ste eine Declaration von sich stelleten, wie sie der König nur wünschen konte. Sie überreichten dieselbe durch den Erzbischof und ersuchten ihn, daß er sie durch seinen Abgesandten am römischen Hofe dem Papst übergeben lassen möchte. Dabey liessen sie es noch nicht bewenden, sondern sie machten auch vier Sätze kund, die der päpstlichen Usurpation ganz offenbar entgegen stunden. Der erste Satz war: Daß ein Generalconciliam zu aller Zeit über den Papst sey, und nicht blos alsdenn, wenn eine Spaltung in der Kirche entstanden. Der andere Satz: Daß weder der Papst noch die algemeine Kirche den Königen in weltlichen Dingen was zu befehlen habe, und sie weder absetzen noch ihre Unterthanen vom Eide der Treue lossprechen könne. Der dritte Satz: Daß die Macht des Papstes durch Canones eingeschränket werden müsse, und

daß

daß er nichts thun könne, was den Concilien und lange hergebrachten Freyheit der französischen Kirche zuwider laufe, als welche letztere keine erbettelten Privilegia und Geschenke der Päpste, sondern uralte Barrieren gegen die schädlichen Anschläge der Päpste und den Mißbrauch ihrer Autorität wären. Der vierte Satz: Obwol der Papst in Glaubenssachen die höchste Autorität hätte, so wären doch seine Entscheidungen ohne den Beytrit der algemeinen Kirche nicht authentic, und der Papst wäre weiter nicht infallibel, als so ferne er in einem Concilio das Präsidium führe. Diese Sätze lies der König drucken, und allen Professoren und Doctoren des canonischen Rechtes befehlen, dieselben anzunehmen, und zu lehren. Der Papst aber lies sie zu Rom auf eine schimpfliche Art verbrennen. Man findet diese hitzige Streitigkeit zwischen dem französischen und römischen Hofe weitläuftig in des **Larrogue** Nouveau Traité de la regale; **Larrey** Histoire de *Louis XIV* Tom. 5. **Du Pin** Nouvelle Biblioth. des Auteur eccles. Tom. 19. in der Fortsetzung der Histoire de *Mezeray*, im Etat du Siege de Rome, und in **Heideggers** Historia Papatus p. 555 sqq.

§. 27.

Nachdem nun der dritte Landsstand über die wiederholten Ansuchungen der Clerisey öftere Betrachtungen angestellet, so entschlossen sie sich endlich, besagten Artikel beyden Kammern zu communiciren. Die adliche Kammer lies sogleich der Clerisey durch den Baron du **Pont St. Pierre** zu wissen thun, daß, da der Artikel des dritten Landsstandes etwas dunkeles in sich fasse, das die Religion zu betreffen schiene, so hätte ihre Kammer erst bey ihnen Erkundigung einziehen wollen, und werde sich nach derselben richten. Ein so schmeichelhaftes Compliment muste nothwendig eine gute Stelle finden. Der Cardinal von **Sourdis** beantwortete es auf eine überaus höfliche und verbindliche Art. Anfänglich machte die geistliche Kammer Mine, als ob sie einen besondern Tag zur Untersuchung dieses Artikels widmen wolle; allein es war schon vorher alles so abgekartet worden, daß man denselben

ben einmüthig verwarf. Um aber sich dem Papst desto gefälliger zu beweisen, so ersuchte man den Cardinal **Perron** im Namen beyder Kammern zu reden, und die Gefahr anzuzeigen, die damit verbunden wäre, worinnen dasjenige, was der dritte Landstand in Vorschlag gebracht hätte, zu einem Grundgesetz des Reichs und zu einem Glaubensartikel machen wolte. **Perron** hatte seine Rede schon fertig. Er begab sich also den folgenden Tag mit grosser Pracht und in Begleitung verschiedener Prälaten und Deputirten vom zweyten Range der Geistlichkeit in die adliche Kammer. Seine Rede dauerte drey Stunden, und ich werde ihren Inhalt bald anführen. Der Baron von **Sennecy**, Präsident der adlichen Kammer, antwortete in einer Rede, die mit prächtigen Lobsprüchen für den Cardinal angefüllet war; und L'Hopital, Graf von **Chaisy**, muste nebst sieben andern von der adlichen Bank die Clerisey versichern, daß sie über dem Artikel des dritten Landstandes mit der geistlichen Kammer völlig Eines Sinnes wären.

§. 28.

Das Parlament erstaunete vor der schändlichen Treulosigkeit der Clerisey und des Adels, die dem Papst das Interesse des Königs und die Grundgesetze des Reichs auf eine niederträchtige Art aufopferten. Voll Verdruß über die triumphirende Mine, mit welcher sich der Cardinal anschickte, den Artikel des dritten Landstandes zu bestreiten, liessen die königlichen Advocaten dem Parlament noch an eben diesem 31ten December durch den Generaladvocaten **Servin** vorstellen, wie sie von guter Hand benachrichtiget worden, daß verschiedene Personen sich unterstünden, diejenigen Grundsätze in Zweifel zu ziehen und für problematisch zu erklären, die von undenklichen Zeiten in Frankreich die Kraft eines Gesetzes gehabt, und die mit der Krone geboren worden, daß nemlich der König in

weltlichen Dingen in seinem Reiche keinen andern Herrn über sich erkenne, als Gott allein, daß keine andere Macht seiner Majestät Unterthanen von der schuldigen Treue und Gehorsam lossprechen, oder ihn vom Thron suspendiren oder absetzen, noch vielweniger aber etwas gegen die geheiligten Personen der Könige unternehmen könne. Der Generaladvocat that hierauf Ansuchung, daß sich das Parlament gefallen lassen möchte, mit Beyseitsetzung aller andern Geschäfte zu befehlen, daß alle desfals vorhandene Decrete bey allen unter ihrer Jurisdiction stehenden Collegiis zu erneuren, um die Gemüther aller Unterthanen des Königs, von welchem Range und Stande sie auch seyn möchten, bey diesen Grundsätzen zu erhalten, für die Sicherheit der Person des Königs und Erhaltung der öffentlichen Ruhe zu sorgen; und zu verbieten, daß niemand bey Vermeidung der in diesen Decreten enthaltenen Strafe dawider handeln solle. Zwey Tage darauf fasseten die versamleten Kammern des Parlaments ein Decret ab, wie es der Procurator und die Generaladvocaten verlanget hatten. Man würde sich über eine solche Irregularität verwundern müssen, wenn man nicht längstens des seltsamen und unbeständigen Verfahrens in Frankreich gewohnt wäre. Indem das höchste Landesgericht unter der Autorität des Königs eine Sache behaupten, davon sie sagen, daß sie zu den Grundgesetzen der französischen Monarchie gehöre, so bestreitet die Clerisey dieselbe ganz offenbar in der Versamlung der sämtlichen Landsstände durch den Mund eines Cardinals und Erzbischofs von Sens. Die Geistlichen triumphiren über das Parlament, und die Adlichen überhäufen denjenigen mit Lobsprüchen, den das Parlament als einen Aufrührer, als einen frechen Uebertreter der ältesten und heiligsten Gesetze des Königreichs verdammet.

§. 29.

§. 29.

Es ist leicht zu erachten, wie verschieden die Bewegung der Gemüther im Anfange des 1615ten Jahres gewesen seyn müsse. Die Clerisey und ihre Anbeter schmäheten ganz zügellos gegen den dritten Landsstand und gegen das Parlament. Sie erhuben die Rede, die der Cardinal **Perron** vor der Kammer der Adlichen gehalten hatte, und die er vor der Kammer des dritten Landsstandes wiederholen wolte; sie rühmten dieselbe als ein Meisterstück der Beredsamkeit und Gelehrsamkeit. Es steckt auch wirklich sehr viel künstliches und feines darin. Man muß desfals der Clerisey in Frankreich Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Man trift noch immer vernünftige und aufrichtige Personen darunter an. Von der Art waren die Vertheidiger der Sache des D. **Richer**, den die Cabale des D. **Duval** in der Sorbonne unterdrückte, und die von den Emissarien des römischen Hofes sich als heimliche Feinde der Religion musten ausschreyen lassen. Diese ehrlichen Männer behaupteten eben diesen Artikel des dritten Landstandes; sie verdammeten offenbar die Meineidigkeit der Kammer der Clerisey. Die Parlamentsglieder und der dritte Landstand schrien wider die Geistlichen und den Adel, die sich von der falschen Gelehrsamkeit und sophistischen Einkleidung des Cardinals **Perron** hatten blenden und hinreissen lassen. Insonderheit gieng man diesem Prälaten heftig zu Leibe. **Er ist, sagten einige, von der Warheit der Sätze überzeuget, die er bestreitet. Dieser Schleicher und listige Geist opfert die Erkäntniß und Ueberzeugung seines Gewissens seinem Ehrgeitz und Glücke auf.** Man erinnerte sich bey der Gelegenheit, auf was für eine schimpfliche Art er die Majestät des Königs seines Herrn beschimpfen lassen, da er ihm in der Person des königlichen Procurators Ruthen- und Stockschläge geben lassen *), um die Ehre des Papstes zu retten, an welcher einem jeglichen edlen Herzen weniger würde gelegen ge-

wesen seyn, als an der Würde der Krone Frankreich. Ist nicht, sagte man, ein solcher Mensch vermögend alles zu thun, wenn es darau ankomt, sich dem römischen Hofe gefällig zu machen? Der Hof zu Paris war über diese Mißhelligkeiten gar nicht böse; denn dadurch wurde der kleine Ueberrest des guten Vernehmens zwischen den drey Kammern völlig ersticket. Man bekam überdis auch davon einen scheinbaren Vorwand, die versamleten Landstände je eher je lieber aus einander gehen zu lassen. Die verschiedenen Glieder derselben, die nun wider einander in Entrüstung gesetzet worden, waren unvermögend, was gutes auszurichten. Ohnerachtet aber Maria von Medicis sich über diese Streitigkeiten heimlich freuete, als welche ihrer Sache zu statten kamen, so befand sie sich doch auf einer andern Seite in grosser Verlegenheit. Der päpstliche Nuntius und die Clerisey lagen ihr unabläßig an. Es war aber um so viel gefährlicher, den dritten Landstand und das mit demselben vereinigte Parlament zu beleidigen, da der Prinz von Conde dieselben zu unterstützen suchte. Ausser ihm würde ein jeglicher anderer diese Gelegenheit geschickt ergriffen haben, seine Parthey am Hofe stark und furchtbar zu machen. Allein der gute Prinz bewegte sich so schwach, er wählte seine Maasregeln so schlecht, daß es der Königin und ihren Vertrauten gar nicht schwer fiel, sie zu vereiteln.

*) Es soll dieses bey der Gelegenheit geschehen seyn, als Heinrich IV mit dem Papst wieder ausgesöhnet wurde. Mezeray Abregé F. 7.

§. 30.

Den 2ten Januarius des 1615ten Jahres erschien der Cardinal Perron unter einem ganz ausserordentlichen Gefolge in der Kammer des dritten Landstandes. Zwölf Deputirte von der adlichen Kammer, verschiedene Prälaten und eine grosse Menge Geistliche vom zweyten Ran-

ge

ge begleiteten ihn dahin. **HErr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige** t). So fieng der Cardinal seine Rede an, nicht anders, als ob es hier auf die Vertheidigung der wichtigsten Warheiten der christlichen Religion angekommen wäre. Nach einer höflichen und einschleichenden Vorbereitung theilete er den Artikel des dritten Landstandes in zween Theile, und er stellete sich an, als ob er damit einig wäre. Der erste Satz, sagte er, betrift die Sicherheit der Person des Fürsten, der andere aber, die souveraine Macht der Könige von Frankreich. **Perron** legte im Namen der Clerisey die entsetzlichsten Flüche auf diejenigen, die sich am Leben der Könige vergriffen, gesetzt auch, daß diese für Tyrannen gehalten würden. Dabey aber behauptete er, daß, da die Furcht vor der ewigen Verdammung allein vermögend wäre, die Gottlosen, die sich dergleichen zu Sinne kommen liessen, zurück zu halten, so stehe es der Kirche, deren Autorität gewiß und unbetrüglich wäre, nicht aber der Laienobrigkeit zu, den schädlichen Lehrsatz derjenigen Schriftsteller zu verdammen, welche lehreten, daß es in gewissen Fällen erlaubt sey, solchen Souverainen, die ihre Macht mißbraucheten, das Leben zu nehmen. Dieser Schluß war ganz erbärmlich; denn der Todschlag ist in dem Gesetze Gottes ausdrücklich verboten. Daher können die Fürsten und Obrigkeiten denjenigen, die entweder andere unterrichten oder in der bürgerlichen Geselschaft gute Ordnungen handhaben sollen, einen Eid abfordern, daß sie nichts lehren oder wenigstens nicht gestatten wollen, daß andere eine Lehre vortragen, die dem zuwider ist, was Gott in seinem Worte ausdrücklich verboten hat. Wenn nun einige Böse wichte durch die Furcht vor der Strafe, die Gott den Mördern angekündiget hat, sich nicht von der That abhalten lassen, ist da auch wol zu hoffen, daß die Bann-

t) Oeuvres di verses du Card. du *Perron*. Mercure François 1615.

flüche des Papstes und der Concilien mehr bey ihnen ausrichten werden? Anlangend den zweyten Unterschied, den der Cardinal bey diesem Artikel machte, so versicherte er, es glaube die Clerisey, daß die Könige von Frankreich eine unumschränkte Souverainität besitzen, daß sie von keinem andern abhangen, als von Gott allein, und daß sie in der weltlichen Verwaltung ihres Königreichs keinen andern über sich erkennen. Diese beyden Sätze, fügte er hinzu, halten wir für gewiß und unstreitig, aber die Stufen der Gerechtigkeit sind unterschieden. Der erste gründet sich auf die göttliche Offenbarung; der andere aber kan blos historisch erwiesen werden. Darauf komt er auf den dritten Satz, und der Cardinal giebt vor, daß es in dem Streite, der zwischen dem dritten Landstande in der Clerisey rege geworden, eigentlich darauf ankomme: Ob Fürsten, die entweder selbst und unmittelbar oder in ihren Vorfahren Gott und ihren Unterthanen einen Eid geleistet, daß sie bey der christlichen und catholischen Religion leben und sterben wollen, in dem Falle, da sie ihren Eid brechen, sich wider Jesum Christum empören, und ihm den Krieg ankündigen, das ist, wenn sie von der Ketzerey öffentliche Profeßion machen, oder von der christlichen Religion abfallen, und dabey so weit gehen, daß sie auch die Gewissen ihrer Unterthanen zwingen wollen, und sich unterstehen, den Arianismus oder Mahommedanismus, oder sonst eine andere Art des Unglaubens in ihre Staaten einzuführen, und dagegen die christliche Religion auszurotten; ob, sage ich, die Unterthanen solcher Fürsten von dem an sie geleisteten Eide der Treue losgesprochen werden können, und wem es in einem solchen Falle zustehe, die eingegangene Verbindlichkeit aufzulösen? Das ist es, meine Herren, worauf es in dem Streit zwischen ihnen

und

und uns ankomt. Ihr Artikel beantwortet diese Frage mit Nein, und sie behaupten, es sey kein Fall zu erdenken, in welchem Unterthanen von dem Eide, den sie ihrem Fürsten geleistet, losgesprochen werden könten. Dahingegen haben alle andere Partheyen der catholischen Kirche, seitdem die Schulen eingeführet gewesen, bis zum Auftrit des Calvinus, diese Frage mit Ja beantwortet, und behauptet, daß ein Fürst, wenn er seinen Eid bricht, den er Gott und seinen Unterthanen geleistet, daß er in der christlichen Religion leben und sterben wolle, gleichwol aber nicht nur ein Arianer und Mohammedaner wird, sondern auch so weit gehet, daß er Jesu Christo den Krieg ankündiget, den Gewissen seiner Unterthanen Gewalt anthut, und sie zwingen will, dem Arianismus oder dem Mohammedanismus, oder sonst einer Art des Unglaubens beyzutreten, ob, sage ich, ein solcher Fürst, der sich des Lasters der Felonie gegen den schuldig gemachet, dem er den Eid wegen seines Reiches geleistet, das ist, gegen Jesum Christum, seiner Rechte verlustig erkläret, seine Unterthanen aber im Gewissen und vor dem geistlichen und kirchlichen Gerichte vom Eide der Treue, den sie ihm geleistet, losgesprochen werden können, und ob in solchem Fall die Autorität der Kirche in ihrem Haupte, welches der Papst ist, oder in seinem Körper, welcher das Concilium ist, beruhe. So hat der Cardinal den Fall bestimmet und die Frage eingeschränket, darüber damals von beyden Seiten so heftig gestritten wurde.

§. 31.

Da nun dieses, nach seinem eigenen Geständniß, die allerwichtigste Sache in der Christenheit betraf,

so wird es mir hoffentlich erlaubet seyn, mich über dasjenige etwas ausfürlich einzulassen, was von beyden Theilen angeführet worden, und einige Betrachtungen über das anzustellen, wodurch jegliche Parthey ihre Meynung zu unterstützen suchte. Mich dünkt zuförderst, daß Perron den Fall nicht richtig vorgetragen oder die Streitfrage genau genung bestimmet. Es ist wahr, der dritte Landsstand behauptete in seinem Artikel, daß, da der König von Frankreich seine Krone von keinem andern als von Gott allein habe, keine geist- oder weltliche Macht berechtiget sey, um irgend einer Ursache willen ihn seines Königreichs zu entsetzen, oder dessen Unterthanen vom Eid der Treue, den sie ihm geleistet, loszusprechen. Da es aber hier nicht darauf ankam, die Rechte des Volks zu bestimmen, im Fall der König den Eid verletzte, dadurch er sich gegen seine Unterthanen verbindlich gemachet, als er den Thron bestiegen, so ist ganz offenbar, daß der dritte Landsstand eigentlich von auswärtigen und fremden Mächten geredet hat, dergleichen der Papst, das algemeine Concilium, der Kayser ist, oder wer es sonst seyn mag, wenn sie sich die lächerliche Vorstellung machen, als ob sie in gewissen Fällen mit dem Königreiche Frankreich nach eigenem Gutdünken schalten und walten könten. Man wuste gar wohl, daß, als die letztern Fürsten aus dem Hause **Clovis** und **Carl** des Grossen das Recht verloren, so ihnen die Geburt zum Thron und Königreich gegeben, die Krone von den Franzosen einer andern Familie übergeben worden. Ob aber die Franzosen Fug und Recht gehabt, die Nachkommen des **Clovis** und **Carl** des Grossen auszuschliessen, und dagegen den **Pepin** und **Hugo Capetus** auf den Thron zu setzen, das kan an diesem Orte nicht untersuchet werden. Es ist genung für mich, daß die Franzosen in der Meynung gestanden, daß es ihnen in gewissen Fällen erlaubt sey, einen gottlosen König abzusetzen, und einen bessern an seinen Platz zu erheben. Auf diesem Grunde beruhet das

Recht

Recht der jetzt regierenden Familie lediglich. Denn sonst würde Hugo Capetus ein offenbarer Usurpator gewesen seyn, und Ludwig XIII, dessen Macht und Gewalt der dritte Landsstand vertheidigte, würde kein anderes Recht zur Krone gehabt haben, als das für eine Familie, die im ersten Ursprunge den Thron usurpiret, aus einer langen Präscription entstehen kan. Es ist aber gar nicht wahrscheinlich, daß der dritte Landsstand das Recht der Nachkommen des Hugo Capetus in Zweifel gezogen; folglich haben sie auch voraussetzen müssen, daß die Stände des Reichs einen König von Frankreich absetzen können, der sich nicht die geringste Mühe giebt, den feierlichen Eid zu erfüllen, den er seinem Volke geleistet. Dagegen declarirte nur der dritte Landsstand, daß weder der Papst, noch sonst eine auswärtige Macht, sie heisse, wie sie wolle, geistlich oder weltlich, sich in eine Sache mischen dürfe, darüber das Erkäntniß den Franzosen allein zustehet, und in deren Urtheil kein Geistlicher weiter Antheil habe, als so ferne er ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft dieses Reiches ist. Ich bemerke weiter, daß Perron auch nicht ehrlich gehandelt, da er zu verstehen gegeben, daß seine Kirche nur das Recht zu haben glaube, die Unterthanen eines Fürsten vom Eide der Treue loszusprechen, der von der christlichen Religion abfält, oder ein Gönner einer Ketzerey wird, dergleichen der Arianismus ist, und der es dabey nicht bewenden lässet, daß er sich selbst ins Verderben stürzet, sondern der auch die Gewissen seiner Unterthanen zwingen, die christliche Religion aus seinen Staaten ausrotten, oder wenigstens die verdamlichen Irthümer in dieselben einführen will. Alles, was hier der Cardinal saget, sind lauter Blendwerke für Einfältige und Unwissende. Denn der Papst und seine Clerisey behaupten, daß die Unterthanen eines jeglichen ketzerischen Fürsten von dem Eide, den sie ihm geleistet, losgesprochen werden können. Es ist aber das Wort Ketzerey in der römischen Kirche von sehr weit-

läuftiger Bedeutung. Wer dem Papst und seiner Clerisey nur die geringsten Ansprüche streitig machet, oder sich ihren Eingriffen und Usurpationen widersetzet, der ist einer eben so schrecklichen Ketzerey schuldig, als wenn er die Gottheit Jesu Christi leugnete oder bestritte. Sind nicht die Kayser und souverainen Fürsten, welche die Rechte ihrer Krone wider die Päpste behauptet, von den Päpsten als Ketzer, als Apostaten, als geschworne Feinde Jesu Christi, ihrer Würde für verlustig erkläret worden? Wenigstens hat **Innocentius** XI das Vergnügen und die Ehre gehabt, diejenigen zitternd zu machen, den eine niederträchtige Schmeicheley so oft den grösten König in der Welt genennet hat. Die Furcht, daß **Ludwig** XIV von einem Blitz aus dem Vatican getroffen werden möchte, bewegte ihn, ohne Zeitverlust den Schlag abzuwenden, den der heilige Stuhl auf Se. Majestät und auf sein Königreich zu thun sich vorgenommen hatte. Welch eine unbegreifliche Sache! Der eifrigste Beschützer der catholischen Religion, der hitzigste Verfolger der Ketzerey, muste in Gefahr stehen, von dem Anathema getroffen zu werden, das den Ketzern und geschwornen Feinden der Kirche zubereitet ist *).

*) Wer die Beweise davon aus den Geschichten, sonderlich der deutschen Kayser beysammen finden will, der darf nur des Jesuiten **Azorius** Theolog. Moral. T. II. L. 5. c. 44 aufschlagen, wo der Verfasser mit einer triumphirenden Mine alle die Heldenthaten nach der Zeitordnung erzählet, die von den Päpsten wider die höchsten und zum Theil ruhmwürdigsten Regenten verrichtet worden. Selbst zu der Zeit, da römischcatholische hohe Häuser wider die angegangene Reformation stritten, waren sie gegen die Gewalt und List des Papstes nicht sicher; und wenn es nach dem Sinne des Papsts Leo X gegangen wäre, so würde das Haus Oesterreich wenigstens von der kayserlichen Würde seyn verdrenget und dieselbe dem Könige in Frankreich seyn beygeleget worden; wie solches aus einem Schreiben Carls V an den Papst Clemens VI zu ersehen ist, darin es heisset: **Wenn wir die Dienste, so Eure Heiligkeit unserm Interesse noch im Cardinalsstande geleistet,**

anse-

ansehen, so findet sichs, daß sie auf vielerley Art die Churfürsten zu bereden getrachtet, den Franzosen zum Kayser zu ernennen, welches aber nicht zu seiner Beförderung, sondern dahin angesehen gewesen, daß mit unserer beyder Ausschliessung einer, so weniger Macht hätte, Kayser würde, welchem man mehr befehlen könte, als daß er befehlen solte. Diesen Brief findet man in Goldast constitut. imperial. T. I. p. 481. wie auch in Raynald Annal. ad ann. 1519. Noch weit ärger machte es der Papst Paulus IV gegen den gottseligen Kayser Ferdinand I, Carl V Bruder. Denn als dieser die kayserliche Würde niederlegte, und die Churfürsten dieselbe besagten Ferdinand als bisherigen römischen Könige übergeben, so meldete er dem Papst seine Erhöhung zum kayserlichen Thron. Weit gefehlt, daß er mit dieser Höflichkeit zufrieden gewesen; vielmehr behauptete er ganz trotzig, daß die kayserliche Krone ihm anheim gefallen wäre, und daß die Churfürsten ihres Wahlrechtes verlustig wären, weil sich drey Ketzer unter ihnen befänden. Der Abgesandte des Kayfers an den Papst, Martin Guzman, wurde durch einen Abgeordneten des Papstes unterweges gewarnet, daß er ja nicht nach Rom kommen möchte, bis erst die Sache ausgemacht worden, zu deren Untersuchung er sieben Cardinäle ernennet hätte. Da Guzman nicht mit öffentlichem Character zu Rom erscheinen durfte, so reisete er als eine Privatperson dahin, unter dem Vorwande, die heiligen Oerter und Kirchen zu besuchen. Er war aber so glücklich, daß er auch ohne öffentlichen Character vor den Papst gelassen wurde, dem er klaren Wein einschenkte, und ihm unter andern gerade in die Augen sagte: daß der Kayser Ferdinand die gerechtesten Ursachen zum Unwillen wider ihn hätte, da er nicht nur mit Vorwissen, sondern auch auf Ansuchung Clemens VII zum römischen Könige wäre gewählet worden, da nach den Verfassungen des deutschen Reichs keine neue Wahl statt hätte, und der Papst sich sehr undankbar bewiese, indem er es seinem Bruder Carl V und ihm zu danken hätte, daß noch einige deutsche Fürsten in der Devotion gegen die römische Kirche und apostolischen Stuhl geblieben wären. Der Papst aber blieb unbeweglich, und der Kayser Ferdinand konte es nicht dahin bringen, daß er ihn bey seinem Leben als Kayser erkant hätte, sondern es geschahe dieses erst von seinem Nachfolger Pius IV, welche Begebenheit vom Thuanus L. 21. Pallavicini L. 14. c. 6. Onuphrius in vita *Pauli IV* und vom Wiquefort l'Ambassadeur et ses fonctions

L. 1. p. 217. erzählet worden. Was Pius V wider den Kayser Maximilianus II unternommen, als er auf Ansuchung der Landsstände seinen Unterthanen die Gewissensfreyheit verstattet, das ist aller Welt bekant. Der Cardinal Commendon muste ihm im Namen des Papstes anzeigen, daß er ihn, wenn er dieses Decret nicht zurücke nähme, mit allen Verfluchungen und Kirchenstrafen belegen, ihn der kayserlichen Majestät berauben, die catholischen Fürsten wider ihn aufhetzen und einen neuen Kayser machen wolle. Er that noch einen andern Schritt, und machte 1570 den Cosmus von Medices zum Großherzog von Hetrurien mit königlicher Würde, und verbot ihm dabey, den Kayser Maximilian II nicht einmal darum zu begrüssen. Und als dieser glorwürdige Kayser sich dawider setzte, so lies er ihm sagen: Er, als Statthalter Christi, dem Himmel und Erde zugehöre, könne dieses und noch ein mehreres thun ꝛc. S. Galcutius de rebus gestis *Pii V* L. 2. p. 46. L. 3. c. 6 et 16.

§. 32.

Hierauf gab sich der Cardinal grosse Mühe, die beschwerlichen Folgen vor Augen zu legen, die seiner Meinung nach aus dem Artikel des dritten Landstandes folgeten. Er zeigete derselben vier an. Der erste ist folgender: Man zwinget die Gewissen, sagt Perron, und leget ihnen Fallstricke, wenn man sie bey Strafe des Bannes zwinget zu schweren, daß sie einen Lehrsatz für eine in dem Worte Gottes geoffenbarte Warheit halten, der der Meinung unserer Vorfahren zuwider ist, und davon man in andern christlichen Ländern nichts glaubet. Ich habe hier nicht nöthig, die entweder unwahren oder unrichtig angeführten Geschichte zu widerlegen, deren sich der Cardinal bedienet hat, um damit zu erweisen, daß der Papst, und was er die Kirche zu nennen beliebet, ketzerische Fürsten abgesetzet haben. Ich will nur eins anmerken, das aus der Historie Frankreichs genommen ist. Man wird aus dieser keinen Probe einen Schluß auf die Geschicklichkeit und Ehrlichkeit des Redners machen können. Als die Franzosen, sagt er,

er, den Entschluß fasseten, den Childerich wegen seiner Dumheit abzusetzen, und den Pepin auf den Thron zu erheben, so wolten sie ihm den Eid der Treue eher nicht leisten, als bis sie erst der Papst vor dem geistlichen Tribunal von dem Eide entbunden, den sie dem letzten Könige aus dem Hause des Clovis geleistet hatten. Hier haben wir, nach dem Geständnis des Cardinals, einen Papst, der die Franzosen von einem Eide, den sie nicht einem apostasirten und ketzerischen Könige, sondern einem solchen Fürsten geleistet, den man ihm zu Rom als dumm und als zur Regierung seines Königreichs unfähig vorgestellet. Die Sache des Childerich, sagt Perron, betraf die Religion zufälliger Weise. Die Schwachheit des Königs setzte Frankreich in Gefahr, die christliche Religion zu verlieren. Die Saracenen, die damals Herren von Africa und Spanien waren, hatten der Krone von Frankreich schon verschiedene Provinzen verwüstet. Gewiß, eine recht listige Ausflucht! Findet sich etwa in der Welt wo ein Souverain, der eben so untüchtig ist zur Regierung als der ehrliche Childerich; gut! der Papst darf alsdenn nur, wenn es ihm beliebig ist, die Unterthanen eines solchen Herrn von dem Eide der Treue lossprechen, unter dem Vorwande, daß die Staaten eines schwachen und blödsinnigen Fürsten in Gefahr stehen, von den benachbarten Ungläubigen, oder von solchen, die man zu Rom für Ketzer erkläret, überfallen zu werden. Es rühret dieses die Religion zufälliger Weise. Ein anderer, der mehr Aufrichtigkeit besessen als Perron, würde gesaget haben, daß die Franzosen, die ein Bedenken getragen, ihren Eid zu verletzen, den ersten Bischof im Occident befraget; daß hierauf der Papst, der durch die Kunstgriffe Pepins, der ihm zugleich Hülfe wider die Lombarden versprochen, gewonnen gewesen, den Ausspruch gethan, daß die Franzosen mit gutem Gewissen

wissen den Childerus absetzen und einen König erwählen könten, der vermögend wäre, sie zu regieren und zu vertheidigen. Auf die Weise sind die Päpste zu der ausschweifenden Macht gelanget, die sie selbst gekrönten Häuptern furchtbar machet. Die aus Norden abstammende Nationen hatten ihren Königen niemals eine wilkürliche und unumschränkte Macht gelassen. Sie haben jederzeit geglaubet, daß, da die Fürsten mit ihren Unterthanen in eine gegenseitige Verpflichtung traten, diese ihres Eides entledigt sind, wenn der Souverain den seinigen nicht erfüllet, und wenn er ausser Stande ist, diejenigen zu beschützen und zu regieren, die sich ihm auf solche Bedingung unterworfen haben. Ausserdem aber, daß sich dieses auf das natürliche Recht und auf die ersten Grundsätze der bürgerlichen Geselschaft gründet, so bewähret es sich auch durch den beständigen Gebrauch aller gesitteten Nationen. Weil aber die Religion des Eides öfters dem Ehrgeitz dererjenigen, die gerne Könige werden wolten, grosse Hindernisse in den Weg legete; so bemüheten sie sich, den Papst, dessen Autorität unter der Begünstigung der Unwissenheit und des Aberglaubens der letzten Zeiten immer grösser und furchtbarer ward, zu bewegen, die Erklärung zu thun, daß das Volk in gewissen Fällen seines Eides entledigt sey. Wie nun die Päpste alle Gelegenheiten treflich nutzten, so unterstunden sie sich nachher von selbst und ohne daß man sie darum begrüssete, die Unterthanen dieses und jenes Herrn, den der römische Hof entweder aus Eigennutz oder aus Rache für einen Ketzer oder Feind der Religion ausschrie, von dem Eide der Treue, den sie ihm geleistet hatten, loszusprechen. Endlich wurden die Päpste gar so kühn, zu behaupten, daß Jesus Christus Petro und seinen vermeintlichen Nachfolgern die Macht ertheilet habe, Fürsten abzusetzen, ihre Staaten einem andern zu übertragen, den Unterthanen anzubefehlen, sich wider ihren Herrn zu empören, und ihm die Krone mit gewafneter Hand zu nehmen. Je genauer

ich

ich die Historie verschiedener Nationen in Europa erwege, je mehr werde ich davon überzeuget, daß die Päpste sich blos durch den Mißbrauch eines an sich selbst wahren und bey allen freyen und gesitteten Völkern eingeführten Grundsatzes über die gekrönten Häupter erhoben haben, nemlich daß die Verpflichtung zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen gegenseitig sey, so daß, wenn der eine Theil seinen Eid nicht erfüllet, der andere nicht länger verbunden ist, den seinigen zu halten. Ich bekenne übrigens, daß **Perron** richtiger und zuverläßiger in dem ist, was er aus verschiedenen Theologen und französischen Rechtsgelehrten der neuern Zeiten angeführet hat. Denn weil diese Schriftsteller von der heiligen Schrift und christlichen Alterthum wenig gewust, so haben sie dem Papst eine Macht über das Weltliche der Könige gerade zu in die Hände gegeben. Allein die Folge, die der Cardinal aus der Unwissenheit einiger Schriftsteller machet, erweiset gar nichts. Soll es denn niemals erlaubt seyn, einen eingewurzelten Irthum fahren zu lassen? Dieses kan nicht geschehen, sagt der Redner, ohne unsere Vorgänger zu verdammen. Man verdammet sie ja nicht, sondern man ergreifet nur eine Warheit, die durch den Aberglauben und ausschweifende Macht der Päpste versteckt worden. Dieser unvernünftige Zweifel band den Prälaten und Geistlichen vom zweyten Range die Hände nicht, die im Jahr 1682 in Frankreich versamlet waren. Sie verwarfen die Lehre des Cardinals **Perron** und der Schriftsteller, die von ihm zum Beweis seiner tiefen Gelehrsamkeit und weitläuftigen Belesenheit reichlich angeführet worden. Diese Versamlung erklärete sich feierlich, daß die Meynungen dieser Leute dem gerade zuwider wären, was von Jesu Christo und seinen Aposteln gelehret worden. Die Rede des Cardinals, die mit so grossem Fleis ausgearbeitet, mit einer triumphirenden Mine ausgesprochen, von einem unwissenden Adel und einer abergläubigen Cabale mit lautem Beyfal beehret,

und mit besondern Merkmalen der Ehrerbietung in das Archiv der Clerisey beygeleget worden; diese Rede wurde vermittelst eines Decrets der versamleten Clerisey auf eine schimpfliche Art caßiret. Saye denn dieser Prälat nicht vorher, was für eine Kränkung für seinen guten Namen daraus entstehen würde? Er war so fromm, daß er die Meynungen seiner Vorfahren nicht verdammen wolte, damit die Nachkommenschaft eben diese Achtung gegen ihn beweisen möchte.

§. 33.

Die zweyte beschwerliche Folge, die der Cardinal aus dem mehrerwehnten Artikel herleitete, war in den Augen vernünftiger Leute eben so unerheblich, als die erste. Das Grundgesetz, sagte er zu der Kammer des dritten Landsstandes, so sie in Vorschlag bringen, leget den Laien die Macht bey, in Religionssachen zu urtheilen. Denn sie thun ja in ihrem Artikel den Ausspruch, daß die darin enthaltene Lehre dem Worte Gottes gemäs, die entgegen stehende Meynung aber gottlos und abscheulich sey. Ja sie sind noch weiter gegangen. Sie legen den Geistlichen die Nothwendigkeit auf, zu schwören, daß sie dasjenige lehren wollen, was in diesem Artikel vorgeschrieben worden, und daß sie den von ihnen verworfenen Satz auch in ihren Predigten und Schriften bestreiten und verwerfen wollen. Wer siehet daraus nicht, daß man die Kirche jenem Weibe gleich machen wolle, deren Epiphanius Meldung gethan; die ihre Mütze an die Füsse steckte, und die Schuhe auf den Kopf setzte: Ich will so viel sagen, sie machen diejenigen zu Befehlshabern, die in der Kirche gehorchen sollen, und sie unterwerfen die Obern der Jurisdiction der Geringern. Sie eröfnen also allen Ketzereyen in der Welt Thür

und

und Thor; sie stürzen die Autorität der Kirche zu Boden, und sie treten die Ehrerbietung mit Füssen, die man Jesu Christo und seinen Dienern schuldig ist. Vergessen sie ja nicht, daß ein solches Sacrilegium den Zorn und die Rache Gottes über die Könige und andere Personen, die sich dessen schuldig gemachet, nach sich gezogen habe. Hierauf führete Perron viele Stellen und Begebenheiten an, um zu erweisen, daß die Laien sich nicht in Religionssachen mischen dürfen, und daß in dem Artikel ein Spruch über einen theologischen Satz, nicht aber über ein blosses Staatsproblema enthalten sey. Wer darüber disputiret, setzte der Cardinal hinzu, ob die Macht der Schlüssel sich so weit erstrecke, diejenigen zu excommuniciren, die Apostaten oder ketzerischen Fürsten gehorchen, und ob die Kirche berechtiget sey, die Unterthanen eines Königs vom Eide der Treue loszuzählen, der den Eid verletzet, den er Gott und seinem Volke geleistet, daß er die christliche und catholische Religion aufrecht halten und schützen wolle; der thut nichts anders, als daß er eine theologische Frage untersuchet. Die Gelehrsamkeit, die hier Perron aufthürmete, und die Figuren, die er so lebhaft anbrachte, wurden bey dieser Gelegenheit ganz vergeblich verschwendet. Denn der dritte Landsstand that hier weiter nichts, als daß er dem Könige rieth, ein Gesetz zu machen, das auf die Sicherheit seiner Person und auf die Erhaltung seiner souverainen Macht gerichtet wäre. Wo ist denn nun ein verwegener Eingrif, wo ist denn ein Sacrilegium zu finden? Die Vergleichung mit dem Weibe, deren Epiphanius Meldung gethan, war schlecht und ungeschickt; sie passete nur auf den Character des Cardinals, und es verdienete der armselige Einfal nicht, vor einer Versamlung ansehnlicher und kluger Männer angeführt zu werden. Jedoch ich will mich nicht bey den in dieser Rede vorkom-

menden Kinderpossen aufhalten; denn ich finde etwas ernstlicheres und wichtigeres zu thun vor mir. Gewiß, die Souverainen, die unter des Papsts Gehorsam stehen, sind sehr zu beklagen, und ihre Dienstbarkeit ist groß. Sie können, ohne sich eines Sacrilegii schuldig zu machen, von ihren Unterthanen nicht begehren, daß sie sich eidlich verbindlich machen sollen, nicht zu lehren, daß der Papst kein Recht habe, sie ihrer Krone zu berauben, oder ihre Unterthanen vom Eide der Treue zu absolviren, im Fall es dem Papst oder seiner Clerisey beliebig seyn solte, einen König für einen Ketzer oder Feind der Kirche zu erklären. Möchten doch die Fürsten, die sich so gerne unter dieses schimpfliche Joch begeben, einmal nachdenken, wie sehr sie ihr Aberglaube erniedrige, und in welche Gefahr sie sich begeben, ihre Länder und das Leben zu verlieren. Hätte der Papst **Innocentius** XI nicht befürchtet, daß er einen kühnen und mächtigen Monarchen aufs äusserste treiben würde, so hätte er, nach den beständigen Maximen seiner Vorfahren die Sätze der im Jahr 1682 versamleten Clerisey für Ketzerey erklären müssen. Und wenn der König bey seiner Declaration geblieben wäre, kraft welcher er befahl, daß die in den Sätzen der Clerisey enthaltene Lehre auf allen Universitäten seines Königreichs gelehret werden solte; so hätte **Innocentius** XI nach den Grundsätzen des Cardinals **Perron**, die von dem Adel öffentlich gebilliget und von den Deputirten der Clerisey bey einem algemeinen Landtage 1614 unterstützet und behauptet worden, den König von Frankreich, als einen Gönner der Ketzerey oder wenigstens als einen offenbaren Schismaticum, in den Bann thun, und alle catholische Franzosen von dem Eide der Treue, den sie **Ludwig** XIV geleistet, lossprechen müssen. Die Unternehmung dieses Herrn würde **den Glauben noch etwas mehr als zufälliger Weise berühret haben. Sie würde Frankreich in Gefahr gesetzet haben, die catholische Religion zu verlieren**, so ferne das-

durch

durch eine Spaltung mit dem heiligen Stuhl entstanden. Wenn ich die Art und Weise erwege, wie dieser König nachher nachgegeben, so gerathe ich fast in die Versuchung, zu glauben, daß redliche Leute ihm die Augen aufgethan. Denn der König, der von dem Gehorsam gegen den Papst eines andern belehret worden, gab endlich seine Einwilligung dazu, daß seine Clerisey die Irthümer, die sie gelehret hatte, widerrufen, und daß sein in der Uebereilung erlassenes Edict nicht nach der Strengigkeit beobachtet werden durfte. In Betrachtung einer so ruhmwürdigen Gelehrigkeit bedienten sich auch die Nachfolger **Innocentii** XI einer Herablassung. Man begehrete nicht, daß der König die herausgegebene Declaration auf eine feierliche Art cassiren, noch auch, daß das Parlament sein Decret, darin es die Sätze der Clerisey gebilliget hatte, widerrufen solte. Der Cardinal hat Recht, wenn er behauptet, daß es eine beständige und durchgängig zugestandene Warheit sey, daß die Unterthanen eines Fürsten, der den Eid bricht, den er seinem Volke geleistet, von dem ihrigen losgesprochen werden können. Aber es stehet den Geistlichen nicht zu, zu untersuchen, ob sich die Unterthanen in einem solchen Falle befinden, oder nicht. Dieses muß von der ganzen Nation geschehen, und es muß davon nach den Regeln der natürlichen Billigkeit, nach der Vorschrift des Evangelii, und nach den Grundgesetzen der bürgerlichen Gesellschaft geurtheilet werden. Es ist so ferne, daß Jesus Christus den Bischöfen und seinen Dienern die Macht beygeleget, ein Urtheil abzufassen, ob dieser oder jener Souverain sich seiner Würde verlustig gemachet, und ob seine Unterthanen vom Eide der Treue und des Gehorsams loszusprechen wären, daß er vielmehr seinen Jüngern ausdrücklich befohlen, den von der göttlichen Vorsehung geordneten Fürsten zu gehorchen, so lange sie die Nation für rechtmäßige Herscher erkennet. Deswegen sind die Apostel einem **Nero**, und die Christen des vierten Jahrhun-

hunderts einem Julianus Apostata unterthänig gewesen, und die catholischen Christen eben dieses und des folgenden Jahrhunderts haben sich dem Gehorsam der arianischen Kayser und Könige nicht entzogen. Damit nun Perron den Einwurf ablehnen möchte, der von der Treue der ersten Christen gegen heidnische, ketzerische und abtrünnige Fürsten hergenommen werden konte; so nahm er einen Grundsatz an, der von überaus gefährlicher Folge war. Es ist, sagte er, ein grosser Unterschied zwischen den heidnischen Kayfern in den ersten Jahrhunderten der Kirche, und zwischen den Fürsten, die jetzo Ketzer oder Abtrünnige werden. Jene hatten Jesu Christo den Eid noch nicht zugeschworen. Sie hatten sich ihren Unterthanen noch nicht durch einen Eid verbindlich gemachet, in der christlichen Religion zu leben und zu sterben. Da aber diese ihre Krone und Scepter demjenigen unterworfen, der sich den König der Könige nennet; so machen sie sich der Souverainität unwürdig, wenn sie sich wider ihn empören, und den Eid der Treue brechen, den sie ihm geleistet haben. Wenn die Mißionarien der römischen Kirche dem chinesischen Kayser und andern ungläubigen Fürsten predigen, daß, sobald sie die christliche Religion angenommen, ein gewisser occidentalischer Bischof oder die in ihren Staaten befindlichen und auf einem Concilio vereinigten Prälaten sie ihrer Krone verlustig erklären und ihre Unterthanen vom Eide der Treue loszählen könten, im Fall sie sich wegern solten, sich dem Primat des Papstes zu unterwerfen und die Clerisey im Besitz gewisser Privilegien zu lassen, die sie kraft eines göttlichen Rechtes zu besitzen vorgeben, oder im Fall sie einigen Meynungen zugethan wären, die der Papst und die Bischöfe für Ketzerey zu erklären beliebeten; wenn, sage ich, die Mißionarien dieses lehren, kan man sich auch vorstellen, daß die ungläubigen Fürsten gutwillig die christ-

liche

liche Religion annehmen werden? So wahr ist es, daß die Ausbreitung des Christenthums durch nichts so sehr, als durch die Grundsätze der Schule zu Rom gehindert werden kan. Man sagt oft von gewissen protestantischen Fürsten, daß sie aus politischen Absichten die römische Religion anzunehmen willens wären. Möchten sie es doch ernstlich überlegen! Ist auch wol ein Interesse in der Welt so wichtig, dadurch ein weiser Souverain solte bewogen werden können, sich in eine Gemeinschaft zu begeben, deren Oberhaupt sich rühmet, eine so ausschweifende Macht über gekrönte Häupter und über die Unterthanen von Jesu Christo erhalten zu haben?

§. 34.

Einige vernünftige Leute, die die Rede des Cardinals mit anhöreten, fanden, daß dasjenige, was er von der dritten beschwerlichen Folge sagte, nicht die schlechteste Stelle in seiner Rede war. Es dünkte sie, daß Perron ganz richtig urtheilete. Der Artikel, sagte er, setzet uns in eine ganz offenbare und unvermeidliche Spaltung. Denn wie können wir schwören, daß der Papst und die andern Partheyen der catholischen Kirche eine dem Worte Gottes widrige, gottlose und abscheuliche Lehre hegen: Das heist ja so viel, als sich von der Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhl und mit andern Ländern, die gleiche Meynung hegen, lossagen; es ist so viel, als über alle das Anathema legen, das der Artikel wider die Lehre, die er mit Abscheu verwirft, ausgesprochen hat. Man hätte darauf nur antworten dürfen, daß der Papst selbst Urheber dieser Spaltung sey, da er sich der Warheit widersetzet. Eben diese Antwort gaben die heiligen Bischöfe des christlichen Alterthums den Päpsten, wenn sie denselben zur Ungebühr mit dem Banne auf den Hals fuhren. Ist es aber wahr, fuhr der Cardinal fort, daß

die Vertheidiger der Meynung, die dem Artikel zuwider ist, eine gottlose und abscheulige Lehre führen, so muß es schon lange her seyn, daß der Papst nicht mehr das Oberhaupt der Kirche und der Statthalter Jesu Christi ist. Er ist ein Ketzer, er ist der Antichrist. Es gehören alsdann die andern Christen von seiner Gemeinschaft nicht mehr zum geistlichen Leibe des Heilandes; sondern sie sind Glieder des Antichrists. Dis vorausgesetzt, wo bleibet die catholische Kirche? Etwa in Frankreich? Das kan nicht mit Grunde behauptet werden. Denn alle französische Lehrer haben seit mehrern Jahrhunderten die in dem Artikel verworfene Lehre behauptet. Wir sind also so weit gebracht, daß wir der gallicanischen Kirche, die vor uns gewesen ist, den Scheidebrief geben müssen. Wir werden die Gebeine so vieler Theologen oder Franzosen, die in Frankreich gelehret oder geschrieben, eines heiligen Thomas, eines Bonaventura und unzähliger anderer ausgraben und auf dem Altar verbrennen müssen, wie Josias die Gebeine der falschen Propheten verbrante. Ich sage noch einmal, wo war denn die Kirche? Etwa in der apocalyptischen Wüste? Es ist daher umsonst, daß wir uns so viel Mühe geben, den Satz der Ketzer von der Unsichtbarkeit der Kirche zu bestreiten. Wir müssen ihnen den Sieg überlassen und die Waffen niederlegen. Was können wir der Ketzerey für einen grössern Vortheil einräumen, als wenn wir bekennen, daß die Kirche seit vielen Jahrhunderten das Reich des Antichrists und die Synagoge des Satans geworden? Wir geben unsern Feinden unwiderlegliche Gründe an die Hand, die Lehre von der Transsubstantiation, von der Ohrenbeichte und viel andere Artikel

unsers

unsers Glaubens zu bestreiten, wenn wir zugeben, daß die Kirche, die dieselben bestimmet, statt einer wahren Braut Jesu Christi, eine Hure des Antichrists geworden. Vielen Leuten kam dieser Erweis übertrieben vor, und sie sahen sich unter einander an. Ich meines Ortes bekenne, daß ich nie begreifen können, was man nach den Grundsätzen der römischen Schule darauf antworten könne. Wenn die Herren, welche die Versamlung der Clerisey im Jahr 1682 ausmachten, ihre vier Sätze noch vertheidigen solten, so würde man ihnen auch die Auflösung dieser Schwierigkeit überlassen können. Es findet hier kein Mittelweg statt. Sie müssen ihr Systema von der Unbetrüglichkeit der Kirche fahren lassen, oder aufrichtig bekennen, daß die Päpste und alle, die mit denselben in Gemeinschaft stehen, seit langer Zeit solche Lehrsätze für gewiß und unstreitig gehalten, die dem offenbar zuwider sind, was von Jesu Christo und seinen Aposteln gelehret worden. Verdienete die Rede des Cardinals nicht, im Archiv der Clerisey beybehalten zu werden, so möchten wol gewisse Entscheidungen der neuern Concilien und verschiedene Decretalien der Päpste in dem canonischen Rechte eben so wenig eines Platzes würdig seyn.

§. 35.

Bey der letzten beschwerlichen Folge, die der Cardinal vorstellete, werde ich mich nicht lange aufhalten. **Die Maasregeln**, sagte er zum dritten Landsstande, **die sie zur Sicherheit der Person der Könige nehmen, sind nicht nur unnütz, sondern auch schädlich.** Ich habe den Grund, den er davon anführet, schon berühret, und dessen Unrichtigkeit aufgedecket. Die Flüche und Bannstralen der Kirche sollen nemlich allein vermögend seyn, die Gottlosen zurücke zu halten, die in die Versuchung gerathen möchten, einen Souverain zu ermorden. Der Schluß der Rede war überaus

pathetisch und beweglich abgefasset. Der Cardinal nahm alles zusammen, was nur stark und rührend war. Diejenigen, die sich nicht so leichte Dunst vormachen lassen, moquirten sich über das verwirrte Gewäsche, das Perron dem Buchananus und dem Verfasser eines Buchs, das unter dem falschen Namen Brutus ans Licht trat, entgegen stellete, welche behaupteten, daß, wenn ein Fürst dasjenige nicht erfülle, was er bey der Besteigung seines Throns zugesaget, seine Unterthanen alsdenn berechtiget wären, die Waffen wider ihn zu ergreifen und einen andern König zu wählen. Diese Schriftsteller, sagte Perron, bedenken nicht, daß ein grosser Unterschied dazwischen sey, wenn man wider einen Eid handelt, und wenn man denselben ganz aufhebet. Schwachheit und Leidenschaften machen, daß ein Fürst zuweilen etwas thut, das seinem Eide zuwider ist. Es würde aber unvernünftig seyn, wenn die Unterthanen deswegen von ihrem Eide dispensiret seyn wolten. Wenn aber ein Herr seinen Eid zerstöret, das ist, wenn er, statt des Eides, seinem Volke Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, einen entgegen stehenden Eid thäte, seine Unterthanen widerrechtlich zu unterdrücken; so würde er in einem solchen Falle sich von seiner Würde losagen, und zu erkennen geben, daß er gar nicht an die Bedingungen gebunden seyn wolle, unter welchen die königliche Würde errichtet worden. Der hier vorgestellete Fall war überaus lächerlich und metaphysisch. Wird auch wol der gröste Tyrann in der Welt jemals einen solchen Eid ablegen? Die ungerechtesten Fürsten pflegen mehr als andere mit Worten zu versichern, daß sie ihrem Volke Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen, und daß sie auf nichts so sehr denken, als sie glücklich zu machen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welches die wahre Meynung des Buchananus und Brutus gewesen.

sen.*) Behaupten sie, daß Unterthanen berechtiget wären, die Waffen wider ihren König zu ergreiffen, so bald er aus Unvorsichtigkeit, oder in der Heftigkeit des Affects etwas gethan, das seinem Eide zuwider ist; so verdienen diese Schriftsteller mit Abscheu verworfen zu werden. Ihr Grundsatz kan nichts anders als lauter Verwirrung in allen Staaten in der Welt nach sich ziehen. Wenn aber ein Fürst geflissentlich damit umgehet, die wesentliche Verfassung seines Staats umzustossen, wenn er darauf loß arbeitet, seine Unterthanen unglücklich und zu Sclaven zu machen, so hebet er durch die That selbst seinen Eid auf, und wenn er auch noch so viel protestiret, daß er denselben halten wolle. Und alsdenn können sich die Unterthanen der Freyheit bedienen, die ihnen das natürliche Recht giebt, und Gewalt mit Gewalt vertreiben.

*) Der Verfasser des Buches, darauf hier gezielet wird, nante sich Stephanus Junius Brutus; das Buch selbst aber führete den Titul: Vindiciæ contra Tyrannos. Es ist dasselbe in Frankreich für ein höchstgefährliches Buch gehalten, und auf die Entdeckung seines Verfassers eine grosse Prämia gesetzet worden. Es kamen auch viele in Verdacht, sonderlich der berühmte Mornay. Man glaubt aber, daß der eigentliche Verfasser Hubert Languet gewesen, der beym Churfürsten zu Sachsen in Diensten gestanden, und eben in Paris gegenwärtig gewesen, als das grausame Blutbad am Bartholemäustage vorgefallen. Den Protestanten in Frankreich that dieses Buch grossen Tort, weil man auch in auswärtigen Reichen glaubte, daß einer aus ihrem Mittel dieses Buch geschrieben und in dasselbe monarchomachische Principia einfliessen lassen.

§. 36.

Als du Perron im Beschluß seiner Rede begehrete, daß die diesen Artikel betreffende Sache lediglich der geistlichen Kammer überlassen werden, und daß der dritte Landstand seinen Aufsatz zurück nehmen möchte; so antwortete Miron dem Cardinal sehr geziemend, ob er wol

sonst mit der Geistlichkeit behutsam umgieng. Der Präsident zeigete erst die Ursache an, dadurch der dritte Landstand zur Abfassung dieses Artikels bewogen worden. Da vor dem Tode der beyden letzten Könige, sagte er, gewisse Bücher ausgestreuet worden, deren Verfasser, um dem Papst zu schmeicheln, dieses Königreich einer blos geistlichen Macht unterwerfen wolten, so haben die versamleten Collegia und Gemeinheiten dieser Stadt einmüthig, sowol mündlich als schriftlich begehret, daß die sämtlichen Landstände Sorge tragen möchten, das Königreich und die Person des Königs zu erhalten. Dadurch sind wir zur Abfassung dieses Artikels bewogen worden. Es hat an demselben kein Protestant Theil genommen. Man würde auch nicht daran gedacht haben, wo nicht einige Ordensleute, statt dessen, daß sie zu Gott für den König beten, und durch Beobachtung ihrer Regel den Segen des Himmels über catholische Länder bringen sollen, sich mit Abfassung aufrührischer Bücher beschäftiget, die vermögend wären, das Königreich in Feuer und Flamme zu setzen. Miron unterstund sich nicht, sich in eine Untersuchung einzulassen, ob die darin enthaltene Lehre ein Glaubens-Artikel sey, oder nicht. Es mag immer, fuhr er fort, eine blos problematische Frage bleiben. Es ist uns dabey erlaubt, die Parthey zu erwählen, die wir für die beste und dem göttlichen Wort gemässeste halten. Die Herren von der Clerisey, die der König mit so reichen Beneficien begnadiget hat, solten wenigstens die Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter beweisen, und behaupten, daß die Krone vom Papst unabhängig sey. Denn wessen Statthalter will doch der Nachfolger Petri seyn? Ohne Zweifel desjenigen, der nicht Schiedsrichter

richter zwischen zween Brüdern seyn wolte, die wegen ihres väterlichen Erbtheils nicht einig werden konten. Nachdem nun Miron noch etwas gesaget hatte, um zu zeigen, daß die Könige den Hirten der Kirche nur in geistlichen Dingen unterworfen wären, so schloß er damit, daß gar keine Gefahr damit verbunden sey, wenn der König von allen denen, die im Staat einen Rang haben, eine eidliche Zusage begehre, zu behaupten, daß seine Krone schlechterdings von aller geistlichen Macht unabhängig sey, und daß weder die Päpste noch die Concilien dieselben um irgend einer Ursache willen ihrer Krone verlustig erklären könten.

§. 37.

Die Clerisey von Frankreich war so stolz über den vermeinten Sieg den sie über den dritten Stand erhalten hatte, daß sie glaubte, es würde sich nun alles vor ihr schmiegen müssen. Maria von Medicis gehorchte dem Willen des Papstes blindlings, und gab den schleichenden Vorstellungen der Minister und Pensionnairs des spanischen Hofes mehr Gehör, als den heilsamen Rathschlägen redlicher und um eigennütziger Franzosen. Diese falsche Politik der Königin machte die Geistlichen völlig stolz und unbeugsam. Sie sucheten von einer so günstigen Verbindung Vortheil zu ziehen. Daher fasseten sie den Tag nach der Rede des Cardinals Perron den Entschluß, sich über den Schluß des Parlaments zu Paris frey und öffentlich zu beschweren. Es ist dieses, sagten sie, ein unerträglicher Eingrif in die Freyheit der sämtlichen Landstände. Sind wir nicht darum beysammen, dem Könige das zu rathen, was wir für die Religion und das Königreich das zuträglichste zu seyn erachten? Man vergas dabey nicht, auch darüber zu schreien, daß das Parlament, unter dem scheinbaren Vorwande, die Rechte der Krone zu vertheidigen und für die Sicherheit der Person des Prinzen zu

sorgen,

sorgen, in die geistliche Macht der Kirche Eingriffe thäte. Es entschloß sich auch die Clerisey, daß die Cardinäle, Prälaten und andere Geistliche vom zweyten Range den Abend ins Louvre gehen, und beym Könige Audienz suchen solten. Der Cardinal von **Sourdis** führete das Wort. Er beschwerete sich mit vieler Heftigkeit darüber, daß das Parlament sich unterstünde, die Freyheit der versamleten Landsstände zu hemmen, und zu hindern, daß die Kammern nicht über gewisse Artikel deliberiren solten. Sie baten Se. Majestät demüthigst, seine Autorität ins Mittel zu schlagen, damit das Decret des Parlaments nicht zur Volziehung gelangete. Man hatte den König schon darauf zubereitet, die Antwort zu geben, daß er wegen dieser Sache mit seinem Staatsrath reden wolle. Der Cardinal **Perron**, der von den Lobsprüchen seiner Anbeter ganz taumelnd worden war, bildete sich ein, daß die Sache der Kirche noch nie besser vertheidiget worden, als durch seine Zunge und Feder. Weil er glaubte, daß **Sourdis**, sein Mitbruder, noch nicht genung gesaget hätte, die Gerechtigkeit der Beschwerden der Clerisey dem Könige, der Königin, den Prinzen und den andern Herren, die beyde Majestäten bey dieser berühmten Audienz begleiten, recht begreiflich zu machen; so fieng er auch an zu reden. Er fügete einige Gründe, die seinem Ermessen nach von grossem Gewicht waren, zu denjenigen, die der Cardinal von **Sourdis** bereits angeführet hatte. Allein man spottete der Eitelkeit eines Wäschers, der alles wissen wolte, und der öfters nicht glücklicher raisonnirte, als wenn er, ohne es zu denken, denenjenigen, die er bestreiten wolte, die Vortheile in die Hände gab.

§. 38.

Der Staatsrath des Königs wurde den 4ten Januarius ausserordentlich zusammen gefordert, um die Mittel in Erwegung zu ziehen, dadurch die Streitigkeit der Clerisey mit dem dritten Landsstande und Parlament beygeleget

geleget werden könte. Der Prinz von Conde erschien im Louvre mit einer Rede, darauf er wohl studiret hatte. Statt dessen aber, daß er den dritten Landsstand und das Parlament unterstützen sollen, deren er zur Befestigung seiner Parthey so benöthiget war, die durch den Hof täglich geschwächet wurde, so redete er mehr wie ein schlechter Theologus als wie ein kluger Politikus von einer Sache, die ihn selbst angieng, als von einer der allerwichtigsten, die seit einem Jahrhundert in Staatsrathe des Königs tractiret worden. Wie erbärmlich lautete es, als man den ersten Prinzen vom Geblüt, sagen hörete: Da der Papst der oberste Hirte der Schaafe Jesu Christi sey, so müsten sich die Könige der geistlichen Gewalt desselben wie die geringsten ihrer Unterthanen unterwerfen. Ein gerechter Bannstral von Rom, der wider sie, so fuhr er fort den jungen Könige Ludwig anzureden, ausgelassen würde, würde ihre Seele dem Teufel übergeben, sie von der Gemeinschaft der Kirche trennen, und sie des Rechtes berauben, nur in ihre Kapelle zu gehen. Wenn ein grosser Herr von der Theologie reden will, so muß er wohl zusehen, daß er sich auch von solchen Personen unterrichten lässet, die Belesenheit, Einsicht und Mäßigung besitzen. Hätte der Prinz Conde seine Lehrer besser gewählet, so würde man ihm gesagt haben, daß nach der Meynung der ältesten französischen Theologen und nach der alten Kirchenzucht der Bischof zu Rom nicht der algemeine Bischof der Welt sey, und daß es ihm nicht zustehe zu urtheilen, ob einer, der sich ausser Rom befindet, des Gebrauchs der Sacramente beraubet, und von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werden solle. Die Kirchenhistorie lehret uns, daß der Kayser Theodosius zur öffentlichen Kirchenbusse verurtheilet worden, wegen des Blutbades, so auf seinem Befehl in der Stadt Thessalonich angerichtet worden. War es etwa der Papst, der diesen Herrn vom Gebrauch

der

der Sacramente ausschloß? keinesweges, sondern Ambrosius, der Bischof zu Mailand, wo damals des Kayſers Hofstadt war, war bey diesem Falle ganz allein wirksam. Der Papst wurde in dieser Sache gar nicht gefraget. Er durfte ausser seiner römischen Diöces keinen Menschen in den Bann thun. Der Präsident Vitron zeigete, daß er die Rechte des Königs und die Macht des Papstes besser verstund, als er gegen den Cardinal Perron behauptete, daß der Bischof der Hauptstadt der wahre Hirte der Könige von Frankreich sey, und daß, wenn sie dem Papst im Geistlichen unterworfen sind, solches daher rühre, weil sie dadurch einigen Respect und Hochachtung gegen den apostolischen Stuhl beweisen wollen. Der Prinz von Conde trafs nicht besser, als er es sichs beykommen lies, die Souverainität des Königs in weltlichen Dingen zu behaupten. Man muß ihnen, sagte er zum Könige, gehorchen, sie mögen nun ein Ketzer oder ein Unglaubiger seyn. Diejenigen, die sich wegern würden, Ew. Majestät als Souverain zu erkennen und den Tribut zu entrichten, die würden weder den Vorschriften noch den Exempeln Jesu Christi und seiner Apostel folgen. Der Heiland der Welt hat befohlen, daß man einem heidnischen Ketzer Schoß geben soll: er selbst hat sich einer ungläubigen Obrigkeit unterworfen. Der heilige Paulus hats eben so gehalten. Die Schrift gedenket seiner Appellation an den Kayser Nero. Es ist wahr, Jesus Christus, die Apostel und ersten Christen sind den abgöttischen, abtrünnigen und ketzerischen Fürsten unterthänig gewesen, so lange das römische Reich sie für rechtmaßige Beherrscher erkante. War es aber nicht eine unanständige Schmeicheley, da Se. Hoheit sich vorstellete, als ob sie die Grundsätze einer wahren und ächten Politik nicht wüßten, da sie zu verstehen gaben, daß eine Nation, welche die Erhaltung der christlichen Religion zu einem der vornehm-

sten Gesetze seiner Verbindung gemachet, ihrem Fürsten getreu bleiben müsse, wenn er auch von der Religion abtrünnig oder ein Ketzer würde? Uebrigens wolle ja niemand hiebey denken, daß ich die Unternehmungen der Ligue wider Heinrich IV und wider den Prinz von Conde billigte. Man konte ihnen nichts anders zur Last legen, als daß sie sich mit verschiedenen rechtschaffenen Christen in Frankreich und anderwärts verbunden, welche die Abstellung der Mißbräuche begehreten, die sich in der Lehre und Gottesdienst eingeschlichen hatten, und die sich gerne einem freyen und christlichen Concilium unterwerfen wolten. Zwar hatte das tridentinische Concilium schon einen Spruch gethan; aber waren nicht die Decrete dieser irregulairen Versamlung offenbare Nullitäten? Es konten daher Heinrich IV und der Prinz von Conde von der Krone nicht mit Fug und Recht ausgeschlossen werden, als sie sich wegerten, sich den Aussprüchen eines Concilii zu unterwerfen, dabey der Papst und seine Creaturen zugleich Parthey und Richter gewesen. Der Prinz beschloß endlich seine Rede eben so jämmerlich als er sie angefangen hatte. Denn nachdem er den Eifer des dritten Landsstandes und des Parlamentes zur Erhaltung der Rechte der Krone, und der Sicherheit der Person des Königs gerühmet, die sie zu einer solchen Zeit bewiesen, da es, nach dem Geständniß Sr. Hoheit selbst, sehr nöthig war; so rieth er, daß der König der Clerisey und dem dritten Landsstande untersagen möchte, über den Artikel länger zu disputiren; dagegen solte er die ganze Sache vor sich ziehen, und dem Parlament die Publication seines Schlusses untersagen; um dadurch sowol die Clerisey als den Adel zufrieden zu stellen, die sich gar sehr darüber beschwereten, daß dieses Collegium in die Freyheiten der sämtlichen Landsstände Eingriffe gethan hätten. Das war so viel, als der Clerisey den Sieg in die Hände geben; es war so viel, als den dritten Landsstand und das Parlament der Verspottung einer Anzahl theils unwissen-

wissender theils ehrgeitziger Geistlichen, die alles dem Papst aufopferten, blos stellen. Diese Niederträchtigkeit des Prinzen machte, daß er nun völlig bey allen ehrlichen Leuten den Credit verlohr. Der römische Hof und die Cabale der Heuchler, mit denen er gerne säuberlich umgehen wollen, wusten es ihm schlechten Dank, da er sich unterstanden, dasjenige zu vertheidigen, was Frankreich unter der Regierung **Philipp** des schönen, wider den Papst **Bonifacius** VIII gethan, und da er die Klugheit des Canzler von **Hopital** öffentlich gelobet, der wider **Tanquerol**, einen Baccalaureus der Sorbonne, ein feyerliches Parlamentsdecret herausgegeben, als dessen Lehrsätze den Freyheiten der französischen Kirche ganz offenbar zuwider waren. Auf der andern Seite aber war der dritte Landsstand und das Parlament mehr als jemals überzeuget, daß mit einem so schwachen Prinzen, und der das wahre Interesse so wenig kenne, gar nichts anzufangen sey.

§. 39.

Die Staatsklugheit erforderte, daß die Clerisey wenigstens einigen Eifer um die Person eines Königs bewies, dessen Vater auf eine unverantwortliche Art war hingerichtet worden, welches sie kraft einer Folge thaten, die aus der Lehre, die der dritte Landsstand verdammen wolte, war gezogen worden. Es muste ja der Welt auf einige Weise Dunst vor die Augen gemachet werden. Daher entwarf die Clerisey einen Artikel wider diejenigen, welche lehreten, daß es in gewissen Fällen erlaubet sey, sich am Leben der Fürsten zu vergreifen. Das Decret des costnitzischen Concilii, welches diese schändliche Lehre verdammet hatte, wurde dem Artikel der Clerisey beygefüget. Man ersuchte den König, beym Papst anzuhalten, damit dieser Spruch erneuret, und auf ausdrücklichen Befehl seiner Heiligkeit publiciret werden möchte. **Paulus V**, der darüber sehr vergnügt war, daß die Clerisey

und

und der Adel sich dem dritten Landsstande mit vereinigten Kräften widersetzet hatte, welcher die Ansprüche der Päpste über das Weltliche der Fürsten zu Schanden machen wolte gab gerne zu, daß es nicht erlaubt sey, sie zu ermorden, wenn man ihm nur das Recht liesse, sie abzusetzen, und sie, wenn es ihm beliebig wäre, für Ketzer oder für Feinde der Kirche zu erklären. Die geistliche Kammer befahl, daß ihr neuer Artikel den beyden andern Kammern vorgeleget, und dieselben ersuchet werden solten, sich mit der Clerisey zu vereinigen, und sich wider das Parlament zu Paris und dessen Decret zu beklagen. **Armand Johannes du Pleßus**, Bischof von **Lucon**, der wenig Jahre nachher unter dem Namen des Cardinal von **Richelieu** eine so grosse Person in dieser Historie vorstellen wird, und der Coadjutor von **Leitoure**, wurden dazu ernennet, daß sie der adlichen Kammer diesen Vortrag thun solten. Niemals hatte wol die Clerisey frömmere und willigere Schaafe gehabt als diejenigen Adlichen waren, daraus diese Kammer bestund. Sie würden es für eine schwere Versündigung gehalten haben, wenn sie sich gegen die Stimme ihrer Hirten ungehorsam bewiesen hätten. Man versprach, daß so viele aus ihrem Mittel ernennet werden solten, als die Clerisey begehrete, um sich gemeinschaftlich über den Eingrif des Parlaments zu beschweren. Ueber den Artikel wischte man weg, und der Präsident sagte nur: **Die Kammer wirds überlegen.** Die Clerisey lies der adlichen Kammer ein grosses Danksagungscompliment abstatten. Und das waren sie diesen braven Leuten für die gegen sie bewiesene Gefälligkeit auch schuldig. Der dritte Landsstand aber lies sich nicht so lenken. Die sanften Höflichkeiten des **Dinet**, Bischofs von **Mecon**, den man an sie schickte, konten sie nicht bewegen, mit dem Artikel der Clerisey zufrieden zu seyn, und sich mit derselben wider das Parlament zu vereinigen. Man lies nur der Clerisey sagen, daß der dritte Landsstand in einigen Tagen den übergebenen Arti-

kel in Erwegung ziehen würde, und man glaube, es schicke sich nicht, sich über das Parlament zu beschweren, bevor man das Decret desselben nicht gesehen hätte. Die Klügsten bey der Kammer des dritten Landsstandes beschwereten sich öffentlich und laut über die Niederträchtigkeit der Geistlichen. Meinen denn diese Leute, sagte man, die der König mit Wohlthaten überschüttet hat, daß sie sich dafür dankbar erweisen, wenn sie das Decret eines Concilii erneuren, dessen Autorität am römischen Hofe noch gar nicht feste stehet? Ist denn an der Erhaltung der souverainen Macht des Königs allen redlichen Franzosen nicht eben so viel gelegen, als an der Sicherheit seiner Person? Der Cardinal Perron ist so frech gewesen, uns ins Angesicht zu sagen, daß wir der Lehre des Calvini und seiner Anhänger zugethan wären. Wird man denn ein Ketzer, sobald man behauptet, daß die Kirche den Königen in weltlichen Angelegenheiten nichts zu befehlen habe? Wolte Gott, daß Calvinus und seine Anhänger dieses beständig vor Augen gehabt haben möchten? Die Ketzer beschämen die Meineidigkeit der Clerisey. Es kleidet dem Perron sehr artig, wenn er uns die Maximen der Ligue vorhält. Glauben wir ihm, so hat Sixtus V. und seine Nachfolger Recht gehabt, da sie den verstorbenen König seines Rechts zur Krone verlustig erkläret, und den Franzosen bey Strafe des Bannes verboten, ihn für ihren rechtmäßigen Souverain zu erkennen.

§. 40.

Den 5ten Januarius dieses 1615ten Jahres hatten die Cardinäle Sourdis, Perron, Richelieu, und Bonzi unter Begleitung einer grossen Anzahl Prälaten und Geistlichen vom zweyten Range, wie auch der

Depu-

Deputirten von der adlichen Kammer, eine abermalige solenne Audienz beym Könige. Die Königin, verschiedene Prinzen, Kronbediente, der Canzler und einige Staatsräthe waren dabey zugegen: **Miron**, Bischof von Angers, muste im Namen der Clerisey den Vortrag thun. Er beschwerete sich gegen Se. Majestät über das Decret des Parlaments, als über einen unerhörten und unleidlichen Eingrif in die Freyheit und gesetzmäßige Autorität der Landsstände. Der Bischof fügete einige Vorstellungen über vier oder fünf Puncte hinzu, darunter der vornehmste die Erhaltung der geistlichen Macht der Kirche betraf. Diese Herren sind sehr darauf bedacht, diese so weit auszudehnen, als ihnen nur möglich ist. Es würde schon seit geraumer Zeit durch eine ganz seltsame Verwandlung alles geistlich geworden seyn, wenn man sie hätte machen lassen was sie gewolt, oder wenn man ihnen auf ihr Wort geglaubet hätte. **Miron** bat inständigst, daß der König seinen Parlamenten untersagen möchte, daß sie sich von nun an nicht an der rechtmäßigen Gewalt der Kirche vergreifen solten. Wenn man diese Herren reden höret, solte man nicht glauben, daß sie in Frankreich unter einer schrecklichen Ueberwältigung seufzen musten? Worin bestehet denn ihre geistliche Macht und Gewalt? In der Verkündigung des göttlichen Wortes, und in der Verwaltung der Sacramente. Dazu sind sie lediglich gesetzet. Haben ihnen aber auch die Könige und Parlamente jemals die Uebung dieser Geschäfte untersaget? Da indes die Cabale des Papstes und seiner Schmeichler am Hofe die Oberhand hatte, so hatte man dem jungen Könige die Antwort auf die Zunge geleget, er wolle mit Zuziehung seines Staatsrathes dem abzuhelfen suchen, was der Bischof von Angers beschwerend vorgetragen hätte. Es geschahe auch gleich den folgenden Tag daß der König in seinem Staatsrath, dabey die Königin seine Mutter, die Prinzen vom Geblüt, die andern Prinzen, Herzoge, Pairs, Kronbe-

diente und seine Staatsräthe zugegen waren, ein Decret abfassete, daß er um erheblicher Ursachen willen die in der Versamlung der drey Stände seines Reiches über einen von dem dritten Landsstande vorgetragenen Artikel entstandene Streitigkeit, vor seine höchste Person ziehen wolle. Hierauf befahl der König, daß die Volziehung des vom Parlament abgefaßten Decrets, wegen einer unter den Landskammern entstandenen Streitigkeit, noch eine Zeitlang Anstand haben solte. Zu gleicher Zeit lies er ein Schreiben an das Parlament abfassen, darin er demselben zu wissen that, was in seinem Staatsrath beschlossen worden. Die Parlamentsräthe, die über diesen Schritt des Hofes erstaunten, fragten einander, was doch das für gute und erhebliche Ursachen seyn müsten, die eine durch die Ränke ihrer Minister und der Creaturen des Papstes hintergangene Königin bewogen hätten, Unterthanen und Parlamente, die keine andere Absicht hätten, als die Person und souveraine Macht des Königs zu erhalten, einer Clerisey aufzuopfern, die nur darauf umgienge, die Autorität des Papstes auf die Trümmern der Autorität des Königs zu bauen, und ihre eigene Autorität zum Nachtheil derjenigen, die der König seinen Parlamenten beygeleget hätte, auszubreiten. Was sollen wir, sagten sie, von den Prinzen, von den Kronbedienten und von den Ministern denken, die nicht das Herz gehabt, sich einer solchen Ungerechtigkeit zu widersetzen? Was war denn dabey zu besorgen, wenn man den dritten Landsstand und das Parlament seinen Schritt gehen lies? Oder wenn man auch den Papst und die Clerisey vor den Kopf stieß? Sie können ja so grossen Schaden nicht thun. Der Adel hat sich mit der Clerisey vereiniget, ohne die Folgen von dem, was sie gethan, zu überdenken. Würden sie auch ihre Einwilligung jemals dazu gegeben haben,

haben, wenn sie nicht von den Emissarien des Hofes wären überschnellet worden.

§. 41.

Der Unwille ehrlicher Leute gegen die Clerisey verdoppelte sich, als man erfuhr, daß dieselbe mit diesem Hofdecret nicht einmal zufrieden war, dessen wesentlichen Inhalt ich vorhin angeführet habe. Diese Herren wolten nicht einmal gestatten, daß der König über den in der dritten Landskammer entworfenen Artikel erkennen, oder eine Verordnung für die Sicherheit seiner Person und Erhaltung seiner souverainen Gewalt machen solte. Es kam ihnen dieses als ein strafbarer Eingrif in die Gerechtsame und Autorität der Kirche vor. Die eifrigsten unter ihnen schrien laut wider den Staatsrath des Königs. **Es muß**, sagten sie, **eine dritte Vorstellung bey des Königs Majestät geschehen. Man muß ihm rund heraus sagen, daß wir entschlossen sind, alle Staatsangelegenheiten stehen und liegen zu lassen, bis man uns wegen unserer Beschwerden Gerechtigkeit wiederfahren lassen.** Ich würde die Standhaftigkeit und den Muth dieser Geistlichen rühmen, wenn sie denselben in einer bessern Sache bewiesen hätten. Ich würde so gar glauben, daß man ihnen bey dieser Gelegenheit was zu gute halten müsse, wenn sie um das Wohlergehen des Königreichs und um die Erleichterung der Unterthanen eben solchen Eifer bewiesen hätten, als um die Behauptung der ungerechten Usurpationen der Päpste, und desjenigen, was diese Herren die Kirche zu nennen belieben. Sie streiten und wirken mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit für ein eingebildetes Recht, welches sie ihrem Concilio oder ihrem Papste beylegen, daß sie die Unterthanen vom Eide der Treue loszählen könten, den sie einem Souverain geleistet, den jenes oder dieses für einen Ketzer oder Feind der Kirche zu erklären sich beykommen lässet. Komt

es aber auf die Vertheidigung der gerechten Freyheit des Volkes, und auf die Erleichterung der unerträglichen Last an, davon es beschweret wird; so schweigen die Geistlichen ganz stille und rühren sich nicht. Ja was sage ich? Sie beweisen sich als niederträchtige Verräther in den Angelegenheiten derer, von welchen sie deputiret worden, so bald nur der Hof ihnen eine Belohnung von ferne zeiget. Einige von der geistlichen Kammer, die mehr Bescheidenheit und Mäßigung besassen, stelleten vor, daß ja das Hofdecret günstig genung für sie sey, und wenn es auch ihre Erwartung nicht volkommen erfüllete, so wären doch wenigstens gute Worte darin enthalten. Diese schlugen vor, man solte es dabey bewenden lassen, daß man nur dem Canzler **Silleri** das, was die Clerisey in dem Decret für mangelhaft hielte, anzeigen und ihm zugleich sagen möchte, daß die geistliche Kammer entschlossen sey, eine dritte Vorstellung beym Könige zu thun, und so gar alle Angelegenheiten liegen zu lassen, bis ihren Beschwerden abgeholfen worden. Dieser Rath fand Beyfall. Es wurden fünf Bischöfe ernennet, die dem Silleri die Meynung der Clerisey hinterbringen solten. **Pericard**, Bischof von Arranches, der das Wort führete, machte den Anfang damit, daß er dem Silleri Danck dafür abstattete, daß er sich in dieser Sache so viele Mühe geben, und die Rechte der Kirche vertheidigen wollen. Der Beschluß der Rede aber lautete etwas unhöflicher. Er sagte dem Canzler frey unter die Augen, es werde die Clerisey eher nicht etwas vornehmen, bis der König dem dritten Landsstande den Befehl zugeschicket, ihren Artikel zurück zu nehmen; bis er dem Parlamente und andern hohen Gerichten verboten, von nun an sich nicht um solche Dinge zu bekümmern, die die Lehre der Kirche angiengen, oder über Fragen zu urtheilen, so die Lehre derselben und besonders die Autorität des Papstes beträfen; sondern, daß Se. Maj. sich vorbehalten

sol-

solten, mit Zuziehung der Prälaten des Königreichs gelegentlich hievon zu handeln. Pericard begehrete noch weiter, daß den Parlamenten untersaget werden solte, ihre vorigen in dieser Materie abgefaßten Decrete zu erneuern, oder die Volziehung derselben anzuordnen. Endlich solte sichs der König gefallen lassen, den Beschwerden abzuhelfen, die der Bischof v. Angers im Namen der Clerisey vorgetragen. Dieser stolze und kühne Schritt setzte alle beym dritten Landsstande und Parlament in Entrüstung. Man verdachte es dem Canzler gar sehr, daß er den Prälaten nicht so geantwortet, wie es ihre Frechheit verdienete. Die Furcht, die Silleri blicken lies, das geringste zu sagen oder zu thun, das nicht nach dem Geschmack der Königin war, schickte sich sehr schlecht für den ersten Minister des Reichs. Es war so ferne, daß er diese kühnen Forderungen mit Unwillen abweisen sollen, daß er vielmehr mit einem sehr sanften und verbindlichen Ton antwortete. Nachdem er die Prälaten versichert, daß er seiner bey dieser Gelegenheit nicht geschonet, dabey es auf die Religion, auf die Autorität der Kirche und Satisfaction der Clerisey ankäme; so stellete er ihnen vor, daß der König nach der gegenwärtigen Lage der Sachen der Clerisey schon mehr bewilliget hätte, als die Klugheit zu verstatten schiene; und da die Gemüther jetzo zu beyden Seiten in so grosser Gährung wären, so könne die Clerisey nicht volkommen befriediget werden, ohne den dritten Landsstand und das Parlament aufzuwiegeln. Er gab ihnen Versicherung wegen der guten Gesinnung des Königs gegen die Kirche; und da er die Sache wegen des Artikels des dritten Landsstandes sich vor seine höchste Person gezogen hätte, so werde er dieselbe gewiß auf eine für die Clerisey vortheilhafte Art entscheiden. Anlangend ihre Drohung, daß sie alles wolten stehen und liegen lassen, so rieth ihnen Silleri, daß sie dieses noch einmal überlegen und die Folgen,

die eine solche Entschliessung nach sich ziehen könte, wohl bedenken möchten.

§. 42.

Mitlerweile hatte man den Artikel des dritten Landsstandes unter dem Titel: **Grundgesetz** drucken lassen. Er wurde in Paris verkauft, und man verschickte ihn durchs ganze Königreich und in fremde Länder. Es breitete sich ein Gerüchte aus, daß die Catholiken in Frankreich wegen der Autorität des Papstes unter sich nicht einig wären, und die Protestanten schienen eine Hofnung zu fassen, daß ein so hitziger Streit Folgen nach sich ziehen könte. **Savaron**, Generallieutenant von Clermont in Auvergne und Deputirter bey der Versamlung der Landsstände, lies zween Tractate **von der Souverainität des Königs** drucken. Ein anderer verfertigte eine Schutzschrift **für den Artikel des dritten Landsstandes.** Der Clerisey fehlete es auch nicht an Leuten, die **Manifeste** für dieselbe herausgaben, und das zu ihrem Vortheil vorstelleten, was bisher zwischen der geistlichen Kammer und dem dritten Landsstande vorgefallen war. **Jacob**, König von Großbritannien, fühlete einen so heftigen Trieb zum Schreiben, oder wenigstens unter seinem Namen Bücher heraus zu geben, bey sich, daß er sich auch in diese Streitigkeit einmischen wolte. Se. Majestät hatte sich einige Zeit vorher wider den **Perron** vom Primat des Papstes, wie auch über einige andere streitige Puncte eingelassen. Und da der Cardinal in seiner Rede den in England auferlegten Eid wegen des Supremats angetastet, und den dritten Landsstand beschuldiget hatte, als ob er denselben nachahmen wolle; so glaubte **Jacobus**, es wäre seine Pflicht, das zu vertheidigen, was er in seinem Königreiche gethan, und die Rede des Cardinals zu widerlegen. Es trat daher eine Schrift unter folgendem Titel ans Licht: Declaration des Königs von Grosbritannien wegen des Rechtes

tes der Könige und Unabhängigkeit ihrer Kronen. Du Perron hatte sichs vorgenommen, von der Person des Königs Jacob mit grosser Ehrerbietung zu reden, indem er den Eid bestritte, den er von seinen catholischen Unterthanen forderte. Ich verehre, sagte der Cardinal, die grosse Gelehrsamkeit, die erhabenen Tugenden und die seltenen Eigenschaften des Königs von Grosbritannien. Er würde der vollkommenste Fürst seyn, wenn er nur noch catholisch wäre. Se. Majestät sind ein Gönner aller Gelehrten. Er lässet die Musen mit auf seinem Throne sitzen. Und ich bin ganz besonders dem Könige von England verpflichtet, daß er auf seinen erhabenen Stand nicht so eifersüchtig wie Alexander ist, der es in den olympischen Spielen nur mit einem Souverain zu thun haben wolte, sondern sich mit mir über theologische Materien in einen Streit eingelassen hat. So angenehm diese Schmeicheley Jacobo seyn muste, so hinderte sie ihn doch nicht, dem Cardinal verschiedene unangenehme Dinge zu sagen. Voll gerechten Zorns, daß Perron gekrönte Häupter der Jurisdiction des Papstes unterwerfen wollen, rückte er ihm mit grosser Bitterkeit die Ruthenstreiche und Stockschläge vor, die er sich zu Rom im Namen des Königs Heinrichs IV, seines Herrn, hatte geben lassen.

§. 43.

Der in ganz Europa bekant gemachte Artikel des dritten Landsstandes und das Gerüchte, als ob unter den Catholiken in Frankreich wegen der Autorität des Papstes eine Mißhelligkeit entstanden wäre, bestimte endlich die geistliche Kammer, beym Könige eine nochmalige Vorstellung zu thun. Der Bischof von Angers solte dabey das Wort führen. Man wolte aber auch, daß der Adel dieser neuen Vorstellung beytreten solte. La Valette Cor-

nusson, Bischof von Vabres, und Elbenn, Bischof von Albi, erhielten Befehl, der zweyten Landkammer deswegen den Antrag zu thun. Es wurde derselbe unter der Bedingung angenommen, wenn die Geistlichkeit in die Abschaffung der Paulette willigen würde. Der dritte Landsstand, sagten die Adlichen, bestehet nur darum auf seinem Artikel, um durch diese Spaltung zu verhindern, daß wir von Sr. Majestät die Abschaffung der erblichen Chargen nicht erhalten sollen. Deswegen stehen diese Civilbediente in so grosser Besorgung, daß sie alles in die Wege zu richten suchen, damit der König, wenn er nicht siehet, wie er alle drey Stände befriedigen solle, endlich genöthiget werden möchte, die Versamlung der Landsstände aus einander gehen zu lassen, ohne etwas von dem zu gewähren, was bey ihm gesuchet worden. Die Adlichen würden es besser getroffen haben, wenn sie gesagt hätten, daß der Hof zu allen diesen Mißhelligkeiten unter den Landsständen den Saamen selbst ausgestreuet, oder doch dieselben mit Vergnügen angesehen, um einen Vorwand zu haben, sie bald aus einander gehen zu lassen, und von den eingerissenen Mißbräuchen nichts abzustellen; indem die drey Kammern nicht einig werden konten, nur auf die Abstellung eines der unleidlichsten zu dringen. Die Clerisey machte keine Schwierigkeit, das zu bewilligen, was der Adel durch sechs Deputirte bey ihr gesuchet hatte. Die Geistlichen hatten dabey keinen andern Zweck, als dem dritten Landsstande und dem Parlamente wehe zu thun. Der König antwortete auf die neue Vorstellung weiter nichts, als daß er alles besorgen wolle, wenn die algemeinen Aufsätze ihm würden seyn übergeben worden. Diese unbestimte Erklärung gefiel der Clerisey gar nicht. Sie vermutheten daher, daß ein geschickter und mächtiger Mann im Staatsrath des Königs stecken müsse, der alle ihre Anschläge vereitelte. Der Verdacht

dacht fiel hauptsächlich auf den Marschal von Bouillon. Wir verwerfen diejenigen vom königlichen Staatsrathe, sagte hierauf Perron, die nicht catholisch sind. Die Clerisey bittet Se. Majestät demüthig, dieselben nicht zuzulassen, wenn von Kirchensachen gehandelt wird. Bouillon, der wohl merkte, daß auf ihn allein gezielet würde, antwortete hierauf: Ich würde mich gewiß hier nicht eingefunden haben, wenn die Sache, davon jetzo die Rede ist, die Kirche beträfe. Da es aber hier auf die Souverainität der Königs ankomt, so ist es eine blos politische Sache. Sie thun sehr weislich, mein Herr, versetzte der Cardinal von Sourdis, daß sie sich in keinen Religionsartikel mischen. Allein, was im Artikel des dritten Landsstandes enthalten ist, das betrift schlechterdings die Religion. Wie deutlich entdeckte sich hier der Geist der Clerisey. Hier siehet man einen Cardinal, der ohne Decke und in Gegenwart seines Königs behauptet, daß, weil der Artikel von der souverainen und unabhängigen Autorität der Könige ein Religionsartikel sey, Se. Majestät in ihrem Staatsrath keinen Spruch thun könten, daß der Papst kein Recht habe, sie ihrer Krone zu berauben, wenn es dem heiligen Vater gefallen solte, sie für einen Ketzer zu erklären. Dem Prinz von Conde war die Insolenz des Cardinals ganz unerträglich. Er wolte dem Sourdis die Ungereimtheit seines Satzes aufdecken. Dieser aber kehrte sich nicht an die Bestrafung des Prinzen, sondern blieb bey dem, was er einmal gesaget hatte. Ohne Zweifel würden die beyden Cardinäle das Maul nicht so weit aufgethan haben, wo sie sich nicht auf die Gewogenheit der Maria von Medicis verlassen können. Wie sie noch immer das wahre Interesse ihres Sohnes nicht erkante, so versprach sie auch der Clerisey, daß sich schon ein Mittel finden würde, sie zu befriedigen.

§. 44.

Der Canzler **Villeroi** und **Jeannin** bekamen Befehl, sich den 14ten Januarius beym Cardinal von Joieuse einzufinden, um dieses Auskunftsmittel ausfindig zu machen. Die Königin, die vom Joieuse aufs neue gereitzet worden war, der ihr weis gemachet, daß es hier aufs gröste Interesse der Kirche ankäme, hatte ihren Ministern ausdrücklich befohlen, daß man die Clerisey und den Adel befriedigen solle, die bey der Versamlung der Landsstände so wichtige Dienste geleistet hätten. Man beschloß also, daß derjenige, der den Artikel gedruckt hätte, noch denselben Abend ins Gefängniß geworfen werden solte; daß der König die streitige Sache wegen dieses Artikels nicht nur vor seine Person ziehen, sondern auch denselben aus dem algemeinen Auffatz des dritten Landsstandes ausstreichen, daß endlich die Clerisey ihre übrigen Beschwerden in ihrem Auffatz oben an setzen und daß der König auf dieselben eine gnädige Resolution ertheilen solle. Der Präsident **Miron** bekam hierauf Befehl, nebst zwölf Deputirten vom dritten Landsstande sich im Louvre einzufinden. Die Königin lobte ihren Eifer um die Erhaltung der Person und Autorität ihres Sohnes. Aber, setzte sie hinzu, die Clerisey führet so grosse Beschwerden wider ihren Artikel des Grundgesetzes, daß der König sich genöthiget gesehen, diese Sache vor sich zu ziehen. Er befiehlet ihnen daher, denselben noch diesen Abend ihm zu überreichen. Uebrigens können sie versichert seyn, daß alle rechtschaffene Gemüther Ursache haben werden, mit der Antwort, die der König darauf ertheilen wird, zufrieden zu seyn. Als dieser ausdrückliche Befehl Sr. Majestät der Kammer war vorgetragen worden, so entschloß man sich, zu gehorchen. Um aber der Welt zu zeigen, daß man nicht willens sey, von dem Artikel abzugehen, so wurde auf

die

die Abschrift, die man dem Könige gab, folgendes gesetzet: **Auszug aus den Acten der dritten Landskammer**; und der Secretarius setzte hinzu: **ist mit dem Original collationiret worden.** Das war aber noch nicht alles, was die Clerisey begehrete. **Miron** und die Präsidenten von jeglichem Gouvernement wurden beordert, den 19ten Januarius im Louvre zu erscheinen. **Maria** von Medicis befahl ihnen im Namen des Königs, daß der Artikel aus dem Aufsatze des dritten Landsstandes völlig weggenommen werden solte. Dieser neue Befehl erregte in der Kammer eine wütende Zerrüttung. Einige waren der Meynung, daß man sogleich gehorchen solle, andere aber bestunden darauf, daß eine ernstliche Vorstellung geschehen müsse. **Der König ist ja mit unserm guten Willen und Eifer, den wir bey dieser Gelegenheit bewiesen haben, zufrieden**, sagten die Deputirten des Gouvernements von Guienne, **was wollen wir denn mehr haben? Er hat ja unsern Artikel angenommen; was liegt denn daran, ob er im Aufsatz oben anstehet oder nicht?** Es komt ja auf eine blosse Formalität an. Die Deputirten der Picardie fiengen an zu schreien, ehe sie die Ordnung traf. **Man kan**, sagten sie, **diejenigen nicht genung loben, die den Artikel entworfen haben, wir halten nicht dafür, daß er ausgestrichen werden dürfe. Es ist offenbar, daß übelgesinnte Leute die Jugend des Königs mißhandeln, und ihn bewegen, Dinge zu thun, davon er die Folgen nicht vorher siehet. Wir wollen Sr. Majestät demüthigste Vorstellung thun, wir wollen ihn bitten, uns die Freyheit zu lassen, ihm dasjenige zu rathen, was wir für die Sicherheit seiner Person und für das Wohlergehen des Staats am zuträglichsten zu seyn erachten. Wer merkt es nicht, daß diejenigen, die uns heute den Queerstrich machen, solche Leute sind, die von**

den

den schädlichen Grundsätzen der Ligue angesteckt und neue Schüler derer sind, die den Clement, Barriere, Chastel und Ravaillac verführet haben.

§. 45.

Die Kammer des dritten Landsstandes war drey Tage hinter einander in grosser Bewegung und Verwirrung. Vielleicht wäre sie nicht gewichen, wo nicht ihr Präsident **Miron** endlich nachgegeben hätte. Ein Deputirter von der Picardie stellete vor, daß bey einer Sache von solcher Wichtigkeit, dabey es auf die Unabhängigkeit der Krone und auf die Sicherheit der Person des Königs ankäme, es besser gethan seyn würde, wenn man nach den Aemtern, und nicht nach den Gouvernements votirete. Denn, sagte er sehr vernünftig, da die Provinzen nicht alle eine gleiche Anzahl Deputirte beym Landtage haben, so hat diejenige, die nur fünf oder sechs Aemter hat, eben so viele Stimmen, als eine andere, in welcher dreyßig bis vierzig Aemter sind. Der Vorschlag kam vielen als sehr billig vor, und wenn er durchgängig wäre angenommen worden, so würde der Artikel gewiß im Aufsatz geblieben seyn. Es sey nun aber, daß **Miron** eines so langen Streites müde gewesen, oder daß er besorget, es möchte sich der Hof an ihn allein halten, wenn der Befehl des Königs nicht volzogen würde; genung er lehnete es auf eine sehr feine Art ab, daß nicht nach den Aemtern votiret werden konte. Und also wurde endlich durch die mehresten Stimmen nach den Provinzen beschlossen, daß nicht mehr vom Artikel geredet, sondern nur auf den Aufsatz folgende Worte geschrieben werden solten: Der erste Artikel ist schon vorher dem Könige auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät übergeben worden. Sie haben versprochen, darauf zu antworten. Wir bitten unterthänigst, sich dessen zu erinnern.

innern. Ich darf hier nicht vergessen, daß hundert bis hundert und zwanzig Deputirte dennoch das Herz hatten, sich dieser Entschliessung förmlichst zu widersetzen. Wenn ich über diese Streitigkeit, die damals in Europa so viel Aufsehen machte, ernstlich nachdenke, so möchte ich fast sagen, daß die braven Leute, die den Artikel des dritten Landsstandes so muthig und standhaft vertheidigten, nicht Ursache gehabt, sich sogar hartnäckig zu beweisen. Nicht deswegen, als ob ihre Vertheidigung der Warheit im Grunde nicht was löbliches gewesen; weil aber die Souverainen, die im Gehorsam des Papstes stehen, ihm das Recht, daß er ihnen ihre Krone nehmen könne, nicht wollen streitig machen lassen, so lasse man sie fahren. Wozu dienet es, ihnen eine Unabhängigkeit zu erstreiten, darum sie sich nicht bekümmern? Wenn der Papst einen oder ein paar abgesetzet hat, so werden sie sich hoffentlich wohl besinnen. Die römischcatholischen Könige wollen den Papst durch alzudreiste Behauptung ihrer Souverainität nicht vor den Kopf stossen; sie gehen aus politischen Absichten säuberlich mit ihm um, und glauben, daß ihre Unterthanen sich ohnfehlbar für sie erklären würden, fals sie der heilige Vater antasten solte. Wäre es denn nun ein so groß Unglück, wenn einige wegen ihrer übertriebenen Gefälligkeit gebührend gestrafet würden? Der Papst mag sie absetzen; immerhin. Warum haben sie sich die Chimäre in den Kopf setzen lassen, daß er berechtiget sey, dieses zu thun, wenn er es für das Beste seiner Kirche zuträglich zu seyn glaubet. Die Könige von Frankreich verdieneten wohl einmal, daß ihre Unterthanen sie der Discretion des Papstes überliessen. Besorgen sie etwa, daß der heilige Vater einen Blitz aus dem Vatican auf sie werfen möchte, so werden die Parlamente in Bewegung gesetzet; sie versichern sich der Clerisey, und ein jeglicher hat Freyheit, die Usurpationen des römischen Hofes anzutasten. Zeiget sich aber ein neues Interesse, welches erfordert, daß man sich mit dem Papst ver-

vergleiche, und seiner schone, so werden diejenigen dem Papst aufgeopfert, deren man sich vorher bedienet hat; sie müssen Widerruf thun, und es wird ein Verbrechen daraus gemachet, etwas zu reden oder zu schreiben, was Sr. Heiligkeit mißfällig seyn möchte. Was für seltsame Aufzüge sind das!

§. 46.

Paulus V sahe den Vortheil, den die französische Clerisey und Adel über die dritte Landkammer erhalten hatte, als einen der schönsten Siege an, den der heilige Stuhl jemals über seine Feinde davon getragen. Der alte Papst wuste es den Geistlichen und Ritterstande so grossen Dank, daß er an eine jegliche von diesen beyden Kammern ein Danksagungsschreiben abfassen lies. Sein Nuntius überreichte es denselben im nächstfolgenden Monat Februarius mit grossem Gepränge. Der Papst strich die Weisheit, die Gottseligkeit gewaltig heraus, die die Clerisey darin bewiesen, da sie sich einer Unternehmung widersetzet, die wider die Autorität des heiligen Stuhls gerichtet gewesen. Weit grössere Lobsprüche erhielt die adliche Kammer. Man dankete ihr, daß sie von der Tugend ihrer Ahnen nicht abgewichen, die so oft heldenmüthig die Waffen ergriffen, um das Unrecht, das dem heiligen Stuhl widerfahren, zu rächen. Ich habe nicht erfahren können, was die Adlichen auf dieses höfliche Compliment geantwortet. Ich will daher nur so viel sagen, daß sie Ursache gehabt, schamroth zu werden. Wären die edlen Gesinnungen des alten französischen Adels noch in ihnen gewesen, so würden sie nicht ohne Schaam und Verwirrung das Schreiben eines vermessenen Papstes haben lesen können, der ihnen dazu als zu einer ruhmwürdigen That gratuliret, daß sie sich widersetzet, damit nicht die Krone ihres Königs als von der geistlichen Gewalt des Papstes unabhängig erkläret wor-

worden. Eine solche Danksagung wird ein ewiger Schandfleck für den französischen Adel bey dem im Jahr 1615 gehaltenen Landtage bleiben. Der Prinz von Conde hatte im königlichen Staatsrath gar wohl vorgestellet, daß zu den Zeiten Philipp des Schönen der französische Adel an den tollkühnen Papst Bonifacius VIII geschrieben, daß er sein Werk daraus mache, seinem Könige in allen Stücken zu gehorchen. Würde aber Philippus seine weltliche Macht den Päpsten unterwerfen, so würde sich der Adel aufs äusserste widersetzen. Anlangend die Clerisey, so kan man sich nichts ehrerbietigeres vorstellen, als ihre Antwort an den Papst. Sie fand sich ganz unbeschreiblich darüber getröstet, daß sie etwas gethan, das Sr. Heiligkeit wohlgefällig gewesen. Es war auch von Seiten des Papsts alzugrosse Güte, daß er sich gegen Leute noch bedankte, die nichts anders gethan, als was der Character unvermeidlich von denen erfordert, die damit bekleidet worden. Das vortheilhafte Zeugniß, sagten sie mit grosser Bescheidenheit, das Eure Heiligkeit uns beyzulegen geruhet, ist nicht sowol ein Lob, das wir verdienet haben, als eine Ermahnung, aufs künftige Gutes zu thun. Wir danken Ew. Heiligkeit demüthigst für die Sorge, so dieselben für die Kirche dieses Königreichs tragen, und wir erbitten uns die Gnade Dero Schutzes, damit wir den stolzen Unternehmungen der Feinde der Kirche noch fernerhin tapfern Widerstand thun können. Diese guten Prälaten sahen nicht vorher, daß ihre berühmten Nachfolger im Jahr 1682 diese Feinde der Kirche seyn würden, welche lehreten, daß der Papst in keinem Falle den Königen die Krone nehmen könne; sie wusten auch nicht, daß die Clerisey Frankreichs dereinst die schöne Rede des Cardinals Perron und alles, was beym Landtage 1615 geschehen, cassiren und aufheben würden.

§. 47.

Die Mühe, so sich die Clerisey gab, daß das **Duelliren** in Frankreich völlig abgeschaffet werden möchte, fand bey redlichen Leuten mehr Beyfall, als die ausserordentlichen Bewegungen, die sie anwendeten, die ungerechten und chimärischen Ansprüche der Päpste wider das Interesse des Königs und des Staats zu unterstützen. Nicht nur einige vom Ritterstande hatten sich vor den Thoren der Stadt **Paris** herum gebalget, sondern es war dieses auch von Personen von hoher Geburt und vom ersten Range geschehen. Die geistliche Kammer entschloß sich, dem Könige wider diese **Unordnung** Vorstellung zu thun, und **Fenouillet**, Bischof von **Montpellier**, wurde ersuchet, das Wort zu führen. Er konte keine schönere Gelegenheit finden, seine Beredsamkeit zu zeigen. Allein ausser dem, daß der Geschmack der damaligen Zeiten nicht der feineste war, so fehlete es auch dem **Fenouillet** an der Beurtheilungskraft und an einer richtigen Denkungsart. Statt einer Rede, die einem vornehmen Prälaten gekleidet, sagte er eine Schulchrie her. Der Canzler **Silleri** antwortete auf die Rede des Bischofs, und überreichte ihm das Edict, das der König vor zwey Jahren wider die Duelle hatte ausgehen lassen. **Zeigen sie es, sagte er, ihrer Kammer, damit sie untersuche, ob noch etwas hinzugethan werden könne. Der König wird die Erinnerung der Clerisey gerne annehmen.** Die geistliche Kammer entwarf daher einen besondern Artikel, der von den beyden andern Kammern genehm gehalten, und dem algemeinen Aufsatz als ler drey Landsstände einverleibet wurde. Unter andern begehreten sie, daß der König eidlich und bey seinem königlichen Worte versprechen und angeloben solte, von den Strafen nicht das mindeste zu erlassen, die wider die Duellanten und wider die, so ihnen als Secundanten dienen würden, verord-

ner

net worden; ingleichen, daß auch die königliche Frau Mutter eidlich zusagen solle, über dieser Verordnung fest zu halten; ferner, daß die Prinzen vom Geblüt, die Herzoge, die Kronbedienten, eidlich angeloben solten, niemals für diejenigen zu bitten und Gnade auszuwirken, die mit einander duelliret; und daß endlich der Canzler, das Parlament und die andern obrigkeitlichen Personen Gott und dem Könige versprechen solten, niemals den Edicten und Verordnungen zuwider zu seyn, die auf Vorstellung der Landsstände desfals erfolgen möchten, vielmehr solten sie mit aller Strengigkeit über denselben halten.

§. 48.

So einig waren die drey Kammern nicht in einer Sache, die sich den 1sten Februarius zutrug. Bonneval, Deputirter des Adels aus Oberlimosin hatte den Chavaille, Deputirten des dritten Landsstandes aus Niederlimosin mit dem Stock geprügelt. Die von seiner Kammer meyneten berechtigt zu seyn, wegen dieser Vergreifung sich beym Könige zu beschweren, und der König übergab die Sache dem Parlament zur Untersuchung. Der Adel, den dieser Schritt gewaltig verdroß, beschwerete sich bey der Kammer der Clerisey, daß der dritte Landsstand sich einer solchen Privatsache angenommen, und beym Könige Beschwerde darüber geführet, ohne sie vorher bey den Kammern anhängig zu machen, die diesen Handel hätten beylegen und beyde Theile befriedigen können. Gelas, Bischof von Agen, bekam den Auftrag, dem dritten Landsstande anzuzeigen, daß der Adel um den Beytritt der geistlichen Kammer Ansuchung gethan, den König zu ersuchen, daß er entweder diese Schlägerey vor seinen Staatsrath ziehen, oder sie den Landsständen überlassen möchte, daß sie in der Güte könne beygeleget werden. Ribier, Policeylieutenant

nant zu Blois nebst fünf andern Gliedern des dritten Landsstandes, erhielten Befehl, der Clerisey anzuzeigen, daß, da die vornemste Sorge der Landtagsversamlung dahin gienge, an der Wiederherstellung der Justitz zu arbeiten, es von sehr gefährlicher Folge seyn würde, wenn eine solche Frechheit, die in der Hauptstadt des Königreichs, vor den Augen des Königs, der Landsstände und des Parlaments verübet worden, ungestraft bleiben solte; wäre es blos auf ein Mißverständniß zwischen beyden Kammern wegen einiger übelgedeuteten Worte oder sonst auf einen unerheblichen Umstand angekommen, so würde es die Billigkeit erfordert haben, zur dritten Kammer Zuflucht zu nehmen, und die Mißhelligkeit in der Kürze beyzulegen; da es aber auf eine Sache ankäme, da der eine den andern thätlich beleidiget, und die Sicherheit der Stände verletzet, so hoffe der dritte Landsstand, es würden sich die Herren von der Clerisey mit ihnen vereinigen, und auf die Satisfaction wegen eines solchen Verbrechens dringen helfen. Der Cardinal **Sourdis**, der an diesem Tage den Vorsitz hatte, antwortete, weil die geistlichen Kammern, da sie von der Beschaffenheit der Sache noch nicht gründlich unterrichtet gewesen, besorget, daß die wegen eines Privathandels zwischen der adlichen und dritten Landkammer entstandene Mißhelligkeit schädliche Folgen nach sich ziehen könte, so wolle sich die Clerisey ins Mittel schlagen, dem Mißverständniß abhelfen, und den Frieden wieder herstellen. Weil aber der dritte Landsstand beym Parlament die Sache weiter trieb, so wurde **Bonneval**, der sich entweder verstecket oder gar die Flucht ergriffen hatte, verurtheilet, daß er enthauptet werden solte, und das Urtheil wurde an der Michaelisbrücke angeschlagen. Eine andere Sache, die sich vier Tage nach der jetzterzählten zutrug, machte am Hofe, bey den versamleten Landsständen und beym Parlament weit grösser Auffehen u).

Der

u) Mornay Lettres et Memoires. Mercure François 1615.

Der Prinz von Conde hatte zween Cavaliere, Namens Marsillac und Rochefort, in seinen Diensten. Jener war der vertrauteste Liebling Seiner königlichen Hoheit. Es sey nun aber, daß zwischen ihnen ein alzugrosses Mißverständniß entstanden, oder daß die Königin dem Marsillac bessere Bedingungen angetragen, genung er verlies den Palast des Prinzen, und trat in der Königin Dienste. Weil der Prinz sich vorstellete, daß er ihm bey der Königin schädlich gewesen, und ihr gewisse wichtige Geheimnisse entdecket hätte, so befahl er allen seinen Hausbedienten, den Marsillac, wenn sie ihn auf der Strasse anträfen, durchzuprügeln, und seiner gar nicht zu schonen. Rochefort übernahm diese Commißion willig, so schlecht sie sich auch für einen Adlichen schickte, der ein Gefühl von Ehre und Tugend hat. Er setzte sich mit fünf Bedienten zu Pferde, und eben so viel musten auch zu Fusse folgen. Sie trafen den Marsillac in der Strasse St. Honore an, und er wurde mit Degen und Stöcken tüchtig geprügelt. Sobald beyde Majestäten von der Beleidigung benachrichtiget worden, die einem ihrer Hausbedienten widerfahren war, so befahlen sie dem Generalprocurator des Parlamentes, sich nach der Beschaffenheit der Sache zu erkundigen, und dem Rochefort als einem Strassenräuber den Proceß zu machen. Der Prinz von Conde erschien den folgenden Tag im Staatsrath, und beschwerete sich höchlich über den Befehl, der dem Generalprocurator gegeben worden. Es befremdet mich gar sehr, sagte er, daß man mich als den geringsten Unterthan im Staat tractiret. Ich bekenne alles, was Rochefort gethan hat. Marsillac ist auf meinen Befehl wegen seiner Untreue und Insolenz gestrafet worden. Ich habe eine bessere Meynung von ihrem Herzen, antwortete die Königin. Sie wollen das Verbrechen eines in ihren Diensten stehenden Edelmans auf sich nehmen, damit er gegen die Handhabung

der Gerechtigkeit geschützer werden möchte: Es kam hierauf von beyden Seiten zu harten Worten. Der junge König, dem man viel verdächtiges und arges von den Anschlägen des Prinzen ins Gemüth gesetzet hatte, wolte zu reden anfangen und dem Prinz von Conde was sagen. Die Königin aber war so vorsichtig, daß sie ihren Sohn zurück hielt, und es hinderte, daß sie nicht an einander geriethen. Der Prinz verlies den Staatsrath in voller Entrüstung, und der König wuste es seiner Mutter schlechten Dank, daß sie ihm nicht gestattet, dem Prinzen einen Verweis zu geben. Diese unzeitige Entrüstung brachte den Prinzen um allen Credit und Achtung, die er bisher noch bey den Landsständen gehabt. Maria von Medicis, die alle Gelegenheiten meisterlich zu gebrauchen wuste, lies den drey Kammern von dem, was vorgefallen war, Nachricht geben. Es wurde im Namen beyder Majestäten angezeiget, wie sie nimmermehr zugeben würden daß die Grossen des Reichs und selbst die Prinzen zu Thätlichkeiten schritten, da hingegen der König sichs zu einem unverletzlichen Gesetz gemachet, alle seine Unterthanen, insonderheit aber seine Hofbedienten, zu schützen. Dieser gute Wille, er mochte nun verstelt oder aufrichtig seyn, fand algemeinen Beyfal. Die drey Stände höreten mit grossen Unwillen die Erzählung an. Jegliche Kammer entschloß sich, zusammen ins Louvre zu gehen, und den König zu bitten, daß er dem Parlament befehlen möchte, schleunige Gerechtigkeit zu beweisen, ohnerachtet der Prinz von Conde die erwehnte Erklärung von sich gestellet hätte. Die Adlichen trugen ihre Dienste dem Könige mit wenig Worten an. Die jederzeit schmeichelnde und kriechende Clerisey lies durch den Mund des Cardinals Sourdis in einer ausstudirten Rede bezeigen, wie sehr sie dieser Zufall betrübe, und wie unverletzlich ihre Ergebenheit sey, die Befehle des Königs zu volbringen. Sourdis redete hierauf die Königin besonders an. Man äusserte das erfinlichste Mißfallen,

len, daß der erste Prinz vom Geblüt den Respect, den er Sr. Majestät schuldig, aus den Augen gesetzet. Miron, der Präsident des dritten Landsstandes, redete weit vernünftiger und mit grösserer Würde, als der Cardinal. Sire, sagte er, diese Begebenheit hat bey uns eben den Schmerz und eben die Bewegung nach sich gezogen, die treue Knechte empfinden, wenn sie ihren Herrn oder Hausvater gegen seine Kinder entrüstet sehen. Konte er auch ehrerbietiger gegen den König und unanstößiger gegen den Prinz reden? Mitlerweile wurde die Untersuchung wider den Rochefort durch den Generalprocurator fortgesetzet. Conde, der seinen Hausbedienten zu retten suchte, es möchte auch kosten, was es wolte, übergab eine Vorstellung beym Parlament. Es wurden in derselben verschiedene Ursachen des Mißvergnügens angeführet, welches Se. Hoheit wider den Marsillac geschöpfet, als er noch in Dero Diensten gewesen. Er sagte hierauf, daß, da er allen seinen Bedienten anbefohlen, dem Marsillac den Buckel durchzuschmieren, wenn sie ihn antreffen würden, Rochefort, dem er zuerst aufgestossen, sich keine Schuld dadurch zugezogen, daß er den gemessenen Befehl seines Herrn volbracht hätte. Damit nun diese Declaration die Untersuchung des Parlaments nicht aufhalten möchte, so lies die Königin die Präsidenten vor sich fordern. Sie erzählte denselben den Ursprung und Verlauf der Sache weitläuftig. Sie wolte ihnen dadurch zu verstehen geben, daß Conde weiter nichts suche, als den Rochefort den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, und daß das Parlament auf seine übergebene Vorstellung gar nicht achten solle. Ich meines Ortes will Sr. Hoheit gerne auf ihr Wort glauben. Bildete er sich etwa ein, daß Leute von seinem Stande sich das nicht schämen dürfen, zu befehlen, daß jemand mitten in der Stadt ermordet werden solle? Giebt ihnen der Rang eines Fürsten ein Recht, mit den Geringern als mit Hunden um

zu gehen? Hatte Conde auch daran gedacht, was vernünftige Leute von dem Geständniß denken würden, das er in Gegenwart aller Stände des Reichs abgeleget? Das Volk bewilliget den Grossen ihre Vorzüge, die sie im Staat geniessen, unter der Bedingung, daß sie sich seine Erhaltung angelegen seyn lassen, und nicht zugeben, daß die Schwächeren unterdrücket werden. Welch eine klägliche Verblendung ist es nun, wenn dergleichen Herren sichs in den Kopf setzen, daß sie nur darum über andere erhöhet wären, um von denselben angebetet zu werden? Das Leben eines Menschen ist alsdann eine Kleinigkeit in ihren Augen, wenn die geringste ihrer Leidenschaften befriediget werden soll. Das Parlament beschloß, daß Rochefort in Arrest gebracht werden solte, und der Prinz, der sich ganz unüberlegt in diese Sache eingelassen hatte, sahe sich endlich genöthiget, den Gerichtsdienern alle Pforten und Thüren seines Palastes zu öfnen, welche Befehl hatten, allenthalben genau nachzusuchen. Dieser ehrerbietige Schritt machte beyde Majestäten desto geneigter die Fürbitte zu hören, die von der Königin Margaretha und der Gräfin von Soissons für den Conde eingeleget wurde. Man erlaubte ihm, ins Louvre zu kommen, und er wurde wohl empfangen. Maria von Medicis, die darüber vergnügt war, daß sie ihren heimlichen Feind gekränket, und ihm zu empfinden gegeben, daß er weder bey den Landsständen noch beym Parlament in so grossem Ansehen stünde, als er sichs vorstellete, machte es hier, wie es die Fürsten gemeiniglich zu machen pflegen. Sie bekümmerte sich nicht mehr um die Schläge, die der arme Marsillac einmal weg hatte, dafür daß er ihr vielleicht alzuehrlich gedienet. Rochefort erhielt einen Begnadigungsschein, und das Parlament erklärete sie beyde ohne Bedenken für Edelleute, deren Ehre beleidiget worden. Nach den falschen Maximen des Adels nahm er sichs vor sich selbst Recht zu verschaffen; und sobald dem Marsillac der Buckel heil worden war,

so

so forderte er den Rochefort heraus. Da aber der Prinz von Conde seinem Hausbedienten verboten hatte, eine Ausforderung von Seiten eines solchen Menschen anzunehmen, den er nur auf Befehl seines Herrn gemißhandelt hätte, so wurde die Sache unterdrucket.

§. 49.

Die Mißhelligkeit unter den drey Kammern der Landsstände war für den Hof der glücklichste Zeitpunct, eine Versamlung aus einander gehen zu lassen, deren Glieder, die wider einander in Entrüstung gerathen waren, ganz unfähig zu seyn schienen, etwas zu beschliessen, das zum Besten des Königreichs gereichen konte. Die Königin und die Minister entschlossen sich, diesen Umstand ohne Zeitverlust zu nutzen. Denn als auf eine übergebene Vorstellung geantwortet werden solte, so unterrichtete man den jungen König Ludwig, den Landsständen zu sagen, daß sie ihm ihre Aufsätze ungesäumt übergeben möchten. Und damit eine so grosse Eilfertigkeit von den Anhängern des Prinzen von Conde nicht ungleich gedeutet werden möchte, als welche mit lauter Argwohn und Eifersucht angefüllet waren, so suchte man der Sache durch gute Worte eine feine Gestalt zu geben. Der König, sagte die verkapte Maria von Medicis, ist so wohlgesinnet, als ihr es nur wünschen könnet. Verlanget er die Aufsätze von euch, so rührt solches blos daher, weil ihm Zeit und Weile lang wird, ehe er seine Unterthanen befriedigen, und ihnen gewähren kan, was sie begehren. Diejenigen, die weiter sahen als andere, traueten der Aufrichtigkeit einer Italiänerin nicht viel zu. Man wuste gar wohl, daß die Grossen güldene Berge zu versprechen pflegen, wenn sie sich gerne aus einer verwickelten Sache herausziehen wollen, wobey sichs aber von selbst versteht, daß sie nachher ihre Zusagen entweder auslegen, wie es ihnen beliebig ist, oder daß sie gar nichts davon halten, wenn

sie nicht ihre Rechnung dabey finden. Seitdem die Maximen des Machiavell am französischen Hofe zur Mode geworden, hat man gänzlich vergessen, was Treue und Glauben ist. Die elendeste und plumpeste Ausflucht wird ganz kühn als die beste Entschuldigung von der Welt angeführet. Die Verstellung wird für eine sehr feine Politik gehalten, und der Meineid verbirget sich unter dem zweydeutigen und scheinbaren Titel des Staatsinteresse. Die drey Landsstände, davon jeglicher seine besondern Absichten hegete, stelleten sich, als ob sie das nicht verstanden hätten, was man ihnen gesaget. Man muste also deutlicher mit der Sprache herausgehen, damit ihnen keine Ausflucht übrig bleiben möchte. Denn als der Marschal von Brissac bey Gelegenheit der Mißhelligkeit über dem Artikel des dritten Landsstandes an die geistliche Kammer geschickt wurde, so sagte er, daß der König ihm anbefohlen hätte, die Clerisey zu ermahnen, daß sie ihren Aufsatz übergeben möchte, damit der Landtag geendiget werden könne. Es ist zu besorgen, sagte Brissac, daß die Provinzen sich über die Langsamkeit der Landsstände beschweren möchten. Die lange Dauer ihrer Versamlung setzt schon einige unruhige Köpfe in grosse Bewegung. Es ist nöthig, dieser ausserordentlichen Gährung zuvor zu kommen, die Ruhe im Königreiche wieder herzustellen. Vierzehen Tage nachher wurde der Herzog von Ventadour ausdrücklich an die sämtlichen Landsstände abgeschicket, um sie zu bewegen, ihre Artikel fertig zu halten, damit sie dem Könige übergeben werden könten. Bey den vorigen Versamlungen der Landsstände, sagte er, forderten die Vorfahren Sr. Majestät von ihren Unterthanen Geld. Jetzo wird dieses nicht begehret. Der König ist mit seinen Einkünften zufrieden, und verlanget nichts von seinen Unterthanen. Er fordert nur die Treue, die man einem Souverain schuldig ist. Der Kö-

nig

nig wartet mir Ungedult auf die Zeit, da er auf eure Artikel gnädig antworten und allen Ständen seines Königreichs merkliche Beweise von seiner Liebe und Gewogenheit vorlegen kan. Nun konte die Sache weiter keinen Aufschub leiden. Man fieng daher ohne Zeitverlust an, die Aufsätze fertig zu machen. Die geistliche Kammer, die mit grossen Versprechungen war angestecket worden, die ihr die Königin davon gemachet hatte, daß sie vom Hofe abhängig seyn solte, versprach sich eine solche Reformation des Staats, die nach dem Geschmack der Clerisey eingerichtet wäre. Daher theilete sie sich in drey Departements ab. In dem einen entwarf man die Artikel, welche die Kirche und Religion betrafen. In dem andern brachte man das in Ordnung, was überhaupt zum Wohlergehen des Staats, zu den Vorrechten des Adels und zur guten Verwaltung der Finanzen gehörete. Bey dem dritten besorgte man endlich die Justizsachen und die Policey unter dem dritten Landsstande. Die Klugen lacheten über diese elenden Leute, die sich um ein Nichts vergeblich bemüheten, und die sich auch willig vom Hofe äffen liessen, der ihnen Dinge versprochen, die er ihnen nicht gewähren konte, wenn er auch den Willen dazu gehabt hätte.

§. 50

Die adliche Kammer merkte die geheimen Absichten des Hofes besser. Sie fieng an ein Mißtrauen zu fassen, als sie sahe, daß der Königin mit ihren Ministern Zeit und Weile lang ward, ehe die Landsstände aus einander giengen. Wenn die Landsstände, sagten einige von Adel, denen die Winkelzüge des Hofes bekannt waren, aus einander gehen, nachdem sie ihre Aufsätze übergeben, so wird man mir den Beschwerden und Forderungen, die wir dem Könige vorlegen, machen was man will. Wenn die Landskammern nicht mehr zusammen sind, wird auch

ein

ein anderes Collegium mächtig genung seyn, die günstige Antwort auszuwirken, die der König versprochen hat: Dieses Mißtrauen des Adels rührete hauptsächlich von dem Verlangen her, daß die Paulette und Verkaufung der Bedienung abgeschaffet werden möchten. Es ist schon seit geraumer Zeit, ich weiß nicht was für eine Feindschaft zwischen den Civil- und Kriegsbedienten gewesen. Diese suchen nichts anders, als daß sie den Obrigkeiten Tort thun, deren Autorität und Wachsamkeit ihnen Zwang anthut, und sie im Gehorsam gegen die Gesetze und Ordnungen zu erhalten suchet. Die Clerisey, die nicht geringern Groll gegen die Parlamente hegete, als welche unermüdet sind, sich ihren Eingriffen zu widersetzen und ihre Jurisdiction zu beschneiden, vereinigte sich von ganzen Herzen mit dem Adel, um sich an dem Parlamente dadurch zu rächen, daß die Stellen nicht bey ihren Familien erblich verbleiben solten. Die Vorstellungen, die das Parlament und die Rechenkammer zu Paris den 4ten Januarius dem Könige wegen Beybehaltung des jährlichen Canons übergeben hatte, beunruhigte die beyden Stände gewaltig. Sie glaubeten, daß, wenn die Landsstände erst aus einander gegangen, die hohen Collegia des Königreichs um so viel leichter erhalten würden, was sie begehreten, je mehr dem Könige daran gelegen seyn müste, die Einkünfte, die ihm die Paulette brachte, beyzubehalten. Die Clerisey hatte andere Ursachen, um derentwillen sie wünschete, daß die Landsstände bey einander bleiben möchten, bis ihre übergebene Artikel beantwortet worden. Diese Herren schmeicheiten sich, daß sie in der genauen Verbindung mit dem adlichen Stande um so viel leichter erhalten würden, daß ihr tridentinisches Concilium publiciret, den Parlamenten Urheil und Erkäntniß in Kirchensachen abgesprochen, die römische Religion in der Herrschaft Bearn und in einigen andern Staaten des Königs wieder hergestellet und verschiedene andere Dinge, die den

Refor-

Reformirten unangenehm waren, verfüget werden würden; dahingegen die Parlamente ohne grosse Mühe alle stolze Entwürfe zu Boden stossen würden, sobald die sämtlichen Landsstände nicht mehr beysammen wären. Daher trat nun die Clerisey der adlichen Kammer sehr gerne bey, als dieselbe den König ersuchen lassen wolte, daß ihre übergebene Artikel beantwortet werden möchten, ehe die Landsstände aus einander giengen. Als nun die Adlichen, die zu dem Ende an die geistliche Kammer waren deputiret worden, gesaget, daß die ganze Hofnung der Versamlung sich in der Abschaffung der **Paulette** und Verkaufung der obrigkeitlichen Aemter vereinigte; so nahm ein Mitglied der geistlichen Kammer daran Gelegenheit, nachdem die Deputirten der adlichen Kammer wieder fortgegangen waren, vorzustellen, daß die drey Stände des Reichs hauptsächlich auf zwey Stücke zu sehen hätten, die vor allen andern am wichtigsten wären, nemlich die Einrichtung des Staatsraths des Königs, und die gute Wirthschaft mit den Finanzen des Königs. Das ist, sagte er, die Hauptsache, damit sich die drey Kammern zu beschäftigen haben. Nur die Versamlung der Landsstände kan hier was ausrichten. Welch anderes Collegium wird sich dem Haß und der Rache mächtiger Personen blos stellen, denen daran gelegen seyn muß, daß diese delicaten Artikel nicht angerühret werden. Der Name desjenigen, der diesen Rath ertheilet hat, ist nicht angezeiget worden. Indes verdienet sein Muth allen Ruhm. Es komt mir indes fast so vor, daß er mehr den letzten Versuch für den Prinz von Conde thun, als seinem Vaterlande ersprießliche Dienste leisten wollen. Dieser Prinz wolte gerne den Canzler **Silleri** stürzen, dem **Jeannin** die Verwaltung der Finanzen aus den Händen reissen und die Creaturen und Freunde des Marschal von **Ancre** aus dem Staatsrath wegschaffen; mit einem Worte, er wolte die Königin um ihren Cre-

dit

dit und Autorität bringen. Hierauf zielete der Vortrag des ungenanten Geistlichen ganz offenbar. Es sey nun aber mit den wahren Bewegungsgründen beschaffen wie ihm wolle, so war kein einziger zugegen, der das Herz gehabt hätte, einem so heilsamen Rath mit beyzutreten. Die geistliche Kammer war der Königin und ihren Ministern viel zu sehr ergeben. Der gute Prinz von Conde war nicht mehr Herr über die Vertheilung der Pfründen. Und es war ein Wunder, daß ein einziger Geistlicher noch so dreiste war, sich Sr. Hoheit öffentlich anzunehmen. Den 30ten Januarius 1615 wurde in der Kammer der Clerisey und des Adels durch die mehresten Stimmen beschlossen, den König unterthänigst zu ersuchen, daß er nur die Prinzen und Kronbedienten ernennen möchte, wenn die übergebenen Aufsätze beantwortet werden solten; und wenn er wolle, daß gewisse Personen von seinem Staatsrath dieser Ueberlegung beywohnen solten, er das Verzeichniß von seinen Staatsräthen überschicken und geruhen möchte, daß die Landsstände fünf oder sechs davon ernenneten, um denselben mit den Prinzen und Kronbedienten ihre Meynung wegen der vom Könige zu ertheilenden Antwort zu eröfnen. Man entschloß sich überdis vorzutragen, daß von jeglicher Kammer vier oder fünf Deputirte im Staatsrath zugegen wären, wenn die übergebenen Artikel untersucher werden solten. Die letzte Bitte war für den Hof die ungelegenste. Man bat den König, daß die Landsstände eher nicht aus einander gelassen und daß die in dergleichen Fällen gewöhnlichen Danksagungsreden eher nicht abgeleget werden möchten, als bis die günstige Antwort, die der König versprochen, wirklich erfolget.

§. 51.

§. 51.

Dieses Vorhaben setzte die Königin und ihre Minister in die äusserste Verlegenheit. Um sich nun je eher je lieber aus derselben heraus zu wickeln, so suchte man die Clerisey zu gewinnen. Das war ihre Hauptquelle. Maria von Medicis lies dem Cardinal von Sourdis zu sich rufen. Man beklagte sich gegen ihn wehmüthig, daß die Clerisey sich so blindlings in das eingelassen hätte, was ihr der Adel vorgetragen. Alles, was sie fordern wollen, sagte Maria von Medicis zu ihm, sind gefährliche Neuerungen. Solche vernünftige und weise Männer, wie sie sind, solten so wenig in die Einführung derselben willigen, daß sie sich vielmehr denen widersetzen solten, die dergleichen Vorrtag zu thun gesonnen sind. Die Königin vergas nicht, dem Cardinal zu verstehen zu geben, daß die Clerisey niemals das erhalten würde, was sie begehrete, so lange die Versamlung auf dem Fuß stünde, und wenn die für die Kirche wohlgesinnten Staatsräthe an den Ueberlegungen keinen Theil haben solten, wie die Antwort des Königs auf die übergebenen Artikel eingerichtet werden müsse. Sie werden alsdenn, sagte die listige Prinzeßin, von Seiten des dritten Landsstandes unüberwindliche Hinderniße finden. Und wie können sie gewiß seyn, daß er nicht Mittel finden könne, den adlichen Stand von ihnen abspenstig zu machen? Jezo ist er noch mit ihnen vereiniget, und er kan sich von ihnen nicht trennen, wenn die Versamlung einmal aus einander gegangen ist. Der dritte Landestand aber wird ihnen durch seine Vorstellungen weiter keinen Querstrich machen können. Sourdis meldete dieses in der geistlichen Kammer, was ihm die Königin gesaget hatte, und der Schmeichler Perron bediente sich seiner falschen Beredsamkeit, vorzustellen, daß der Entschluß, den die Clerisey auf Zunöthigung des adlichen

chen Standes gefasset hätten, grossen Schwierigkeiten und beschwerlichen Folgen unterworfen sey. Die vom Hofe abhängigen Prälaten unterstützten die schlechten Gründe des **Perron** dergestalt, daß die geistliche Kammer sich endlich entschloß, dem Könige zu gehorchen. Denn das ist der glänzende Name, dessen sich in Frankreich zaghafte und eigennützige Leute bedienen, ihre Niederträchtigkeit oder ihren Ehrgeitz zu bemänteln. Nachdem also die Clerisey nachgegeben hatte, so war die adliche Kammer zum Widerstande zu schwach. Die Königin hatte unter derselben auch ihre Creaturen, die sich sehr wachsam bewiesen, alle heilsamen Anschläge, die ihr Stand zu fassen willens war, auf eine gute Art zu hintertreiben. Wie aber Leute, die den Degen führen, gemeiniglich edlere Gesinnungen hegen, als Geistliche, so schämete sich auch die Kammer, von der Bitte um so heilsame Dinge abzustehen, dazu sie sich berechtiget zu seyn glaubte. Da der König, sagten einige vom Adel, **es nicht für gut finder, die alten Gebräuche zu ändern, und zu gestatten, daß eine gewisse Anzahl Deputirte vom dritten Landsstande seinem Staatsrathe beywohnen, wenn über die Antwort Ueberlegung gepflogen werden soll, die der König auf unsere übergebene Artikel zu ertheilen hat, so wollen wir von dieser und von einigen andern Forderungen abstehen.** Aber den Herren von der Clerisey muß man es sagen, daß es von ihrer Seite eine alzu grosse Zaghaftigkeit und Niederträchtigkeit sey, in allem nachzugeben, was nicht nach dem Geschmack der Minister ist. Was hats denn auf sich, wenn man den König bittet, daß wenigstens die sechs ältesten Staatsräthe, nebst den Prinzen und Kronbedienten, dazu gezogen werden, uuu Sr. Majestät Rath zu geben, was sie auf die Artikel antworten sollen? Es ist für die Wohlfahrt des Königreichs sehr viel daran gelegen,

gen, daß die Landstände, ehe sie aus einander gehen, wissen, wie weit man auf ihre Vorstellungen und Gutachten gesehen, daher wir unmöglich Umgang haben können, dem Könige den Vortrag zu thun, dazu wir uns einmahl entschlossen. Die adliche Kammer hielt diesen neuen Vorschlag genehm. Fünfe aus ihrem Mittel wurden deputiret, denselben der geistlichen Kammer zu eröfnen. Sie unterstund sich nicht, denselben zu verwerfen. Die Clerisey besorgte, daß sie sich alzu verhaßt und verächtlich machen möchte, wenn sie eine so grosse Schwachheit verriethe. Huraut von Hospital, Erzbischof von Aix, wurde ernennet, in Begleitung einiger Deputirten von der geistlichen und adlichen Kammer dem Könige den Vortrag zu thun. Seine Rede gefiel der Königin gar nicht. Sie wolte es schlechterdings in ihrer Hand haben, daß der König weiter nichts gewähren solte, als was sie und ihre vertrauten Minister dem Interesse des Sohns und der Mutter für zuträglich hielten.

§. 52.

Da nun die drey Kammern unter sich einig zu seyn schienen, daß man den König angelegentlich bitten müsse, ihnen zu erlauben, ihre Sitzungen fortzusetzen, bis Se. Majestät auf ihre eingereichte Artikel geantwortet hätte; so nahm der Hof, der schlechterdings diesen verdrüßlichen Zufall hintertreiben wolte, der ihn nöthigte, viele Dinge zuzugeben, die gar nicht mit seinem Interesse übereinstimmeten: der Hof, sage ich, nahm seine Zuflucht zu seinen gewöhnlichen Künsten. Man bemühete sich, die geistliche Kammer von den beyden andern zu trennen, und dadurch zu verhindern, daß nicht aufs neue darauf gedrungen würde, das zu erhalten, worum der Erzbischof von Aix Ansuchung gethan hätte. Der Herzog von Ventadour muste daher im Namen des Königs wegen dieser Sache mit der Clerisey reden. Es war damals

Mode, daß ein jeglicher, ich weiß nicht was für eine Gelehrsamkeit in seinen Reden auszukramen suchte. Die Kriegsbedienten liessen sichs nicht nur angelegen seyn, andere Leute wissen zu lassen, daß sie ihren Plutarchus gelesen, sondern sie führeten auch die Väter und alten Kirchenscribenten an. So machte es auch **Ventadour**, der in einer weitläuftigen Vorrede zeigete, daß die Kirche in Glaubenssachen ihre Entscheidung nie geändert, worauf er bey einem Ausspruch des heil. **Augustinus** stehen blieb, daß man lieber gewisse Ungemächlichkeiten erdulten, als zu einer Neuerung, die den Gründen der Religion zuwider wären, Anlas geben müsse. Jedermann wartete darauf, was doch endlich heraus kommen würde. Man wuste nicht, worauf dieses theologische und im Munde eines Herzogs und Pairs von Frankreich ausserordentliche Exordium zielen solte. **Will uns etwa**, sagten schon einige Spötter, **will uns der gute Herr den Ursprung einer neuen Ketzerey aufdecken, und die Clerisey ermahnen, sich der Ausbreitung des Irrthums aus allen Kräften zu widersetzen?** **Ventadour** benahm ihnen nach vier oder fünf Perioden alle Zweifel. **Wenn man den Staat**, sagte er, **glücklich regieren will, so muß man sich nach den guten Maximen der Kirche richten. Man muß lieber gewisse Mißbräuche dulten, als den Grundgesetzen der Monarchie entgegen handeln, sonst erschüttert man das ganze Gebäude, welches gewiß ohne Schaden nicht abgehen kan.** Diese Regel wurde mit verschiedenen scheinbaren Gründen unterstützet, und mit einigen weit her geholten Exempeln erläutert. Der Herzog, der hier für die Königin arbeitete, wolte auch zeigen, wie weit er es in der Politik, in der Historie und in der Theologie gebracht. **Die Forderung der Clerisey und des Adels**, fuhr er fort, **daß auf ihre Vorschläge des Königs Antwort erfolgen möchte, ehe die solenne Uebergebung der Arti-**

Artikel der Landstände erfolget, ist eine Neurung, die den alten und beständigen Gesetzen der Monarchie zuwider läuft. Der König kan durchaus nicht darein willigen. Er setzet kein Mißtrauen auf diejenigen, so die gegenwärtige Versamlung ausmachen. Er ist von ihrer Aufrichtigkeit und unverletzten Treue in seinem Dienste überzeuget. Aber wer kan gut dafür seyn, daß die Landstände, die in der Zukunft zusammen beruffen werden möchten, eben so gut gesinnet seyn werden? Was also der König ihnen ohne alle Besorgung bewilligen würde, das kan er hernach einer andern Landtagsversamlung nicht abschlagen. Sie sind viel zu erleuchtet, als daß sie nicht wissen solten, daß unruhige und aufrührische Köpfe dasjenige gar sehr mißbrauchen möchten, wovon sie einen guten Gebrauch machen würden. Indes ist dem Könige so viel daran gelegen, seinen Unterthanen alle mögliche Satisfaction wiederfahren zu lassen, ehe die Landstände aus einander gehen, daß er es genehm hält, daß iegliche Kammer eine Anzahl Deputirte ernennet, um Sr. Majestät und dero Staatsrath die Ursachen anzeigen zu lassen, warum sie dergleichen von ihm begehret. Der König will, daß die Antwort auf dero Landtags Artikel in die Hände derer übergeben werden solle, die solche überreichet haben, damit sie ein sicheres Unterpfand von dem gnädigen Willen, den der König gegen seine Unterthanen heget, mit in die Provinzen bringen können. So hoch suchte man eine sehr geringe Gnade zu taxiren. Das seltsamste und meineidigste dabey war dieses, daß der Hof sichs noch nicht hatte in den Sinn kommen lassen, dasjenige zu halten, was der König durch den **Ventadour** hatte zusagen lassen. Der Herzog beschloß seine Rede damit, daß er der Clerisey anlag, ihre Artikel zu vollenden. Alle diejenigen,

deren sich die Königin bey den Landständen bedienete, machten jederzeit einen solchen Beschluß. Ventadour sagte auch der Clerisey im Namen der Maria von Medicis einige kleine Schmeicheleien vor. Ihro Majestät waren diese solchen Leuten schuldig, deren Gefälligkeit sie unendlich würde haben schätzen müssen, wenn sie weniger eigennützig gewesen wäre. Das Compliment der Königin an ihre getreue Clerisey gab dem Herzoge zu einer abgeschmakten Schmeicheley gegen Ihro Majestät Gelegenheit. Es ist, sagte er, eine Königin, deren unvergleichliche Klugheit von auswärtigen Souverainen so hoch geschätzet wird, daß sie sich eine Ehre daraus machen, sie zur Schiedsrichterin in ihren Streitigkeiten zu erwählen. Sie ist die tapfere Frau, welche Salomo zu finden sich so viel Mühe gab. Welch eine unwitzige und lächerliche Schmeicheley! Konte auch ein vernünftiger und ehrlicher Mann mit gutem Gewissen sagen, daß das Bild einer tapfern Frau, wie es Salomo entworfen, der Maria von Medicis gleiche? Sie redete niemals mit grosser Weisheit, sie war weder wachsam, noch gutthätig, noch eine gute Haushälterin, und sie wuste auch das Herz ihres Gemahls nicht zu gewinnen. Indem der Herzog mit einer verstellten Verwunderung sagte, daß auswärtige Fürsten die Maria von Medicis zur Schiedsrichterin in ihren Streitigkeiten wählleten, so zielete er ohne Zweifel auf die Händel zwischen den Häusern Savoyen und Mantua, und auf die Streitigkeiten Philipp III, Königs von Spanien mit Carl Emanuel, Herzoge von Savoyen. Kan man aber auch merken, daß die Königin hier so grosse Aufrichtigkeit und Klugheit bewiesen? Die gute Prinzessin wurde ja fast beständig vom Hofe zu Madrit geäffet. Der Herzog von Savoyen spielete öffentlich mit ihr. Ferdinand, Cardinal Herzog von Mantua, versprach sich so wenig vom Schutz einer Königin, die so nahe mit ihm verwandt war, daß seine Minister ihn endlich

lich beredeten, sich in die Arme des Königs von Spanien zu werffen.

§. 53.

Die Rede des Herzogs von **Ventadour** zog die vom Hofe gewünschte Würkung nicht nach sich. Der Cardinal von **Sourdis**, Präsident der geistlichen Bank, antwortete sehr demüthig und ehrerbietig darauf. Weil aber die drey Kammern unter sich einig waren, daß mit möglichstem Eifer darauf gedrungen werden solte, die Beantwortung der Landtagspropositionen zu erhalten, ehe die Landstände aus einander giengen so konte doch **Sourdis**, so sehr er auch dem Hofe ergeben war, nicht umhin, dem **Ventadour** gerade heraus zu sagen, **daß die geistliche Kammer bey ihrer unterthänigsten Vorstellung beharre**, die dem Könige geschehen, weil sie gewiß überzeuget wären, daß es so wol für den König als für das Beste des Staats eine überaus wichtige Sache sey. Die Unruhe, so die Königin wegen dieser Antwort verspürete, verdoppelte sich, als man erfuhr, daß die drey Kammern sich einmüthig entschlossen, eine zweyte Vorstellung beym Könige zu thun. **Wir bitten nicht**, sagte man, **um Erlaubnis, uns zu versamlen, und neue Entschliessungen zu fassen, noch auch Sr. Majestät andere Propositionen zu thun, als in unserm Aufsatz enthalten sind. Wir wünschen nur die Schwierigkeiten zu vernehmen**, die etwa der Staatsrath bey unsern Artikeln finden möchte, und die gnädige Antwort selbst zu hören, die uns der König zusaget. **Was sind denn für Bedenklichkeiten dabey, wenn wir in bedürffendem Fall dem Könige eine Vorstellung thun**, oder vielmehr denen, die der König ernennen möchte sich mit den Deputirten der drey Stände in Unterhandlung einzulassen: Man kan gar nicht absehen, daß eine so gerechte und nothwendige Bitte entweder jetzo

oder auf die Zukunft von gefährlichen Folgen seyn könne. Da der Hof nun daran zweifelte, daß er durch seine gewöhnlichen Ränke und Kunstgriffe die veste Vereinigung der drey Stände des Reichs werde trennen können; so glaubete er, daß es wol am rathsamsten seyn möchte, mit der Königl. Autorität durchzufahren. Dieses Mittel ergrif man mit desto grösserm Vertrauen, da die Creaturen, welche die Königin so wol unter der Clerisey als unter dem Adel hatte, Ihro Majestät versicherten, daß die beiden Kammern dem Willen des Königs nicht offenbar widerstehen würden. Man sagte also diesem, was er auf die Vorstellung antworten solte, die la Croix, Bischof von Grenoble an der Spitze der Deputirten der sämtlichen drey Landstände that. Ich wolte gerne meinen Ständen alle mögliche Satisfaction thun, sagte der junge Ludwig mit einem gebietenden Ton. Allein ich kan keine andere Entschliessung fassen, als nach den Aufsätzen, die ihr mir übergeben werdet. Ich will sie längstens in der künftigen Woche von euch annehmen. Ist es nöthig, daß sich die Stände bey Gelegenheit der darauf zu ertheilenden Antwort versamlen, so wollen wir schon zu rechter Zeit dafür sorgen. Als diese Antwort den Kammern war hinterbracht worden, so waren einige der Meinung, daß man sich nicht so gleich zum Ziel legen solte. Es ist unmöglich, sagten sie, daß an unsere Propositionen wieder wird gedacht werden, wenn die Stände nicht beysammen bleiben, nachdem sie übergeben worden. Es komt hier auf den Dienst des Königs und auf die Wohlfart des Staats an; warum wollen wir dann nicht ein wenig Standhaftigkeit beweisen? Die Sache verdienet wohl, daß man eine dritte Vorstellung beym Könige thue. So redeten einige selbst in der Kammer der Clerisey. Es wurde aber so wenig auf ihre Gründe geachtet, daß sich vielmehr die meisten

ihnen

ihnen widersetzten. Die Emissarien des Hofes drangen mit dem durch, was sie von den Ministern und Vertrauten der Königin gehöret hatten, nemlich daß die Stände etwas begehreten, das von so gefährlicher Folge wäre, daß man dem Könige gar nicht rathen könte, ihnen solches zu bewilligen; die Stände wären verbunden, die Königl. Autorität unter währendem zarten Alter Sr. Majestät zu unterstützen, und daß sie daher nicht solche Dinge in Vorschlag bringen müsten, wodurch dieselbe vermindert und geschwächet werden könte. Da die vornemsten Glieder des Staatsraths versichern, sagten einige geistliche Schmeichler, daß wir um eine gefährliche Neuerung gebeten, so thun wir am besten, wenn wir davon abstehen. Wir wollen uns dem Willen des Königs unterwerfen, und die Gnade, die uns der König gewähret, mit unterthänigster Dankbarkeit annehmen. Der König verstattet ja, daß wir hier beysammen bleiben, bis unsere Propositionen beantworter worden. Er erlaubet uns Deputirte zu ernennen, um unsern Vortrag im Staatsrath zu unterstützen. Endlich macht uns auch der König Hofnung, daß die Stände sich, wenn es nöthig ist, wieder versamlen sollen, nachdem unsere Vorschläge übergeben worden. Diese Gnade haben wir ganz gewiß der Königin zu danken. Sie gewähret uns dieselbe wider die Meinung der meisten Staatsräthe. Die Clerisey muß nicht nur den beyden Kammern ein gutes Exempel geben, sondern wir müssen sie auch zur Unterthänigkeit und Gehorsam gegen den Souverain ermahnen. Die Bischöfe von Grenoble und Senz musten die adliche Kammer hiezu einladen, und der Bischof von Tarbes muste gleiches bey dem dritten Landstand thun. Als nun die Adlichen, die durch die Intriguen der Königin und ihrer Minister schon zum voraus waren zubereitet worden, nachgegeben

hatten, so musten die von der dritten Kammer sich nach den beyden ersten richten. Daher wurde der Entschluß gefasset, sich fertig zu halten, daß die Vorschläge dem Könige den folgenden Montag, den 23 Februar 1615 übergeben werden könten.

§. 54.

Seitdem die Reformation in Frankreich Eingang gefunden hatte, war die Clerisey unermüdet gewesen und hatte keine Kosten geschonet, dieselbe wo nicht völlig auszurotten, doch wenigstens die weitere Ausbreitung derselben zu hindern. Es war dieses auch ganz natürlich. Denn die Bischöfe und Geistlichen der römischen Kirche können eine solche Religion nicht lieben, die sie nicht nur herabsetzet, die Mißbräuche und den Aberglauben verdammet, der ihrer Kirche unermeßliche Reichthümer zuwege gebracht hat, sondern die auch behauptet, daß ihnen die grossen Einkünfte abgeschnitten werden müsten, die sie durch den andächtigen Betrug und falsche Traditionen der Mönche und geitzigen Priester erbeutet. Es wurden daher bey allen Versamlungen der Clerisey neue Beschwerden wider die Reformirten dem Könige vorgetragen. Unterstund man sich nicht, um ihre völlige Ausrottung zu bitten, so bedienete man sich wenigstens aller Bewegungsgründe, die nur die heftigsten Leidenschaften rachgierigen und eigennützigen Menschen an die Hand geben können, den König zu bereden, daß ihn sein Gewissen und seine Ehre verbinde, die Uebung derjenigen Religion wenigstens in engere Gränzen einzuschränken, die man ihm als eine solche vorstellete, die im Schoos des Aufruhrs gebildet worden, und die eine Feindin der souverainen Autorität der Könige und Fürsten wäre. Wie nun der Hof selbst nicht viel von Treue und Glauben hielte, so fehlete es auch nie an Geistlichen oder Mönchen, die ihm mit allerhand theils sehr feinen, theils aber auch groben Griffen an die Hand giengen, und dadurch die

unver-

unverletzlichsten Edicte und feierlichsten Zusagen zu nichte zu machen. Die geistliche Kammer vergaß bey dem Landtage, davon bisher die Rede gewesen, nicht, sich nach der Methode zu richten, die ihnen von den vorigen Versamlungen war gezeiget worden. Unter den mehr als dreyhundert Artikeln, die in dem Aufsatz der Clerisey stunden, waren wenigstens ihrer fünf und sechzig *), darin der König theils gerade zu, theils durch Umschweife ersuchet wurde, den Reformirten einige Privilegia zu nehmen, die sein Vater solchen Leuten verliehen hatte, die ihr Gut und Blut daran gesetzet hatten, um ihn auf den Thron seiner Vorfahren zu erheben, davon ihn der Papst und die eifrigen Catholiken ausschliessen wolten. Die Reformirten vermutheten gar sehr, daß der Bischof von **Lucon**, der dem Könige die Aufsätze der Clerisey übergeben solte, sie in der Rede nicht vergessen würde, die er bey dieser Gelegenheit abzulegen hatte. Allein die Klage, so der Bischof von **Rhodes** den 21sten Januarius in der geistlichen Kammer anbrachte, wegen eines zu **Milhoud** vorgefallenen Aufruhrs, deren Einwohner grösstentheils reformirter Religion waren; dieses, sage ich, gab der Clerisey Gelegenheit, den Erzbischof von Lion, **Marquemont**, zu ersuchen, daß er deswegen dem Könige Vorstellung thun, und ihm die Sache der Geistlichen in der Herschaft **Bearn** empfehlen möchte. Es hatte nemlich der Bischof von **Rhodes** erzählet, daß die reformirten Einwohner der Stadt **Milhoud**, die in seiner Diöces lag, den heiligen Abend vor Weyhnachten und den ersten Tag dieses Festes im vorigen 1614ten Jahr die Waffen ergriffen, und die Geistlichen aus der Stadt gejaget, worauf sie in die Kirche gedrungen, das Crucifix zerbrochen, die Altäre umgeworfen, den Kirchenschmuck zerrissen, das Ciborium abgenommen, und die darin verwahrten Hostien ausgeschüttet und mit Füssen getreten hätten. Mehr gehörete nicht dazu, den Eifer der Clerisey in die äusserste Entrüstung zu setzen.

Weil nun **Marquemont** gewiß glaubte, daß die bloße Erzählung dieser That beyde Majestäten stark genung rühren werde, so schmückte er in seiner Rede, die er den 21sten Februarius an der Spitze der Deputirten aller drey Stände hielte, nicht sowol diese Stelle, als diejenige, welche die Sache von **Bearn** betraf. Es war nemlich diese Herschaft von der französischen Monarchie abgekommen, als die Familie **Carls** des Grossen in Verfall gerathen. Nachdem sie nun vom Hause **Foix** nebst dem kleinen Königreiche **Navarra** an das Haus **Albert** gekommen, dessen Erbin **Anton** von **Bourbon**, Herzog von Vendome, heirathete, so kam in der Person **Heinrichs** IV sowol die Herschaft **Bearn** als das Königreich **Navarra** wieder an die Könige von Frankreich. Einige seiner Vorfahren hatten dieselbe schon besessen, kraft der Vermählung **Philipp** des Schönen mit der **Johanna**, der Erbin der alten Grafen von Champagne. Einer von diesen, **Thibald** IV, ward nach dem Tode des **Sanche** des Herzhaftigen, der seiner Mutter Bruder war, König von **Navarra**. **Johanna** von **Albert**, die Mutter **Heinrichs** IV schaffete mit Einwilligung der Stände von Bearn die Uebung der römischcatholischen Religion in dieser Herschaft ab. Es war dieses eine Wirkung von dem gerechten Unwillen, den diese gottselige Prinzeßin samt ihren getreuen Unterthanen wider eine Conspiration gefasset, welche die Römischcatholischen nebst dem Könige von Spanien wider sie und ihre Kinder angeleget hatten. Nachher gab **Heinrich** IV auf Anhalten des Papsts **Clemens** VIII ein Edict heraus, kraft dessen die Catholiken in Bearn fast eben die Vorrechte erhielten, welche die Reformirten kraft des Edicts zu Nantes in Frankreich hatten. Der König setzte auch zween Bischöfe zu **Lescar** und **Oleron** ein, er lies ihnen aber die völlige Hebung ihrer Pfründen nicht zukommen. Der erste hatte nur tausend Thaler, der andere aber nur achtzehenhundert Livres aus der Landkammer von Bearn.

Es

Es ist leicht zu erachten, daß diese beyde Prälaten nicht so viele Einkünfte hatten, als gewisse Pfarrherren auf dem Dorfe. Ihre Mitbrüder woltens auch nicht gerne unter die Leute kommen lassen, daß Bischöfe ohne grosses Gefolge und prächtige Equipage leben könten. Denn das Volk stellet nur allerhand Betrachtungen darüber an; und es würde eine schlimme Sache seyn, wenn es den alten Irthum abzulegen anfienge, daß die Armuth oder eine ehrliche Mittelmäßigkeit sich für keine Bischofsmütze schicke. **Heinrich** wurde öfters deswegen angetreten, daß er die Bischöfe von **Lescar** und **Oleron** wieder zur völligen Hebung ihrer kirchlichen Güter und Einkünfte lassen möchte; und es behaupteten diese Prälaten, daß er ihnen solches auch versprochen hätte. Sie baten die **Maria** von Medicis, daß sie das Wort, so ihnen ihr Gemahl gegeben hätte, in Erfüllung bringen möchte. Sie konte aber dieses nicht thun, ohne die Reformirten in Bearn vor den Kopf zu stossen, die darüber gewaltig geschrien haben würden. Sie verschob also diese Sache, bis ihr Sohn würde majorenn geworden seyn. Die Bischöfe von **Lescar** und **Oleron** stelleten sich daher sehr zeitig bey dem zu Paris angeordneten Landtage ein. Sie hoffeten, es würden sich ihre Mitbrüder zu einem innigen Mitleiden bewegen lassen, wenn sie sähen, daß zween Prälaten sich so schlecht behelfen müsten. Die geistliche Kammer entschloß sich auch wirklich, die Bitte aufs kräftigste zu unterstützen, die diese beyden Bischöfe von **Bearn** übergeben und Ansuchung thun wolten, daß sie zum Besitz der Einkünfte gelassen werden möchten, die ihre Vorfahren genossen hätten. Man glaubte, daß das sicherste Mittel, den Zweck zu erreichen, den die Clerisey sich vorgesetzet hatte, die Reformirten in **Bearn** auf den Fuß zu setzen, darauf die übrigen im Königreiche stunden, dieses sey, wenn man den König bewegen könte, die Herschaft **Bearn** mit der **Krone Frankreich**, davon sie ehedem abhängig gewesen, zu vereinigen. Der Erzbi-

schof

schof von Lion hielt sich in seiner Vorstellung bey diesem Artikel sehr lange auf. Bearn, sagte er ganz dreiste, ist von Frankreich abgerissen worden, als der heilige Ludwig auf einem Creutzzuge nach dem heiligen Lande war. Da die zu Milhoud vorgefallene Sache ganz unverantwortlich war, so glaubten die Deputirten der reformirten Kirchen, daß es besser gethan seyn möchte, wenn sie ihres Ortes auch Beschwerden eingäben, als wenn sie diese böse Sache oder die Einwohner dieser Stadt vertheidigen wolten. Weil nun die Catholiken zu Belestat, wo die Reformirten freye Religionsübung hatten, eine Kirche niedergerissen, die Reformirten geschlagen, ausgeplündert und grausam gemißhandelt hatten, so fanden sie daran Gelegenheit, ihre Bitte dem Könige und seinen Ministern vorzutragen, sich darüber als eine Uebertretung des Pacificationsedicts zu beschweren, und zu bitten, daß die von beyden Seiten zu Milhoud und Belestat begangenen Excesse der aus catholischen und reformirten Richtern bestehenden Kammer zu Castries übergeben werden möchte. Der Hof gab seine Einwilligung dazu sehr gerne. Man wolte unter den gegenwärtigen Umständen der Reformirten gerne schonen. Der Marquis de la Force, der in Bearn Gouverneur war, war der reformirten Religion zugethan. Er unterstützte die Sache dieser Herschaft wider die geistliche Kammer mit grossem Nachdruck beym Könige und Staatsrath. Der Hof, der nicht gerne in einer weit entlegenen Provinz, wo die Protestanten sehr mächtig waren, Bewegungen verursachen, aber auch die Clerisey bey guter Laune erhalten wolte, lies sich diesen Vorschlag sehr wohl gefallen. Die Untersuchung der Sache von Bearn wurde bis auf den nächstfolgenden Monat May ausgesetzet. Es solte alsdann auch eine besondere Versamlung der Clerisey angestellet werden.

*) Diese fünf und sechzig Artikel waren den Reformirten nicht auf einerley Art entgegen gestellet worden. Einige betrafen sie mittelbarer Weise, da man z. E. begehrete, daß die römisch

mischcatholische Religion allenthalben eingeführet, daß die wider den Papst seit einiger Zeit herausgegebenen Schriften verdammet, und den Bischöfen erlaubet werden solte, die von ihnen für Uebelthäter gehaltenen Personen auf die Galeren schicken zu dürfen. Man begehrte, daß diejenigen Mönche, die sich ausser ihrer Ordenstracht und ohne Obedienzscheine ertappen liessen, als Apostaten gestrafet würden; weil ihrer bisher sehr viele zu der reformirten Religion übergetreten waren. Man verlangete, daß die Jesuiten der Universität zu Paris einverleibet, und ihre Streitigkeiten lediglich vom Könige untersuchet und entschieden werden solten. Man verlangete weiter zu verordnen: daß in jeglicher Stadt die Buchdrucker auf eine gewisse Zahl eingeschränket, keine ausländische Bücher ins Reich gelassen, den Reformirten keine Besoldungen von geistlichen Gütern gereichet, ihnen keine hohen Kriegsbedienungen und richterlichen Aemter anvertrauet, und ihnen die Pfandörter wieder abgenommen werden solten. Die andern Artikel waren ganz unmittelbar wider die Reformirten gerichtet, und konten als die Grundlage zu einer öffentlichen Verfolgung angesehen werden. Es solte ihnen alle Uebung der Religion untersaget, was ihnen unter der Minderjährigkeit des Königs verstattet worden, widerrufen und nicht erlaubet werden, daß sie ihre Todten auf die Kirchhöfe begrüben, die sie bisher mit den Catholiken gemeinschaftlich inne gehabt. Man solte ihnen nicht erlauben, Bücher wider die Lehre der Kirche und wider den Papst zu schreiben, noch auch die Kranken in den Hospitälern zu besuchen. Kein Herr oder Meister solle einen Diener, Gesellen oder Lehrjungen dulten, der der reformirten Religion zugethan wäre. Man solle ihnen ihre Collegia und Seminaria wegnehmen, die sie bisher zu **Saumur**, **Charenton** und **Clermont** gehabt, und wenn ein Reformirter bisher ein Jus Patronatus gehabt, so solle solches seinem nächsten catholischen Anverwandten übergeben werden, oder, wenn ein solcher nicht vorhanden wäre, an den Ordinarius verfallen seyn. Der Geist der Liebe und Sanftmuth, der der wahren Religion Jesu besonders eigen ist, zeiget sich ganz vortreflich in diesen Forderungen.

§. 55.

Indem nun der Erzbischof von **Lion** seine Vorstellungen that, so vereinigten sich einige Deputirte von der Clerisey und Adelstande über gewisse Hauptartikel, die jegliche Kammer in ihren Aufsätzen voranstellen wolte.

Es

Es kamen derselben vier und zwanzig zusammen, davon die meisten schon voraus genehm gehalten worden. Man kan diese Artikel nicht lesen, ohne einen Unwillen gegen einen Adel zu fassen, der von dem Muth und Klugheit seiner Vorfahren völlig abgewichen war, und sich den Eindrücken blindlings überlies, so die Clerisey ihnen beyzubringen beliebete. Wir wollen nur einige der vornemsten von diesen Artikeln hieher setzen. Es gehörete dahin die Publication des tridentinischen Concilii; die Einführung der catholischen Religion in Bearn und anderwärts; die unzertrenliche Vereinigung des Königreichs Navarra und dieser Herschaft mit der Krone Frankreich, mit der Erklärung, daß aufs künftige die Domainen eines jeglichen Prinzen, die er vor seiner Gelangung zum Thron besessen, mit der Krone vereiniget werden solten, sobald er König geworden, es solte allen hohen Gerichten und Parlamenten untersaget werden, sich in Dinge zu mischen, die den Glauben, die Autorität des Papstes, die Lehre und Sacramente der Kirche, die Ordensregeln und alles andere, so die Herren von der Clerisey geistliche Sachen zu nennen beliebet, beträfen, bey Strafe, daß ihre desfals abgefasten Decrete für Nullitäten erkläret werden solten. Weiter wurde darunter gerechnet die Einrichtung der Appellationen wegen gemißbrauchter und angemaster Jurisdiction, und der privilegirten Fälle, wie auch eine Erläuterung über die Beschaffenheit und Umfang der Freyheit der französischen Kirche; es solte die Erblichkeit und Verkaufung der gerichtlichen und Finanzbedienungen, wie auch der Gouvernements und Kriegschargen abgeschaffet und die ertheilten Expectanzen zurück genommen, gute und volhaltige Münzen geprägt, die Universitäten reformiret, die Jesuiten wieder her-

hergestellet und die Vermählung zwischen dem Könige und der spanischen Infantin volzogen werden. Man bat überdis den König, daß er sichs gefallen lassen möchte, ausser den Prinzen vom Geblüt und Kronbedienten vier Prälaten, vier adliche Herren, und vier vom bürgerlichen Stande in seinen Staatsrath zu ziehen, die einander vierteljährig ablöseten, zugleich aber zu befehlen, daß die im Dienste wirklich stehenden Staatsräthe beständig als Ordinarii zugegen wären. Endlich aber brachte man eine Schmeicheley an, die sich gar nicht für Leute schickte, die Verstand und Muth besitzen wollen, indem sie den König ermahneten, daß er die grosse Verbindlichkeit nie vergessen möchte, in welcher er gegen die Königin, seine Mutter, stünde, die ihm eine so heilige und gottselige Erziehung gegeben. Nachdem nun alles auf den 23sten Februarius als den zum Beschluß des Landtages angesetzte Termin war veranstaltet worden, so versamleten sich die drey Stände im Saal von Bourbon. Beyde Majestäten solten mit eben der Pracht und Cerimonie daselbst erscheinen, als bey Eröfnung des Landtages geschehen war. Nachdem sie nun ihren Plaß eingenommen, und die Herolde ein algemeines Stilschweigen angekündiget hatten, so näherte sich **Armand Johann** du Pleßis, Bischof von Lucon, um den Aufsatz der Clerisey zu überreichen, und vor Sr. Majestät eine Rede zu halten. Seit dem dieser Prälat, der aus einem armen sonst aber angesehenen Hause in **Poitou** abstammete, den Degen mit dem Bißthum **Lucon** vertauschet hatte, das sein Bruder **Alfonsus** niedergeleget hatte, und in den Carthäuserorden getreten war; so ergrif er alle ersinliche Mittel, sich in der Welt empor zu schwingen x). Der neue geistliche Herr begab sich in die Sorbonne, wo er gewisse Theses mit Ruhm vertheidigte, und den theologischen Doctorhut annahm. Da die ganze Wissenschaft der Leute,

x) Aubery Hist. du Cardinal *Richelieu* L. 1. c. 11.

te, die sich zur Doctorwürde anschicken, in einer gewissen Fertigkeit in der Schulsprache bestehet; so begab sich du Pleßis, der sich gerne hervorthun wolte, eine Zeitlang auf ein Landgut, um daselbst was gründliches zu lernen. Insbesondere übete er sich in der Streittheologie. Der Cardinal Perron hatte sich durch diesen Theil der Gelehrsamkeit Ruhm erworben, die ihm auch den Weg zu einem ausserordentlichen Glück gebahnet. Du Pleßis glaubte, daß er wegen seiner vornehmen Geburt, daran es dem du Perron fehlete, wenigstens eben so hoch in der Kirche steigen könte, wenn er sich bey Gelegenheit hervorthäte. Es zeigete sich aber nachher, daß du Plessis zu den Angelegenheiten und Intriguen des Hofes besser aufgeleget war, als Perron zu den Wissenschaften und zum Disputiren ein Naturel hatte. Einige sagen, daß du Pleßis sich zu Rom Bewunderung erworben, als er daselbst eine Dispensation wegen des canonischen Alters gesuchet, damit er als Bischof von Lucon eingeweihet werden könte. Es breitete sich aber damals das Gerüchte aus, und seine Feinde machten ihm deswegen grobe Vorwürfe, daß er den Papst Paulus V durch eine schändliche Lüge betrogen, und sich für weit älter ausgegeben, als er wirklich gewesen y) Der gute Papst, sagte man, lobete den Verstand und Geschicklichkeit des Prälaten, der ihn hintergangen hatte, und Se. Heiligkeit sagte voraus, daß der Bischof von Lucon dereinsten ein grosser und geschickter Betrüger werde werden. Als du Pleßis wieder nach Paris zurück gekommen war, so suchte er sich am Hofe einzuschleichen; allein seine erst aufblühenden Verdienste fanden nicht viel Bewunderer. Daher entschloß er sich, die Fastenpredigten in der Hauptstadt des Königreichs zu übernehmen. Man hörte ihn mit Vergnügen, und der Beyfall, den er erhielt, gab seinen Freunden Gelegenheit, seiner

y) Diverses pieces pour la defense de la Reine Mere. Victorio Siri Mercur. T. 2. L. 3.

seiner gegen die Königin **Maria** von Medicis auf eine vortheilhafte Art zu gedenken. Er wuste sich bey derselben in Hochachtung zu setzen, als er ihr näher bekant wurde. Die Eigenschaften eines Menschen, der am Hofe sein Glück machen will, mögen so selten seyn als sie wollen, so ist er doch allezeit eines Patrons benöthigt. Du **Pleßis** glaubte, daß er sich keinem vortheilhafter empfehlen könte, als dem Marschal von **Ancre**. Er hieng sich also an diesen Liebling, dessen Credit damals selbst die Prinzen von Geblüt und die grossen Herren von Frankreich eifersüchtig machte. Als die sämtlichen Landsstände zusammen berufen wurden, so wolte der Bischof von **Lucon** gerne als Deputirter einen Platz bey dieser ansehnlichen Versamlung haben. Er hoffete dabey Gelegenheit zu bekommen, sich am Hofe neue Verdienste zu erwerben. Allein die fünf Cardinäle und die andern dabey gegenwärtigen Prälaten hatten damals das ganze Vertrauen der Königin in den Händen, und sie liessen für andere wenig übrig. Alles, was du **Pleßis** (oder der nachmalige **Richelieu**) erhalten konte, war dieses, daß er die Commißion erhielt, dem Könige den Aufsatz der Clerisey zu überreichen, und zugleich im Namen der geistlichen Kammer die Rede zu halten.

§. 56.

Die Rede daurete beynahe anderthalb Stunden. Er wurde, wie man sagt, mit vieler Aufmerksamkeit und Vergnügen gehöret. Der Prälat, der sich dadurch Beyfall erwerben wolte, hatte an die Ausarbeitung derselben seinen möglichsten Fleis gewendet, oder vielleicht hatte ihm einer seiner guten Freunde geholfen. z) Es ist unter den Bischöfen in Frankreich gar was gewöhnliches, daß sie eine

z) Aubery Hist. du Card. *Richelieu* L. 1. c. 3. Mercure François 1615.

eine Rede hersagen, die sie nur auswendig gelernet haben. Wenn man einige Artigkeiten ausnimt, darauf damals einige Leute von bessern Geschmack zu achten pflegten, so war sonst in der ganzen Rede des Bischofs nichts ausserordentliches anzutreffen. Er bat im Namen der Clerisey, daß der geldfressende Aufwand an Geschenke und unnöthige Pensionen abgestellet, die Erblichkeit und Verkaufung der Aemter abgeschaffet, die Urheber des zu Milhaud entstandenen Tumults bestrafet, die von den Hugonotten besessenen geistlichen Güter der Kirche wieder erstattet, und die mit Spanien geschlossene doppelte Heirath volzogen werden möchte. Der gute Prälat entdeckte den Grund seines Herzens in derjenigen Stelle seiner Rede, die nicht so unrecht war ausstudieret worden. Diejenigen, die hell im Kopf waren, merkten damals schon, daß es dem du Pleßis nicht sowol um das Interesse der Clerisey, als um sein eigenes zu thun gewesen. Er beklagte sich sehr weitläuftig darüber, daß die Geistlichen bisher vom Staatsrath des Königs und von Staatsbedienungen ausgeschlossen gewesen. Ew. Majestät, sagte er, müssen uns mehr Theil an den Staatsangelegenheiten nehmen lassen. So lange die Könige, dero Vorfahren, sich der Prälaten ihres Königreichs bedienet, so ist die französische Kirche blühender gewesen als andere. Seit dem man aber von dieser löblichen und heilsamen Gewohnheit abgewichen ist, so hat die Clerisey von ihrem Glanze so viel eingebüsset, daß man sie gar nicht mehr kennet. Es ist so ferne, daß man verständige Prälaten in Staatssachen um Rath fragen solte, daß man sich vielmehr einbildet, als ob die Ehre, die wir haben, zum Dienst Gottes gewidmet zu seyn, uns untüchtig mache, dem Könige zu dienen, der dessen lebendiges Bild ist. Diese so dreist vorgetragene Maxime bewegte jederman zum Lachen. St. Paulus, sagten die schalkhaften Hofleute,

leute, will nicht, daß derjenige, der sich dem Dienst Gottes widmet, sich mit weltlichen Dingen beschäftigen soll Meinet denn etwa der Bischof von Lucon und seine Mitbrüder, daß dieses nur zu der Apostel Zeiten gegolten habe? Er ermahnete darauf den jungen Ludwig, daß er die Verwaltung der Regierung seiner Mutter überlassen möchte. So lange du Pleßis noch die Hofnung hatte, durch diese Prinzeßin erhoben zu werden, so lange glaubte er, daß ihr nicht zu viel Autorität gelassen werden könne. Die Folge der Geschichte wird uns lehren, daß der Cardinal Richelieu nicht lange der Meynung des Bischofs von Lucon geblieben. Die Hofleute machten noch über eine andere Stelle seiner Rede Anmerkungen. Er hielt um etwas an, das ganz billig und den Absichten derer ganz gemäs zu seyn schiene welche die Kirche bereichert haben; nemlich, daß die Pfründen nicht an adliche Laien vergeben, und daß den Abteien keine Pensionen abgefordert werden solten. Machen denn die Geistlichen, sagte man, von den Einkünften der Kirche einen bessern Gebrauch als wir? Sind denn die reichen Stiftungen nicht ja so gut angewendet, wenn man den Adel davon unterstützet, der das seinige im Dienst des Staats zugesetzet hat, als wenn ein Abt seine Schwelgerey und Müßiggang davon unterhält? Dieser Schwätzer hat gut reden, daß der König die Pfründen an keine andere Personen geben soll, als die derselben canonisch fähig sind; uns aber den Vorwurf zu machen, daß wir zu den Pfründen, die von den Abteien, die wir genieſſen, abhängig sind, unwürdige Leute vorschlagen, und daß wir einen unerlaubten Handel damit treiben. Alle diese Vorstellungen sind gut, und vielleicht sind sie im Grunde auch wahr. Aber es kleidet dem du Pleßis sehr schlecht, daß er uns hier von der genauen Beobachtung der Kir-

chengesetze was vorpredigen will. Ist nicht sein Bruder, ist nicht er selbst mit dem Bisthum von Lucon lange vorher versorget gewesen, ehe sie das zur bischöflichen Würde bestimte Alter erreichet hatten. Das Haus Richelieu ist seit vielen Jahren mit dieser Pfründe sehr wohl versorgt gewesen. Wem ist unbekant, daß die Madame von Richelieu die Canonicate und andere erledigte Pfründen, deren Besetzung ihrem Sohne zustund, an die Meistbietenden verkaufet? Hierauf redete der Bischof von Lucon wider die Eingriffe der Obrigkeiten in die Autorität der Kirche. Es ist ganz gewiß, setzte der Prälat hinzu, daß ein Fürst sich in die Gefahr setzet, seine Unterthanen zu lehren, wie sie die souveraine Macht vernichten sollen, wenn er ihnen gestattet, die Souverainität Gottes anzutasten. Die Glieder des dritten Landsstandes, auf welche hiemit gezielet wurde, sahen sich unter einander an. Dieser Bischof, sagten sie, sieht uns für Leute aus der andern Welt an. Er stellet sich vor, als ob wir nicht wüsten, worin die Macht bestehe, die Jesus den Lehrern seiner Kirche gegeben. Die Herren von der Clerisey müssen wol ein ganz eigenes Lexicon haben. Wer sich ihren ungerechten Eingriffen widersetzet, der vergreift sich, wie der Bischof von Lucon sagt, an der obersten Herrschaft Gottes. Billig solte man in einem wohlgeordneten Staate nicht gestatten, daß Geistliche sich unterstünden, in Gegenwart des Königs auf eine so freche Art wider die ungerechten Verordnungen seiner Vorfahren zu reden. Die Wendung, die du Pleßis machte, um die Publication des tridentinischen Concilii zu erhalten, gab zu tausenderley lustigen Einfällen wider die Clerisey Gelegenheit. Wir bekennen, sagte er im Beschluß seiner Rede, daß die unordentlichen Sitten der Geist-

Geistlichen die Hauptursache alles Unglücks sind, davon Frankreich gedrucket wird. Sie können aber, Sire, denselben ein kräftiges Mittel entgegen stellen, wenn sie befehlen, daß das heilige tridentinische Concilium publiciret werde. Das brünstige und aufrichtige Verlangen, das wir unter uns haben, die Reinigkeit der alten Kirchenzucht wieder hergestelt zu sehen, ist der einzige Bewegungsgrund, der uns antreibet, diese demüthige Bitte an Ew. Majestät zu thun. Jederman erinnerte sich hiebey desjenigen, was der Präsident Miron dem Bischof vom Beauvais geantwortet, als dieser dem dritten Landsstande den Vortrag gethan, daß er sich mit der Clerisey vereinigen und um die Publication des tridentinischen Concilii Ansuchung thun möchte. Wenn diese Herren, sagte er, so geneigt sind sich zu bessern, warum entsagen sie denn der Pluralität ihrer Beneficien nicht, warum residiren sie denn in ihren Diöcesen nicht, warum stellen sie denn ihre Schwelgerey und unnützen Aufwand nicht ab, und warum beobachten sie denn die alten Canones nicht: Sie können uns durch ein exemplarisches Leben und durch gute Predigten erbauen, ohne daß deswegen das tridentinische Concilium publiciret werden darf. Wie leicht können doch ihre Kunstgriffe entdecket werden: Sie haben gar keinen Willen, ihre Pflichten heilig zu erfüllen, und sie wollen gerne die Schuld auf andere schieben. Sie schreien ohn Unterlaß, man solte sich nur nicht der Publication des tridentinischen Concilii widersetzen, so würden gleich die Geistlichen in Frankreich so heilig als die Lehrer der ersten Jahrhunderte der Kirche werden. Dergleichen Reden können nur einfältige Leute betrügen.

§. 57.

Da der Adel mit der Clerisey dergestalt Einen Strang zog, daß derselbe beynahe eben dasselbe dem Könige vortrug; so fand es der zweyte Präsident dieser Kammer, der Baron von **Senecey**, nicht für nöthig, eine lange Rede zu halten, oder dieselbe in Druck zu geben, worin er auch weit klüger handelte als der Baron du **Pont St. Pierre**, dessen Rede, die er bey Eröfnung des Landtages gehalten hatte, gar nicht geachtet wurde. **Miron**, der Präsident des dritten Landsstandes redete hierauf im Namen seines Ordens. Seine Rede war zwar nicht so geschmückt, wie die, so der Bischof von **Lucon** gehalten hatte, aber weit gründlicher. Leute von gutem Geschmack bewunderten die Mäßigung, die **Miron** darin getroffen. Er redete ernstlich ohne Zwang, ehrerbietig ohne Niederträchtigkeit, und frey ohne Verletzung des Wohlstandes. **Die Gottseligkeit und Gerechtigkeit**, sagte er, **sind die sichersten Stützen des** Staats. Zu allem Unglück aber, welches nicht genung beweinet werden kan, ist von diesen beyden Tugenden in Frankreich nur der Schatten und Name übrig geblieben. Wir dürfen uns nicht viel Mühe geben, die Ursache zu entdecken, warum die Religion so wenig bekant ist, und so wenig geübet wird. Es fehlet vielen Diöcesen an Bischöfen; und gewisse Leute geniessen die Einkünfte von diesen wichtigen Beneficien entweder unter dem Titel des Oeconomat, oder kraft einer blossen Nomination. Die Prälaten übertreten die heiligsten Gesetze der Kirche und residiren nicht in ihren Diöcesen. Die meisten Pfarren haben so wenig Einkünfte, daß niemand, der nur mittelmäßige Verdienste besitzet, dazu Lust hat. Die reichen aber, die für geitzige und müßige Titulares gut genung sind, werden durch uns

unwissende Vicarien verwaltet, denen sie so wenig davon abgeben, als nur möglich ist. Mehr als die Helfte der Abteien ist in den Händen solcher Leute, die gar kein canonisches Recht dazu haben; Adeliche, die oft noch dazu einer andern Religion zugethan sind, ziehen die Einkünfte davon unter dem Titel der Oeconomen. Eine einzige Person geniesset mehrere Pfründen, deren Einkünfte sie zum eiteln und lasterhaften Gebrauch anwendet. Man findet Geistliche, die sich aus der Simonie gar kein Gewissen mehr machen; andere aber verbergen ihren schändlichen Handel unter einer Pension, die ihnen der neue Eigenthümer mit einer Summe Geldes abkaufen muß. Und endlich ist unter der Clerisey nichts gewöhnlicher, als daß sie mit ihren Pfründen eine heimliche Durchstecherey treiben. Wir dürfen also von den Plagen Frankreichs keine andere Ursachen aufsuchen. Diese himmelschreienden Unordnungen haben den Zorn Gottes über uns erwecket, damit die Menschen noch dazu ungeahndet Spott treiben dürfen. Wir dürfen, setzte der Präsident hinzu, Ew. Majestät nicht blos die Mißbräuche vorstellen, die sich ins Königreich eingeschlichen haben; indem dieselben uns in der Absicht zusammen berufen haben, unsere Meynungen von den Mitteln zu eröfnen, dadurch denselben abgeholfen werden kan. Wir kennen aber kein besseres und kräftigeres als die Beobachtung der heiligen Decrete, und der weisen Verordnungen, die von den Königen, dero Vorfahren gemacher worden, wie auch des mit dem heiligen Stuhl getroffenen Concordats. Es wird darin anbefohlen, daß alle Lehrer bey ihren Kirchen residiren, und daß die geistlichen Beneficien solchen Personen gegeben werden sollen,

len die wegen ihrer Gelehrsamkeit und exemplarischen Wandels fähig sind, denselben vorzustehen. Die Pfarren sind die wichtigsten Bedienungen in der Kirche. Ew. Majestät können die Einkünfte der armen Pfarren leicht verbessern, wenn sie entweder die Zehenten damit wieder vereinigen oder wenn sie zu denselben einige in ihrer Nachbarschaft befindliche einfache Beneficien schlagen. Ists auch gerecht, daß ein Bischof oder Abt die Zehenten einer ganzen Diöces einhebet, da indes diejenigen, die dem Altar dienen, nichts zu leben haben? Ist es denn so nothwendig, daß ein Geistlicher, der nur die einfache Tonsur hat, eine ansehnliche Pfründe besitzet, und doch weiter nichts thut, als daß er sein Breviarium herbetet? Die Abteien und Privatstellen der Klöster, die man zu Commenden gemacher hat, sind keine der geringsten Mißbräuche, die in die Kirche eingeschlichen sind. Dero getreue Unterthanen vom dritten Landsstande bitten Ew. Majestät unterthänigst, diese Beneficien in Ordnung zu setzen. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, dieses alles hieher zu setzen, um die Welt zu belehren, daß die Laien unter den versamleten Landsständen von den wahren Ursachen des Verfals der Clerisey richtiger geredet, als die Geistlichen, und daß sie weit bequemere und kräftigere Mittel in Vorschlag gebracht. Die Bischöfe, die Aebte, die Prioren, die als Deputirte zugegen waren, hüteten sich gar sehr, etwas von der Abschaffung der Commenden, von der Beschneidung der Pluralität der Beneficien, und von der Verbesserung der Pfarren, die durch so leichte und natürliche Mittel geschehen konte, und endlich von der Residenz der Lehrer bey ihren Gemeinden zu gedenken. Denn diese Herren möchten wol bey dergleichen Reformation ihre Rechnung nicht gefunden haben. Eben so wenig hatten

sie

sie Lust, den besten Theil ihrer Einkünfte fahren zu lassen, oder sich an ihre Diöcesen einzuschränken, oder von den Ränken des Hofes entfernt zu leben, oder die Lustbarkeiten zu verleugnen, die ihnen die Hauptstadt des Reichs im Ueberfluß darbot. Die Abschaffung der Appellationen wegen gemißbrauchter Jurisdiction, dadurch sie zu kleinen Souverainen gemachet wurden, und die Ausbreitung ihrer Jurisdiction schickte sich besser für den Geschmack solcher Leute, die einzig und allein auf Mittel bedacht waren, über das Erbtheil des Herrn eine unumschränkte Herrschaft auszuüben. Das war die Ursache, warum die geistliche Kammer so stark auf diese letzten Artikel drang, ohne der weit grösseren Unordnungen zu gedenken, ohnerachtet sie durch den Mund des Bischofs von **Lucon mit thränenden Augen bekanten, daß die Unordnung der Clerisey die Hauptursache von dem Unglück wäre, das den Staat drückte.** Der Präsident **Miron** redete nicht weniger stark gegen die Ausschweifungen des Adels und der Civilbedienten. Er beklagte sich darüber, daß die Adlichen sich offenbar über die Justiz moquireten, daß sie den königlichen Verordnungen frech entgegen handelten, daß sie auf ihren Landgütern Gewaltthätigkeiten ausübeten, eine unersättliche Spielsucht besässen, und unmäßige Schwelgerey trieben. Um nun den Unordnungen und Mißbräuchen abzuhelfen, die unter dem französischen Adel eingerissen, so bat **Miron**, daß die Duelle und verabredeten Rencontres abgestellet, daß das unmäßige Spielen und die Schwelgerey verboten würde, als welche viele Herren und Adeliche völlig zu Grunde richteten; daß ferner die Gotteslästerungen und abscheulichen Flüche bestrafet würden, die diese Herren fast für eine Zierde ihrer Reden anzusehen schienen; daß der König den von ihnen überwältigten Unterthanen seinen Schutz gönnen, und die Wiedererstattung der geistlichen Güter befehlen möchte, die von den Adlichen wider die heiligen Decrete in Besitz genommen

worden. Die Mißbräuche und Unordnungen, die bey den Gerichten herrscheten, wurden nicht weniger lebhaft vorgestellet. Miron schlug vor, daß die greuliche Menge unnützer Aemter, die dem Volke nur zur Last gereichten, abgeschaffet werden möchten. Und ob wol dem dritten Landsstande an der Beybehaltung der Paulette und an der Verkaufung der Aemter sehr viel gelegen war, so trug doch der Präsident auf die Abschaffung derselben an. Ob es aufrichtig gemeinet gewesen, oder ob es nur zum Schein geschehen, das wird Gott am besten wissen. Die Schritte aber, die der dritte Landsstand darin that, da er sich dem Mittel widersetzte, dadurch man den König schadlos halten wolte, wenn er diesen Mißbrauch abschaffete, zeigen zur Genüge, daß es der dritte Landsstand in diesem Falle wohl alzu aufrichtig gemeinet. Endlich empfahl Miron dem jungen Prinzen die Wiederherstellung der Policey und des Commercii, die gute Haushaltung mit den Finanzen, die Abschaffung der ohne Noth bewilligten Pensionen, die Erleichterung des Volks, und die Verminderung der Abgaben. Der Königin muste er auch ein Compliment machen. Ein gänzliches Stillschweigen würde für eine geflissentliche Sonderbarkeit seyn angesehen worden, und Maria von Medicis würde es für eine Beleidigung gehalten haben. Die Lobsprüche aber, die der Präsident nicht gänzlich Umgang haben konte, waren so wohl angebracht, daß sie mehr einer höflichen Erinnerung nahe kamen, die der Redner an die Königin thun wolte, daß sie den jungen König unterrichten möchte, wie er seine Unterthanen regieren solte, und daß sie ihm öfters einschärfen solte, daß ein König durch Gerechtigkeit und Gnade sich einen dauerhaftern Ruhm erwerbe, als wenn er mit seiner Macht groß thue und Eroberungen mache, die den Staat nicht nur nicht stärker machen, sondern ihn fast unausbleiblich an Volk und Geld erschöpfen.

§. 58.

Das war der Beschluß der Landtagsversamlung.

Ich

Ich habe deswegen eine ausführliche Beschreibung davon mitgetheilet, weil ich geglaubet, man würde das nicht ungerne lesen, was sich auf dem letzten algemeinen Landtage in Frankreich zugetragen. Denn weder Ludwig XIII noch sein Sohn haben nach der Zeit wieder einen Landtag zusammen beruffen. Die gottlosen Regenten, sagt ein Held des vorigen Jahrhunderts sehr wohl, hassen solche Versamlungen, die ihrer Tyranney Grenzen setzen wollen, so sehr, als die guten Könige sie wünschen und lieben. Diejenigen, die wahre Väter ihres Volks seyn wollen, werden jederzeit glauben, daß die Landstände der sicherste Grund einer gerechten Regierung sind. a) So richtig auch diese Anmerkung ist, so getraue ich mir doch nicht zu behaupten, daß bey den gegenwärtigen Umständen Frankreichs die Zusammenberufung der Landstände einigen Nutzen habe. Denn seit hundert Jahren sind unsere Franzosen völlig zur Knechtschaft angezogen worden. Da das so gar verschiedene Interesse der drey Stände des Reichs ihnen nicht gestattet, bey dergleichen Versamlungen Einen Strang zu ziehen, so ist dadurch mehr Böses als Gutes entstanden. So lange nun die Sachen auf dem Fus bleiben, so werden die Franzosen Ursache genung haben, ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen, die sie darin begangen, daß sie sich unabhelflich geschadet haben. Darüber aber werden sie sich nicht beklagen können, daß man dergleichen Landtage nicht mehr hält, die sie nicht nützlich angewendet. Vielleicht denkt Frankreich wieder einmal an die Zusammenberuffung der Landstände, wenn es für die Erhaltung seiner Gesetze und Freyheiten so eifrig wird, als England. Der Hof, der in der Hauptsache weiter nichts bewilligen wolte, als was er sich vorgesetzt hatte, suchte einen Vorwand, die Deputirten ie eher ie lieber in ihre Provinzen zurück gehen

zu

a) Guillaume d'Orange Apologie contre Philippe II. Roi d' Espagne.

zu lassen, allein man muste doch auch vor der Welt einen Schein übrig lassen. Man hatte den drey Ständen versprochen, daß der König auf ihre Propositionen antworten solte, ehe sie Paris verliessen. Es wurde ihnen also erlaubet, sich zu versamlen, aber nicht im Augustinerkloster, wo sie bisher ihre Sessionen gehalten, noch auch sonst an einem öffentlichen Orte. Es durften nur die Glieder ieglicher Kammer unter sich in einem Privathause bey ihrem Präsidenten zusammen kommen, und doch unter der Bedingung, daß sie keine neue Propositionen machten, noch auch einen Schluß über solche Dinge abfasseten, die in der Versamlung der Landsstände abgehandelt worden. Mitlerweile machte **Maria** von Medicis Mine, als ob sie dieselben in Ansehung der wichtigsten Artikel zufrieden stellen wolte. Sie befahl daher, daß die in den übergebenen Aufsätzen enthaltene Sachen in drey Classen abgetheilet werden solten. In der ersten solten die Angelegenheiten der Kirche, in der andern die Angelegenheiten des Adels enthalten seyn, in der dritten aber dasjenige, was den dritten Landsstand betraf, und worunter die Justiz- und Policeysachen gehöreten, wie auch die Vorschläge, wie dem Volk eine Erleichterung verschaffet werden könte. Dieses alles solte vor verschiedenen Gerichten untersuchet werden, die aus mehrerern Staatsräthen bestehen solten, welchen der König Commission geben würde, die Antwort in Erwegung zu ziehen, die der König auf ieglichen Vorschlag zu ertheilen hätte. Bey dieser Abtheilung genoß der Adel einige Vorzüge. Die Marschälle von Frankreich wurden mit zu dem Gerichte gefordert, welche die Angelegenheiten des Adels zu besorgen hatten. Die Geschäftigkeit und Pünctlichkeit, die der Hof darin zu beweisen schien, gefiel denen ungemein, die nicht alzuweit sehen konten. Man versprach sich grosse Dinge zu erhalten. Die drey Stände ernannten gleich ihre Deputirten, die sich mit den Königlichen Commissarien bey den angeordneten

Com-

Commissionen in Unterhandlung einlassen solten. Der Hof stellete sich an, als ob alles treu und ehrlich zugehen solte. Es wurde Befehl gegeben, die vornemsten Artikel von den Landtagspropositionen zu untersuchen. Den Anfang machte man mit der gemißbilligten Verkauffung der Aemter. Maria von Medicis und ihre Minister hoffeten, daß sie sich aus dieser Sache würden heraus wickeln, und ihren Zweck unter Begünstigung einiger Schwierigkeiten erreichen können, die ganz unausbleiblich entstehen würden, wenn es darauf ankäme, wie der König, wenn die Pauletre abgeschaffet würde, schadlos gehalten werden solte. Der dritte Landstand hatte die Einziehung der unnöthigen Pensionen vorgeschlagen. Dieses aber war gar nicht nach dem Geschmack des Adels, darunter viele nur von den Wohlthaten des Königs lebeten. Die Geistlichen und Adlichen würden gerne in eine neue Auflage gewilliget haben, um dadurch dem Könige den Verlust zu ersetzen. Dawider aber setzte sich der dritte Landsstand aus allen Kräften. Das Volk muste so schon den grösten Theil der Abgaben tragen. Gegen Einen Geistlichen oder Adlichen, die zum Exempel das Salz vom Könige nahmen, waren ganz gewiß zweytausend vom Volk, die es von ihm kauften. Der Hof urtheilete ganz richtig, daß dieses einzige Hinderniß die ganze Hofnung der Landesstände zu Boden stossen würde. Sie waren dem Anschein nach alle einig, daß die Verkauffung der Bedienungen abgeschaffet, und die Anzahl der Bedienten, so viel nur möglich, vermindert werden solte; allein man forderte dagegen eine Summe von 1500000 Livres, die der König einbüssen würde, wenn der jährliche Canon und die ausserordentliche Gefälle wegfielen. Es that jemand den Vorschlag, daß in den Provinzen, wo die Salzsteuer eingeführet wäre, auf ieglichen Scheffel Salz dreyssig Sols zehen Jahr hinter einander auferleget, in den Provinzen aber, die das Salz frey hätten, ein Aequivalent eingefordert werden

solte.

solte. Die Clerisey und der Adel hielten diesen Vorschlag genehm. Weil aber der dritte Landstand denselben verwarf, so wurde über diesen einzigen Artikel grosse und weitläuftige Ueberlegungen angestellet. Der Hof suchte hieben weiter nichts, als daß die Deputirten ermüdet, die Unterthanen aber zu dem Wunsch erwecket werden solten, sie in ihren Provinzen wieder zu sehen, weil sie über keiner einzigen wichtigen Sache einig werden konten.

§. 59.

So bald man merkte, daß fast jederman in dieser Gemüthsfassung stund, so wurden die vornemsten von den drey Ständen den 24 Merz ins Louvre gefordert. Man führete sie in die Gallerie, wo der König in Begleitung seiner Mutter und seines Staatsrathes erschiene. Der Canzler that den Deputirten der Stände die Erklärung, daß, nachdem der König die übergebene Propositionen der Landstände untersuchen lassen, man eine so grosse Anzahl darunter angetroffen hätte, die von der grösten Wichtigkeit wären, daß es Sr. Majestät nicht möglich wäre, in so kurzer Zeit darauf zu antworten, so gerne er auch solches gethan hätte. Inzwischen, sagte der Canzler **Silleri**, **will der König ihnen gerne deutliche Merkmale seines guten Willens geben, und auf die Forderungen, die sie am angelegentlichsten vorgetragen, gnädige Antwort ertheilen.** Der König ist entschlossen, die Verkauffung der Aemter abzuschaffen, und was davon abhängig ist, gehörig zu reguliren; er will eine Justizkammer anlegen, welche die Handlungen der Finanzbedienten untersuchen soll, und die Pensionen sollen gleichfalls eingezogen werden. Dieses alles soll auf eine solche Art geschehen, daß die Stände Ursache haben werden, damit zufrieden zu seyn. Was aber die in den Aufsätzen enthaltenen

renen übrigen Artikel betrift, so wird der König dieselben, so bald es nur möglich ist, berichtigen. Die, so man zusammen beruffen hatte, begriffen gar wohl, daß dieses ein höflicher Abschied sey, und daß nun für die Deputirte der Stände weiter nichts übrig bliebe, als daß sie ungesäumt nach Hause giengen. Indes thaten sich siebenzig Glieder vom dritten Landstande zusammen, und übergaben dem Könige eine von ihnen allen unterzeichnete Bitschrift. Es wurde darin vorgestellet, was für Unbequemlichkeiten damit verbunden wären, wenn auf ieglichen Scheffel Salz eine solche Auflage gemachet werden solte, indem diese Last fast lediglich auf das Volk fiele. b) Man fügte hinzu, daß die Einziehung der Pensionen und einige andere vom dritten Landtage vorgeschlagene Ersparungen weit gelindere und weniger lastbare Mittel wären, dem Könige den Abgang zu ersetzen, den ihm die Abschaffung des jährlichen Canons zuzöge. Alle diejenigen, die diese Vorstellung unterzeichnet hatten, begaben sich ins Louvre, und Ribier, Generalstatthalter zu Blois, that dem Könige eine mündliche Vorstellung, als er ihm diese Bitschrift überreichte. Er hielt bey der Gelegenheit um die Beybehaltung der Paulette an, weil man sie nicht anders abschaffen wolte, als unter neuer Belästigung des Volks. Der König, den man schon darauf zubereitet hatte, daß er jetzo in einem gebietenden Tone reden solte, gab den Deputirten des dritten Landstandes einen derben Verweis, daß sie sich unterstanden, sich im Augustinerkloster zu versamlen, ohnerachtet ihnen solches untersaget worden, und gebot ihnen, daß sie sich dergleichen nicht wieder gelüsten lassen solten. Ich habe wohl vernommen, fuhr er fort, was ihr mir vorgestellet habt; ich will meinen Unterthanen es so leichte machen, als es nur möglich seyn wird; ich werde mit der Königin, meiner Mutter, und mit meinem Staatsrath es überlegen. Hierauf fieng Maria von Medicis

b) Mercure François 1615.

Medicis an zu reden, und sagte zu den Deputirten: da der lange Aufenthalt zu Paris ihnen viele Unkosten mache und sonst mit mancherley Beschwerlichkeit verbunden wäre, so wäre es nun einmal Zeit, daß sie an ihren Aufbruch gedächten, und daß ein jeglicher in seine Provinz zurück reisete. Die Civilbedienten vergassen den Artikel von der Paulette nicht, nachdem die sämtlichen Landsstände aus einander gegangen waren. Sie hielten inständigst um die Beybehaltung derselben an. Die Königin, der eben so viel daran gelegen war als ihnen, lies den 13ten May ein Decret im Staatsrath abfassen, dem zufolge der jährliche Canon bis ins Jahr 1618. beybehalten werden solte. In Frankreich fehlet es nie an einem Vorwande, dasjenige nicht zu halten, was man aufs feierlichste zugesaget hat. Es hies in dem erwähnten Decret, daß, da der König den Unbequemlichkeiten nicht so gleich abhelfen könte, die mit der völligen Abschaffung der Paulette verbunden wären, so müsse er die Volziehung der guten und heiligen Entschliessung der sämtlichen Landsstände seines Königreichs bis auf eine andere Zeit ausgesetzet seyn lassen; es wäre ihm auch dieses um so viel vernünftiger vorgekommen, daß die Civilbedienten mit allem Rechte die Fortsetzung des jährlichen Canons bis zum 1618ten Jahr begehren könten, weil ihnen solches durch ein doppeltes Decret des Staatsrathes vom Jahr 1611 und 1612 wäre versprochen worden. Diese ganz handgreifliche Verletzung einer Zusage, die den drey Landsständen so oft gegeben worden, brachte jederman auf die Gedanken, daß es mit allen andern Artikeln eben so gehen werde, die nicht von den sämtlichen Landsständen zum Besten des Königreichs vorgeschlagen worden.

Geschichte
von
Europa
unter
Ludwig dem dreyzehnten.

Des ersten Theils siebentes Buch.

Inhalt.

Absterben der Königin Margaretha. §. 1. Der Hof geräth wegen der Händel in Italien ins Gedränge. §. 2. Verhalten des Herzogs von Savoyen gegen die Bewegungen der Spanier. §. 3. Ausbruch des Krieges zwischen beyden. §. 4. 5. Neuer Tractat zwischen beyden zu Asti. § 6. 7. 8. Intriguen des französischen Hofes dabey. § 9. Anschlag wider den Marschal von Ancre. §. 10. Intriguen des Marschal von Bouillon im Parlamente und anderwärts, §. 11. welches die Prinzen und Pairs zusammen berufet, §. 12. dem sich aber der König widersetzet. §. 13:15. Neue Bewegungen und Kränkungen des Parlaments. §. 16:19. Abermalige Erklärung des Königs gegen seine reformirte Unterthanen. §. 20. Versamlung der reformirten Gemeinden zu Grenoble. §. 21. Schändliche Lebensart des Marschal von Lesdiguieres. §. 22. Vorstellungen des Parlaments zu Paris beym Könige und Behauptung seiner Rechte. § 23:25. Bewegungen, so darüber entstanden. §. 26:32. Mißhelligkeit wegen der Vermählung des Königs. §. 33. Vergleich des Hofes mit dem Parlament. §. 34. Neue Streitigkeiten des Königs mit dem Prinz von Conde. §. 35:39. Mornay ertheilt den Reformirten einen

nen heilsamen Rath. §. 40. Die Klerisey vereinigt sich eidlich zur Einführung des tridentinischen Concilii. §. 41. Sonderbares Manifest des Prinzen von Conde. §. 42. 43 Dem Marschal von Ancre wird das Commando über die Armee streitig gemachet. §. 44. 45. Der König reiset nach Guienne. §. 46. Der Parlamentspräsident le Jai wird aufgehoben. §. 47. Versamlung der Reformirten zu Grenoble. §. 48. Deputation derselben an den König §. 49 50. Absterben des Cardinals von Joieuse. §. 51. Mißvergnügen zwischen dem Herzog von Guise und Epernon. §. 52. Der Prinz von Conde wird für einen Aufrührer erkläret. §. 53. 54. 55. Der Herzog von Rohan erkläret sich für ihn. §. 56. Die Reformirten begeben sich von Grenoble nach Nisems. §. 57. Ausbruch der Feindseligkeiten des Prinz von Conde. §. 58-60.

§. 1.

Margaretha von Frankreich, erste Gemahlin Heinrichs IV, starb bald nach geendigtem Landtage. Sie war die letzte vom Valesischen Hause, welches über zweyhundert und funfzig Jahr den Thron von Frankreich besessen hatte. Man kan sich kaum was seltsameres vorstellen, als das Schicksal dieser Prinzeßin a). Oder besser zu sagen, sie war nächst der Julia, einer Tochter des Kaysers Augustus, ein sonderbares Exempel unglücklicher Verhängnisse und der gerechten Verachtung, die sich Personen vom ersten Range zuziehen können, wenn sie ihren Verstand nicht gebrauchen und ihre Leidenschaften nicht bezähmen. Margaretha, die eine Tochter und Enkelin zweener mächtigen Könige, eine Schwester dreyer Könige, und die Gemahlin desjenigen war, der zur Krone gelangete, nachdem ihre Brüder ohne Kinder gestorben waren, Margaretha, sage ich, muste es endlich geschehen lassen, daß eine Prinzeßin von

weit

a) Mercure François 1615.

weit geringerer Geburt, als die ihrige war, ihren Platz auf dem Thron einnahm, den ihr Haus bestiegen hatte, und auf welchem ihr Gemahl so rühmlich regierete. Wiewol sie darin noch glücklicher war als die Julia; der sonst die Margaretha in Ansehung des Verstandes und der Sitten nicht ungleich war, daß sie einen vernünftigern Ehegatten hatte, als Tiberius war, der seine ungetreue Ehegattin im Elend und Hunger umkommen lies, und derjenigen nicht schonete, die mit ihr gebulet hatten. Dahingegen glaubte Heinrich, daß er mit der Schwester derjenigen verschonend umgehen müsse, denen er auf dem Thron gefolget war. Da ihr Zeit und Weile auf dem Schlosse Usson in Auvergne lang wurde, dahin sie war verstossen worden b), so begieng sie die Einfalt, und hielt beym Könige und beym Papst zuerst um die Ehescheidung an. Darin war sie zwar zu loben, daß sie in die Ehescheidung nicht willigen wolte, so lange die Gabriele von Etrees lebete, damit er nicht eine kühne und unwürdige Maitresse heirathen möchte, in welche er sich nach seiner Gewonheit bis zur Thorheit verliebet hatte. Sie suchte ihren schimpflichen Schritt unter dem scheinbaren Vorwand zu bemänteln, daß sie ihr Interesse dem Wohlergehen und der Ruhe des Staats aufopfern wolle, welcher sehnlich wünschte, daß der König Kinder hinterlassen möchte, die fähig wären, ihm auf dem Thron zu folgen. Sie mochte aber sagen, was sie wolte, so glaubten doch vernünftige Leute, daß es sich nicht für sie geschicket, die ersten Schritte zu thun, und den Thron ihrer Vorfahren zu verlassen. Wenigstens hätte sie sich zum Theil nach dem Exempel der Johanna von Frankreich, einer Tochter Ludwigs XI und Schwester Carls VIII richten sollen. Denn diese drang so wenig auf die Trennung ihrer Ehe mit Ludwig XII, den sie geheirathet hatte, als er noch Herzog von Orleans war, daß sie vielmehr ihre

b) Thuanus Hist. L. 123. ad ann. 1599. L. 134. ad ann. 1605. Mezerai Abregé de la Vie d' *Henri IV.*

Einwilligung dazu ihm schlechterdings abschlug. Allein Johanna besas eben so viel Muth und Tugend, als Margaretha niederträchtig und unzüchtig war. Jene, die von dem berüchtigten Papst Alexander VI, den ihr Gemahl auf seine Seite gezogen hatte, unterdrücket wurde, ertrug ein Unglück mit Geduld, darüber alle redliche Leute murreten und seufzeten. Und obwol ihr Gemahl sich in keiner andern Absicht von ihr scheidete, als damit er die Erbin von Bretagne, Carls VIII, ihres Bruders Witwe, heirathen könte, so gieng sie doch in ein Kloster nach Bourges, um diejenige nicht mit Augen zu sehen, die ihren Platz eingenommen hatte. Dahingegen erkaufte sich die Margaretha auf eine schimpfliche Art die Freyheit, um sich, ohnerachtet sie schon ziemlich bey Jahren war, zu Paris Galane und Buhler zu verschaffen, gleich jener ausschweifenden Kayserin, deren Geilheit gar nicht gesättiget werden konte. Sie erhielt die Erlaubniß dazu vier Jahr nach der zweyten Vermählung des Königs. Anfänglich miethete sie sich den Palast des Erzbischofs von Sens. Als aber einer ihrer Galane, da er eben in ihre Kutsche steigen wollen, war ermordet worden, so konte die Prinzeßin den Anblick eines Hauses nicht mehr ertragen, welches den Schmerz wegen des erlittenen Verlustes täglich erneuerte. Daher suchte sie sich eine Wohnung näher beym Hofe aus. Sie lies sich in der Vorstadt von St. Germain, dem Louvre gerade gegen über, einen Palast bauen und Gärten anlegen, und sie würde ganz gewiß den ersten Rang am Hofe gehabt haben, wenn ihr Verhalten klüger eingerichtet, und sie wegen ihrer schandbaren Liebeshändel weniger beschrien gewesen wäre. In diesem Palast, sagt ein Geschichtschreiber c), hatte Margaretha ihre kleine Hofstadt bis ans Ende ihres Lebens. Daselbst trieb sie eine seltsame Vermischung von Ueppigkeit und Andacht, von Liebe zu den Wissenschaften und Bestres

c) Mezerai Abregé de la Vie d' *Henri IV.*

ſtrebung um die Eitelkeiten des Hofes, von Wohlthätigkeit und Ungerechtigkeit. Bey ihren täglichen Galanterien, bey ihrer geſchäftigen Erſinnung neuer Luſtbarkeiten, und verübten Betrug an ihren Gläubigern, hörete ſie viel Meſſen in den Kirchen, tractirte die Gelehrten, und beſchenkte die Mönche reichlich.

§. 2.

Die Marſchälle von **Chatre** und **Labardin** waren beyderſeits binnen der Zeit, da die Landsſtände beyſammen waren, geſtorben. Der erſte war einer von den vier Marſchällen von Frankreich d), die der Herzog von **Mayenne**, Generallieutenant von der Ligue, zu ernennen dienlich fand, um ſeine ſehr geſchwächte Parthey zu verſtärken. Bey dieſer Gelegenheit ſagte ihm jemand mit eben ſo groſſer Beurtheilungskraft als Witz, **daß er jezo Baſtarte gemacht hätte, die ſich dereinſten auf ſeine Unkoſten legitimiren würden.** Was er vorher geſagt hatte, traf auch richtig ein. Denn gleich im folgenden Jahr verglich ſich **Chatre** mit **Heinrich** IV, unter der Bedingung, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement von **Orleans** und **Berri** lieſſe, in deren Beſitz er bereits war, und daß ihm der König die geheime Zuſage that, ihn förmlich zum Marſchal von Frankreich zu erklären. **Labardin** hatte ſeinen Marſchalſtab auf eine honettere Art erhalten. Es war derſelbe eine gerechte Belohnung für die Dienſte, die er **Heinrich** IV wider diejenigen geleiſtet hatte, die ihm ſeine Krone nehmen wolten. **Souvre**, Gouverneur des jungen Königs **Ludwigs** XIII, kam an die Stelle des **Chatre**, und **Roquelaur** an die Stelle des **Labardin**. Mitlerweile verurſachten die Bewegungen der Spanier und des Herzogs von Savoyen in Italien dem franzöſiſchen Hof nicht weniger Ungelegenheit und Unru-

d) Thuanus Hiſtor. Lib. CVI. An. 1593. CVIII. An. 1594.

he als dasjenige, was bey der Versamlung der Landsstände vorgefallen war. Der König **Philipp**, den der Herzog von **Lerma** e), sein Liebling, der den **Carl Emanuel** unversöhnlich hassete, aufgewiegelt wurde, machte Mine, als ob er in Piemont einbrechen wolle, wenn wenigstens der Savogarde sich nicht gleich zum Ziel legen und Sr. Majestät dem Könige Satisfaction verschaffen würde, der sowol wegen des Einbruchs, den **Carl Emanuel** ins Mayländische unternommen, als auch wegen der schimpflichen Art sehr aufgebracht war, mit welcher er den Orden des güldenen Vliesses nach Spanien zurück geschicket hatte. Der Herzog, der eben so viel Kühnheit als Hofnung hegete, daß die Verwirrungen, die er sowol erregete als unterhielt, zu seinem Vortheil ausschlagen würden, war eben nicht ungehalten darüber, daß der Hof zu Madrid den Tractat zu **Ast** nicht unterzeichnen wolte, der im vorigen Jahr durch den Marquis von **Rambouillet** und durch den päpstlichen Nuntius **Sanelli** war geschlossen worden. Der catholische König, der darüber sehr mißvergnügt war, daß der Gouverneur von Mayland, **Inojosa**, gestattet, daß der Herzog von Savoyen den Tractat als mit seines gleichen geschlossen, hatte dem **Inojosa** befohlen, daß er die spanischen Truppen ohne Zeitverlust gegen die Gränzen von Piemont solte anrücken lassen, und den **Carl Emanuel** zwingen, die Beleidigung wieder gut zu machen, die ein König, der weit höher war, als der Herzog von Savoyen, von ihm erlitten zu haben glaubete. Der französische Hof war mit dem Tractat zu Ast eben so wenig zufrieden. Man glaubte, daß **Rambouilet**, der damit alzusehr geeilet, mehr auf die Ehre bedacht gewesen, ein Mediateur in einer Sache zu seyn, die wegen des ungleichen Interesse des Königs von Spanien, des Herzogs von Savoyen, und des Hauses Mantua überaus schwer und verwickelt war, als

e) **Nani** Hist. Veneta Lib. 1. 1615. **Vittorio Siri** Memorie Recondite Tom. III. p. 32921.

als daß er auf Mittel denken sollen, den Vergleich dauerhaft zu machen. Maria von Medicis wendete ihres Orts sonderlich dagegen ein, daß man für das Beste ihres Neffen, des Ferdinands, Cardinal Herzog von Mantua, nicht gesorget hätte. Wünschete sie aber aus diesem Grunde, daß der Tractat zu Ast nicht zur Kraft kommen möchte; so besorgete sie hingegen auf einer andern Seite, daß, wenn der König von Spanien sichs im Ernst vornähme, den Herzog von Savoyen zu verderben, die Krone Frankreich, die ihn nothwendig unterstützen und sich der Vergrösserung einer eifersüchtigen Macht entgegen stellen muste, sich genöthiget sehen möchte, mit Spanien einen Krieg anzufangen, und folglich den doppelten Mariagetractat zu trennen, den die Königin mit so vieler Mühe geschlossen und von den versamleten Landsständen des Reichs bestätigen lassen. Zu dem Ende hatte die Königin dem Commandeur von Silleri, den man nach Madrid geschickt hatte, um der Infantin den Brautschmuck im Namen des jungen Königs zu überreichen, gemessenen Befehl ertheilet, sich nach den Absichten des spanischen Hofes in den italiänischen Angelegenheiten genau zu erkundigen, und den König Philipp zu bewegen, solche Bedingungen zu gewähren, die Sr. Majestät rühmlich wären, und die ein geringerer Souverain ohne Verletzung des Wohlstandes annehmen könte. Der Commandeur merkte endlich, daß dem catholischen Könige mehr an der Ehre gelegen war, als daß er ins Piemontesische einzubrechen Lust hatte, und daß er mehr den stolzen Savoyarden zu demüthigen, als ihm eine Herschaft zu nehmen gesonnen war, die er doch dessen Kindern, die Sr. Majestät Neffen waren, würde haben herausgeben müssen. Diese Nachricht beruhigte den französischen Hof, der wegen der ausserordentlichen Bewegungen des Herzogs von Savoyen und des Gouverneurs von Mayland sehr besorgt war.

§. 3.

Dieser, der darüber sehr verdrüßlich war, daß man ihm zu Madrid öffentlich den Vorwurf machte, als ob er um die Ehre des Königs Philippi alzuwenig Eifer bewies, entschloß sich, eine ansehnliche Armee zusammen zu ziehen und mit derselben den Herzog Carl Emanuel zu paaren zu treiben. Zu dem Ende schickte Jnojosa an die italiänischen Fürsten, und ließ sie ersuchen, daß sie ihm aufs schleunigste die Truppen zuschicken möchten, die einige, kraft der mit Spanien geschlossenen Tractaten, abzusenden verbunden waren, andere aber dergleichen ihm angeboten hatten, sowol aus Gefälligkeit gegen den catholischen König, als aus Verdruß über die unruhige und ehrgeitzige Gemüthsart des Savogarden. Alle diese Bewegungen nöthigten die Republik Venedig, auf ihrer Hut zu seyn, und die Gränzplätze wohl zu befestigen; denn man wuste nicht, worauf die grösten Zurüstungen des Spaniers zielen möchten. Jacobus, König von Grosbritannien, stellete sich an, als ob ihn an der Erhaltung des Herzogs von Savoyen sehr viel gelegen wäre. Carleton, sein Abgesandter zu Venedig, lag dieser Republik sehr an, den Carl Emanuel zu unterstützen. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf, um demselben die geheimen Absichten des Hofes zu Madrid zu entdecken, die gefährlichen Folgen vorzustellen, wenn die souverainen Fürsten von Jtalien den Herzog von Savoyen der Discretion der Spanier überliessen, die guten Gesinnungen des Königs, seines Herrn herauszustreichen, und den mächtigen Beystand anzupreisen, den er im Nothfal leisten würde. Es mochte aber der engländische Minister sagen, was er wolte, so achtete man doch auf seine lebhaften Vorstellungen nicht. Die meisten Rathsherren zu Venedig kanten die Gemüthsart Jacobi und die Lage seiner Sachen viel zu genau. Man wuste gar wohl, daß seine vorgebliche Liebe zu den Wissenschaften und gewisse

wisse Bewegungen, die er von aussen vornahm, nichts anders, als ein Vorwand waren, hinter welchen er seinen Müßiggang und seine Schwachheit zu verbergen suchte. Ausserdem, daß die Entlegenheit der Oerter ihm nicht gestattet haben würde, kräftig und hurtig genung zu würken, so waren auch seine Gemahlin und seine Vertrauten, von denen er sich regieren lies, jederzeit in den Stricken des spanischen Staatsraths. Der Herzog von Savoyen lies an allen Höfen, die auf die Macht des Hauses Oesterreich eifersüchtig waren, aus allen Kräften arbeiten, um daselbst Hülfe zu erhalten. Es rieth ihm aber jederman, sich mit dem catholischen Könige, seinem Schwager, zu vergleichen. Man versprach ihm höchstens, bey seiner Majestät gute Dienste zu leisten. Der Papst war der Meynung, daß **Carl Emanuel** nochmahls einen seiner Söhne nach Madrid schicken solte, um den König von Spanien zu besänftigen. Der König von Frankreich befahl den Marquis von **Rambouillet**, dem Herzog von Savoyen rund heraus zu sagen, daß Se allerchristlichste Majestät, da sie selbst in ihrem Königreiche alle Hände voll zu thun hätten, ihren Nachbarn keine Hülfe leisten könten. **Ludwig** verbot sogar seinen Unterthanen, in Piemont oder in Savoyen Kriegesdienste zu thun. Einige achteten nicht auf einen Befehl, von dem sie glaubten, daß er nur zum Schein gegeben worden: sie wurden aber wegen ihres Ungehorsams hart bestrafet. Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen wolten nicht erlauben, daß man in ihrem Lande zum Dienst des Herzogs von Savoyen Soldaten werben solte: welches vermuthlich auf Anstiften des französischen Hofes geschahe. Die Staatsklugheit verstattete zwar der **Maria** von Medicis nicht, an dem Untergang dieses Herrn zu arbeiten: sie sahe es aber auch nicht ungern, daß der Stolz des **Carl Emanuels** gedemüthiget wurde. Sie wolte sich dadurch an einem unruhigen und kühnen Geist rächen, der ihr sowol in als ausser dem Königreiche neue Händel zu

erregen suchte, um dadurch zu hindern, daß sie die älteste Prinzeßin von Frankreich nicht mit dem spanischen Prinzen vermählen solte, die Heinrich IV dem Prinzen von Piemont versprochen hatte. Alle diese Widerwärtigkeiten von Seiten der italiänischen und anderer Fürsten, machten den Herzog von Savoyen nicht muthlos. Um nun den Vorwurf einigermassen von sich abzulehnen, den man ihm machte, als ob er schlechterdings das Kriegsfeuer in Italien anzünden wolte: so ließ er einstens die Minister auswärtiger Fürsten, die an seinem Hofe waren, zusammen rufen. Nachdem er sie nun inständigst gebeten, ihm frey heraus zu sagen, wie weit er um des Friedens willen nachgeben könte, so versicherte er sie, daß er alles thun wolle, was sie begehreten, wenn man nur nicht etwas von ihm verlangete, das seinem Range und seiner Würde zuwider wäre, und wenn man der Prinzeßin Maria, seiner Enkelin, den Besitz von Montferrat garantirte, das ihr unstreitig gehöre. Die Abgesandten von England und Venedig lobeten die guten Gesinnungen Carl Emanuels. Man gab dem Gouverneur von Mayland unverzüglich Nachricht davon. Allein der Marquis von Inojosa hatte keine Volmacht, einen Vergleich zu schliessen. Der König, sein Herr, hatte ihm nur gemessenen Befehl zugeschicket, den Savoyarden durch Gewalt der Waffen zu bändigen. Man muste sich also unverzüglich in eine Unterhandlung mit dem Hofe zu Madrid einlassen. Die Venetianer lagen dem Könige von Frankreich an, die Sachen in die Wege zu richten, daß der König von Spanien etwas von der Unterwerfung und Satisfaction nachliesse, die er vom Herzoge von Savoyen forderte. Ludwig war bereit und willig dazu. Man schickte dem Commandeur Silleri ernstliche Befehle zu, sich mit den Ministern des Papstes und der Republik Venedig zu vereinigen, um von Sr. catholischen Majestät solche Bedingungen zu erhalten, die Carl Emanuel ohne Niederträchtigkeit annehmen konte. Ohnerachtet sich nun

nun der Herzog von **Lerma** mit vieler Bitterkeit über einen Fürsten beschwerte, der sich nicht entblödete, der Macht Philippi Hohn zu sprechen, die andern spanischen Minister auch frey herausgesaget hatten, daß ihr Herr keinem Vortrag Gehör geben würde, wo nicht der Herzog von Savoyen Sr. catholischen Majestät eine anständige Satisfaction leistete, so fieng dadurch der spanische Premierminister und die andern almählig an aus einem gelindern Ton zu reden. Auf Fürbitte so vieler souverainen Fürsten, sagten sie, die sich in diese Sache eingelassen, will der König von der Demüthigung etwas nachlassen, die er vom Herzog von Savoyen zu fordern berechtiget ist. Allein der Antheil, den Se. Majestät an der Erhaltung der Ruhe in Italien nimt, nöthiget ihn, auf der Forderung zu bestehen, daß der Herzog von Savoyen die Waffen niederlege, und sich mit dem Cardinal Herzog von **Mantua** vergleiche. Gegen den Commandeur Silleri erklärte man sich noch deutlicher. Die Spanier gaben ihm zu verstehen, daß sie es geschehen lassen würden, daß Carl **Emanuel** die Truppen beybehielte, die ihm zur Sicherheit seiner Städte und Festungen nöthig wären, wenn er nur die übrigen aus einander gehen liesse; die Sache wegen **Montferrat** solle dem Kayser überlassen, und die eroberten Oerter samt den Kriegsgefangenen gegen einander ausgewechselt werden. **Alsdann**, sagten sie, **wird der König wegen seiner Truppen, die er auf den Beinen hat, eine solche Disposition machen, daß kein italiänischer Fürst Ursache haben wird, deswegen argwöhnisch oder eifersüchtig zu werden.**

§. 4.

Man glaubte, daß der Herzog von Savoyen, der so gute Neigungen zum Frieden blicken lassen, so wieder

zurück

zurück ziehen werde. Allein dieser listige Fürst redete ganz anders, als er dachte. Sein Kopf war immer mit tausenderley Chimären angefüllet, und er wolte Krieg haben, es möchte auch kosten was es wolte. Ich habe gute Truppen, sagte er. Sie sind im Stande sich mit denjenigen zu messen, die Philipp aus verschiedenen Gegenden zusammen gezogen hat. Erhalte ich die Oberhand, was für eine Ehre wird es für mich seyn, wenn ich Spanien gedemüthiget habe! Wir werden alsdenn vor ganz Europa die Schwäche einer Monarchie aufdecken, vor welcher ihre Nachbarn bisher ohne Ursache gezittert. Es ist wahr, das Glück kan mir zuwider seyn. Allein in diesem Falle muß Frankreich, die Republik Venedig, samt den protestantischen Fürsten, mir zu Hülfe kommen und mich vertheidigen. Wird man auch zugeben, daß der Spanier zu den grossen Staaten, die er schon in Italien hat, auch noch Piemont hinzuthue? Allein dieser durch seine Leidenschaften geblendete Herr, sahe nicht, daß die Vortheile, davon er sich allerhand falsche Vorspiegelungen machte, in seinem eigenen Lande erfochten werden musten, welches er dadurch zum Schauplatz des Krieges machte. Der König von Spanien war wenigstens eben so mächtig, ihm den Eintrit ins Mayländische streitig zu machen. Als man nun die Nachricht von den Bedingungen, damit Philipp zufrieden seyn wolte, nach Turin überbrachte, so bedienete sich der Herzog seines gewöhnlichen Kunstgriffes, um Zeit zu gewinnen. Heute brachte er eine Schwierigkeit auf die Bahn, und Morgen wieder eine andere. Bald machte er den Einwurf, daß seine Ansprüche wider das Haus Mantua unter der Langwierigkeit des Processes, den man am kayserlichen Hofe abwarten müsse, gleichsam vergraben blieben; bald stellete er vor, daß ihm seine Ehre nicht gestatte, diejenigen zu verlassen, die zum Nachtheil des

Hau-

Hauses Mantua seine Parthey ergriffen hatten. Er hielt daher für diese um eine Amnestie an; dieses aber wolte der Cardinal Herzog durchaus nicht bewilligen. Unter diesem Aufschub und Unterhandlungen kam der Frühling heran. Und mit dem Anbruch desselben geschahe es, daß die Spanier, aller Schwachheit und Schläfrigkeit des Gouverneurs von Mayland ungeachtet, dem Carl Emanuel den nächsten Vorwand an die Hand geben, mit ihrem Könige öffentlich zu brechen, dessen Macht und Stärke sie nicht genung heraus streichen konten. a) Die Einwohner von Roccaverano, eines kleinen Ortes in dem unfruchtbarsten Theil der Gebirge, so die Italiäner Cantes nennen, und das sich in der Länge von Quiras an bis in die Gegend des Meers bey Genua erstrecket; diese Einwohner von Roccaverano, welche den Frevel der Franzosen, die der Herzog bey ihnen zur Besatzung eingeleget hatte, nicht länger ausstehen konten, entschlossen sich, die Spanier zu Hülfe zu rufen, und sich an dieselben zu ergeben. Der Marquis von Mortare, Gouverneur von Alexandrien gab den Vorschlägen der Leute von Roccaverano um so viel williger Gehör, da er selbst mit in die Classe derer gehörete, welche glaubten, daß der Herzog von Savoyen ohne viele Umstände zu paaren getrieben werden müsse. Er kam also den Einwohnern zu Roccaverano mit fünf bis sechstausend Mann zu Hülfe. Er hatte dabey noch einen andern Anschlag im Kopfe, er wolte Cortemille in der Geschwindigkeit überraschen, von da aus er das Piemontesische äusserst würde haben beunruhigen können. Es gelung ihm aber sein Vorhaben nur zum Theil. Mortare bemächtigte sich der kleinen Stadt und des Schlosses Roccaverano. Vierzig Franzosen wurden bey diesem Angrif getödtet und sechzig zu Gefangenen gemachet. Carl Emanuel, dem es weder an Wachsamkeit noch an Hurtigkeit fehlete, vereitelte das

a) Nani Hist. Veneta L. 1. 1615. Vittorio Siri Memorie recondite T. 3. p. 335. Mercure François 1615.

das Vorhaben des Marquis von **Mortare**, da er in **Cortemille** eine Besatzung einlegte, und ihm mit viertausend Mann Infanterie, und acht bis neun hundert Mann Cavallerie zu Leibe gieng. Nach geschehener Eroberung von Roccaverano hatte sich **Mortare** nach Bestagne im **Montferrat** gezogen. Der Herzog faste den Vorsatz ihn daraus zu vertreiben, und sich eines Ortes zu bemächtigen, der nicht besetzet war. Es gehörte derselbe dem Hause Mantua, und der Sovoyard hatte sich gegen die Republic Venedig anheischig gemachet, nichts zum Nachtheil des Herzogs von Mantua zu übernehmen. Allein **Carl Emanuel** glaubte, daß es ihm erlaubt sey, sich einer Ausflucht zu bedienen, die den Fürsten nicht ungewöhnlich ist, die in der Meynung stehen, daß Personen von ihrem Range nicht Sclaven ihrer Worte seyn müsten. Er gab also vor, daß, da er sich wider die Spanier vertheidigen müste, er sie auch angreifen könte, wo er sie fände. Dieses suchte man auch der Welt durch ein Schreiben an den Rath von Bestagne weis zu machen, das in Gestalt eines Manifests abgefasset war. Der Herzog versicherte darin, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen wäre, einige Feindseligkeit wider die dem Hause Mantua zugehörigen Städte auszuüben. Er redete darin sehr vieles von seiner Ehrerbietung gegen den Papst und allerchristlichen König. Er wolte dem Tractat nicht entgegen handeln, der von ihren Ministern im vorigen Jahr zu **Asti** war geschlossen worden. Der Herzog wolte nur die Spanier angreifen, die im Montferrat Plätze an sich rissen, um desto leichter ins Piemontesische einzudringen. Allein aller dieser glatten Versicherungen ungeachtet schrie man wider den **Carl Emanuel**, und rückte ihm seine Meineidigkeit vor. Er aber lies sich dadurch nicht irre machen. Ohnerachtet **Martare**, **Rimentel**, **Cordua** und andere tapfere spanische Officier sich mit fünf bis sechs tausend Mann der besten spanischen Truppen verschanzet hatten, so wagete **Carl Emanuel** es doch ganz

herz-

herzhaft sie daraus zu vertreiben. Vielleicht hätte er seinen Zweck erreichet, wenigstens würde er sie in grosse Verlegenheit gesetzet haben, wo nicht der Marquis von Jnojosa ihnen unverzüglich mit funfzehen bis sechzehntausend Mann zu Hülfe gekommen wäre. Der Herzog von Savoyen blieb in seinem Posten stehen, bis der Gouverneur von Mayland vor seinen Augen sein Lager aufgeschlagen hatte. Darauf zog er sich im Angesichte des Feindes in der besten Ordnung zurück, der sich nicht unterstund, ihn anzugreifen.

§. 5.

Man glaubte, daß der Spanier die Gelegenheit nicht zu brauchen gewust, die sich ihm dargeboten, die Savoyarden zu schlagen, die sich wegen der Ueberlegenheit seiner Macht genöthigt sahen, zurück zu gehen. Sie hatten ihr Glück dem Vorsatz zu danken, den der Gouverneur von Mayland gefasset, seine Armee zur Belagerung der Vestung Asti zu sparen. Der Prinz **Thomas**, einer von den Söhnen **Carl Emanuels**, der mit einer Garnison von viertausend Mann Fußvolk und etwas Reuterey zur Besatzung lag, nahm täglich Streifereyen ins Mayländische vor. Daher hatte Jnojosa sichs vorgenommen, diesen Ort wegzunehmen. Allein der Spanier hielt seine Entschliessung so wenig geheim, und führete sie mit so guter Weile aus, daß **Carl Emanuel**, der alles zeitig genug erfuhr, gar bald vorbauen konte. Er eilete daher der Stadt **Asti** ohne Zeitverlust zu Hülfe. Sich mit ziemlich guten Truppen, ob sie gleich den feindlichen an der Zahl nicht gleich kamen, in eine Stadt einzusperren, das schien ihm eine Sache zu seyn, die sich für seinen Muth und Tapferkeit nicht schickte. Er stellete sich also ausserhalb der Stadt mit zehntausend Mann Fußvolk, funfzehnhundert Mann Reuterey und zwölf Canonen an einen vortheilhaften Ort, und erwartete den Jnojosa ganz unerschrocken, dessen Armee aus siebzehntausend Jta-

liänern,

liänern, viertausend Spanier Fußvolk und zweytausend Reutern bestund, ohne sechstausend Mann Infanterie und funfzehnhundert Mann leichte Reuterey, die bey Sandoval stund, und die auf den ersten Befehl zur Hauptarmee stossen konte. Ehe nun die Stadt belagert werden konte, so muste er, der Herzog von Savoyen, von dem Orte vertrieben seyn, den er eingenommen hatte. Als nun der Spanier eine Anhöhe mit Volk und Artillerie besetzen lassen, von welcher er die Armee des Savoyarden beunruhigen konte, so schickte Carl Emanuel einige von seinen Truppen ab, die den Feind da wegtreiben solten. Es fielen zwischen beyden Partheyen blutige Scharmützel vor. Die Italiäner, die bey der Armee des Gouverneurs von Mayland stunden, die dabey zaghaft und ohne Zucht waren, würden gleich anfangs die Flucht ergriffen haben, wo nicht die Spanier, die sichs zur Schande rechneten, daß ein weit schwächeres Detachement, als das ihrige war, sich so hartnäckig vertheidigte, endlich die Savoyarden zurück geschlagen, und sich auf den vortheilhaften Anhöhen behauptet hätten. Der Herzog, der der Ueberlegenheit weichen muste, warf sich in die Stadt Asti, als einer, der mehr Lust hatte zu streiten, als zu fliehen. Er brachte sechs Stunden mit seinem Rückzuge in diese Stadt zu, die doch nur eine halbe Meile hinter ihm lag; so begierig war er, daß es zwischen ihm und den Spaniern zu einer Schlacht kommen solte. Viele Officiere lagen dem Inojosa beständig an, ihnen zu erlauben, daß sie den Hinterzug des Herzogs angreifen dürften. Allein der träge und ungeschickte General, wolte niemals darein willigen. Seine Armee, die verstärkt worden war, belief sich auf dreyßigtausend Mann. Als es auf die Besatzung der Höhen ankam, die zwischen der Stadt und dem Cartheuserkloster lagen, so widersetzte sich der Herzog von Savoyen sehr tapfer. Seine Leute waren auch schon sehr weit gekommen; sie musten aber der überlegenen Menge abermals weichen. Zu allem

Unglück

Unglück wolten die Schweitzer, die er im Solde hatte, nicht streiten, der Herzog mochte auch vorstellen, was er wolte. Er that bey dieser Gelegenheit alles, was man von einem grossen Capitain und tapfern Soldaten erwarten kan. Man lobete seinen Muth und Unerschrockenheit im Angrif, seine Gegenwart des Geistes zur Ertheilung der nöthigen Befehle, und seine Geschäftigkeit, den seinigen zu Hülfe zu kommen, wenn sie hie oder da weichen musten. Italien zitternd zu machen, sagten die Kenner nach dieser Action, würde weiter nichts nöthig seyn, als daß die spanische Armee einen General hätte, wie der Herzog von Savoyen ist, oder daß dieser so viel Truppen aufbringen und unterhalten könte, als der catholische König. Jnojosa machte einen so schlechten Gebrauch von den erhaltenen Vortheilen, er wählte so elende Maasregeln, die Belagerten in die Enge zu treiben, daß vielmehr Carl Emanuel Mittel bekam, ihn so lange aufzuhalten, bis der beste Theil seiner Armee durch Krankheiten und durch die Beschwerlichkeiten der Belagerung war aufgerieben worden.

§. 6.

Gueffier, der französische Resident zu Turin, war nach Paris gereiset, um die Absichten des Königs wegen der Angelegenheiten Italiens zu vernehmen, die wegen des offenbaren Bruchs zwischen den Spaniern und Savoyarden immer verwirrter wurden b). Es konte aber der Hof keine gewisse Entschliessung darüber fassen, bevor nicht der Commandeur Silleri wieder zurück gekommen war. Dieser solte die letzten Entschliessungen des catholischen Königs von Madrid mitbringen. Sobald man nun die guten Neigungen Philipps zum Frie-

den

b) Nani Hist. Veneta L. 1, 1615. Vittorio Siri Memorie recondite T. 3. p. 345 sqq. Mercure François 1615.

den und die Erklärung, die der Herzog von **Lerma** von sich gestellet, erfahren hatte, so bekam **Gueffier** Befehl, unverzüglich nach Piemont zurück zu gehen, und dem Marquis von **Rambouillet** zu sagen, daß er den **Carl Emanuel** bewegen möchte, die Bedingungen anzunehmen, unter welchen sich der König von Spanien bequemen wolte. **Gueffier** traf aber zu **Turin** wieder ein, als die spanische Armee vor **Asti** rückte. **Rambouillet** schickte sogleich den **Poigni**, seinen Anverwandten, an den Herzog von Savoyen, und lies bey diesem um Audienz Ansuchung thun, weil er ihm im Namen des allerchristlichsten Königs was zu eröfnen hätte. **Carl Emanuel** bestimte dem Marquis zur Zusammenkunft einen zwischen **Asti** und **Turin** gelegenen Ort, Namens **Valfencra.** Der Abgesandte that dem Herzoge alle mögliche Vorstellungen, um ihn zur Annehmung der Bedingungen zu bewegen, welche die Minister des Königs von Spanien dem **Silleri** bekant gemachet hatten. Weil aber **Carl Emanuel** sichs damals mehr als jemals vorgesetzet hatte, es auf eine Schlacht mit dem Gouverneur von Mailand ankommen zu lassen, der damals in vollem Anmarsch war; so nahm er sich eine Frist, um mit seinem Staatsrathe, mit den Ministern des Königs von Grosbritannien und des Papstes, die an der Beruhigung Italiens arbeiteten, die Sache überlegen zu können. Es war dieses ein neuer Kunstgrif, dadurch er sich den **Rambouiller** vom Halse schaffen wolte. Wie er beständig voll chimärischer Hofnungen war, so glaubte er auch jetzo, daß, wenn er die aus neugeworbenen und undisciplinirten Soldaten bestehende spanische Armee schlüge, die Venetianer und die meisten italiänischen Fürsten seine Parthey ergreifen würden, um etwas von einer Monarchie zu rupfen, deren Fall er schon in seinem Geiste fühlete. Als aber **Carl Emanuel** nachher überlegete, was für Verdruß ihm die öftern Empörungen unter seinen Truppen verursachten, die ihre Löhnung auf eine ungestü-

me

me Art forderten, und wie unmöglich es ihm sey, die ausserordentlichen Unkosten länger auszuhalten, ohnerachtet die feindliche Armee sehr geschwächet wurde; so fieng er an, schmeidiger zu werden, und weniger Abneigung vom Frieden zu äussern. Dieser wurde unter einem Waffenstilstande von drey Tagen, den beyde Partheyen getroffen hatten, sehr hurtig zu Stande gebracht. Der Herzog von Savoyen erklärete sich handschriftlich unter dem 3ten Junius 1615, daß er auf Vermittelung des allerchristlichsten Königs die Bedingungen eingehen wolle, die **Silleri** von Madrid mitgebracht hätte. Zu gleicher Zeit aber bat sich **Carl Emanuel** von **Ludwig** viererley aus; nemlich, daß er allen Franzosen pardonniren möchte, die unter den savoyischen Truppen, wider das geschehene Verbot, Kriegsdienste genommen hätten; daß er das Commercium zwischen Mayland und den Staaten des Herzogs wieder eröfnen liesse; daß er den Gouverneurs in den an Savoyen angränzenden Provinzen Befehl ertheilete, ihm, ohne auf neue Ordre zu warten, zu Hülfe zu kommen, fals die Spanier die Bedingungen des vorgeschlagenen Tractats nicht erfülleten; und endlich, daß er, der Herzog, fünftausend Mann zur Besatzung seiner Vestungen, zweytausend Schweitzer und dreytausend von seinen eigenen Unterthanen, auf den Beinen halten dürfte. Nachdem nun der französische Hof alles ohne Bedenken bewilliget hatte, was der Herzog begehret, so wurde der Tractat vom Marquis von **Rambouillet** und den andern Mediateuren geschlossen. Man machte zwo Abschriften davon wegen der Zwischenkunft des engländischen Abgesandten und des päpstlichen Nuntius, deren Namen in Einem und eben demselben Document nicht beysammen stehen konten. Denn die souverainen Fürsten, die sich zur römischen Kirche bekennen, beweisen darin eine ihrem hohen Range ungeziemende Erniedrigung, die sie mit dem schönen Namen des Respects gegen die Religion bemänteln, daß sie dem Papst den Rang

lassen, und seine Minister stehen in den Documenten oben an, es sey nun, daß sie als Mediateurs oder als Partheyen geschäftig gewesen. Die protestantischen Fürsten und Stände, welche die christliche Religion von dem Mißbrauch, den der Aberglaube eingeführet hat, zu unterscheiden wissen, verwerfen eine solche abgeschmackte Erniedrigung unter den Bischof zu Rom. **Carleton**, der Abgesandte des Königs von England, wolte dem **Costa**, Bischof von Savona, und Nuntius des Papsts **Paul V** nicht nachstehen. Vielleicht nahm es auch der Minister des römischen Hofes gar übel, daß ein ketzerischer Fürst dem heiligen Vater in der Mediation zur Seite gesetzet worden. Es musten daher von dem Friedensinstrument zwo Abschriften gemachet werden. In dem einen war der Papst, und in dem andern der König von England nebst Frankreich und der Republik Venedig die Mediateurs. Der Herzog von Savoyen machte aber zwischen den beyden sehr ungleichen Souverainen einen Unterschied. Denn an der Garantie Sr. Heiligkeit war ihm gar nichts gelegen; dagegen aber begehrete er die Garantie Sr. großbritannischen Majestät.

§. 7.

Der Friede wurde den 21sten Junius 1615 vom Herzog von Savoyen und Marquis von **Rambouillet** unterzeichnet. Von Seiten Spaniens war niemand dabey zugegen, und unterschrieb auch keiner. So groß war die Zärtlichkeit Sr. catholischen Majestät. Man wolte nicht das Ansehen haben, als ob man sich mit einem Souverain gleich gemachet, den man weit unter sich zu seyn glaubte. Die vornemsten Artikel dieses langweiligen und unter so vielen Schwierigkeiten ausgewirkten Tractats waren folgende. **Aus Gefälligkeit gegen die Könige von Frankreich und Großbritannien, gegen die Republik Venedig und gegen den Papst, und zum öffentlichen Zeugniß**

niß der Ergebenheit und Eifers um Se. catholische Majestät versprach Carl Emanuel, in Zeit von einem Monat die Waffen niederzulegen, und nur die Truppen, die er damals auf den Beinen hatte, die vier Schweitzercompagnien und von seinen Unterthanen so viele beyzubehalten, als zur Bedeckung seiner Staaten und Besatzung in den Vestungen erforderlich wären; die Länder des Hauses Mantua nicht feindlich zu behandeln, und dem Kayser die Entscheidung der Streitigkeiten, die er mit diesem Hause hätte, zu überlassen; und unter dieser Bedingung verpflichtete sich der Marquis von Rambouillet im Namen des Königs, seines Herrn, daß alle Vasallen oder Unterthanen des Herzogs von Mantua, die im letztern Kriege wegen Montferrat dem Herzog Carl Emanuel gedienet, für ihre Personen völlige Sicherheit haben, in den Genuß ihrer Güter wieder eingesetzet, und daß in Zeit von einem Monat sowol die eroberten Oerter als die Kriegsgefangenen gegen einander ausgewechselt werden sollen. Ueberdis versprach der französische Abgesandte im Namen des allerchristlichsten Königs, daß Se. Majestät die Person und die Staaten des Herzogs von Savoyen in Schutz nähme, fals dieselben entweder directe oder indirecte von den Spaniern angegriffen werden solten; daß sie ihm zu seiner Vertheidigung die nöthige Hülfe gewähren, und von Stund an dem Marschal von Lesdiguieres und allen Gouverneuren in den an Savoyen gränzenden Provinzen befehlen wolten, ihm, ohne Anfrage um neue Befehle, Hülfstruppen zu schicken, fals die Spanier ihr Wort nicht hielten, nachdem der Herzog seines Ortes alle Bedingungen dieses Tractats erfüllet; daß das Commercium zwischen den Schweitzern, den Graubündern, den Unterthanen des Herzogs von Savoyen und den Millanesern wieder hergestellet werden solle, wie es vorher gewesen; und daß endlich der König von Frankreich allen seinen Unterthanen, die dem Carl Emanuel wider das Verbot Sr.

Majestät Kriegsdienste geleistet, pardonniren und sie zu seiner Gnade wieder annehmen, sie auch zum Genuß ihrer Güter und Würden wieder zulassen wolle. Da es auch grosse Schwierigkeiten über der Art und Weise gesetzet hatte, wie der König von Spanien und der Herzog von Savoyen die Waffen niederlegen wolten, so wählete man endlich folgendes Auskunftsmittel, um sowol der Ehre des catholischen Königs zu schonen, als auch dem Herzog **Carl Emanuel** den Verdacht zu benehmen, den er wegen der Sicherheit seiner Person und des piemontesischen Gebietes gefasset hatte. Der Marschal von **Rambouillet** solte nemlich Se. Durchlauchtigkeit ersuchen, tausend Mann von seiner Infanterie aus der Stadt **Asti** herauszuziehen. Darauf solte er den Gouverneur von Mailand bitten, der spanischen Armee zu befehlen, daß sie die bey Asti besetzten Posten verliesse, und sich bis auf gewisse bestimte Oerter zurück zöge. Die zweyte Ceremonie. Der französische Minister sagte hierauf den Herzog von Savoyen bitten, die Stadt Asti zu räumen, und nur so viel Volk zur Besatzung darin zu lassen, als zur Sicherheit in Friedenszeiten darin gehalten worden; welches dergestalt geschehen solte, daß auch **Jnojosa** an eben diesem Tage, da Asti geräumet würde, alle Truppen aus den Staaten des Herzogs von Savoyen solte abmarschiren lassen. Noch nicht genung. Der Herzog von Savoyen hatte versprochen, daß er die Waffen aufrichtig niederlegen und seine Truppen beurlauben wolte. Dieser durch den Marquis von **Rambouillet** gegebenen Zusage zufolge solte auch der catholische König wegen seiner Truppen eine solche Disposition machen, daß weder der Herzog von Savoyen noch sonst ein italiänischer Fürst Ursache hätte, ein Mistrauen und Argwohn zu fassen. Ich führe dieses mit Vergnügen an. Denn man lernet dabey den lächerlichen Schwulst der Spanier in einer solchen Angelegenheit kennen, die ihnen nach ihrem eigenen Geständniß weder Ehre noch Vortheil gebracht hatte.

te. Denn wenn auch der catholische König nicht dafür angesehen seyn wolte, daß er mit einem geringern Fürsten als mit seines gleichen gehandelt, und wenn auch der Herzog von Savoyen die ersten Schritte that, so wurde wenigstens die Sache so vorsichtig tractiret, daß er, da er den Vorstellungen der Krone Frankreich, England, der Republic Venedig und des Papstes Gehör gab, die sie gethan hatten, um den Frieden in Italien wieder herzustellen, den Vortheil davon hatte, daß er sich gegen die Rache und Beleidigung der Spanier in genungsame Sicherheit setzte, da Frankreich, England und Venedig wegen dieses Tractats die Garantie leisteten. Die Schwachheit Philipp III fiel um so vielmehr in die Augen, da jederman begrif, daß er sich gegen den Herzog von Savoyen gewiß nicht so schwülstig angestellet haben würde, wenn die Königin von Frankreich und ihr Staatsrath der Krone Spanien weniger hold gewesen wären. Indes war der Hof zu Madrid zu jener Zeit entweder geschickter oder glücklicher, als der französische Hof in der letzten Zeit gewesen. Denn Philipp III wickelte sich aus der Sache mit dem Carl Emanuel mit weit mehrerer Ehre heraus, als Ludwig XIV mit dem Victor Amadeus II aus einander kommen konte. Ich habe gesagt, daß der catholische König und seine Minister nicht bey diesem Tractat erschienen. Der französische Abgesandte war der einzige, der mit dem Herzog von Savoyen den Tractat aufrichtete. Er muste aber nothwendig deshalb eine Sicherheit von Seiten des Gouverneurs von Mailand in den Händen haben. Es erforderte solches die Ehre des allerchristlichsten Königs und der Vortheil des Herzogs Carl Emanuels. Man war daher auf ein Mittel bedacht, die Hand und Siegel des Marquis von Inojosa zu erhalten; und Rambouillet dachte folgendes aus. Er schrieb zween Briefe an den Gouverneur, darin er ihn ersuchte, ihm zu wissen zu thun, ob er nicht gesonnen wäre, die Bedingungen dieses Tractats

zu erfüllen, nachdem der Herzog von Savoyen demselben völlig Genügen geleistet. Jnojosa schickte beyde Briefe an den Ambassadeur von Frankreich zurück, und schrieb mit eigener Hand einige Zeilen auf den Rand derselben, darin er sich anheischig machte, alles genau zu erfüllen, was in jeglichem Briefe enthalten wäre. Carleton, der Abgesandte von England, versprach dem Herzoge die Garantie dieses Tractats im Namen seines Herrn schriftlich. Nur die Republik Venedig machte anfänglich Schwierigkeiten, sich in eine solche Verbindlichkeit einzulassen. Diese vorsichtigen Staatsmänner besorgten, daß sie genöthigt werden möchten sich in einen Krieg mit Spanien einzulassen, wenn sichs diese Krone etwa solte beykommen lassen, einen Tractat, der für sie nicht alzurühmlich war, zu bestätigen. Die Venetianer versprachen daher nur, daß sie sich mit Frankreich und England zur Vertheidigung des Herzogs von Savoyen vereinigen wolten, fals die Spanier das nicht erfülleten, was sie versprochen hätten.

§. 8.

Man kan sich kaum vorstellen, was die gegen Spanien übelgesinnten Jtaliäner dem Herzoge von Savoyen nach geschlossenem Frieden für Lobsprüche beylegeten c). Sie verglichen ihn mit den grösten Helden des alten Roms. Sie erhuben seine Klugheit, seinen Muth und Unerschrockenheit: sie bewunderten seine Grosmüthigkeit, mit welcher er seinen Rang behauptet, und den König von Spanien endlich dahin gebracht, einen schimpflichen Frieden einzugehen, um den Ueberrest einer zahlreichen Armee zu retten, die der Herzog aufgehalten und fast aufgerieben. Die Schmeicheley ist eine unabtrenliche Gefährtin der Sclaverey. Und ich möchte fast sagen, daß sie in Jtalien weiter getrieben worden, als anderwärts, wo die in die Sclaverey gestürz-

c) Vittorio Siri Memorie recondite T. 3. p. 367. Nani Hist. L. 2. 1615.

stürzten Franzosen sich nicht in unsern Tagen eine Ehre daraus gemachet hätten, sie noch weiter zu treiben, als die durch eine lange Tyranney überwältigten Völker gethan. Die Schmeichler **Carl Emanuels** versprachen ihm nichts geringeres, als daß durch ihn die Freyheit und Macht Italiens bald werde wieder hergestellet werden. So angenehm auch dem Herzoge diese Lobsprüche und dieser laute Beyfal war, den man ihm um die Wette beylegte, so hatte ihn doch der Dampf von diesem Räuchopfer nicht dergestalt betäubet, daß er nicht die Härtigkeit des ihm auferlegten Gesetzes, seine Armee unverzüglich aus einander gehen zu lassen, hätte begreifen oder die Verwüstung seines Landes, den elenden Zustand seiner verarmten Unterthanen, die Erschöpfung seiner Finanzen, und die Vergeblichkeit der angewendeten Mühe und ausgestandenen Gefahr hätte erkennen sollen. Denn was war doch am Ende dabey heraus gekommen? Ein Tractat, kraft dessen **Carl Emanuel** nicht einen Fuß breit Land gewann. Diese Betrachtungen erregten bey ihm einen so nagenden Verdruß, daß er mitten unter dem eingebildeten Triumph sich den Kopf mit Ausflüchten und künstlichen Ränken zerbrach, um nur nicht seine Armee aus einander lassen zu dürfen, sondern sich in dem Zustande zu erhalten, einen neuen Versuch wider Spanien zu machen, dessen Schwäche er bey dieser Gelegenheit hatte kennen lernen. Hatte sich **Carl Emanuel** dergleichen prächtige Lobsprüche erworben, da er vor **Asti** einer Armee das Ziel verrücket, die eben so schlecht angeführet wurde, als elend ihre Beschaffenheit war; was würden nicht eben diese Leute zur Ehre des **Victor Amadeus** gesaget haben? Welch eine Ehre war es für diesen, daß er die Franzosen aus **Montferrat** herausjagete, die wegen vieler über ihn erhaltenen Siege stolz geworden waren; daß er den grossen **Ludwig** in die Nothwendigkeit setzte, ihn demüthig um Frieden zu bitten, und ihm das wieder zu geben, was Frankreich jenseit der Alpen mit so vieler

Mühe an sich gerissen hatte? Wie nun bis hieher die vornemsten Officier bey der Spanischen Armee in einem offenbaren Mißverständniß gelebet hatten, so waren sie auch wegen des zu Asti geschlossenen Tractats gar verschiedener Meinung. Inojosa und seine Anhänger glaubten, daß es ihrem Könige zur Ehre gereichte. Andere aber, die mit der Conduite des Marquis unzufrieden waren, beklageten sich öffentlich über die Beleidigung, die der Spanischen Nation in diesem Falle wiederfahren. Der Gouverneur des Schlosses von Mailand gerieth darüber in einen so wütenden Zorn, daß er seiner Garnison untersagte, nicht eine Flinte abzufeuern, wenn Inojosa seinen Einzug zu Mailand halten würde. Dieser Mann, der eben so eitel und stolz, als ungeschickt war, wolte nach dieser treflichen That einen triumphirenden Einzug halten. Der Marquis von **Bedmar**, Abgesandter des Königs von Spanien bey den Venetianern, that auf die vermeinte Ehre seines Herrn schrecklich stolz und eifersüchtig. Er machte Anmerkungen über diejenigen Stellen des Tractats, davon er glaubte, daß sie Sr. Majestät nachtheilig wären, und schickte die Friedensartikel mit einer Auslegung nach seiner Art, unverzüglich nach Madrid. **Bedmar** beschwerete sich auch gegen den **Leon Brulart**, französischen Abgesandten bey der Republik Venedig, über den Marquis von **Rambouillet**, daß er auf die Ehre des Königs von Spanien, und auf die Reputation seiner Waffen nicht besser gesehen. **Brulart** behauptete, daß dieser Tractat allerdings für Sr. Majestät rühmlich sey, indem ja die Sache so eingerichtet worden, daß **Philipp** dem Herzog von Savoyen ein Gesetz vorgeschrieben. **Was seine Waffen anlanget**, setzte **Brulart** hinzu, **so rühret es nicht vom Rambouillet her, daß sie nicht glücklicher gewesen, und sich die Reputation erworben, die man erwartet. Sie müssen sich an die halten, welche die Armee commandirt haben.** Diese Beschwer-

schwerden brachten viele auf die Gedanken, daß der Hof zu Madrid den Tractat entweder gar nicht unterzeichnen, oder daß der Friede von keiner langen Dauer seyn würde. Andere aber, welche weiter sahen, urtheileten, daß dem Könige und seinem Liebling, dem Herzog von **Lerma**, wirklich sehr viel am Frieden gelegen gewesen. Wie denn auch die Sachen von Spanien in einer so schlechten Lage, und die in Italien befindlichen Truppen so übel zugerichtet waren, daß gar kein Anschein dazu vorhanden war, als ob **Philipp** einen neuen Gang mit seinem Gegner wagen würde. **Don Anton Pimentel** bekam Befehl, die Abschrift von dem zu Asti geschlossenen Tractat nach Madrid zu überbringen Der Graf von **Benevent** aber schickte ihm eiligst jemand entgegen, und lies ihm sagen, daß er sich nur unterwegs krank anstellen, und seine Briefschaften dem ordentlichen Courier übergeben möchte. Denn **Benevent** wolte nicht gerne, daß sein Sohn die scheelen Blicke sehen solte, die der König auf den werfen würde, der ihm diese unangenehme Nachricht überbrächte. Als man nun dieselbe in Spanien erhielt, so schwieg **Philipp** samt seinen Ministern ganz stille von dem, was in Italien vorgegangen war. Die andern aber zogen heftig wider den **Inojosa** los. **Das ist ein Mann**, sagten sie, **der die Staatsunterhandlungen eben so wenig verstehet, als wie er eine Armee commandiren soll** Die in Italien stehenden Spanischen Minister stimmeten eben so wenig dazu, daß der Tractat ratificiret werden solte. **Philippus** aber und der Herzog von **Lerma**, die gerne die doppelte Mariage mit Frankreich kurz und gut zu Stande bringen wolten, machten Mine, als ob sie die Bedingungen des Tractats pünctlich erfüllen wolten. Man begunte aber ein Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Spanier zu fassen, als man sahe, daß der catholische König den **Don Pedro von Toledo, Marquis von Villafranca** an den

Hof

Hof berief, in der Absicht, demselben das Gouvernement über Mailand aufzutragen. Dieser Herr war der Gemüthsart nach vom Inojosa, den man seiner schlechten Regierung halber zurück forderte, dergestalt unterschieden, und er tadelte die Conduite des Marquis, dem er folgen solte, so laut und frey, daß man schon damahls vermuthete, daß der Zustand der Sachen in Italien eine andere Gestalt bekommen möchte, so bald nur der neue Gouverneur zu Mailand würde angelanget seyn. Ferdinand, Cardinal Herzog von Mantua war eben so wenig als die andern mit dem Tractat von Asti zufrieden, ohnerachtet das Interesse seines Hauses dabey gut genung war besorget, und er von einem listigen und unternehmenden Feinde war befreyet worden, der ihm solche Händel gemachet, daraus er sich nicht würde haben loswickeln können, wo nicht Frankreich, Spanien und die Republick Venedig sich mit einander vereiniget hätten, die Anschläge Carl Emanuels auf Montferrat zu vereiteln. Wie nun dieser Cardinal ein trotziges und unbeständiges Gemüth hatte; so war er sonderlich darüber unzufrieden, daß man den Vergleich geschlossen hatte, ohne sich nach seinem Willen und Meinung viel zu erkundigen. Er beschwerete sich vornemlich darüber, daß man ihn wider seinen Willen in die Verbindlichkeit gesetzet, seinen aufrührischen Unterthanen zu pardonniren, welche die Parthey des Savoyarden ergriffen hatten. Hierüber gerieth Ferdinand in einen so grossen Zorn, daß er ohne alle Achtung auf die Empfehlung des Marquis von Rambouillet, einen von denen zum Tode verurtheilen lies, die in seine Hände gefallen waren, vielen andern aber ihre Güter confiscirte, ohnerachtet der Rath zu Venedig und der Großherzog von Toscana dagegen Vorstellung thaten. Die Spanier, die sich um die Beobachtung eines Tractats, der ihnen keine Ehre machte, nicht viel bekümmerten, thaten dem gewaltthätigen Verfahren des Cardinal Herzogs von Mantua keinen Einhalt. Und

der

der Savoyard, der beständig auf einen Vorwand lauerte, seine Truppen zusammen zu behalten, die er so langsam, als nur möglich war, aus einander gehen lies, die Officiere aber wohlbedächtig beybehielt, war sehr wohl damit zufrieden, daß man ihm Gelegenheit gab, zu sagen, daß er sich auf einen Frieden nicht verlassen könte, dessen Artikel von seinen Feinden so schlecht gehalten wurden.

§. 9.

Die neuen Intriguen, die am französischen Hofe gespielet wurden, machten der **Maria** von Medicis mehr zu schaffen, als die Händel des Herzogs von Savoyen mit dem Könige von Spanien. Es kostete ihr mehr Mühe, den Frieden in den Staaten ihres Sohnes zu erhalten, als den Frieden in Italien zu Stande zu bringen. Nachdem sie den Verdruß los war, den ihr die Versamlung der Landsstände verursachet hatte, so schien es, als ob sie auf lauter Schauspiele und Lustbarkeiten bedacht wäre. Um sich die bösen Stunden zu versüssen, die ihr durch den Vortrag so vieler unangenehmen Dinge im Saal von **Bourbon** waren verursachet worden, so wolte sie, daß die Madame von Frankreich, ihre älteste Tochter, den 19ten Merz in demselben ein Ballet tanzen solte, das wegen der Schönheit der Auszierungen, Künstlichkeit der angelegten Maschinen und Kostbarkeit der Kleider, darin die Prinzeßin und die Damen erschienen, prächtig zu nennen war. **Meine Tochter**, sagte **Maria** von Medicis, **muß vor ihrer Abreise nach Spanien noch ein öffentlich Festin anstellen, und die Pariser müssen sich einer Prinzeßin zu erinnern wissen, die Frankreich bald verlieren wird.** Es schiene aber, als ob die Königin hiebey mehr ihrer natürlichen Neigung zur Verschwendung und Ueppigkeit nachhieng, als daß sie die Unterthanen ihres Sohnes zu belustigen suchte. Das Volk erhebet aus Einfalt sehr gerne die Pracht solcher

Für-

Fürsten, von welchen es mit dergleichen Schauspielen unterhalten wird, und es vergisset dabey, daß es auf seine Unkosten geschiehet. Die Heiden haben mit Unwillen und Verachtung von ihren Kayfern geredet, die so niederträchtig gewesen, daß sie auf der Schaubühne getanzet und gesungen. Werden also wol heutiges Tages die Prinzen und Prinzeßinnen ihren Rang und Würde besser behaupten, wenn sie etwas thun, das unsere heilige Religion verdammet? Dergleichen Lustbarkeiten waren der Religion der Heiden so wenig zuwider, daß sie vielmehr öfters einen Theil ihres Gottesdienstes ausmacheten. Nichts destoweniger hielt man höchstens nur das für erlaubt, daß die Fürsten als Zuschauer dabey zugegen seyn konten. Gewiß, es ist etwas unanständiges und lächerliches, wenn gekrönte Häupter und Personen vom ersten Range auf eine Schaubühne treten und tanzen, wo die Comödianten und andere Leute, die ihre Profeßion ehrlos oder verächtlich machet, mit ihnen zu gleicher Zeit erscheinen. Der Prinz von **Conde** wolte bey dieser Carnevalszeit auch ein Ballet geben. Es wurde am Hofe und anderwärts gar verschiedentlich davon geurtheilet. Einige glaubten, daß dieses nur ein Kunstgrif wäre, die neuen Ränke zu verdecken, die der Marschal von **Bouillon** unter dem Namen dieses Prinzen anzuspinnen begunte; andere, die nicht so weit sahen, bildeten sich ein, daß er nur des Verdrusses sich entschütten wollen, den ihm der schlechte Erfolg seiner beym Landtage gespielten Intriguen verursachet hatte. Mitten unter diesen Lustbarkeiten giengen der Königin und dem Könige verschiedene Dinge durch ihren Kopf. Sie wurden beyderseits von einer grausamen Unruhe gemartert, wenn es das Ansehen hatte, als ob sie mit lauter Lustbarkeiten beschäftiget wären. a) **Maria** von Medicis wolte die Cabalen trennen, die sich ihrer Autorität und Anschlägen entgegen stelleten. **Conde** dachte seines Ortes nur auf Mittel, jene

a) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis.

jene zu vermindern, und diese zu vereiteln. Dahingegen setzte der Marschal von **Ancre** alle Triebfedern in Bewegung, um die alten Staatsminister von der Seite zu stossen, und sich über die Prinzen und Grossen des Hofes zu erheben, welchen er täglich unerträglicher wurde. Da er keinen Geschmack mehr an der nahen Verbindung mit dem **Villeroi** hatte, als welcher seinem Interesse nicht eifrig genung ergeben war, so bemühete er sich, diesen alten Minister bey der Königin verdächtig zu machen. Er sagte ihr ins Ohr, daß er die Volziehung der doppelten Mariage mit Spanien so wenig triebe, daß er sie vielmehr durch die Schwierigkeiten aufhielte, die er dem Abgesandten des Königs **Philipp** bey der Unterhandlung machte, und daß dieser alte und listige Hofgeist vor allen Dingen darauf dächte, sich bey dem jungen König **Ludwig**, durch den Marschal von **Souvre** und den Marquis von **Courtenvaux**, seinen Sohn, der die Enkelin des **Villeroi** geheirathet hatte, vest zu setzen; in der gewissen Ueberzeugung, daß er, wenn er erst das Vertrauen des Königs gewonnen hätte, die Ehre bey der Volziehung der doppelten Mariage ganz alleine haben würde. Diese Vorstellungen fasseten tiefe Wurzeln bey einer Prinzeßin, die von Natur argwöhnisch war. Sie stellete sich so kaltsinnig gegen den **Villeroi** an, daß er den Hof verlies, als ob er in Ungnade gefallen wäre. Von der Zeit an, suchte **Conchini** das Wort zurück zu nehmen, das er zur Vermählung seiner Tochter mit dem Marquis von **Villeroi**, dem Enkel des Staatssecretair gegeben hatte. Ich kan mich, sagte er einstens zu dem Marquis von **Coeuvres**, der Freywerber gewesen war, **mit einem solchen Manne nicht in eine freundschaftliche Verbindung einlassen, der der Königin so schlecht dienet.** Ich habe so gar wichtige Ursachen, mich über den Villeroi und d'Alincourt, seinen Sohn, zu beschweren. Der Erzbischof von Lucon und die Deputirten dieser Provinz, die alle

vom Marquis d'Alincourt ihrem Gouverneur, abhängig sind, haben mir bey der Versamlung der Landosstände die schlechtesten Dienste von der Welt erwiesen. Der Marquis von Couevres stellete dem Marschal von Ancre vor, wie es sein eigener Vortheil jetzo mit sich bring, daß er sich hier nicht übereile, damit nicht die Welt auf die Gedanken gerathen möchte, als ob der Königin der Unwille wider den Villeroi vom Conchini wäre eingeflösset worden. Er lies sich dieses gefallen, in der Hofnung, da sich bald eine andere Gelegenheit zeigen würde, mit dem Villeroi öffentlich zu brechen. Um nun diesen Minister noch mehr zu ärgern, so richtete er es in die Wege, daß der Commandeur Sillery, des Canzlers Bruder, welchen Villeroi unversöhnlich hassete, als ausserordentlicher Abgesandter nach Madrid geschicket wurde, um die mehr erwähnte doppelte Mariage zu Stande zu bringen, und wegen der Zeit Abrede zu nehmen, da die Auswechselung der Madame von Frankreich gegen die Infantin geschehen solte. Mitlerweile fand Alincourt Gelegenheit, seinem Vater die Gnade der Königin wieder zuzuwenden, indem er dem Marschal von Ancre in einem verdrieslichen Handel den er mit dem Herzog von Longueville hatte, nützliche Dienste leistete. Dieser hatte das Gouvernement in der Picardie, und jener führte das Commando im Schloß und in der Stadt Amiens, der Hauptstadt dieser Provinz. Wie nun der junge Herzog von Longueville auf seine hohe Herkunft und auf den Reichthum seines Hauses stolz war; so konte er das herrschsüchtige Wesen und die Autorität nicht ertragen, deren sich ein schlechter florentinischer Edelmann anmassete, der weiter keine Verdienste hatte, als daß seine Frau die vertrauteste Freundin der Königin war. Zwo Personen von dergleichen Gemüthscharacter finden tausenderley Ursachen, an einander zu gerathen. Die Sachen giengen zwischen dem Longueville und Conchini so weit, daß der Herzog nach Paris kam,

dem

dem Marschal aufpassen, und ihn nöthigen wolte, den Degen zu ziehen. **Conchini**, der alles erfuhr, gieng in Begleitung derer aus, die er zu seinen Creaturen gemachet hatte. Vielleicht hätte ihr Streit eine schreckliche Zerrüttung nach sich ziehen können, wo sich nicht verschiedene Standespersonen ins Mittel geschlagen und den Ausbruch derselben verhindert hätten. Der Marquis von **Alincourt** galt im Hause **Longueville** so viel als sein Vater. Er war einer von denen, die an der anscheinenden Aussöhnung des Herzogs von **Longueville** mit dem Marschal arbeiteten. Der Königin war dieses lieb; und von der Zeit an schien es, als ob die Königin und **Conchini** mehr Achtung gegen den **Villeroi** bewiesen.

§. 10.

Longueville und die meisten Grossen des Hofes, denen der Credit des **Conchini** ganz unleidlich war, vereinigten sich sehr genau mit dem Prinz von **Conde**, in der Absicht, diesen stolzen Italiäner zu stürzen, und die grosse Autorität der **Maria** von Medicis zu vermindern. Der Marschal von **Bouillon**, der mehr als andere aufgebracht war, weil die Königin, nach Art der grossen Fürsten, sich mehr der Cabale erinnerte, die er wider sie angeleget hatte, als der Dienste, die er ihr erwiesen; **Bouillon**, sage ich, **arbeitete aus allen Kräften, die Grossen des Reichs an den Prinz von Conde zu kuppeln, die entweder wegen besonderer Beleidigungen, die sie erlitten zu haben glaubten, oder aus Neid mißvergnügt waren; welcher letztere das unverträchtigste und gewöhnlichste Laster aller Menschen ist.** b) Indem sie aber damit umgiengen, den Favoriten der Königin zu verderben so kam ein anderer empor, der sich beym Könige, als er älter

b) Memoires du Duc de Rohan. L. I.

ter wurde, sehr fest setzte. Es war dieses **Carl Albert von Luines**, den wir bald in einem so prächtigen Glück antreffen werden, als nur gefunden werden kan. Er war von Mornas aus dem Comitat von **Avignon**, wo das Haus seines Vaters die Merkmale eines sehr mittelmäßigen Adels führete, ob man wol vorgiebt, daß er sehr alt gewesen. c) **Luines** kam mit zween seiner Brüder, die **Honoratus** und Leon d'**Albert** hiessen, nach **Paris**. Der eine nahm den Namen von **Cadenet**, der andere aber von **Brantes** an; Herrschaften, sagt **Bassompiere** sehr artig, **über welche alle Tage** ein Haase springen **kan**. Der älteste unter ihnen aber war so geschickt, daß er ihnen zu grossen Titeln und zu den schönsten Wapen des Königreichs verhalf, da er sie mit den Erbinnen der beyden edelsten und mächtigsten Häuser verheirathete. Einige sagten gar, daß **Cadenet** ein Advocat zu Orange gewesen. Dem sey indes wie ihm wolle, **Luines**, der ein gut Naturel zur Falkenirwissenschaft hatte, fand Mittel sich bekant zu machen, und dem Könige durch gewisse Kinderspiele gefällig zu werden, die er ihm in Ueberfluß verschafte. Der Graf du **Lude**, an den sich **Luines** und seine Brüder anfänglich hiengen, sagte öfters entweder im Scherz oder auch im Ernst, daß sie weiter zu nichts taugeten als grüne Holzschreier oder Spechtnester auszunehmen. Man versteht dieses nicht so gleich, daß man auch dabey lachen kan. Vermuthlich beziehet sich der Ausdruck auf folgendes. **Luines** verstund das grosse Geheimniß, eine Art bunte Elstern abzurichten, Sperlinge und andere kleine Vögel zu fangen, wie etwa die Sperber und Falken das Wildpret aufschnappen. Als er nun bey **Ludwig** Zutrit gefunden, der von Natur ein grosser Liebhaber von der Jagd war, sonderlich aber von der Vogeljagd, so beschenkte er seine Majestät mit zween bunten Elstern, die vortreflich abgerichtet waren. Der junge König machte sich ein ungemeines Ver-

c) **Bernard** Histoire de *Louis* XIII. it. Additions aux Memoires de Chatelnum T. 6. p. 455.

Vergnügen daraus, dieselben im Garten der Thuilleries fliegen zu lassen, und zu sehen, wie sie die kleinen Vögel wegschnapten. Es war aber **Luines** nicht blos darauf bedacht, den Prinzen zu belustigen. Er besaß noch andere geschickte Mittel, sich bey ihm einzuschmeicheln. Der Marschal von **Ancre**, der auf alle Neigungen des Königs acht hatte, bemerkte gar bald, daß er den **Luines** besser leiden konte, als alle andere, die um ihn waren. **Conchini** entschloß sich daher, ihn zu gewinnen, und sich seiner wider den **Sauvre** und **Courtenvaux** seinen Sohn zu bedienen, die in grossen Ansehen beym Könige stunden, und die den Italiäner nicht leiden konten. Auf die Weise erhielt **Luines** das Gouvernement von **Amboise**, auf Empfehlung eines Lieblings, der ihn gerne zu seiner Creatur machen wolte. **Ein deutlicher Erweis**, sagt ein vornehmer Mann, dessen Memoires wir noch in unsern Händen haben, von der **Ungewißheit und Schwachheit der menschlichen Vorsicht. Denn Ancre wurde durch denjenigen völlig gestürzet, dessen er sich als einer Stütze wider zween Menschen bedienen wolte, die ihm nicht viel schaden konten.** d) Der Prinz von **Conde** hatte das Gouvernement von **Amboise** niedergeleget, als man ihm hinterbracht hatte, daß die versamleten Landsstände auf Anstiften der Königin und ihrer Minister Ansuchung thun würden, daß die Pfandörter, die kraft des zu St. **Menehoud** geschlossenen Tractats bis zur Zusammenberufung der Landsstände übergeben worden, wieder in die Hände des Königs überliefert werden solten. Dieser Schritt machte den **Conchini** mißtrauisch. Er glaubte daß die anscheinende Edelmüthigkeit des **Conde** den Zweck hätte, ihn durch das Exempel des ersten Prinzen vom Geblüt zu nöthigen, gleichfals die wichtigsten Plätze abzutreten, darüber er bisher das Gouvernement geführet hatte.

d) Memoires de la Regence de *Marie* de Medicis. it. Mercure François 1615.

§. 11.

Der Marschal von **Bouillon** hatte im abgewichenen Jahre aus eigener Erfahrung gelernet, daß das Parlament zu Paris nicht eine so gute Meinung von der Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit des Prinzen von Conde geheget, daß es sich für ihn erkläret, wenn er erst von selbst einige kühne Schritte wider den Hof gethan haben würde. **Bouillon** gerieth dabey auf die Gedanken, daß seine Maasregeln richtiger seyn würden, wenn er das Parlament nöthigte, seine Erklärung zuerst zu thun, damit dieses Collegium in die Nothwendigkeit gesetzet werden möchte, seine Zuflucht zu dem Prinzen und Herren von seiner Parthey zu nehmen, damit diese durch ihren Namen und Credit das unterstützeten, was von ihm angefangen worden. Der listige Marschal wuste das verschiedene Interesse so unter einander zu verbinden, er konte sich so fein in die Gemüther einschleichen, er führte seine ganze Intrigue mit solcher Geschicklichkeit, daß die vornemsten Parlamentsherren in den Fallstrick geriethen, den er ihnen vorbreitete, und daß selbst diejenigen, die fest entschlossen waren, sich in keine neue Faction einzulassen, wie aus freywilliger Neigung darein verstricket wurden. Er vereinigte sich also mit den Parlamentsgliedern, die darüber mißvergnügt waren, daß der Hof selbst in die Autorität des Königs Eingriffe that, um die Autorität des Papstes mehr zu bevestigen; daß die Clerisey und der Adel so günstiges Gehör gefunden, als sie um die Einführung des Tridentinischen Concilii, und um die Verminderung der Jurisdiction der Obrigkeit in Ansehung der kirchlichen Angelegenheiten gebeten; daß bey den versamleten Landständen auf die Volziehung der doppelten Mariage mit Spanien gedrungen worden; und daß der Marschal von **Ancre** in so ausserordentlicher Gnade stund, der doch in ganz Frankreich und sonderlich in Paris durchgängig gehasset wurde. Alle diese Ursachen des Mißvergnügens wuste

Bouil-

Bouillon geschickt zu unterhalten und zu gebrauchen. Er reitzte das Parlament, eine muthige Entschliessung zur Reformation des Staats zu fassen. Er stellete ihnen die Ehre und Hochachtung vor, die sich das Parlament unfehlbar erwerben werde, wenn es dasjenige erhielte, was die drey Stände des Königreichs vergeblich und mit alzugrosser Schwachheit gesuchet. Mit einem Worte, er machte den Parlamentsherren begreiflich, daß, wenn sie ihre Pflicht beobachten und nur etwas Eifer um das allgemeine Beste beweisen wolten, die Prinzen und grossen Herren ihre Vorstellungen kräftigst unterstützen würden, und daß die Königin dagegen Achtung beweisen müste. Der Marschal kante die Gestalt und Handlungsweise des Hofes aber zu genau, er war in Staatsangelegenheiten viel zu gut erfahren, als daß er nicht hätte sollen vorher sehen, daß das Parlament einen derben Wischer bekommen würde, so bald es sich in Regierungsangelegenheiten einliesse. Und eben dieses wünschete **Bouillon** recht sehnlich; weil er gewiß versichert war, daß das Volk aus Mißvergnügen, daß der Hof die Vorstellungen des Parlaments zum algemeinen Besten und Erleichterung des Volks gar nicht mehr hörete, nicht unterlassen würde, laut zu schreien, und sich so wol für das Parlament, als für alle diejenigen öffentlich zu erklären, die dasselbe unterstützten. Für den Marschal war es schon genung, daß eine Gesellschaft, die unter dem Volke in grosser Hochachtung stunde, bewogen wurde, einen Schritt zu thun, der dieselbe nöthigen muste, endlich mit der Sprache heraus zu gehen. **Bouillon** machte sich auch das Mißvergnügen zu Nutze, daß er bey denen unter den drey Ständen des Königreichs wahrnahm, die fürs algemeine Beste wohl gesinnet waren. Man hatte sie wieder in ihre Provinzen abreisen lassen, ohnerachtet ihnen der König so ofte zugesaget, daß erst auf ihre übergebene Artikel eine günstige Antwort ertheilet werden solte. Diejenigen vom dritten Landstande, die mehr Eifer

fer und Aufrichtigkeit bewiesen hatten, als die Clerisey und der Adel, und die durch die Emissarien des Marschals unter der Hand aufgewiegelt wurden, trugen nicht wenig bey, das Parlament in Bewegung zu setzen, indem sie wegen ihrer Aemter und Bedienungen mit diesem Collegio in genauer Verbindung stunden. Um nun aber auch die Grossen des Landes zu bewegen, sich mit dem Prinz von **Conde** zu vereinigen, so lies sich **Bouillon** zu gleicher Zeit mit dem **Edmond** ein, der des Königs von England Abgesandter in Frankreich war. Ob man nun wol auf einen schwachen und von seinen Ministern abhängigen König nicht viel Rechnung machen konte, so glaubte doch der Marschal, daß es für ihn vortheilhaft seyn werde, wenn er sagen könte, daß **Jacobus** die neue Parthey unterstützen werde. Wie denn auch der König von Grosbritannien auf Anhalten seines Abgesandten, lauter gute Versprechungen that, welcher letztere hauptsächlich darauf los arbeitete, daß die doppelte Mariage hintertrieben werden solte, als von welcher er die gefährlichsten Folgen für die protestantische Parthey vorher sahe. Nun war weiter nichts übrig, als daß man auch die reformirte Parthey zu gewinnen suchen muste. **Bouillon** stund bey derselben in grossem Ansehen, und er unterlies nicht, auch unter denselben seine Intriguen anzulegen. **Rouvrai**, **des Bordes**, **Mirande** und **Bertheville**, geschickte und in grosser Achtung stehende Männer, waren von den reformirten Gemeinden an den Hof geschicket worden, bey Gelegenheit eines Generalsynodi, den sie mit Genehmhaltung des Königs anstellen solten. **Bouillon** gewann dieselben, da er ihnen vorstellete, was für Mittel angewendet werden müsten, wenn den Unordnungen im Staat abgeholfen werden solle, und was die **Reformirten** für Vortheile davon haben würden. Die Menschen mögen noch so viel Religion und Gottseligkeit besitzen, so haben sie doch gemeiniglich mehr Empfindung von ihren eigenen Interessen, als von dem algemeinen

meinen Besten. Der Marschal, der die Gesinnungen dieser Deputirten kante, wuste sie auf ihrer schwachen Seite zu fassen. Dem einen machte er Hofnung zur Gesandtschaft an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande; dem andern versprach er eine Stelle in der Cammer der Edicte; dem dritten machte er Hofnung, Generaldeputirter der reformirten Kirchen in Frankreich zu werden; welches, wie der Herr von **Rohan** es ausgedrücket hat, lauter kräftige und überwiegende Mittel waren *).

*) Der Verfasser der Historie des Edicts von Nantes bestätiget nicht nur eben dieses T. 2. p. 164. sondern er setzet auch noch hinzu, daß der Marschall von **Bouillon** allen denen, die ihm Gehör gegeben, vorgeschwatzet, daß eine grosse Reformation in der Regierung vorgehen werde, dadurch die ihnen verliehenen Edicte gegen die listigen Ränke der Spanier und Italiäner in Sicherheit gesetzet, der gewaltsame Todt des Königs gerochen, die Ehre der Monarchie gegen die Klauen der Clerisey geschützet, die Finanzen in Ordnung gebracht, die Fremden aber, die vom Volke durchgängig gehasset würden, aller Autorität beraubet werden solten. Die Hauptsache aber, die er am stärksten und mit grossem Eindruck in die Gemüther getrieben, wäre diese gewesen, daß er ihnen die gefährlichen Folgen von der doppelten Mariage mit Spanien vorgestellet; daß er deswegen an den Präsident Jeannin geschrieben, und von demselben eine solche Antwort erhalten, welche die Reformirten hätte zufrieden stellen können, wo sie nicht bereits aus der Erfahrung gewust, wie wenig den Versprechungen des Hofes zu trauen sey, und daß, da man sie durch tausenderley listige Ränke ungescheuet auszurotten gesuchet, es von ihnen eine Einfalt gewesen seyn würde, wenn sie sich auf dergleichen Verheissungen verlassen wollen.

§. 12.

Diese listigen Anschläge und Vorspiegelungen des Marschalls von **Bouillon** verursachten beym Parlament so grosse Bewegungen, daß alle Kammern Einen Strang zu ziehen, und dem Eindruck zu folgen begunten, den der Marschal bey ihnen gemachet hatte. Drey Tage darauf, nachdem der König den Deputirten der drey

Stände rund heraus angedeutet, daß sie nur wieder nach Hause gehen könten, wurden zween Deputirten von ieglicher Appellationskammer ernennet, den ersten Präsidenten Verdun, der damals in der grossen Kammer den Vorsitz hatte, zu ersuchen, daß er alle Kammern zusammen fordern lassen möchte. Die Absicht dieser Herren war, sich wegen der Vorstellung zu berathschlagen, die das Parlament beym Könige zu thun willens war. Verdun, der schon darauf zubereitet war, diesem Antrag Gehör zu geben, lies so gleich die Criminal- Edictal- Supplic- und Appellationskammer zusammen kommen. Fayet, der bey der ersten von diesen letztern Präsident war, sagte vor zahlreicher Versamlung, man hätte diese ausserordentliche Versamlung veranlasset, um dieselbe an dem Worte zu erinnern, das der König von sich gestellet, daß er eher nicht auf die von den drey Landständen übergebenen Landtagspropositionen antworten und eine Entschliessung fassen wolle, als bis er die Vorstellungen des Parlaments gehöret. Es wäre daher hohe Zeit dasjenige zu überlegen, was Sr. Majestät vorgestellet werden müsse. Die Sachen befänden sich jetzo in einer solchen Lage, die ihnen keinen längern Aufschub verstatten. Wären ihre Vorstellungen jemals zum algemeinen Besten und zum Dienst des Königs nöthig gewesen, so wären sie ietzo nöthig. Es wurden drey Sessionen gehalten, um den Vortrag an den König zu überlegen. Alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß man Sr. Majestät demüthigst ersuchen solte, den Vorstellungen gnädiges Gehör zu geben, dazu das Parlament sich im Gewissen gedrungen sahe, um das zu beobachten, was zum Dienst des Königs, zur Aufrechthaltung seiner Autorität, zur Sicherheit seiner Person, und zum Besten des Staats gereichete. Es waren aber die Meinungen getheilt, so wol wegen der Zeit, als auch

wegen

wegen der Art und Weise, wie diese Entschliessung ins Werk zu richten, um den Vorstellungen den gehörigen Nachdruck zu geben. Einige sagten, da sich das Gerüchte ausgebreitet hätte, daß der König nächstens ins Parlament kommen werde, so müsse man die Vorstellungen auf diesen Zeitpunct einrichten, und bey dieser Gelegenheit mit Muth und Freyheit reden. Andere hielten dafür, daß man erst den König ersuchen müsse dem Canzler, den Prinzen vom Geblüt, den Herzogen und Pairs von Frankreich, wie auch den Kronbedienten, die im Parlament votum deliberativum hätten, zu befehlen, daß sie sich bey demselben einfänden, und ihre Meinung wegen des Vortrages sagten, der zum Dienst des Königs und Besten des Königreichs geschehen solte. Auf diese Meinung setzten diejenigen ein Mißtrauen, die den meisten Diensteifer hatten, und von vorzüglicher Einsicht waren. Es war dis in ihren Augen so viel, als daß man den König um eine Sache bitten wolte, die ihnen die Königin und ihre Minister nimmermehr gewähren würden. Man gerieth aber bey dieser Gelegenheit auf einen andern Vorschlag, der durchgängig genehm gehalten wurde. Denn es sagten einige von denen, die wider den Hof am meisten aufgebracht waren, folgendes: Da die Prinzen, die Herzoge und Pairs, samt den Kronbedienten, Glieder dieses Parlaments sind, so können wir sie selbst einladen, daß sie kommen, und bey einer so wichtigen Sache, als diese ist, ihre Plätze in Besitz nehmen. Es sind diese Herren keiner besondern Erlaubniß vom Könige hiezu benöthigt. Giebt ihnen nicht ihre Geburt oder ihre Würde ein Recht, sich im Parlament einzustellen, wenn sie wollen? Dieser Vorschlag wurde gebilliget. Man machte also den 28 Merz ein Decret, darin beschlossen wurde, daß, da die Prinzen vom Geblüt, die Herzoge und Pairs und Kronbediente, die in Paris zugegen wären, Sitz und Stimme

im Parlament hätten, hiedurch eingeladen werden, und mit dem Canzler und allen versamleten Kammern, den Vortrag zu überlegen, der zum Dienst des Königs, zur Erleichterung der Unterthanen, und zum Wohlergehen seines Staats geschehen solte.

§. 13.

Es fehlete dem Hofe weder an Creaturen noch auch an Spionen im Parlamente. Eins von diesen verkauften Geschöpfen hinterbrachte sogleich den Entschluß, ein solches Decret abzufassen, den Ministern. Diese vergassen nicht, der Königin ins Gemüth zu setzen, daß das Parlament sich in Staatsaffairen mischen, Regierungssachen vor sich ziehen, und dem Könige Rath ertheilen wolle, ohne daß derselbe von ihnen verlanget worden. Es ist, schrien diese niederträchtigen Hofschranzen, es ist dieses ein offenbarer Eingrif in die Souverainität des Königs; man sieht wohl, wo die Herren hin wollen; sie wollen der Regierung der Königin zu Leibe gehen; sie wollen dasjenige untersuchen und richten, was unter währender Vormundschaft der Königin vorgegangen. Maria von Medicis kante gleich die Hand, von welcher dieser Streich herrührte. In der völligen Ueberzeugung, daß die Parthey des Prinz von Conde diese neue Bewegung unter den obrigkeitlichen Personen verursachet, lies sie Sr. Hoheit im Namen des Königs und der Herren, die sich im vorigen Jahr für den Prinzen erkläret hatten, verbieten, sich beym Parlament einzufinden, fals sie dazu eingeladen werden solten. Der Generalprocurator des Königs, Molen, wurde nebst den Generaladvocaten Servin und le Bret beordert, daß sie den folgenden Tag im Louvre erscheinen solten. Als sie nun vor beyde Majestäten zur Audienz gelassen worden, so zeigete der Canzler Silleri, dieser elende Sclav des Marschals von Ancre,

der

der ihm doch im Grunde so wenig als den andern Ministern gewogen war, Sillery, sage ich, zeigete diesen drey Herren an, daß der König sie wegen eines Decrets fordern lassen, das am nächstabgewichenen Tage vom Parlament abgefasset worden, die Prinzen vom Geblüt, die Herzoge und Pairs samt den Kronbedienten, einladen zu lassen, um sich mit ihnen wegen der Regierung des Königreichs zu besprechen. Es komt, setzte er hinzu, Ihro Majestäten höchstbefremdlich vor, daß das Parlament sich unterstehet, die höchsten Personen im Staat eigenmächtig zu versamlen. Dieses stehet solchen Leuten gar nicht zu, die es blos mit der Handhabung der Gerechtigkeit unter Privatpersonen zu thun haben. Mein Herr, antwortete Servin sehr bescheiden, sie sagen uns jetzo etwas, davon wir gar nichts wissen. Wir haben nur gehöret, daß die Kammern sich versamlet, um von ihrem Eifer im Dienst des Königs, von ihrer Sorgfalt um die Sicherheit seiner Person und um das Wohlergehen des Staats ein öffentliches Zeugniß abzulegen. Herr Generaladvocat, sagte hierauf die Königin, wir wissen von sehr guter Hand alles, was bey den versamleten Kammern gesprochen worden. Man hat dabey Reden geführet, die wider des Königs Autorität streiten. Das abgefaste Decret erweiset dieses zur Gnüge. Es ist dieses eine ganz neue und bis auf den heutigen Tag unerhörte Unternehmung.

§. 14.

Die königlichen Advocaten befanden sich jetzo in überaus kützlichen Umständen. Die Ehre und Gerechtigkeit verpflichtete sie, das Verhalten des Parlaments zu vertheidigen. Auf der andern Seite aber erforderte ihre Bedienung, das Interesse des Königs zu beobachten, so weit es ihr Gewissen verstattete; sie mu-

sten

sten sich hüten, dem Könige in einer solchen Sache mißfällig zu werden, da der Hof Beschwerde führete, als ob in dessen höchste Autorität ein Eingrif geschehen. Servin half ihnen aber mit grosser Weisheit aus diesem Gedränge. **Madame**, antwortete der Generaladvocat der Königin, **wir pflegen bey den Ueberlegungen des Parlaments nicht gegenwärtig zu seyn; wir treten nur in dasselbe ein, wenn etwas, so das algemeine Beste zum Gegenstande hat, abgehandelt wird, und alsdenn gehen wir wieder fort. Es ist wahr, man hat uns bey dieser Gelegenheit zugemuthet, das zu sagen, was wir zum Dienst des Königs und zum Wohlergehen seiner Unterthanen für zuträglich hielten. Wir haben aber das Parlament gebeten, uns damit zu verschonen, weil wir schon zu drey verschiedenen malen unsere Meynung gesaget hätten. Wir konten uns nicht besser erklären, da Se. Majestät wegen der von den Landsständen übergebenen Vorstellungen noch keine Erklärung von sich gestellet hatten. Was wir mit Gewisheit versichern können, ist dieses, daß das Parlament noch nie daran gedacht hat, in die Autorität des Königs Eingriffe zu thun. Es will nur ein und anderes zum Dienst des Königs und zur Erleichterung des Volks in Vorschlag bringen. Hat das Parlament den Entschluß gefasset, die Fürsten, die Herzoge und Pairs samt den Kronbedienten einzuladen, so hat es keine andere Absicht gehabt, als den Canzler und die ersten Personen des Königreichs zu Zeugen seiner Treue und unverletzlichen Ergebenheit zum Dienste Sr. Majestät zu haben. Es würde allen Gliedern des Parlaments leid seyn, wenn man ihnen einen Ausfall in ihrer Pflicht mit Grunde vorrücken könte. Sie haben jederzeit ihr Werk daraus gemachet,**

machet, die höchste Autorität des Königs zu vertheidigen. Sie werden sich auch jederzeit als unterthänige Knechte Sr. Majestät beweisen; denn von derselben haben sie die Macht und Gewalt zur Betreibung ihre Geschäfte erhalten. Ich werde meinen Staatsrath versamlen, um dieses alles zu überlegen, antwortete endlich der junge König, den man schon darauf zubereitet hatte, daß er seinen Canzler und seine Mutter erst solte reden lassen. Das kan gleich den Augenblick geschehen, setzte Maria von Medicis hinzu. Es muß der Staatsrath zusammen gefordert, und in der Sache ein Schluß gefasset werden. Als nun der Staatsrath beysammen war, so befahl der König den drey obrigkeitlichen Personen, daß sie in dem Zimmer bleiben könten, um zu hören, was Se. Majestät für einen Entschluß fassen würde. Sie baten aber den König, daß er ihnen erlauben möchte, abzutreten, weil es hier auf ein Decret ankäme, das von einem Collegio abgefasset worden, davon sie Glieder waren. Wenn etwa jemand, setzte Servin mit einer ehrerbietigen Freyheit hinzu, etwas wider das Parlament reden solte, so würden wir uns genöthigt sehen, die Gerechtigkeit dieses Parlamentsschlusses zu vertheidigen. Wir bitten daher Ew. Majestät, uns in dem Stande zu lassen, denselben so zu dienen, wie es unsere Aemter erfordern. Die Entschuldigung der königlichen Advocaten wurde angenommen. Sie traten in ein kleines Zimmer ab, um die Befehle Sr. Majestät abzuwarten. Eine Stunde darauf lies man sie wieder rufen. Ich habe euch wieder rufen lassen, sagte der König Ludwig, den man mehr angewöhnet hatte, aus einem sträflichen Ton zu reden, als ein billiger und gütiger Herr zu werden, ich habe euch rufen lassen, um euch das zu befehlen, was ich in meinem Staatsrath beschlossen, und ich will, daß ihr es selbst meinem

Par-

Parlament hinterbringet. Servin bat den König ehrerbietigst, sie damit zu verschonen, dem Parlament unangenehme Verfügungen selbst anzuzeigen. Unsere Bedienungen, sagte er, bringen es mit sich, daß wir ein geneigtes Gehör finden, wenn wir etwas zum Dienst Ew. Majestät vorzutragen haben, und daß wir die guten Absichten der Parlamentsglieder unterstützen. Wir versichern Ew. Majestät, daß das Parlament um Höchstdieselben allen Eifer besitzet, den sie sich nur zur Erhaltung Dero Autorität und zur Glückseligkeit Dero Königreichs wünschen können. Je mehr Vertrauen das Parlament zu uns hat, je mehr Mittel haben wir, Ew. Majestät gehörig zu dienen. Wolte man uns nöthigen, demselben Worte zu sagen, die ihm höchstempfindlich seyn könten, so würden wir dadurch allen Credit zusetzen, den wir uns bey diesem Collegio erworben. Maria von Medicis ärgerte sich über den ehrerbietigen Widerstand der königlichen Advocaten. Ihr werdet euch, sagte sie mit einer merklichen Entrüstung, ihr werdet euch mehr Ehre und Hochachtung erwerben, wenn ihr dem Könige gehorchet. Diese Worte verdrossen den Generaladvocaten. Er bemerkte unter andern, daß einer von den Prälaten, die sich für die neue Meynung von der Superiorität des Papstes am meisten beeifert, näher herzu geschlichen war, um dasjenige besser und mit Empfindung eines Kützels zu hören, was beyde Majestäten dem Parlament zur Kränkung sagen würden. Madame, antwortete Servin mit laut erhabener Stimme, damit es der vorwitzige und boshafte Prälat recht hören möchte, wir haben uns schon lange die Ehre erworben, daß wir den Gehorsam geleistet, den wir dem Könige schuldig sind, und den ihm alle andere, die mich jezo hören, schuldig sind si mögen seyn wes Standes sie wollen. Wir haben sie jederzeit un-

unterrichtet, und belehren sie noch durch unsere Worte und Exempel, daß Sie, Sire, Dero Autorität von Gott allein haben, und daß Sie in der weltlichen Verwaltung Dero Königreichs von keiner andern Macht abhängig sind. Es sind nun beynahe dreyßig Jahr, daß wir die Ehre haben, dem verstorbenen Könige und Ew. Majestät zu dienen. Wir haben uns nie von unserer Pflicht entfernet. Dero Parlament hat sich jederzeit durch seine Treue von andern unterschieden, und in dieser Gesinnung beharren wir bis an das Ende unsers Lebens.

§. 15.

Indes waren alle diese Vorstellungen der königlichen Advocaten umsonst und vergeblich. Sie bekamen gemessenen Befehl, dem Parlament selbst die Ursachen zu hinterbringen, um derentwillen der König wegen des am vorigen Tage abgefasten Parlamentsschlusses sich hochbeleidigt hielte. Die erste Ursache war folgende: Da der König in Paris gewesen, so hätte sich das Parlament nicht versamlen, über Staatsangelegenheiten nicht berathschlagen, noch die Prinzen, Herzoge, Pairs und Kronbedienten zu einer Parlamentssession einladen sollen, ohne deswegen erst beym Könige anzufragen. Man war ja aber in keinen Regierungsangelegenheiten zusammen gekommen. Hatte denn der König nicht ausdrücklich versprochen, daß er eher nicht auf die Propositionen der Landsstände antworten wolle, als bis er die Vorstellungen gehöret, die das Parlament Sr. Majestät thun würde? Es konte sich also versamlen, um wegen der Vorstellungen Abrede zu nehmen. Und da es eine Sache betraf, die für das Königreich von der grösten Wichtigkeit war, so handelte das Parlament im Grunde löblich, daß es die Meynung der Prinzen und Grossen des Reichs vernehmen wolte, die berechtiget sind, dergleichen Ueberlegungen

gungen mit beyzuwohnen. Es war gar keine Erlaubniß vom Könige nöthig, sie einladen zu dürfen. Kan nicht eine jegliche Privatperson die Prinzen und Pairs des Königreichs ersuchen, dem Urtheil in seiner Proceßsache mit beyzuwohnen? Es war also gar keine Ursache vorhanden, dem Parlament das zur Last zu legen, daß es die Prinzen, Pairs und Kronbediente ersuchen lassen, ihnen in einer so schweren zum Dienste des Königs und Besten des Volks so wichtigen Sache mit ihrem guten Rath beizustehen. Die zweyte Ursache war diese: Der König, sagte man, ist nach den Gesetzen majorenn, obgleich ein jeglicher von seinen Unterthanen in denselben Jahren annoch unmündig ist. Und da ihn Gott mit ausserordentlicher Gnade ausgerüstet hat, so muß er auch für tugendhafter gehalten werden, als alle andere Menschen sind. Endlich ist auch seine Autorität nicht geringer, als die Autorität seiner Vorfahren. Man siehet daraus, daß zuweilen auch in den Staatsversamlungen der Könige eben sowol armselig Zeug geredet wird, als anderswärts. Die Welt hats noch nicht gemerket, daß das Oehl der heiligen Flasche so grosse Wunder thue als ehedem das Salböhl der heiligen und von Gott gesendeten Propheten. **Ludwig** XIII wurde zu **Rheims** zu keinem andern Menschen gemachet. Er blieb allezeit ein sehr mittelmäßiger und zum Regieren unfähiger Herr. Es mag aber auch die Weisheit eines Königs von Frankreich so ausserordentlich seyn, als sie will; so hat das Parlament von undenklichen Zeiten her das Recht, demselben Vorstellungen zu thun. Es wurde ja die Volljährigkeit **Ludwigs** gar nicht in Zweifel gezogen, und man legte ihm ja nicht geringere Macht bey, als seine Vorfahren gehabt. Haben nicht diesen die Parlamente ganz freymüthig vorgestellet, was sie dem Wohlseyn des Königreichs für zuträglich gehalten? Die dritte Ursache war eben so jämmerlich als die beyden vorhergehenden. Die-

se

se aufferordentliche Versamlung konte nicht ohne offene Briefe vom Könige geschehen. Diese muß er allein und in souverainer Macht ertheilen. Erhalten denn die Prinzen und Pairs von Frankreich offene Briefe vom Könige, wenn sie täglich ins Parlament gehen? Sind sie nicht berechtiget, darin zu erscheinen, sobald sie nur das durch die Gesetze vorgeschriebene Alter erreichet haben? Kan nicht eine jegliche Privatperson sie ersuchen, sich dabey einzustellen, es sey, wenn es wolle? Die königlichen Advocaten bekamen endlich einen Befehl, der eben so hart und ungerecht, als die Gründe schlecht und abgeschmackt waren, darauf derselbe gebauet war. Man sagte ihnen, es sey des Königs Wille, daß ihm die Registratur von der gepflogenen Ueberlegung zugeschicket werden solte, und daß sein Generalprocurator und seine Generaladvocaten ihm den Parlamentsschluß selbst übergeben solten. Man sagte ihnen noch weiter, daß Se. Majestät hiedurch dem Parlament untersagten, zur Execution ihres Schlusses zu schreiten, und daß die königlichen Advocaten ihm vermelden solten, auf was Art und Weise das Parlament die Befehle Sr. Majestät annehmen würde. Einem so ausdrücklichen Befehl des Königs musten die königlichen Advocaten gehorchen. Sie zeigeten also den folgenden Tag an, daß sie im Namen des Königs etwas bekant zu machen hätten. **Verdun**, der erste Präsident, lies alle Kammern zusammen rufen; und der Generaladvocat **Servin** machte ihnen den Willen des Königs so säuberlich bekant, als er konte. Zu ihrem Troste fügte er noch hinzu, daß eine ziemlich grosse Anzahl der Herren im Staatsrath der Meynung gewesen, daß das Parlament von selbst eine Vorstellung übergäbe, die aber aufs behutsamste abgefasset seyn müsse. Wir müssen hier frey bekennen, daß das Verlangen, eine so grosse Beleidigung aufs sanfteste vorzutragen, den **Servin** bewogen,

mancherley zu sagen, das sich zu seinem Character und zu der grossen Einsicht nicht geschicket, die er von den wahren Verdiensten dieser zahlreichen Gesellschaft hatte. Er schämete sich nicht, sich der lächerlichen Schmeicheley zu bedienen, daß der vorgebliche Senat zu Paris demjenigen nichts nachgäbe, der zu den Zeiten des **Cato** und **Cicero** zu Rom gewesen. Der Generaladvocat sagte hier mehr Warheit, als er vielleicht zu sagen willens war. **Cicero** sahe den Senat, wie er zu seiner Zeit beschaffen war, nur noch **als die Hefen** von dem alten Rom an. Fast eben so verhielt sichs mit dem Parlament zu Paris seit der Minderjährigkeit **Ludwigs** XIII. Ich *leugne* keinesweges, daß in demselben noch ehrliche und wohlgesinnte Männer gewesen; allein ihre Anzahl war sehr geringe. Einige verkauften sich an den Hof, andere aber wirketen mehr aus dem Geiste der Faction und Partheylichkeit, als aus lauterm Eifer um das algemeine Beste. Das Parlament zu Paris war gewiß damals mehr dem römischen Senat gleich, wie er zu den Zeiten des **Augustus** beschaffen war, als demjenigen, den die Tugend der **Fabricien**, der **Scipionen** und der **Aemilien** so preiswürdig gemachet. Die Parlamente in Frankreich eileten ihrer Knechtschaft entgegen. Und unter der gegenwärtigen Regierung sind sie so verächtlich geworden, wie diejenigen, von welchen ein Tyrann mit Verachtung sagte, daß sie alle zur Sclaverey geboren wären. Die Entschliessung, die das Parlament nach diesem Berichte der Generaladvocaten fassete, war ein ganz offenbarer Beweis, daß dieses Collegium von der Tugend und Muthe seiner Vorfahren ausgeartet. Wie Menschen, die vom Blitz gerühret worden, fassen sie ganz betäubt. Man befahl endlich ganz tumultuarisch, daß die königlichen Advocaten dem Könige den Parlamentsschluß überbringen, und vor demselben bezeugen sollen, daß das Parlament nichts ohne Genehmhaltung des Königs thun wollen, und Se. Majestät versichern, daß sie im Parlament nie

was anders, als gehorsamste und allergetreueste Dienste finden würde. Ist bey diesen Herren noch Tugend und Muth zu finden, so zeiget sich beydes nur in dem Eifer um die Sicherheit der geheiligten Person des Königs wider diejenigen, welche lehren, daß man in gewissen Fällen den Souverains das Leben nehmen könne. Man kan sich kaum was niedrigers und kriechenders vorstellen, als das Compliment, so dasselbe bey Uebergebung des Parlamentsschlusses an den König machen lassen. Das Parlament, sagte der Ueberbringer, ist sehr darüber betreten, daß es sich Ew. Majestät Mißfallen zugezogen. Es lieget demselben nichts so sehr am Herzen, als die Erhaltung Dero Souverainität, nichts ist demselben so schätzbar, als Dero Gnade. Ohne diese können wir bey der Abwartung unserer Aemter weder Ehre erwerben, noch dem Publico nützlich seyn. So groß auch sonst die Zärtlichkeit des Hofes war, so war ihm doch jetzo die Unterwerfung des Parlaments sehr angenehm, zumal da sich allerley Bewegungen und Gährungen im Königreiche äusserten. Man hörete die Rede des Generaladvocaten mit Vergnügen an, und der junge König antwortete darauf, er wolle sich den Parlamentsschluß vortragen lassen, und dem Parlament nächstens seine Willensmeynung kund thun.

§. 16.

Maria von Medicis hoffete, daß es nun nicht weiter gehen werde. Allein der Marschal von Bouillon war gar nicht von der Art, daß er auf einem so schönen Wege hätte sollen stille stehen. Daß das Parlament bey dieser Gelegenheit einen empfindlichen Verdruß davon hatte, das war sein geringster Kummer. Vielmehr muste ihm eben dieses zur Erreichung des Zwecks dienen, den er sich vorgesetzet hatte, das Parlament endlich zu einem kühnen Schritte zu bewegen, und die Gemüther zuzubereiten,

die Klagen und Manifeste desto geneigter aufzunehmen, damit der Prinz von **Conde** samt seinen Anhängern umgieng, um das Volk wider die Königin und den **Concini** aufzuwiegeln. Es arbeitete daher der Marschal von **Bouillon** aus allen Kräften, die Parlamentsherren aus der Betäubung wieder zu sich selbst zu bringen, darein sie durch den Donnerschlag vom Hofe waren gesetzet worden. Er stellete ihnen vor, was für eine Verachtung sich das Parlament zuziehen werde, wenn es nicht den abgefasten Parlamentsschluß durchsetze, den es wegen Zusammenberufung der Fürsten, Pairs und Kronbedienten gefasset. Er redete sehr stark wider die Eingriffe der Königin und ihrer Minister, wie auch wider die schlechte Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Endlich aber sagte er ihnen, daß der erste Prinz vom Geblüt und die Vornemsten von seiner Parthey mit Ungedult darauf warteten, daß sie ihre Vorstellungen übergäben, um sich alsdann öffentlich für das Parlament zu erklären. Diese lebhaften Vorstellungen des Marschals thaten um so viel mehrere Wirkung, da **Verdun**, der erste Präsident, sich sehr wohl mit ihm verstund; wenigstens kam er in seinen Meynungen und Absichten dem **Bouillon** sehr nahe. **Verdun** war eine Kreatur vom **Villeroi**. Dieser alte und geschickte Hofmann sahe es nicht ungerne, daß die Königin in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, den Marschal von **Ancre** und den Canzler **Silleri** von der Seite zu schaffen, die den Staatssecretair stürzen wolten; oder wenigstens sie zu nöthigen, zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen, um dem Parlament Einhalt zu thun, und sich mit dem Prinz von **Conde** und seinen Anhängern in Unterhandlung einzulassen. Den 9ten April kamen drey Präsidenten von der Appellationskammer zum ersten Präsidenten in der grossen Kammer, und meldeten ihm, daß alle andere Kammern darauf bestünden, in Erwegung zu ziehen, ob es nicht rathsam sey, den König zu ersuchen, daß er dem Parlament eine

Ant-

Antwort ertheilen, und demselben seinen Willen bekant machen möchte, wie solches von Sr. Majestät versprochen worden. Es ist nicht erlaubt, fügten die Deputirten hinzu, daß die Entschliessungen des Parlaments gehemmet werden, weil gewisse Hofschranzen den König zu überraschen und sein Vertrauen zu ihnen zu mißbrauchen gelernet haben. Sobald der Hof von dieser neuen Bewegung des Parlaments war benachrichtiget worden, so wurde sogleich der erste Präsident nebst den vier ältesten Parlamentsräthen von der grossen Kammer und mit einer gleichen Anzahl Präsidenten von der Supplic- und Appellationskammer ins Louvre gefordert. Sie wurden zur Audienz vor den König geführet. Seine Mutter hatte ihn zubereitet, mit ihnen aus einem stolzen und zornigen Ton zu sprechen. **Meßieurs**, sagte er, **weil ihr meine Antwort auf euren Parlamentsschluß, den mir meine Advocaten überreichet haben, wissen wollet, so wird euch der Canzler dieselbe zu wissen thun.**

§. 17.

Hierauf fieng **Silleri** seinen Spruch an; und er that dieses auf eine Art, die sich für einen ersten Minister gar nicht schickte, den seine Würde verbindet, gewissermassen die Stelle zwischen einem Souverain und seinen Unterthanen zu vertreten. Der Canzler sagte daher den Herren des Parlaments rund heraus, daß der König sich wegen der Eingriffe in seine Autorität hoch beleidiget hielte, zumal da er majorenn und in der Hauptstadt seines Königreichs gegenwärtig wäre. Es ist eine Sache, fuhr er fort, die weder Exempel noch Grund vor sich hat, daß ihr die Prinzen, Pairs und Kronbedienten habt zusammen fordern wollen. Niemals hat sich ein Parlament unterstanden, dergleichen zu thun. Meinet man etwa daß Se. Majestat nicht wisse, daß die Macht und Juris-

diction des Parlaments ihre Gränzen habe? Es ist dasselbe eben so wenig berechtiget, sich in Regierungsgeschäfte zu mischen, als die Untersuchung der Rechnungen und Salzsteuren vor sich zu ziehen. Die Könige haben sich jenes vorbehalten, dieses aber zwey verschiedenen andern Tribunalen überlassen. Wenn man eine hohe Würde erlanget hat, so nimt man sichs oft heraus, ungereimte Dinge mit einer Dreistigkeit vorzutragen. Man setzt dabey zum voraus, daß die Geringern nicht Verstand genung hätten, solches zu bemerken. Ist das Parlament seiner uralten und ersten Verfassung nach nicht berechtiget, sich um Dinge zu bekümmern, welche die Regierung des Königreichs angehen, warum haben denn die Könige jederzeit ihre Edicte und Declarationen dem Parlament zugeschicket, solche zu untersuchen und einzutragen? Warum haben sie die Vorstellungen gehöret, die ihnen wegen der Bedürfnisse des Volks, wegen Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Verordnungen geschehen, die sie, wenn wir die Warheit sagen solten, der Untersuchung des Parlaments überlassen? Woher komts denn, daß die Fürsten, Pairs und Kronbediente, welche die wahren und ältesten Staasräthe sind, ihren Sitz im Parlament haben? Was hatte denn Maria von Medicis für eine Ursache, daß sie vom Parlament für die Regentin des Königreichs unter währender Minderjährigkeit ihres Sohnes erkläret seyn wolte? Warum muste denn Ludwig XIII sich im Parlament für majorenn und für fähig erklären lassen, von nun an selbst zu regieren? Der Canzler bezog sich sehr unzeitig auf die Antwort, die der erste Präsident Vaquerie dem Herzog von Orleans zur Zeit Carl VIII ertheilet; wie auch auf gewisse stolze Aeusserungen Ludwig XII und Franciscus I gegen ihr Parlament, und auf das Exempel Carl IX, der eine Deliberation dieses Collegii ausstreichen und ganz unleserlich machen lies, von der er glaubte, daß sie seiner Autorität nach-

nachtheilig wäre. Glaubte Vaquerie, daß es in gewissen Fällen nicht rathsam sey, die Absichten des Herzogs von Orleans zu unterstützen, so wird die Autorität des Parlaments dadurch gar nicht vermindert. Niemals wird ein vernünftiger und ehrlicher Mann Franciscus I und Carl IX als Muster eines guten Regenten vorstellen. Hat Ludwig XII zuweilen sich gegen die Vorstellungen des Parlaments hart bewiesen, hat er sich denn dadurch den Ruhm eines guten Königs und den schönen Beynamen eines Vaters des Volkes erworben? Die besten Fürsten begehen Fehler, aber nicht so viele und nicht so grosse, wie die andern. Wir wollen also dem Sillery seine Fehler im Schliessen vergeben. Aber wie können wir ihm die Niederträchtigkeit zu gute halten, da er wider die Ueberzeugung seines Gewissens und wider das Interesse des Königreichs, in welchem er eine der ersten Ehrenstellen mit so wenig Ehre bekleidete, dem Parlament ein Recht nehmen wollen, in dessen Besitz es von undenklichen Zeiten war, und welches noch jetzo bestehen solte, wo nicht die gewaltthätigen Anschläge der Minister Ludwig XIV bewogen hätten, die Ungerechtigkeit noch weiter zu treiben, als sein Vater gethan? Was der Canzler hierauf weiter vorgetragen, das zeuget von einem so niederträchtigen und verderbten Herzen, daß ich mich fast schäme, es anzuführen. Da eure Gesellschaft, als die erste im Königreiche, ihre Autorität vom Könige hat, so muß sie auch dieselbe zur Unterstützung der Autorität des Königs anwenden. Da ein Souverain das Recht hat, solche Personen zu obrigkeitlichen Aemtern zu ernennen, die zur Verwaltung derselben fähig sind; so kan man in solchem Verstande gar wohl sagen, daß sie ihre Autorität vom Könige haben. Folgt denn aber daraus, daß solche Personen zur Dankbarkeit für die vom Könige empfangene Wohlthat behülflich seyn müssen, seine Macht über die Gränzen zu erweitern und ihn über alle Gesetze zu erheben? Sillery wolte im Beschluß

seiner Rede den Verdruß etwas mildern, den er auf dem Gesicht des ersten Präsidenten und derer, die bey ihm waren, abgemahlet sahe. Daher sagte er: Der König weiß, daß die jungen Parlamentsräthe eigentlich diesen Schluß durchgetrieben. Die grössere Anzahl hat die ältesten und weisesten überwogen, die ganz anderer Meynung gewesen. Diesen weiß es der König Dank; er wird sich ihrer Treue erinnern, und er ersuchet sie, darin fortzufahren. Der Canzler verbot hierauf dem Parlament ausdrücklich, den Parlamentsschluß zu volziehen, und künftig über diese Sache keine Ueberlegung anzustellen. Wie nun schon vorher alles war verabredet worden, so hatte man den jungen König unterrichtet, dasjenige, was Silleri gesaget, sträflich und als gebietender Herr zu bestätigen. Meßieurs, sagte der König, was euch der Canzler jetzo gesaget hat, das sage ich euch auch. Ihr solt morgen meine Antwort schriftlich haben. Unterstehet euch aber nicht, einen Schritt weiter zu thun.

§. 18.

Der erste Präsident antwortete dem Könige mit grosser Ehrerbietung, Weisheit und Unerschrockenheit. Und was dieser Mann mit wenig Worten sagte, das hätte den niederträchtigen Silleri schamroth machen können, wenn anders ein Mann, der sich dem Hofe verkaufet, von der Schaam ein Gefühl gehabt, die man sehr wohl die Strafe ehrlicher Leute genennet hat. Sire, sagte der Präsident Verdun, es verursachet uns den grösten Kummer, daß, nachdem wir Ew. Majestät und Dero Herrn Vater so redlich gedienet haben, unsere Dienste so schlecht vergolten werden. Wir hätten nimmermehr geglaubet, daß Ew. Majestät einen Unwillen wider uns würden fassen können, oder daß unsere Handlungen durch

eine

eine verkehrte Auslegung zu Eingriffen in Dero Autorität würden gemachet werden. Wäre es uns erlaubet, auf das zu antworten, was Ew. Majestät uns gesaget, und was der Canzler uns in Dero Namen eröfnet, so würden wir leicht darthun können, daß die Könige, Dero Vorfahren, jederzeit mit der Conduite des Parlaments zufrieden gewesen, und daß selbst unter den Regierungen, die der Canzler angeführet hat, unser Collegium die wohlverdientesten Lobsprüche erhalten. Allein wir sind auf Dero Befehl hieher beschieden worden, und das Parlament hat uns nicht auftragen können, Ew. Majestät dessen eigentliche Gesinnungen hierüber vorzulegen. Wir werden indes nicht ermangeln, demselben alles zu hinterbringen, was Ew. Majestät uns gesaget, und was wir aus dem Munde des Canzlers gehöret. Wir bitten nur Ew. Majestät, unsern Parlamentsschluß im besten zu vermerken. Er ist nicht von den jüngsten in unserer Gesellschaft, sondern mit algemeiner Zustimmung abgefasset worden. Die jüngern Parlamentsglieder sowol als die älteren haben sich darin vereiniget. Wir haben alle geglaubet, daß es so wenig ein nachtheiliger Eingrif in Dero Autorität sey, sondern daß wir vielmehr eben dadurch Ew. Majestät einen neuen Beweis von der Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen und von unserm Diensteifer würden ablegen können. Endlich unterbrach die Königin ihr bisheriges Stillschweigen. Es geschahe aber mehr in der Absicht, diese Männer zu kränken, als sie zu trösten, wie sie vorgab. Messieurs, sagte Maria von Medicis, ich bin benachrichtiget, daß die jungen Leute diesen Vortrag gethan, und daß sie durch die meisten Stimmen diesen Schluß durchgetrieben. Ich danke dafür

den Alten, und allen denen, die sich dieser Unternehmung widersetzet haben. Der König, mein Sohn, wird sich ihrer Treue erinnern, und ich werde das meinige dazu beytragen, daß sie von ihm Merkmale seiner Gewogenheit erhalten. Der erste Präsident merkte mit Verdruß, daß man die Meynung der niederträchtigen und der Hofgunst verkauften Parlamentsglieder den Aeltesten und Weisesten auf die Rechnung schreiben wolte. Voll gerechten Unwillens, daß man solchen Leuten noch dazu Belohnung versprach, die das Interesse des Volks und des Parlaments verriethen, glaubte er berechtiget zu seyn, gegen sie mit wenigerer Zurückhaltung sich zu erklären, als gegen den Souverain. Madame, sagte Verdun, wir bitten Dieselben unterthänigst, zu glauben, daß wir alle an diesem Schluß Theil gehabt, denen aber Dero Beyfal zu versagen, die Ihnen das Gegentheil gemeldet haben, und uns Dero Gnade und Schuzes beym Könige zu würdigen.

§. 19.

Den folgenden Tag stattete der erste Präsident bey den versamleten Kammern seinen Bericht ab, und die königlichen Advocaten ersuchten, um des Wohlstands willen, das Parlament, eine unterthänige und ehrerbietige Vorstellung zu thun, um den Zorn des Königs zu besänftigen. Als sie wieder abgetreten waren, so entschloß sich das Parlament, nachdem es sich aus seiner Betäubung erholet, von seiner ersten Deliberation nicht abzugehen, sondern aus jeglicher Kammer eine gewisse Anzahl von Räthen auszusuchen, die gemeinschaftlich mit den Präsidenten die nöthigen Vorstellungen, die man dem Könige übergeben wolte, abfassen solten. Die Königin wurde sogleich von dieser standhaften Entschliessung des Parlaments benachrichtiget, und schickte daher ihren Kammerboten an den ersten Präsidenten, und lies ihm sagen,

daß

daß er sogleich mit denen, die vor zween Tagen bey ihm gewesen, im Louvre erscheinen solle. Silleri war bey dieser Audienz nicht gegenwärtig. Fürchtete er sich etwa, daß er das ganze Parlament wider sich empören möchte, das so schon wider den Canzler entrüstet war, der sein wankendes Glück durch Niederträchtigkeiten zu bevestigen suchte? Die Vorstellungen, die man beym Könige thun wolte, machten ihn höchstunruhig. Er hatte viele Ursache gegeben, in denselben von seinem Geitze, und von seinem schändlichen Gewerbe mit der Gerechtigkeit zu reden. Ludwig sagte zu den Herren des Parlaments, er hätte sie fordern lassen, weil er benachrichtiget worden, daß, des geschehenen Verbotes ungeachtet, daß das Parlament in Regierungsangelegenheiten keine Vorstellungen thun solle, selbiges dennoch aus jeglicher Kammer gewisse Glieder ernennet, um eine solche Vorstellung zu entwerfen. Es wird euch, setzte er hinzu, meine Mutter meinen Willen hierüber bekant machen. Sie ergrif sogleich das Wort, und sagte in einem ergrimten und drohenden Ton, daß die Vergreifung unerhört wäre, und daß ihr Sohn die Urheber derselben würde zu bestrafen wissen, wenn sie in ihrem Ungehorsam beharreten. Er ist euer König und euer Herr, fuhr sie fort; glaubet sicherlich, daß er seine Autorität wird zu gebrauchen wissen, wenn ihr einem Verbot entgegen handelt. Es sind Leute, die gegen seinen Dienst übel gesinnet sind, die euch zur Verachtung seiner Befehle bewegen. Der erste Präsident antwortete hierauf mit einem ganz kalten Blute und mit wenig Worten, daß er den Willen des Königs dem Parlament bekant machen wolle. Indes setzten diejenigen Parlamentsräthe ihre Arbeit fort, die zur Abfassung der Vorstellung waren ernennet worden.

§. 20.

Unter einer so grossen Gährung der Gemüther am Hofe, bey der Versamlung der Landsstände, beym Parlament

lament und unter dem Volke, suchte **Maria** von Medicis mit den Reformirten in Frankreich säuberlich umzugehen, damit sie sich nicht allzugenau an den Prinz von **Conde** anschliessen möchten, der sie auf seine Seite zu ziehen suchte a). Weil sie nun von der Gottseligkeit und Mässigung des du **Plessis Mornay** überzeuget war, so lies sie sich mit demselben in einen Briefwechsel ein. Die Minister und Staatssecretaire schrieben öfters an ihn. Man meldete ihm die Neuigkeiten, die bey der Versammlung der Landsstände vorfielen; und endlich lies sichs der Hof gar merken, als ob er den Rath dieses weisen Edelmannes hochhielte, und sich bey vorfallender Gelegenheit desselben bedienen würde. Auf diesem Wege betrüget man öfters ehrliche Leute. Ihre Ehrlichkeit und Mässigung hindert es, daß sie gegen andere nicht so argwöhnisch und mißtrauisch sind, als man seyn muß, wenn man von einem arglistigen Hofe nicht verstricket werden will. Der Vortrag, der in der adlichen Kammer geschehen war, hatte bey den versamleten Ständen groß Aufsehen gemachet, und die Deputirten, die sich zur reformirten Religion bekanten, hatten sich darüber eben so laut als gerecht beklaget. Da die Geistlichen ehedem den Eid entworfen, den die Könige von Frankreich bey der Krönung abschwören musten, so hatten sie diesen Artikel wohlbedächtig eingerücket: **Ich will mich aufrichtig und nach bestem Vermögen bemühen, die von der Kirche verdamten Ketzer aus meiner Jurisdiction, und aus den unter meinem Gehorsam stehenden Ländern zu verjagen.** Der verstorbene König und **Ludwig** XIII. selbst hatten aber ausdrückliche Erklärungen von sich gestellet, daß er seine reformirten Unterthanen nicht darunter begriffen. Dieses verdroß nun die abergläubige Rotte gar sehr. Ich weiß nicht, was es für Adliche waren, die, vermuthlich auf Anhetzung der Clerisey, in der adlichen

a) Lettres et memoires de Mr. du *Plessis* 1614. 1615. Mercure François 1615.

lichen Kammer den Vorschlag thaten, daß man den König in dem zu übergebenden Aufsatz ersuchen möchte, **die Catholische, Apostolische und Römische Religion zu erhalten, wie er solches in dem bey seiner Krönung geleisteten Eide versprochen.** Es waren aber in der adlichen Kammer Reformirte, die sich gewaltig dawider setzten, und es fehlete nicht viel, so hätte die zwischen den Catholiquen und Reformirten entstandene Bewegung einige betrübte Folgen nach sich gezogen. Die Sache wurde am Hofe bekant gemachet. Dieser gab sich so gleich alle Mühe, den Verdacht zu ersticken, den eine zur Unzeit auf die Kohlen geworfene Sache bey den reformirten Parthey, die man doch sorgfältig zu schonen suchte, erregen muste. Die Königin kam hinter die arglistigen Ränke des Marschall von **Bouillon.** Der König gab daher den 12 Merz eine Declaration heraus, in welcher er, nachdem er, entweder im Ernst oder nur zum Schein, den unvorsichtigen Eifer derer entschuldiget, die bey der adlichen Kammer diese Sache in Vorschlag gebracht, das grosse Mißvergnügen äuserte, das ihn dieser Streit verursachet, und dabey bezeugete, wie dieses jederzeit seine Absicht gewesen, daß alle seine Unterthanen unter ihm in Friede und Freundschaft leben solten, und daß er das unverletzlich halten wolle, was der König, sein Vater und er selbst denen von der reformirten Religion versprochen; und endlich befahl er, daß die Edicte, die Declarationen und besondern Artikel, die desfals vorhanden wären, heilig gehalten werden solten. Seine Maxime war hierin sehr billig. Indes hat sie **Ludwig** XIII. zuweilen vergessen, und sein Sohn hat sie gar verachtet. **Wir erwarten von der göttlichen Gütigkeit,** hies es in der Declaration, **daß sie unsere Unterthanen durch die ordentliche und in der Kirche gewöhnlichen Mittel zu Einer Religion vereinigen werde; indem wir aus der Erfahrung der vorigen Zeiten gewiß versichert sind, daß die gewaltsamen**

Mittel

Mittel weiter zu nichts gedienet, als daß die Menge derer vermehret worden, die von der Kirche abgetreten, statt ihnen den Weg zu zeigen, zu derselben wieder zurück zu kehren. Diese Declaration lag eine Zeitlang, ehe sie im Parlament registriret wurde. Ich weiß nicht, ob die Bewegungen, die bey diesem Collegio nach Aufhebung des Landtages entstanden, die gerichtliche Confirmation derselben gehindert. Die Reformirten waren im Begrif eine algemeine Versamlung zu halten, und es war viel daran gelegen, sie nicht zu entrüsten. Das Parlament, das damals mit dem Hofe gespannet war, suchte sie zu befriedigen, und auf seine Seite zu ziehen b).

§. 21.

Die reformirten Gemeinden in Frankreich hatten den 15 Julius des vorigen 1614 Jahres Erlaubniß bekommen, eine algemeine Kirchenversamlung zu Grenoble zu halten. Es war ihnen aber dieser Ort nicht recht gefällig. Man setzte ein sehr grosses Mißtrauen auf die Religion und Ehrlichkeit des Marschals von **Lesdigueres**, der im Delphinat einen kleinen König vorstellete. Das ärgerliche Leben dieses Herrn, seine Schandthaten, sein grenzenloser Ehrgeitz, erweckten bey den Reformirten die Furcht, er möchte die Freyheit der Versamlungen, und das Interesse seiner Religion, (wenn anders der Marschall eine Religion gehabt,) seinem Glück aufopfern. Es hatte so gar das Ansehen, als ob der Hof, wegen der bedenklichen Verbindungen unter den Bewegungen des Prinzen von **Conde** und Zusammenberufung der Landesstände, die Stadt **Grenoble** erst alsdann erwehlet, nachdem man sich vorher des **Lesdigueres** versichert, und von ihm die Versprechung erhalten, daß dabey alles nach dem Sinn der Regentin gehen solle. Der National-Synodus den die reformirten

b) Lettres et memoires du *Plessis Mornay* 1615.

ten Gemeinden bald nach erlangten Königlichen Gnadenbriefe zu **Tonneins** anstelleten, drang bey Hofe sehr stark darauf, daß man einen andern Ort, als **Grenoble** zur algemeinen Versamlung bekommen möchte. Er hielt auch um etwas länger Zeit an, um sich zur algemeinen Versamlung zubereiten zu können, und bat, daß aus dem Gnadenbriefe einige Ausdrücke weggelassen werden möchten. Man bewilligte ihnen die Verlängerung des Termins gar gerne, und setzte den 25 August zur Versamlung an; aber in dem Brevet selbst wolte man nichts ändern. Anlangend den Ort, so entschuldigte sich der Hof, und wolte keinen andern gestatten, weil sonst diese Veränderung den Marschall von **Lesdiguieres** verdrieslich machen könte. Die **Umstände der Sachen des Herzogs von Savoyen in Italien**, hies es, **erfordern, einen Mann** zu schonen, der **mit dem Herzog Carl Emanuel in grosser Vertraulichkeit** stehet. Es musten sich also die Reformirten an den Marschall selbst melden. Allein er verstund sich mit dem Hofe sehr wohl. Er wegerte sich also, ihnen einen andern Ort zu verstatten, unter dem Vorwande, daß ein solches Mißtrauen seiner Reputation nachtheilig wäre. Indem sich nun im vorigen Jahre beyde Majestäten **zu Tours** aufhielten, so bat **du Plessis Mornai** inständigst, und redete auch vor versamletem Staatsrath davon, daß sie den Reformirten einen andern Ort, als **Grenoble**, zu ihrer Zusammenkunft gewähren möchten. Seine Gründe schienen so erheblich zu seyn, daß **Maria** von Medicis sich erbot, die Versamlung nach **Saumur** zu verlegen, weilen sie gewiß überzeuget war, daß ein so weiser und getreuer Gouverneur nicht gestatten würde, daß man daselbst etwas vornähme, das dem Wohlergehen des Königreichs, und dem Dienst Sr. Majestät zuwider wäre. **Plessis** hielt es für seine Schuldigkeit, die Ehre auszuschlagen, die ihm die Königin erweisen wolte. Es hat **unter den Reformirten** in Frankreich nie an Personen

sonen gefehlet, deren hitziger Kopf und unvorsichtiger Eifer den Angelegenheiten ihrer Religion grossen Schaden gethan. Du Plessis besorgete, daß dergleichen Köpfe, die mit seiner Mässigung gar nicht zufrieden waren, etwa allenthalben ausstreuen möchten, daß er selbst die Sachen so gekartet, damit die Versamlung unter seiner Hand und Disposition wäre. Die Weigerung des **Plessis Mornai**, das Anerbieten der Königin anzunehmen, war Ursache, daß der Hof damals wegen Veränderung des Ortes keine andere Entschliessung fassete. Mitlerweile erwekten die Gewaltthätigkeiten, die damals **Lesdiguieres** zu **Grenoble** ausübete, bey allen honetten Gemüthern von der reformirten Religion einen solchen Abscheu an ihm, daß man sich mehr als jemals wegerte, die Versamlung unter der Discretion eines so grausamen und gottlosen Menschen zu halten. Die Sachen giengen noch merklich weiter. Die Reformirten, die darüber sehr ungehalten waren, daß man auf ihre gerechte Bitte nicht achtete, fiengen schon an davon zu reden, daß aus ieglicher Provinz Deputirte nach **Montauban** verschicket werden solten, um sich daselbst darüber zu beschweren, daß die Königin ihnen keinen andern Ort, als **Grenoble**, verstatten wolle, und selbst denjenigen Ort zu wählen, der ihnen der unverdächtigste und weiseste zu seyn schiene. Der weise **Mornai** sahe zum voraus, was dieser Schritt für schädliche Folgen nach sich ziehen würde. Er schrieb daher fleissig an die Minister, um einen andern Ort als **Grenoble**, zu erhalten. Er schickte so gar einen Expressen mit einem Schreiben an den Marschall von **Lesdiguieres**. **Plessis** suchte ihn mit triftigen Gründen zu bewegen, daß er der Befriedigung der reformirten Gemeinden keine Hinderniß in den Weg legen möchte. Es sey nun aber, daß der Marschall beständig mit dem Hof unter Einer Decke gelegen, oder daß er geglaubet, daß seine Religionsverwandten hierin etwas zum Tort thun wollen; genung, er achtete gar

nicht

nicht auf die Vorstellungen des Mornay. Es ist nicht mein Betrieb, sagte er, daß der König Grenoble erwählet hat. Man hat mir vorher nichts davon zu wissen gethan. Ich habe gute Ursachen, die ich aber einem Briefe nicht anvertrauen kan, warum ich Sr. Majestät lediglich überlasse, was denselben zum Besten des Staats gut zu seyn dünket c). Die neuen Bewegungen des Prinz von Conde und des Parlaments trugen nicht wenig bey, den Hof gegen die Reformirten nachsehend zu machen. Man besorgte gar sehr, daß sie sich zu Montauban ausserordentlich versamlen möchten. Die Königin versprach endlich ihren Generaldeputirten den 1sten April 1615, daß die reformirten Kirchen wegen der Zeit und des Ortes ihrer algemeinen Versamlung Satisfaction haben solten. Man ernannte Gergeau dazu, eine kleine Stadt an der Loire, nicht weit von Orleans. Den Reformirten aber war auch dieser Ort nicht gefällig, der nicht weit von Paris lag. Sie stelleten vor, daß bey einer ehemaligen Versamlung, die zu Gergeau gehalten worden, ihre Deputirten nicht einmal Quartier bekommen können. Lesdiguieres machte sich dieses Mißvergnügen zu Nutze, um die Versamlung dennoch nach Grenoble zu bringen. Der Marquis von Monbrun, der niederträchtig genung gewesen, eine natürliche Tochter des Marschals zu heirathen, die aus einem doppelten Ehebruch war erzeuget worden, gab den Reformirten starke Versicherungen, daß sein Schwiegervater sie mit seinem Credit und Autorität unterstützen würde. Daher geschahe es durch einen ganz plötzlichen und unvermutheten Wechsel, daß sie auf eine ziemlich trotzige Art Grenoble zu ihrem Versamlungsorte begehreten. Sie drohten sogar, daß sie sich ohne des Hofes Einwilligung daselbst

c) La vie du *Plessis Mornay* L. 3. Lettres et Memoires du meme.

selbst versamlen wolten, wenn sie der Marschal von Lesdiguieres wohl aufnehmen würde. Allenfals, sagten sie, **wollen wir von selbst ausser** Grenoble **und** Gergeau **anderswohin gehen.** Diese neue Entschliessung machte den Hof argwöhnisch. Der Marschal aber versprach der Königin so veste, daß er die Versamlung nach dem Sinn Ihro Majestät lenken wolle, daß sie endlich den 15ten Julius, 1651 den Reformirten die Stadt Grenoble zu ihrer Versamlung anwies d) *).

*) In des Benoit Histoire de l' Edit de Nantes T. 2. p. 165. ist dieser Sache eine andere Construction gegeben worden. Es heisset daselbst, daß die Reformirten deswegen wieder auf Grenoble gefallen, weil sie vernommen, daß der Marschal eine Reise an den Hof würde vornehmen müssen, wo er wichtiger Angelegenheiten halber sehr lange würde aufgehalten werden, so, daß die Versamlung Zeit genung haben würde, in seiner Abwesenheit mit ihren Entschliessungen zu Stande zu kommen. Indes wird eben daselbst auch versichert, daß diese Veränderung den Hof argwöhnisch gemachet, als welcher sich nicht vorstellen können, daß die Reformirten auf einmal auf die Gedanken gerathen, ohne daß ihnen Lesdiguieres heimliche Versicherungen geben lassen, daß er ihnen nicht zuwider seyn wolle. Ob es nun durch den gefälligen Schwiegersohn Monbrun geschehen, das wird daselbst nicht gemeldet, obwol das lasterhafte Leben des erwehnten Lesdiguieres nicht mit Stilschweigen übergangen worden.

§. 22.

Die Ursache, warum die Reformirten ein Mißtrauen auf die Redlichkeit und Religion des Marschals von Lesdiguieres setzten, war folgende. Carl von Blanchefort, Herr von Grenoble, hatte die einzige Tochter, die von den rechtmäßigen Kindern des Lesdiguieres noch übrig war, geheirathet. Eine gewisse Creatur, Namens Maria Vignon, die er dem Ennemond Matel, ihrem Manne, einem Seidenhändler

d) Memoires du Duc de *Rohan.* Histoire du Connetable *Lesdiguieres* L. 8. c. 8.

ler zu Grenoble, entrissen, hatte dem Marschal zwo andere Töchter zur Welt geboren e). Eine Zeitlang suchte man diesen schändlichen Umgang geheim zu halten, und das Aergerniß zu verhüten. Sobald aber die Gemahlin des Marschals todt war, so wohnete die **Vignon** öffentlich bey ihm. Er lies sie **Madame von Moyranc** nennen, welchen Namen eins seiner Landgüter führete. Eine unanständige und schändliche Sache für einen Mann, der über sechzig Jahr alt war! Die **Moyranc** war damit nicht zufrieden, daß sie als die rechtmäßige Ehefrau des **Lesdiguieres** bedienet wurde, sondern sie wolte auch als eine solche legitimiret seyn, es möchte auch kosten, was es wolte. Es muste daher ihr Mann umgebracht und bey Seite geschaffet werden. Einer wollüstigen und ehrgeitzigen Weibesperson fält die abscheulichste Schandthat nicht schwer. Das erstaunlichste dabey war dieses, daß der von dieser neuen Circe bezauberte Marschal sich in diesen Mordanschlag einlies. Der Oberste **Alard**, sein vertrauter Freund, der die Intriguen des Herzogs von Savoyen beym **Lesdiguieres** spielen muste, übernahm es, den unglücklichen **Matel** zu ermorden. Jederman vermuthete gar bald, daß er das Werkzeug gewesen, dessen sich die **Moyranc** bedienet, sich von einem Manne los zu machen, der länger lebte, als es seiner Frau lieb war. Sobald das Parlament zu **Grenoble** einige Anzeigungen wider den **Alard** erhalten, so lies es ihn in Arrest bringen. Der Marschal, der nicht in der Stadt gewesen, als die Mordthat war verübet worden, kam eilend wieder zurück, sobald er erfahren hatte, daß **Alard** der Gerechtigkeit in die Hände gefallen. Aber wie solte er ihn aus dem öffentlichen Gefängniß losmachen? **Lesdiguieres** gieng selbst dahin, und setzte den **Alard** in Freyheit, unter dem Vorwande, daß er ein Minister des Herzogs von Savoyen wäre, an

e) Histoire du Connetable de *Lesdiguieres* L. 5. c. 8. L. 7. c. 10. L. 8. c. 7.

dem man sich ohne Erlaubniß seines hohen Principals nicht vergreifen dürfte. Der erste Präsident zu Grenoble, den diese Gewaltthätigkeit sehr verdroß, die ganz offenbar davon zeugete, daß der Marschal an diesem abscheulichen Mord Theil habe, fieng darüber sehr zu lärmen an. Allein es war alles vergeblich. Der Hof, der des **Lesdiguieres** mehr benöthigt war, als des Präsidenten, verleitete den König zu einer schändlichen Handlung, daß er alles genehm hielt, was der Marschal gethan hatte, um den **Alard** aus den Händen der Obrigkeit zu reissen, die das Geheimniß der Bosheit ans Licht bringen wolte. Hätte der alte und geile Sünder nicht in die Bosheit seiner Creatur eingewilliget, würde er sie auch bey sich behalten haben? Jedoch er that noch mehr. Damit die zwischen ihnen verabredete Ehe weniger schandbar seyn möchte, so befahl er, daß **Maria Vignon** von nun an die **Marquisin von Trefort** heissen solte. Er heirathete sie endlich im Jahr 1617 förmlich. **Hugo**, Erzbischof von Ambrun, legte auf diese schandbare Ehe seinen Segen, weil sich die **Vignon** zur römischen Religion bekante. **Und Lesdiguieres**, der noch immer für einen Reformirten angesehen seyn wolte, unterwarf sich der Strafe, welche die Kirchenzucht der französischen Protestanten wider diejenigen geordnet, die sich von Römisch-catholischen copuliren liessen f). Man erzählet einen Umstand, der die Gemüthsart **Carl Emanuels**, Herzogs von Savoyen, deutlich entdecket. Da er wuste, was die **Vignon** beym alten Marschal ausrichten konte, so war er so niederträchtig, die Vermählung des Grafen von **Sault**, eines Sohns des **Crequi** und Enkels des **Lesdiguieres** mit einer Prinzeßin von Savoyen, und der zweyten Tochter der **Vignon**, die der Marschal zärtlich liebete, mit einem der Söhne **Carl Emanuels** in Vorschlag zu bringen. Ich will gerne glauben, daß dieses nur ein Kunstgrif dieses Herzogs gewesen, dem unendlich viel

f) Histoire du Connetable de *Lesdiguieres* L. 10. c. 3. 10.

viel daran gelegen war, den Lesdiguieres zum Freunde zu haben. Indes wird es ein immerwährender Beweis bleiben, daß ein ehrgeitziger Fürst fähig ist, die grösten Unanständigkeiten zu begehen, wenn es auf die Befriedigung seiner Leidenschaft ankomt. Der Graf von Sault heirathete nachher diese zweyte Tochter, ob sie gleich seine Tante war. Sie starb aber bald, ohne Kinder zu hinterlassen. Crequi besorgte alsdann, daß die älteste Tochter der Vignon, die an den Marquis von Monbrun verheirathet war, den grösten Theil der Erbschaft seines Grosvaters an sich ziehen möchte. Um nun diesen Zufal zu verhüten, so richtete es Crequi in die Wege, daß die Ehe des Monbrun mit der noch übrigen einzigen Tochter des Lesdiguieres getrennet werden muste. Wenn die Eyescheidung im Evangelio nicht so ausdrücklich wäre untersaget worden, so würde ich es dem Monbrun eben nicht übel auslegen, daß er sich von einem im Ehebruch erzeugten Bastard, den er unüberlegt geheirathet hatte, losgemachet. Denn eine so niederträchtige Ehe schicket sich nicht für eine Person von Stande. Man sagt, daß darauf Crequi dem Grafen von Sault angelegen, seine Tante und Schwägerin zu heirathen. Der junge Graf erschrack vor diesem Antrage. Daher heirathete Crequi, der viel geitziger und weniger gewissenhaft war, als er, die Schwester seiner ersten Frau. Zu dieser blutschänderischen Ehe muste man von Rom aus Dispensation haben. Die Päpste, die dadurch einen Reformirten, der ein so weit Gewissen hatte, zu gewinnen hoffeten, gewähreten dieselbe willig. Ja man sagte sogar am römischen Hofe im Scherz, daß kaum ein Papst allein alle Dispensationen ausfertigen könte, die von dem Crequis und den Kindern des Lesdiguieres verlanget würden.

§. 23.

Maria von Medicis war nicht weniger besorget, das Ungewitter zu zertheilen, das sich im Parlament zu

Paris zusammen zog, als sich gegen die Ränke des Prinzen von Conde und des Marschals von Bouillon bey der reformirten Parthey zu verfahren. Die Vorstellungen, dazu sich das Parlament mit grosser Sorgfalt und Fleiß anschickte, beunruhigten den Hof gar sehr. Er glaubete, daß er den Parlamentsherren den Mund würde stopfen können, wenn er ihnen die Beybehaltung der Paulecte oder des jährigen Canons bewilligte. Der Schluß des Staatsrathes, der dieses veitsetzte, wurde zu eben der Zeit publiciret, als das Parlament im Begrif war, seine Vorstellungen mit grosser Ceremonie zu übergeben. Das Parlament nahm das sehr gerne an, was man ihnen anbot. Da aber die Beybehaltung der Paulette dem Könige eben so vortheilhaft war, als ihnen, so hielten sie es für kein sonderliches Geschenke. Das Parlament gieng daher auf seinem Wege gerade fort. Bouillon hatte sie so einzuflechten gewust, daß sie nicht mit Ehren zurücke weichen konten. Was ihnen der Canzler gesaget hatte, daß nemlich das Parlament kein Recht hätte, sich in Staatssachen zu mischen, sondern daß es nur dazu gesetzet worden, Processe zu entscheiden; dieser Vorwurf, sage ich, war dieser zahlreichen und dreisten Gesellschaft so nahe gegangen, daß sie schlechterdings den Villeri zum Lügner machen, und die Begebenheiten widerlegen wolten, die er entweder fälschlich oder boshaftig angeführet hatte. Nachdem nun ihre Vorstellungen mit aller möglichen Sorgfalt waren ausgearbeitet, und in einigen Versamlungen unter schärfster Prüfung vorgelesen worden; so bekamen die königlichen Advocaten Befehl, dem Canzler zu sagen, daß das Parlament beym Könige Audienz begehre. Diese wurde denselben den 22sten Nachmittags gewähret. Sechs Oberpräsidenten, zwölf Räthe von der grossen Kammer, ein Präsident und drey Räthe von jeglicher Appellationskammer, und eben so viel von der Kammer der Requeten, und endlich der Generalprocurator und die Generaladvocaten begaben sich am bestim-

ten

ten Tage ins Louvre. Es waren ihrer zusammen vierzig. Das Volk begleitete ihre Carossen haufenweise. In dem Hofe des Louvre, in den Fenstern und auf den Treppen waren so viel Menschen beysammen, als man nur in den ausserordentlichsten Fällen gewohnt ist. Die Parlamentsherren wurden anfänglich in den Saal geführet, wo zu der Zeit die Abgesandten warten musten, bis sie der König rufen lies. Eine halbe Stunde nachher führete sie **Vitri**, Capitain der königlichen Leibgarde, in das Zimmer des Staatsrathes. Daselbst befand sich der König mit seiner Mutter, und die Herzoge von **Guise**, **Nevers**, **Vendome**, **Montmorenci** und **Epernon**, der Canzler, der Marschal von **Ancre** und **Souvree** nebst verschiedenen andern Herren und den vornemsten Staatsräthen waren um sie. **Verdun**, der erste Präsident, überreichte dem Könige den Aufsatz von ihren Vorstellungen, nachdem er eine weitläuftige Versicherung von der Treue und guten Absichten des Parlaments gegeben. Der König übergab die Vorstellung in die Hände des Staatssecretairs **Lomenie**, und befahl, daß das Parlament nun wieder abtreten könte. Allein der erste Präsident sagte: **Sire, es ist uns aufgetragen worden, Ew. Majestät unterthänigst zu bitten, daß unsere Vorstellungen vorgelesen werden.** Der junge König, den man vorher wohl instruiret hatte, was er thun und reden solte, willigte in die Vorlesung derselben. Man gab den Aufsatz dem Sohn des **Lomenie**. Er las ihn laut vor, und es schien jederman mit Aufmerksamkeit und Ernsthaftigkeit zuzuhören. Ein jeglicher bemühete sich, die ungleichen Leidenschaften zu unterdrücken, die diese Vorstellungen bey ihm rege machten. Weil dieselben nun, wenn man die Warheit sagen soll, die letzten Bewegungen der sterbenden Freyheit im Parlament zu Paris gewesen, so hoffe ich, daß es den Lesern nicht entgegen seyn werde, wenn sie hier einen Auszug davon finden. Die Schrift ist der Reputation völlig gemäs,

mäs, darin dieses vortrefliche Collegium mit Recht gestanden, bis es unter der ohnlezten Regierung sich verächtlich gemachet, da es sich zur niederträchtigsten und ekelhaftesten Schmeicheley bringen lassen. Ich weis gar wohl, daß man ihm den Mund gestopfet hat. Wer jetzo von guten Vorstellungen reden wolte, der würde sich den Weg zum Exilio bahnen *), und sich seiner Bedienung verlustig machen. Indes nöthiget diejenigen, so die ersten Stellen im Parlament zu Paris haben, nichts, daß sie ihre Reden und Vertheidigungen mit übertriebenen Lobsprüchen und lächerlichen Schmeicheleyen gegen einen Prinzen anfüllen, dessen Eingriffe in die Güter und Freyheit seiner Unterthanen sie im Herzen verdammen. Diese Herren könten ja wohl merken, daß vernünftigen und ehrlichen Leuten ihre unzeitigen Lobreden eben so ekel und abgeschmackt vorkommen, als die Lobsprüche, die ehedem an einem **Richelieu** und **Mazarin** verschwendet worden, und die man jetzo nicht ohne Unwillen lesen kan.

*) Dieses Schicksal hat das Parlament mehrmals betroffen, sonderlich aber in den neuern Zeiten und seit dem die Constitution **Unigenitus** so viele Bewegungen in der Kirche und in dem Staat verursachet. Denn da hat sich das Parlament der Aufnahme dieser Constitution, als eines Gesetzes, *mit allem* Ernste widersetzet; diejenigen Geistlichen aber, die für des Papstes Autorität und Infallibilität geeifert, haben dem Parlamente tausenderley Verdruß deswegen gemachet. Es sind ohngefähr zehen Jahre, da sich desfals ein ganz neuer Schauplatz in Frankreich geöfnet, sonderlich seitdem **Beaumont** Erzbischof zu Paris geworden. Durch die ungestümen Bewegungen dieses Mannes kam es beym Könige dahin, daß er das ganze Parlament ins Exilium schickte. Doch erhielt dieses endlich einen sehr edlen Sieg durch seine Standhaftigkeit, und es muste dagegen der Erzbischof **Beaumont** die Stadt Paris räumen, und die königliche Ungnade erfahren. Wenn man die von diesen neuern Schicksalen des Parlaments vorhandenen Berichte lieset, so findet man sehr viel ähnliches mit dem, was bis hieher von unserm Geschichtschreiber erzählet worden, und sonderlich darin, daß das Parlament in seiner Verlegenheit nichts überlegen oder vornehmen können, davon nicht der Hof den Augenblick Nachricht erhalten haben solte.

§. 24.

Das Parlament bezeugete gleich anfangs, was für ein Mißvergnügen die verkehrten Auslegungen ihres Parlamentsschlusses vom 28 Merz bey ihnen verursachet. Darauf widerlegte man dasjenige, was der Canzler **Silleri** mit eben so grosser Künheit als Stolz vorgetragen, daß nemlich die Entschliessung, die Prinzen, die Herzogen und Pairs, samt den Kronbedienten, zum Parlament einzuladen, ein unerhörter Eingrif in die Autorität des Königs sey. Was wir, sagte das Parlament zum Könige, in diesem Fall gethan, das ist weder ohne Exempel noch ohne Grund geschehen. Philipp der Schöne wies dero Parlament einen beständigen Sitz an, und Ludwig Hutrin verlegte es nach Paris. Allein so wol der Vater als der Sohn liessen ihm die Geschäfte und Vorrechte, die es unter den Königen ihren Vorfahren gehabt hatte. Das Parlament ist, so zu reden, mit dem Staat geboren worden. Es vertrit die Stelle der Prinzen und Baronen, die von den allerältesten Zeiten her um die Person der Könige gewesen, um ihren Rathschlüssen beyzuwohnen. Sitz und Stimme, so die Prinzen und Pairs von Frankreich jederzeit darinnen gehabt, sind ein offenbarer Beweis davon. Man hat zu allen Zeiten die Gesetze, Verordnungen, Edicte und Friedenstractate, und alle andere wichtige Sachen dahin geschicket, damit das Parlament ohne allen Zwang davon urtheilen, den Werth jeglicher Sache untersuchen, und die nöthigen Einschränkungen vorschlagen möchte. Selbst dasjenige, was unsere Könige den Ständen ihres Königreichs gewähren, muß vom Parlament autorisiret werden. In diesem Parlament hat ihr Königlicher Thron und ihr Richterstuhl eigentlich seine Stelle. Unter dem Könige Johan-

nes wurden die Prinzen, Prälaten und vornemsten Personen des Königreichs ins Parlament zu Paris zusammen beruffen, um sich alda wegen der Staatsangelegenheiten zu besprechen, die in der äußersten Verwirrung waren. Auf Anrathen eben dieses Collegii geschahe es, daß Carl V, der den Zunamen eines Weisen erhalten hat, dem Könige von England den Krieg angekündiget, welchem auch Poitou und Guienne abgenommen wurde. Jederman weiß noch, daß das Parlament bey dem Vergleich Mediateur gewesen, der zwischen den Häusern Orleans und Bourgogne geschlossen worden, davon betrübte Streitigkeiten das Königreich beynahe völlig zu Grunde gerichtet hätten. Ludwig, dieser auf seine Autorität so eifersüchtige König, nahm es so wenig übel auf, als der erste Präsident Vaquerie wegen eines abgefasten Edicts ernstliche Vorstellungen thate, daß er vielmehr dem Präsidenten und den Räthen, die bey ihm waren, Dank dafür abstattete, und ihnen versprach, niemals jemand zu nöthigen, etwas wider sein Gewissen zu thun. Ehe Ludwig XII. den Schluß fassete, sich den Usurpationen und Eingriffen des Papst Julius II. und anderen, wider Frankreich verkuppelten Fürsten, zu widersetzen, so zog er erst das Parlament zu Rathe. Er lies die vornemsten Parlamentsräthe nach Tours kommen, wo er mit ihnen die Vermählung seiner ältesten Tochter an den Franciscus, Grafen von Angouleme, den vermuthlichen Erben der Krone, überlegte. Als nun dieser seinem Schwiegervater gefolget war, so schickte das Parlament der Regentin und Mutter Francisci I. seine Meinung und Gutachten in solchen Dingen zu, die das Wohlergehen und Erhaltung des Königreichs

reichs betraffen. Der Tractat zu Madrid und verschiedene andere mit Spanien vorgefallene Händel, wurden gemeinschaftlich mit dem Parlament zu Paris tractiret. In unsern Tagen hat Heinrich III. es öffentlich bereuet, daß er dem guten Rath dieses Collegii nicht gefolget, und uns mit Gewalt gezwungen, gewisse Puncte zu autorisiren, die nachher widerruffen werden musten. Wir könten, Sire, auch das noch anführen, was wir unter der Regierung Dero Herrn Vaters gethan haben. Es wird aber genung seyn, wenn wir Ew. Majestät bitten, sich des Parlamentsschlusses zu erinnern, kraft dessen wir im Anfang Dero Regierung die Königin, Dero Mutter, zur Regentin erkläreten. Wir unterstehen uns, Ew. Majestät zu sagen, daß die ersten Handlungen nach erlangter Majorennität keine absolute Befehle seyn müssen. Man handelt ungerecht, wenn man Ew. Majestät so bald an Dinge gewöhnet, die gute Souverain nur sehr selten thun. Je grösser und mächtiger ein König ist, ie mehr muß er sich im Gebrauch seiner Autorität mässigen, wenn es anders lange Bestand haben soll. Es ist dieses in der ächten Staatsklugheit eine gewisse und bewährte Regel. Haben gewisse Könige in der Uebereilung, oder weil sie schlechte Rathgeber um sich gehabt, in gewissen Fällen dem Parlament nicht gestattet, seine Vorstellungen zu thun, so müssen doch dergleichen Exempel Ew. Majestät nicht zur Nachfolge vorgestellet werden. Franciscus I. war sehr unzufrieden darüber, daß er den Vorstellungen kein Gehör gegeben, die ihm wegen des Concordats geschehen waren. Er zwang das Parlament, dasselbe zu untersuchen. Nachher aber bezeugete er, daß ihn nichts so sehr reue, als die in

diesem

diesem Falle verübte Gewaltthätigkeit. Man weiß es gar wohl, wer die bösen Rathgeber gewesen, die Carl IX. bewogen, harte Worte wider sein Parlament auszustossen. Es muste es aber dieser König nachher bereuen. Er hat so wenig geglaubet, daß unser Collegium bloß mit Processen zu thun habe, daß er vielmehr in Begleitung seiner Mutter, der Prinzen und Staatsräthe selbst ins Parlament kam, um daselbst auf eine feierliche Art in den wichtigsten Staatsangelegenheiten Berathschlagungen anzustellen. Die Ausländer bewundern die weise Verfassung der Regierung in Frankreich. Gnadensachen, Wohlthaten und Belohnungen stehen lediglich in Ew. Majestät Händen. Und dadurch sind sie in den Stand gesetzet, das Herz ihrer Unterthanen zu gewinnen. Was aber die Beobachtung der Gesetze und Verwaltung der Justitz anlanget, so sind diese beyden Stücke lediglich ihrem Parlament überlassen worden. Dero Vorfahren haben für gut gefunden, in Dero eigenen Rechten und Angelegenheiten eben so zu erkennen, als zu den Sachen der geringsten unter dem Volke. Dadurch bleiben Ew. Majestät von dem Haß, den die souveraine Gewalt gemeiniglich erreget, wie auch von dem ungestümen Anlauf der grossen Herren befreyet, die so gerne Vorrechte erpressen, die dem Wohlergehen des Staats nachtheilig sind.

§. 25.

Von den angeführten Exempeln, dadurch man zu erweisen suchte, daß das Parlament berechtiget sey, sich in Staatssachen zu mischen, kam man auf die Gründe, um derentwillen man nemlich die Prinzen vom Geblüt, die Pairs und Kronbedienten ins Parlament geladen hatte.

hatte. Dero Parlament, Sire, erfähret mit innigster Wehmuth, was für schreckliche Unordnungen in allen Theilen des Staats eingerissen. Gewisse Leute werden mit dem Verderben des Volks reich und groß. Die gerechte Furcht, daß man endlich eine Untersuchung wider sie anordnen möchte, bewegen sie, Ew. Majestät die gehässigsten Vorstellungen von uns zu machen, und bey denselben zuwege zu bringen, daß sie unsern uneigennützigen Rathschlägen und vernünftigen Vorstellungen geneigtes Gehör versagen. Bey so dringender Noth, dem Unglück des Staats abzuhelfen, hat es das Parlament für seine Pflicht gehalten, mit den Grossen des Königreichs die wahre Ursache davon aufzusuchen, und sie einzuladen, damit sie von unserer Treue und von der Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen Zeugen seyn, und mit dem Parlament die Mittel überlegen könten, wodurch den eingerissenen und täglich zunehmenden Unordnungen am besten abgeholfen werden kan. Wir haben uns noch nie zu Sinne kommen lassen, selbst etwas zu beschliessen und zu verordnen. Unsere Absicht ist blos diese gewesen, mit den Prinzen, Pairs und Kronbedienten das zu überlegen, was Ew. Majestät vorzutragen nöthig sey, und mit uns an die Abschaffung der Unordnungen, darüber in allen Ständen Beschwerde geführet wird, Hand anzulegen. Die Declaration, die wir von uns gestellet, daß die Wirkung von unserm Parlamentsschluß in Ew. Majestät Wohlgefallen ruhe, ist vermögend genung, denselben allen wider uns geschöpften Verdacht zu benehmen. Es ist dieses ein sicherer Beweis, daß wir in Ew. Majestät Autorität keine Eingriffe thun wollen. Wir verehren vielmehr dieselbe als was heiliges und unverletzliches.

§. 26.

§. 26.

So sehr sich auch die verschiedenen Zuhörer bemüheten, ihre Minen zu beherschen, und die Bewegungen ihres Herzens zu verbergen; so konte man doch gar bald merken, daß dieser Vortrag weder der Königin noch ihren Ministern gefiel. Maria von Medicis konte sich kaum halten. Sie begrif gar wohl, daß diese Vorrede die Gemüther zubereiten solte, eine genauere Untersuchung ihrer Haushaltung unter währender Vormundschaftlichen Regierung anzustellen. Der Marschal von Ancre mochte sich stellen wie er wolte, so zeigete sich doch die Spur von Verdruß und Wuth an ihm. Er begrif nun gar wohl, daß man ihm zu Leibe gehen wolle. Der Kanzler schämete sich, daß er hier öffentlich der Unwissenheit und bosshafter Tücke war überführet worden. Die Herzoge von Guise und Nevers, der Marschal von Souvre und diejenigen, die dem Conchini und einigen andern Ministern nicht gewogen waren, gaben nicht undeutlich zu erkennen, wie es ihnen gar nicht entgegen gewesen, daß sie angetastet und angeschwärzet worden. Hätten die Herren nicht besorget, daß die Cabale des Prinz von Conde und sonderlich des Marschal von Bouillon, der dabey alle Triebfedern regierete, alzumächtig werden möchte; so würden sie den Vorstellungen des Parlaments ohne Bedenken lauten Beyfal gegeben haben. Als hierauf die Artikel vorgelesen wurden, welche die in die Regierung eingeschlichenen Unordnungen betrafen, so bemerkten die Parlamentsherren die auf die Gesichter der Anwesenden genau acht hatten, mit einem schalkhaften Vergnügen, die abwechselnden Merkmale vom Verdruß, Freude und Entrüstung, die nach und nach bey eben denselben Personen entstund. Denn diejenigen, die es gerne gesehen, wenn der und jener in dem einen Artikel war angezapfet worden, die veränderten ihre Gestalt und Minen bey dem folgenden Artikel, darin sie eben so kentlich waren abgemahlet worden.

Man

Man muß bekennen, daß die in dem Staat eingerissenen Mißbräuche mit grosser Ueberlegung gesamlet, und daß sie mit grossem Muth und Freyheit vorgetragen worden. Die Glieder des Parlaments zu Paris würden ein ganz ausserordentliches Lob verdienet haben, wann sie dabey etwas mehr Uneigennützigkeit bewiesen hätten, und wenn die Art und Weise, wie sie eine mit Muth und Entschlossenheit angefangene Sache verlassen, nicht zur Gnüge gezeiget hätte, daß der Geist der Faction sie hier mehr regieret, als die Liebe zur Gerechtigkeit und zum Vaterlande. Denn gehöret nicht die Verkauffung und Beerbung der Bedienungen unstreitig mit zu den gröbesten Mißbräuchen in Frankreich? Die versamleten Landstände hatten um Abstellung derselben gebeten, und der dritte Landstand, dem an Beybehaltung der Paulette gelegen war, hatte sich nicht entbrechen können, den andern Kammern in der begehrten Abschaffung mit beyzutreten. Allein das Parlament zu Paris übersahe alle diese Betrachtungen. Es war so ferne, daß es sich zur Abstellung eines ganz unerträglichen Mißbrauchs mit den Landständen hätte vereinigen sollen, daß es vielmehr Himmel und Erde bewegete, um dieselbe zu verhindern. Man streuete das Gerüchte aus, daß der Artikel nur auf Anstiften und durch die Intriguen des Marschal von Ancre und der vertrauten Minister der Königin auf die Bahn gebracht worden, damit alle obrigkeitlichen Stellen, Würden und Bedienungen in ihre Hände fallen möchten, um dieselben ihren Anverwandten und Creaturen ertheilen zu können. Da nun das Parlament auf der Beybehaltung eines so oft verdamten Mißbrauchs bestund, kleidete es da auch demselben wohl, da es auf Abschaffung solcher Mißbräuche drang, die lange nicht von solcher Erheblichkeit waren? Ist das nicht ein offenbarer Beweis, daß der Eifer nicht aufrichtig war, den sie um das Beste des Königreichs zu beweisen schienen?

§. 27.

§. 27.

Jedoch es sey mit der Absicht dieser Herren beschaffen, wie es wolle, so bleibt dieses gewiß, daß ihre Vorstellungen im Grunde vernünftig und gerecht waren. Das Parlament stellete zuförderst den Eingrif vor, den gewisse Leute in die Oberherschaft des Königs gethan, da sie dieselbe für problematisch und zweifelhaft erkläret hätten. Das war so viel als eine öffentliche Klage wider die Rede, die der Cardinal Perron vor der adelichen Kammer und dritten Landsstande gehalten hatte, die man beschuldigte, daß dadurch ein Grundgesetz des Königreichs umgestossen würde. Um nun die Ausbreitung dieser schädlichen Maxime zu hindern, und nicht zu gestatten, daß die souveraine Autorität des Königs, die er von Gott allein hat, nicht unter dem Schein der Religion einer andern Macht unterworfen werde; so begehrete das Parlament, daß die von uralten Zeiten her in Frankreich gemachten Gesetze und die dazu gekommenen Decrete zur Ausübung gebracht, und diejenigen für Feinde des Staats erkläret werden solten, welche die königliche Würde von einer auswärtigen Macht abhängig zu seyn lehreten; wie auch, daß alle nach Rom geschriebenen Erklärungen, die der Souverainität des Königs zuwider wären, für solche erkläret werden solten, die den Grundgesetzen der Krone zuwider liefen, und daher null und nichtig wären. Es zielete dieses auf die niederträchtigen und schmeichlerischen Briefe, so die von der Clerisey an den Papst schrieben, um ihn ihrer Ergebenheit an seinen Stuhl und ihres Eifers um die Erhaltung seiner Rechte zu versichern. Dieser Artikel gefiel den Protestanten in Frankreich und den Ausländern sehr wohl. Nur konten sie denselben mit dem neunten Artikel nicht zusammen reimen, darin man ansuchte, daß die catholische, apostolische und römische Religion in ihrem ersten Glanze erhalten würde. Sie trafen darin einen

Wider-

Widerspruch an, den sie nicht auflösen konten. Ist denn, sagte man, die catholische, apostolische und römische Religion des Parlaments von der catholischen, apostolischen und römischen Religion der Clerisey unterschieden? Verstehet man durch die catholische, apostolische und römische Religion diejenige, die den Papst für den Statthalter Christi, für das sichtbare Haupt der Kirche, und für den Mittelpunct der ganzen kirchlichen Gemeinschaft erkennet; ist es alsdann nicht eben das, was Perron unrecht gelehret haben soll, nemlich daß man sich von Rom nicht trennen, oder eine Meinung für schädlich und der heiligen Schrift zuwider erklären könne, die der Statthalter JEsu Christi für wahr erkläret, und in verschiedenen Concilien canonisiret hat? Begehret daher das Parlament die Erhaltung der catholischen, apostolischen und römischen Religion bey ihrem alten Glanze, so muß es auch eben die Reformation begehren, darauf wir so lange gedrungen haben, das ist, daß die Religion wieder auf den Fuß gesetzet werde, wie sie zu den Zeiten Constantin des Grossen zu Rom und anderwärts beschaffen gewesen, und daß die Autorität des Papstes wieder in die Schranken gesetzet werden solle, die ihm vom ersten algemeinen Concilio vorgeschrieben worden. Ist das Parlament, sagten die Protestanten, hierin mit uns nicht einerley Meynung; so ist es gar nicht möglich, diesen beyden Artikeln eine vernünftige Auslegung zu geben. Oder will es etwa die allermeisten Geistlichen und alle andere für Feinde des Staats erklären, die der catholischen, apostolischen und römischen Religion zugethan sind, wie sie seit fünf bis sechshundert Jahren im Königreiche üblich gewesen? Das war die Schwierigkeit, welche die Reformirten und andere Pro-

testanten nicht entwickeln konten. Den zweyten Artikel konte Maria von Medicis nicht ohne Bewegung hören, darin begehret wurde, daß die Bündnisse, die der verstorbene König mit den auswärtigen Fürsten, Potentaten und Republiquen entweder aufgerichtet oder erneuret, unverletzlich gehalten werden solten. Denn davon, sagte man, hänget die Sicherheit des Königreichs und die Ruhe der Christenheit ab. Sie begrif daraus gar wohl, daß man dadurch die doppelte Mariage mit Spanien von der Seite antasten wolte. Jederman sagte ganz laut, daß der Hauptzweck, den der Hof zu Madrid bey diesem Tractat hätte, kein anderer wäre, als die Verbindungen nach und nach zu trennen, die Heinrich IV. mit den protestantischen Fürsten und Ständen, die das Haus Oesterreich unterdrücken wolte, aufgerichtet. Allein einige von den Staatsräthen geriethen in noch grössere Verwirrung als die Königin, da der dritte Artikel vorgelesen, und darin der König ersuchet wurde, die Prinzen vom Geblüt, und andere Prinzen, samt den Kronbedienten und andern alten Staatsräthen, in seinem Staatsrath zu behalten, dagegen aber diejenigen daraus zu verstossen, die sich erst seit wenig Jahren darein eingeschlichen, und die weiter keine Verdienste hätten, als die Gewogenheit derer, die gerne ihre Creaturen um die Person des Königs haben wolten. Der Marschal von Ancre und seine Creaturen wurden ganz blaß, als diese Stelle vorgelesen wurde. Andere bemerkten mit Verdruß, daß jederman die Augen auf sie warf, als der vierte Artikel abgelesen wurde, darin man den König ersuchte, daß er jederman, er möchte seyn wer er wolte, verbieten möchte, von auswärtigen Fürsten Pensionen, Geschenke und dergleichen anzunehmen, und zwar bey Strafe, daß ein solcher im Uebertretungsfall des Lasters der beleidigten Majestät schuldig erklaret werden solte; ingleichen, daß er den Staatsräthen

räthen und den Bedienten des souverainen Hofes untersagen mögte, daß sie von keinem auswärtigen Fürsten, von keinem Grossen des Reichs, weder von der Clerisey, noch von andern Communitäten Geschenke und Gaben annehmen, oder gewärtigen solten, daß man sie für Beleidiger der Majestät, und für gewaltthätige Erpresser ansehen, und bestrafen werde.

§. 28.

Die offenbaren oder heimlichen Feinde des Conchini konten ihre Zufriedenheit nicht bergen, als sie vernahmen, daß in dem Artikel gleichsam mit Fingern auf ihn gewiesen wurde, darin man den König ersuchte, daß, nach den alten Gesetzen des Staats, kein Ausländer weder bey der Armee noch im Staat eine hohe Bedienung erhielte, oder demselben das Gouvernement über eine Provinz, oder auch nur über einen wichtigen Ort anvertrauet würde. Der Marschal von Ancre hatte sich schon in einem vorhergehenden Artikel kennen lernen, darin das Parlament vorgestellet, daß die Kronbedienten und Gouverneure der Provinzen oder Städte des Königreichs bey ihrer Autorität geschützet werden, und daß sich niemand unterstehen solte, sich in ihre Geschäfte zu mischen. Es schien, als ob man diesen Artikel des Herzogs von Longueville halber, der in der Picardie Gouverneur war, eingerücket, der beständig mit dem Conchini, als Gouverneur zu Amiens, wegen der Vorrechte ihrer Bedienungen, über den Fuß gespannet war. Man bat den König noch weiter, daß er keine Expectanz auf Bedienungen oder auf Gouvernements geben, und nicht gestatten möchte, daß die Bedienungen seines Hauses und bey den Kindern von Frankreich von nun an um Geld verkaufet würden. Bey dem Artikel, darin begehret wurde, die catholische, apostolische und römische Religion zu erhal-

ten, hatte man die Einschränkung hinzugefüget, so weit solches ohne Abbruch an den Pacifications Edicten geschehen kan. Diese Behutsamkeit bewieß man um der Reformirten willen, die sonst dieser Artikel gar sehr hätte vor den Kopf stossen können. Wenigstens bewieß das Parlament mehr Achtung gegen sie als gegen die Clerisey, als wider welche sie harte Beschwerden führete. Gewisse Geistlichen wurden beschuldiget, daß sie einen neuen Eid der Treue gegen den Papst eingeführet, daß sie mit dem Nuntius und Römischen Hofe geheime Verständnisse und Briefwechsel unterhielten, sich insgeheim besprächen, und beständigen Umgang mit einander hätten. Der Artikel veranlassete sogar den Gedanken, daß der Nuntius diesen neuen Eid fordere, so oft er sich nach dem Leben und Wandel derer erkundige, die ein Consistorial Beneficium erhalten solten. Ehrgeitzige und eigennützige Geistliche sind zu allem fähig, wenn es darauf ankommt, päpstliche Bullen, entweder schleunig, oder um einen wohlfeilen Preis, zu erhalten. Daher verlangte nun das Parlament, daß die Erkundigung nach dem Leben und Wandel solcher Candidaten künftig vor den Diöcesanbischöfen geschehen möchte, wie es auch sonst üblich gewesen. Hierauf kam man auf die Freyheiten der Französischen Kirche, deren Erhaltung das Parlament eifrig suchte, zugleich aber auch um die Abschaffung der Coadjutereyen, Reservationen und Verträge wegen Abtretung der Pfründen drang. Sie baten weiter, daß zu Bisthümern und Abteyen geschickte und tugendhafte Personen ernennet werden möchten, die fähig wären, ihrem Amte auf eine würdige Art vorzustehen. Es hatte sich damals das Gerüchte ausgebreitet, als ob der Marschal von Ancre, Juden, Zauberer und Giftmischer in seinem Hause hielte, oder sie wenigstens schützte. Das Parlament, das recht eifrig darauf umgieng, den Conchini verhaft zu machen, vergaß nicht vorzustellen, daß dergleichen Leute nach der Strengigkeit der Gesetze bestrafet, und ihnen nicht verstattet werden müsse, um die Person des Kö-

nigs

nigs zu seyn. Der Jesuiten wurde in der Vorstellung nicht namentlich gedacht; aber sie wurden kenntlich genung abgemahlet. Es schiene, als ob das Parlament zu verstehen geben wolle, daß man sie aus dem Königreiche jagen, oder wenigstens das Gefährliche ihrer Anstalten verändern müsse. Hierin widersprachen sie nun offenbar der Clerisey und dem Adel, die darum Ansuchung gethan hatten, daß diese guten Väter gar mit unter die Universitäten aufgenommen werden möchten. Nachdem sich das Parlament über die Vermehrung der neuen Mönchsorden beschweret hatte, so drang es darauf, daß dieselben nach den alten Decreten, canonischen Constitutionen, Königlichen Verordnungen und Parlamentsschlüssen, auf eine gewisse Zahl gesetzet und eingerichtet werden möchten. In einem nachfolgenden Artikel ersuchte es den König, die Universität zu Paris in ihrem vorigen Glanze wieder herzustellen, die Professores durch Gnadenbezeugungen zum Fleiß zu ermuntern, junge Leute in der Gottseligkeit und alten Lehre der Nation zu unterrichten; sie wider die Ränke derer zu schützen, welche die Jugend vergifteten, und ihnen Dinge in den Kopf setzten, die den Gesinnungen zuwider wären, die ehrliche Franzosen gegen ihren König, gegen das Vaterland, und gegen ihre Eltern, hegeten. Von welcher Verführung, setzten sie hinzu, wir schon die betrübtesten Wirkungen erfahren haben, und noch vor Augen sehen. Dieser Artikel machte den Jesuiten bange, und ihre Feinde fiengen an zu triumphiren. Einige bildeten sich schon ein, daß das Parlament dasjenige erneuren wolle, was gleich nach der verfluchten That des Johan Chatel mit allem Recht wider die Societät war vorgenommen worden.

§. 29.

Es ist nun weiter nichts übrig, als daß auch dasjenige angeführet werde, was wegen des Justitz- und Finanz-

wesens in dieser Vorstellung erinnert wurde. Man beklagte sich darüber, daß gewisse Leute sich zu Paris der Volziehung der Parlamentssprüche mit offenbarer Gewalt widersetzet hätten. Man ersuchte dabey den König, zu hindern, daß dergleichen Gewaltthätigkeiten aufs künftige nicht verübet würden. Man bat ihn zugleich, die Jurisdiction in seinem Staatsrath besser einzurichten, als welcher die Schlüsse der höchsten Reichsgerichte entweder cassirete, oder die Volziehung derselben auf blos einseitige Vorstellung hemmete. Man bat, daß er wegen gewisser Verbrechen keine Pardonbriefe von sich stellen, auch nicht gestatten möchte, daß die in seinem Staatsrath abgefaßten Urtheile nicht nach dem Geschmack gewisser Leute geändert, und dadurch demjenigen das Recht abgesprochen würde, der es auf eine rechtmässige Art erhalten. Man bat ihn, die neuen Rechte abzuschaffen, die sich unter dem Siegel eingeschlichen hätten, ohne daß das Edict beym Parlament wäre rechtskräftig gemachet worden; daß er ferner seinen Staatsräthen untersagen möchte, von den meistbietenden Pächtern und Partheien Pensionen oder Geschenke zu nehmen, und daß er endlich befehlen möchte, die Gesetze und Schlüsse wider diejenigen zu volziehen, in deren Häusern die Jugend durchs Spielen ins Verderben gestürzet würde. Das Parlament machte sich ein Vergnügen daraus, sich am Canzler **Silleri** zu rächen, und seinen Geitz und ungerechte Erpressungen anzuzeigen. Er gerieth ganz ausser sich, als er hörete, daß man den König bat, dasjenige untersuchen zu lassen, was unter dem Siegel ohne allen Grund Rechtes erzwungen worden. **Silleri** befürchtete, daß man ihm eben einen solchen Proceß machen möchte, wie es dem Canzler **Poyet** unter der Regierung **Franciscus** I. ergangen war. Er hatte auch wohl gemerket, daß man in einem vorhergehenden Artikel nicht ohne Ursache das Exempel eines seiner Vorfahren angeführet hatte, der wegen seiner Erpressung und Betrügereyen zu geführender Strafe war gezogen worden. Es verdroß die Ma-

ria

rig von Medicis nicht weniger, daß das Parlament auch wegen der schlechten Verwaltung der Finanzen Vorstellung that. Die Artikel, welche die grosse Menge unnützer Bedienten und Müßiggänger betrafen, die auf Unkosten des Landes und des Königs lebeten; der Artikel, daß man gewisse Leute gezwungen, neue Bedienungen zu kaufen, die keine Abnehmer finden können; der Artikel, der von den Abgaben von diesen Erschaffungen handelte, die noch dazu nur in die Casse einiger Privatpersonen einflössen; der Artikel von den ausschweifenden Pensionen, die nach dem Tode Heinrich iV. gemachet worden, und von der greulichen Menge Menschen, die bey der Finanzkammer gebrauchet wurden; alle diese Artikel giengen der Königin nicht so nahe, als da sie sich vorlesen lassen muste, was man wider ihre gränzenlose Verschwendung und Aufzehrung des Schatzes niedergeschrieben hatte, der vom verstorbenen Könige in der Bastille war niedergeleget worden. Nach einer weitläuftigen Vorstellung des schlechten Zustandes der Finanzen, ohnerachtet die Königin weit mehr hätte sparen können, als ihr Gemahl, der sehr vieles auf Gebäude und andere Dinge gewendet, ersuchte man den König, eine Untersuchung wider diejenigen anzuordnen, die bisher das Finanzwesen verwaltet hätten, die unermeßlichen Geschenke, die unter seiner Minderjährigkeit verschwendet worden, zurück zu fordern, den Aufwand an Meublen, Edelgesteine, güldene und silberne Geschirre, Spitzen und andere überflüßige Dinge einzuschränken, und endlich wider diejenigen die Gesetze zu handhaben, die Gold oder Silber aus dem Königreiche schafften. Die Parlamentsherren vergnügten sich heimlich über die Unruhe und Verdruß, die sie an den Gesichtern der Herren und anderer Personen wahrnahmen, die von der Königin reichlich waren beschenket worden. Es fiel ihnen schmerzlich, als man davon redete, daß dasjenige wieder zurückgefordert werden solte, was einer zaghaften und unvorsichtigen Prinzessin war abgedrungen worden. Ob nun wol diese letztern Artikel ihr

mehr Verdruß machten als alle andere; so tröstete sie sich doch mit der Vorstellung, daß das Parlament alzu viel kühne und mächtige Personen auf einmal angetastet, die um ihres eigenen Interesse willen verbunden waren, alles zu vertheidigen, was unter ihrer vormundschaftlichen Regierung geschehen war. Die vornemsten Parlamentsherren besassen auch zu viel Einsicht und Erfahrung, als daß sie eine Reformation hoffen können, wie sie dieselbe vorgeschlagen. Sie war gar nicht möglich. Es waren gar zu viel Leute genöthiget, derselben entgegen zu arbeiten; es hätte alles umgestossen werden müssen. Ein Staat, der seit langer Zeit verderbt gewesen, läst sich so geschwinde nicht bessern. Diejenigen, die dergleichen unternehmen, stehen in Gefahr, durchzufallen, es sey denn, daß sie zu gewaltsamen Mitteln greifen, die aber, wo nicht alle Maasregeln mit reifester Ueberlegung genommen worden, vermögend sind, ein grösseres Unglück anzurichten, als dasjenige gewesen, welches man abstellen wollen. Sollen wir die Warheit sagen, so waren diejenigen, die diese Vorstellung thaten, mehr darauf bedacht, die Königin zu ärgern, oder einige ihrer Minister und Vertrauten zu stürzen, als eine Reformation des Staates, die sie selbst für unmöglich hielten, auszuwirken. Es mögen aber die wahren Absichten der Parlamentsherren, die an dieser Sache den meisten Antheil hatten, beschaffen gewesen seyn wie sie wollen, genung das Parlament schloß seine Vorstellung damit, daß es den König bat, ihnen kraft des den 28 Merz gefasten Parlamentschlusses zu erlauben, die Prinzen, die Pairs von Frankreich, und die Kronbedienten einzuladen, damit es, nachdem es noch genauer von den in der Regierung eingerissenen Unordnungen benachrichtiget worden, beym Könige einen noch ausführlichern Bericht abstatten könte. Ew. Majestät, sagten sie im Beschluß, erlauben uns, wenn es denselben gefällig ist, daß wir hier vor Dero Angesicht, um unser Gewissen vor GOtt zu reinigen, zu Dero Dienste und zur Erhaltung des

Staats,

Staats, feyerlichst bezeugen, daß wir uns endlich genöthigt sehen werden, die Urheber der bisher vorgestelten Unordnungen Ew. Majestät mit aller Freyheit anzuzeigen, und vor der Welt bekannt zu machen, damit Sie demselben zu einer bequemern Zeit abhelfen können, wenn sich die Sachen in einer bessern Lage befinden, und wenn es Denselben gefällig seyn wird, eine mehrere Aufmerksamkeit darauf zu richten. Alle ehrliche Leute wünschen dieses, sonderlich aber Dero Diener beym Parlament, die keine andere Absicht haben, als Ew. Majestät zu dienen, und den Glanz der Krone erhalten zu helfen, die Ihnen GOtt aufgesezet hat.

§. 30.

Nachdem nun diese Vorstellung war vorgelesen worden, so bekam das Parlament Befehl, einen Abtrit zu nehmen, und in einem benachbarten Zimmer so lange zu warten, bis der König überleget, was er ihnen zur Antwort geben solte. So bald nun das Parlament wieder in den Audienzsaal getreten war, so sagte der König zu ihnen: Ich habe eure Vorstellungen gehöret, und ich bin damit unzufrieden. Die Königin, meine Mutter, wird euch meine Meinung deutlicher eröfnen. Man hatte sich bemühet, gegen dieselbe alle Achtung zu beweisen, und säuberlich mit ihr umzugehen. In gewissen Gegenden der übergebenen Vorstellung hatte man ihr so gar Lobsprüche beygeleget. Allein im Grunde war ihre Regierung heßlich angeschwärzet worden. Sie hatte es auch sehr wohl gemerket, und war darüber so entrüstet, daß sie in der Antwort an das Parlament ihren zornigen Geist nicht halten konte. Der König, sagte sie, hat gerechte Ursachen, über die Unternehmung des Parlaments ungehalten zu seyn. Ihr habt euch eine Erkäntniß in Staatssachen angemasset, ohneracht-

tet euch solches ist untersaget worden. Wolt ihr etwa das Königreich reformiren? Wolt ihr Gesetze vorschreiben, wie die Regierung geführet, und wie die Finanzen verwaltet werden sollen? Ich merke es gar wohl. Man will meiner vormundschaftlichen Regierung was anhängen, die bey den versamleten Landständen vor allen Kammern ist gebilliget worden, und die selbst das Parlament gelobet hat. Indem man von einer Abstellung der Unordnungen redet, die sich seit dem Tode des Königs eingeschlichen, so sagt man ganz deutlich, daß ich übel regieret habe. Ich weiß gar wohl, wie alles im Parlament zugegangen ist. Eure Vorstellungen sind nicht durchgängig genehm gehalten worden. Sechs Präsidenten haben sich widersetzet; die Faction der sechs oder sieben andern Präsidenten aber ist durchgedrungen. Dergleichen Unternehmungen sollen euch aufs künftige schon geleget werden. Ich sage es euch ganz frey, und es kan es jederman wissen, setzte die gute Prinzeßin hinzu, und überschritt die Gränzen der Bescheidenheit und Wahrheit ein wenig, Frankreich hat nie eine glücklichere Regierung gehabt, als die meinige gewesen. Sie war in einem solchen Affect des Zorns, daß sie hier muste inne halten. Silleri bekam Befehl, fortzufahren, und im Namen des Königs zu antworten. Allein der Canzler war nicht weniger entrüstet als die Königin. Indes fassete er sich, so gut er konte; er nahm eine sträfliche Mine an, und sagte zu den Parlamentsherren, daß Frankreich eine Monarchie sey, wo der König allein berechtiget sey, zu befehlen. Es ist wahr, setzte er hinzu, daß der König verpflichtet ist, nach den eingeführten Gesetzen und Ordnung zu regieren; aber er darf von seinen Handlungen sonst vor niemand als vor GOtt allein Rechenschaft ablegen. Der Canzler wiederholete, was er vor

kurzer

kurzer Zeit gesaget hatte, daß sich das Parlament mit der Jurisdiction begnügen müsse, die ihm der König beygeleget, und daß es ihm nicht zustehe, sich in Staatsaffairen zu mischen, vielweniger aber die Regierung zu tadeln. Man giebt gerne zu, fuhr er fort, daß die Könige gewohnt gewesen, ihr Parlament in gewissen wichtigen Fällen zu fragen. Aber es verpflichtet sie nichts dazu. Es geschiehet, wenn sie es für gut halten. Ihr seyd nicht berechtiget, aus eigener Bewegung, dem Könige Rath zu ertheilen. Ihr müsset warten, bis euch der König fraget. Wenn euch die Edicte und Declarationen zugeschicket werden, die der König auf die Vorstellungen der Landstände erlassen will, alsdenn könnet ihr dem Könige vorstellen, was ihr zu seinem Dienst und zum Wohlseyn des Staats zuträglich zu seyn erachtet Es ist was unerhörtes, und man findet kein Exempel davon, daß das Parlament jemals die Prinzen, die Herzoge und Pairs, samt den übrigen Kronbedienten, zusammen berufen habe, wenn der König in Paris gegenwärtig ist. Silleri antwortete auf einige Beschwerden ganz kurz, die vom Parlament waren vorgetragen worden. Und damit er sich zugleich für das rächen möchte, was sie wider ihn gesagt hatten, so machte er hier wiederum dem Parlamente den Vorwurf, daß es über gewisse Ordnungen des Königs nicht hielte. Uebrigens, fügte dieser schmeichlerische Minister hinzu, ist es höchst unrecht, wenn man sich über die Regierung der Königin unter währender Minderjahrigkeit des Königs beschweret. Es ist dieses die schönste Regierung gewesen, die man jemals gehabt hat, und ihr werdet keine bessere in der Historie finden. Unter dem weisen Verhalten Ihro Majestät haben die Unterthanen alles Gute genossen, das sie sich vernünftiger Weise wünschen können. Die Königin muß von dem,

was

was sie gethan hat, GOtt Rechenschaft geben. Will sie auch vor dem Könige Rechenschaft ablegen, so wird er ihr für die geführte Regierung Dank schuldig seyn. Es stehet euch nicht zu, diejenigen zu benennen, die in den Staatsrath gezogen werden sollen. Der König ist berechtiget, sie zu wählen. Er hat diejenigen aber gewählet, die dem verstorbenen Könige nützliche Dienste geleistet, und Se. Majestät sind mit ihnen zufrieden. Es soll euch die Antwort des Königs auf eure Vorstellungen zu wissen gethan werden, wenn er sie seinem Staatsrathe wird vorgetragen haben. Die Parlamentsherren machten schon eine tiefe Verbeugung vor dem Könige, in der Absicht nach Hause zu gehen, als der Präsident Jeannin, Generalcontrolleur der Finanzen, zu reden anfieng. Ich bin es, sagte er, und nicht die Königin, dem man jetzo hat zu Leibe gehen wollen. Ich habe seit einigen Jahren die Finanzen des Reichs verwaltet, und ich bin bereit, vor den strengesten Richtern Rechenschaft abzulegen. Daß ein unwissender und leichtgläubiger Pöbel zuweilen wider mich geschrien, ohne zu wissen warum, das hat mich gar nicht befremdet. Daß aber ein Collegium, das aus so vernünftigen und gelehrten Männern bestehet, mich verdammen wollen, ehe es untersuchet, ob die Berichte wider mich wahr oder falsch sind, darüber wundere ich mich billig. Jeannin bemühete sich, eins und das andere zu widerlegen, was vom schlechten Zustande der Finanzen und Verschwendung des Schatzes war angeführet worden. Als er aufgehöret hatte zu reden, boten die Herzoge von Guise, von Montmorenci und Vendome dem Könige ihre Güter, ihr Leben und ihren Degen wider alle diejenigen an, die sich wegern würden, ihm zu gehorchen. Sie versicherten hoch und theuer, daß sie nicht ins Parlament kommen würden,

wo

wo sie nicht der König dahin zu gehen beorderte, um die königliche Autorität zu unterstützen. Die Parlamentsglieder, sagte hierauf der Herzog von Epernon mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit, haben keine Macht, die Pairs, ohne Erlaubniß des Königs, zusammen zu berufen. Ich habe die Ehre darin zu sitzen; aber es sey ferne, daß ich demselben von Staatsangelegenheiten was sagen solte. So groß ist seit langer Zeit die Verblendung der Grossen und Adlichen von Frankreich. Die geringste Belohnung, die ihnen der Hof zeiget, bezaubert sie dergestalt, daß sie selbst an die Auffühlrung einer wilkührlichen Gewalt Hand anlegen, die sie verderbet und belästiget. Guise, Vendome, Montmorenci und Epernon wurden für ihre niederträchtige Gefälligkeit unter dem herschsüchtigen Cardinal Richelieu tüchtig bezahlet. Der eine muste unter den Händen des Scharfrichters sterben, die andern wurden ins Gefängniß geworfen oder relegiret. Man giebt einem Fürsten das Schwert wider sich selbst und wider seine Familie in die Hände, wenn man ihn über alle Gesetze erhebet. Maria von Medicis kam bald in die Umstände, darin sie die Hülfe und Autorität des Parlaments vergeblich anflehete, welches sie unterdrücket hatte. Sie erfuhr es aber zu späte. Das Parlament hätte dieser unglücklichen Königin, den Herzogen von Guise, Vendome, Montmorenci und Epernon gute Dienste wider einen rachgierigen Minister leisten können, wenn sie es hätten voraus sehen können, daß sie dereinst in solche Umstände kommen würden, darin es ein Vortheil für sie seyn würde, wenn das Parlament sich in Staatsangelegenheiten einmischen dürfen. Verdun, der erste Präsident, wolte dem Herzog von Epernon und den andern Herren antworten, die wider ihr eigenes Interesse und Gewissen das Verfahren des Parlaments verdammeten. Man sagt einander schon allerhand empfindliche Worte; die Königin schlug sich aber mit ihrer Autorität ins Mittel, damit die Sache nicht zu

weit

weit gehen möchte. Der Marschal von Ancre überreichte ihr damals eine Schrift, die den Titul führete: Die französische Cassandra, und darin Conchini einige Stellen gezeichnet hatte. Sehet, sagte sie, wie man Satyren verkaufen lässet, die wider den König und wider mich geschrieben worden. Sie gab das Buch dem Staatssecretair Puisieux, der einige Seiten daraus vorlas. Der erste Präsident antwortete, daß man sich genau nach dem Buchdrucker erkundiget hätte, aber daß nichts herausgebracht werden können. Nach den Verfassern hätter ihr euch erkundigen sollen, antwortete der Herzog von Epernon. Die französischen Buchdrucker sind hungerige Leute, die ihr Brodt zu verdienen suchen. Wolte er etwa damit sagen, daß dem Parlament der Verfasser dieser Satyren nicht unbekannt sey? Dem sey indes wie ihm wolle; Maria von Medicis hätte besser gethan, wenn sie nichts von dergleichen Schriften erwehnet hätte. Sie fallen von selbst, wenn man sie verachtet. Wer sich darüber ärgert, der bekennet dadurch, daß er Warheiten darin angetroffen, die ihm wehe gethan. Der Herzog von Nevers bewies sich vernünftiger als die andern Herren des Staatsrathes. Ich habe, sagte er, dem Parlament keine Commission gegeben, für mich zu reden; ich weiß, was ich dem Könige schuldig bin. Es ist manch gutes in den Vorstellungen enthalten. Solte was böses darunter seyn, so werden es Se. Majestät schon verwerfen. Man achtete aber nicht auf das, was der Herzog sagte; seine Verbindungen mit dem Prinz von Conde waren gar zu bekannt.

§. 31.

Den folgenden Tag, als den 23 May fassete der König in seinem Staatsrath den Entschluß, daß das Decret des Parlaments cassiret werden solte. In demselben erklärete sich der junge König ganz frey, daß das Parla-

ment

ment die Gränzen der Macht überschritten hätte, die ihm nach den Gesetzen seiner Stiftung angewiesen worden; daß es eigentlich weiter nichts zu thun hätte, als daß es seinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren liesse; daß Franciscus I. die Registratur ihrer Decrete cassiret und ausgetilget hätte, darin das Parlament die Macht der Regentin, der Mutter des Königs, einschränken wollen; daß der König Carl IX, als das Parlament im Anfange seiner Voljährigkeit etwas unerhebliches unternommen, Befehl gegeben, daß ihr Decret zerrissen und ausgekratzet werden solte, damit nicht eine Spur davon übrig bliebe; daß das Parlament unter der Regierung Carl VIII. ein öffentliches Bekäntniß abgeleget, daß es nicht berechtiget sey, sich in Staatssachen einzulassen; daß Ludwig, damaliger Herzog von Orleans, und nachheriger König von Frankreich, als er mit der Administration der Madame von Beaujeu, der Schwester Carls VIII. unzufrieden gewesen, dem Parlament befohlen, sich mit den Fürsten und Grossen des Reichs zu vereinigen, die den vorgeblichen Unordnungen im Reiche abhelfen wollen; daß aber der damalige erste Praesident von Vaquerie dem Herzoge von Orleans geantwortet, daß das Parlament nur dazu eingesetzet sey, unter den Unterthanen des Königs Gerechtigkeit zu verwalten, und daß es sich mit Staatsangelegenheiten nicht bemengen dürfe. So mißbrauchte Silleri den Namen und die Autorität eines jungen Königs und einer stolzen und unvorsichtigen Königin, um durch sie dasjenige zu sagen, was er sehr unzeitig vorgetragen hatte, und was vom Parlament völlig war widerleget worden. Ferner hieß es in diesem Staatsarret, daß die Vorstellungen des Parlaments auf Anhetzen einiger übelgesinnten Leute gemachet worden, und daß die ehrlichsten

und

und klügsten in diesem Collegio verschiedene Artikel gemißbilliget hätten, als sie vor den versamleten Kammern wären vorgelesen worden. Nach einer langen Vorrede cassirte daher der König den am 28 Merz abgefasten Parlamentsschluß, und untersagte dem Parlament, sich aufs künftige in Staatssachen einzulassen, wo es nicht Befehl dazu erhielte. Und damit das Andenken eines solchen Ungehorsams ausgetilget werden möchte, so befahl der König, daß dieser Parlamentsschluß samt den übergebenen Vorstellungen völlig ausgestrichen, unleserlich gemachet, und aus den Parlamentsacten herausgerissen werden solte. Um aber das Mißvergnügen und Murren zu verhüten, das wegen einer so stolzen und öffentlichen Weigerung, guten Vorstellungen Gehör zu geben, unter dem Volk entstehen könte; so muste der König Ludwig versprechen, auf die Vorstellungen zu achten, die ihm von den versamleten Landständen übergeben worden, daß er die Edicte, daran jetzo gearbeitet würde, dem Parlament zuschicken wolle, um solche zu registriren, und daß Se. Majestät alsdann die Vorstellungen gnädig hören wolle, die die Glieder des Parlaments nach ihrem Gewissen zu thun hätten.

§. 32.

Der Procurator und die Generaladvocaten befanden sich in einer recht beschwerlichen Lage zwischen dem Könige, dessen Interesse sie zu besorgen hatten, und zwischen dem Parlamente, dessen Glieder sie waren. Man giebt ihnen das Zeugniß, daß sie unter diesen bedenklichen Umständen viele Klugheit bewiesen. Der König ließ sie den 27 May ins Louvre fordern, um die Vorlesung des Staatsarret mit anzuhören, kraft dessen mehrerwehnter Parlamentsschluß cassiret werden solte. Sie erhielten Befehl, den folgenden Tag noch einmal zu kommen, und es wurde ihnen angedeutet, das Staatsarret dem Parlament zu übergeben, und es vor demselben vorlesen zu lassen. Der König ließ sie den 29 May zum drittenmal rufen, und man fragte sie,

ob

ob sie auch dem ihnen gegebenen Befehl gehorsam gewesen. Die königlichen Advocaten ersuchten beyde Majestäten beweglichst, ihnen die Ueberbringung eines Decrets ans Parlament nicht zuzumuthen, die durch jemand anders demselben zugeschicket werden könte. Sie stelleten vor, daß es fast das Ansehen hätte, als ob der Hof sichs vorgenommen, sie mit dem Parlamente in Unwillen zu setzen, und daß ihnen dadurch die Gelegenheit genommen würde, Sr. Majestät nützliche Dienste zu leisten. Servin wendete bey dieser Gelegenheit seine ganze Beredtsamkeit vergeblich an. Der König wills haben, antwortete Maria von Medicis ganz trotzig. Er will jezo seine Autorität behaupten. Seine Befehle sowol als die meinigen müssen ohne Entschuldigung und ohne Aufschub volzogen werden. Der General Procurator Molee fiel hierauf vor dem Könige auf die Knie, und bat ihn, daß er den Rang, den sie im Parlament hätten, in Erwegung zu ziehen geruhen möchte. Allein Ludwig blieb ganz unbeweglich. Ich wills haben, und die Königin auch, antwortete der junge König, den man wohl abgerichtet hatte, in der Sprache eines unumschränkten Souverain zu reden. Es begaben sich also die königliche Advocaten den 1 Junius in die grosse Kammer mit einer an das Parlament gerichteten Commission, und das Staatsarret wurde auf den Tisch geleget. Nachdem nun der Generaladvocat Servin alles erzählet, was er und seine Collegen gethan, um es zu verhüten, daß sie dem Parlament nicht eine so empfindliche Sache vortragen dürfen, so fügte er hinzu, daß die königlichen Advocaten dafür hielten, es würde der Zorn beyder Majestäten gestillet werden können, wenn das Parlament einige seiner Glieder deputirete, um sich dem Könige zu unterwerfen, und sowol ihn als die Königin feyerlichst zu versichern, daß das Parlament an den Handlungen des Königs und an der vormundschaftlichen Regierung der Königin nichts auszusetzen hätte. Es ist erstaunlich, daß ein so weiser Parlamentsrath, als Ser-

vin war, einen so lächerlichen Schritt in Vorschlag bringen können. Denn daß sichs das Parlament in seinen Vorstellungen vorgenommen, die Regierungsart der Maria von Medicis seit dem Tode Heinrich IV. anzutasten, das fiel ja jederman in die Augen. Wie konten denn nun solche ansehnliche Männer eine so offenbar falsche Protestation thun? Indes wurde in einer Versamlung der sämtlichen Kammern beschlossen, daß der erste Präsident nebst einigen andern Deputirten von den Kammern, dem Könige das sagen solten, was ihnen Servin vorgestellet. Diesem Entschluß zufolge giengen die königlichen Advocaten zum Canzler, und fragten an, ob es Sr. Majestät gefällig wäre, den Deputirten des Parlaments Audienz zu ertheilen. Maria von Medicis, die alles haarklein erfuhr, ließ die königlichen Advocaten sogleich ins Louvre fordern. Der König, sagte sie zu ihnen, will nichts hören, wo nicht erst sein Befehl volstrecket, und das Staatsarret vorgelesen und registriret worden. Servin mochte der Maria von Medicis vorstellen was er wolte, daß das Parlament ihre vormundschaftliche Regierung nicht nur nicht tadele, sondern auch die dabey bewiesene Klugheit und Weisheit Ihro Majestät rühme, und die Sorgfalt erkenne, die sie an das Wohlergehen und an die Ruhe des Staats gewendet; die Königin wolte von dem allen nichts glauben. Sie hatte den wahren Verstand ihrer Vorstellung alzu gut gefasset. Der König wills haben, antwortete sie mit einem gebietenden und sträflichen Ton, und befielet euch, daß seine Ordre volstrecket, und das Staatsarret bey Strafe des Ungehorsams vorgelesen und registriret werden soll. Verdun versamlete also die Kammern einem so strengen Gebot zufolge, und das Staatsarret wurde vorgelesen. Als nun überleget wurde, was nun zu thun sey, so waren die Meinungen dergestalt getheilet, es wurde bald dieses bald jenes vorgetragen, so daß einige Tage hingiengen, ehe ein vester Schluß gefasset wurde. So thaten demnach, wie es ein grosser

ser Mann dieser Zeiten ausgedrucket hat, die Vorstellungen die erwartete Wirkung. Das Parlament wurde unhöflich abgewiesen; und dadurch wurde es mit der Parthey des Prinzen von Conde desto genauer verbunden a).

§. 33.

Indem nun diese Streitigkeiten mit dem Parlament daureten, so war im Staatsrath des Königs öfters von der Reise geredet worden, die Se. Majestät auf Anstiften der Königin unverzüglich nach Guienne antreten wolte, um der Infantin entgegen zu gehen, die bis an die Gränzen des Königreichs gebracht, und dagegen Madame Elisabeth von Frankreich, die dem Spanischen Prinzen war zugesaget worden, mit dahin geführet werden solte b). Conde und die Herren von seiner Parthey versuchten alle mögliche Mittel, diese Reise aufzuhalten. Sie führeten verschiedene Ursachen an, warum man einen jungen und schwachen König noch nicht heirathen lassen solte. Insonderheit drang man sehr stark auf den Zustand der Sachen in Italien. Der Herzog von Savoyen, sagten einige, stehet jezo in Gefahr, vom Könige von Spanien völlig unterdrücket zu werden. Die Unterhandlungen des Marquis von Rambouillet sind ganz vergeblich. Es ist alles verwickelter als jemals. Es kan der König unmöglich zugeben, daß die Spanier einen mit der Krone alliirten Spanier ausscheelen, und daß Se. catholische Majestät sich noch mehr vergrössert, wenn sie ihm Piemont wegnimt. Handelte der Hof zu Madrid an dem doppelten Mariagetractat aufrichtig, würde er nicht wenigstens Italien in Ruhe lassen, zumal da der König sich so viel Mühe darum gegeben. So sagte man, ehe der Ritter von Silleri aus Spanien

a) Memoires du Duc de Rohan L. 1.
b) Memoires de la Regence de Marie de Medicis.

zurück kam. Als nun Maria von Medicis sahe, daß er solche billige Bedingungen mitbrachte, die der Herzog von Savoyen nicht mit Reputation ausschlagen konte; so glaubte sie, daß der Prinz von Conde und seine Parthey nun wider die Reise des Königs nach Guienne, und wider die Volziehung der doppelten Mariage weiter nichts einzuwenden haben würden. Allein die gute Königin betrog sich. Sie bestunden nach wie vor darauf, daß der Friede Italiens nicht sicher genung sey, und daß sichs gar nicht dazu anliesse, daß die Spanier gesonnen wären, einen Tractat zu schliessen, der einer stolzen und herschsüchtigen Krone nachtheilig wäre. Wenigstens, sagten sie, erfordert es die Klugheit, daß man sich nicht übereile, bis man die wahren Absichten des Hofes zu Madrid in Italien kennen lernen. Carl Emanuel stund in geheimen Verständniß mit dem Prinz von Conde. Seine unbändige Leidenschaft, sich an der Maria von Medicis zu rächen, und ihr allerley Händel zu machen, um sie zu hindern, daß sie ihre älteste Tochter nicht nach Spanien verheirathen solte, die der verstorbene König dem Prinz von Piemont versprochen: dieser Affect, sage ich, trieb ihn an, den Prinz von Conde mit 40000 Thalern zu beschenken, ohnerachtet der Savoyard damals das Geld höchstnöthig brauchte, um sich gegen den Gouverneur von Mailand in Vertheidigungsstand zu setzen c). Maria von Medicis achtete aber gar nicht auf die Vorstellungen des Prinzen von Conde und seiner Anhänger. Sie drang mehr als jemals auf die Reise nach Guienne, und die Zubereitungen dazu wurden mit grösstem Eifer fortgesetzet. Conde und die mit ihm verbundenen Herren fasseten damals den Entschluß, sich vom Hofe zu entfernen, und waren darüber zufrieden, daß sie das Parlament auf ihrer Seite hatten, oder daß sie dasselbe wenigstens bewogen, solche Vorstellungen zu thun, die ihnen sehr nützlich seyn konten, ihre Klagen und Mißvergnügen zu unterstützen.

Conde

c) Roncaveri Historia del Regno di Luigi XIII. L. 4.

Conde gieng damals weiter nicht, als auf sein Landgut zu St. Maur ohnweit Paris. Er ließ ein Gerüchte ausstreuen, daß Bouillon und Dole, zween Staatsräthe, beyden Majestäten den Rath gegeben, einige Herren von seiner Parthey in die Bastille zu schicken, diejenigen auf öffentlichen Richtplatz in Paris aufknüpfen zu lassen, die ihnen Anschläge gäben, die dem Willen des Königs zuwider wären. Diese niederträchtigen Creaturen des Marschal von Ancre waren gar wohl fähig, dergleichen zu thun. Wie glücklich ist das Volk, das diejenigen strafen kan, die den Fürsten schädliche Anschläge geben, und ihnen behülflich sind, ihre Unterthanen um ihre Freyheit zu bringen! Ich wundere mich gar nicht darüber, daß es in Frankreich so viele Minister und Staatsräthe giebt, die gegen das Interesse des Vaterlandes verrätherisch handeln. Denn man kan daselbst ungestraft am Verderben des Vaterlandes handeln. Ja was sage ich? Es ist dieses ein Mittel zu unermeßlichen Reichthümern, und zu den ersten Würden des Königreichs zu gelangen. Conde gieng von St. Maur in seine Grafschaft von Clermont in Beauvoisis, das alte Erbgut des Hauses Bourbon. Gewisse kriegerische Uebungen, die er zu Creil an der Oyse von den Einwohnern der benachbarten Städte, die zu seiner Jurisdiction gehöreten, mit affectirter Pracht anstellen ließ, verursachten am Hofe Unruhe und Argwohn. Man zweifelte gar nicht daran, daß es dem Prinzen ein Ernst sey, zu den Waffen zu greifen. Der Marschal von Bouillon hatte sich in seine Herrschaft Sedan begeben, und er fassete da die nöthigen Maasregeln zu den Entwürfen der Parthey. Der Herzog von Mayenne gieng nur nach Soissons. Und was den Herzog von Longueville anlanget, so war er einige Zeit vorher zu seinem Gouvernement in die Picardie abgereiset. Gleich nach dieser Entfernung traten von Seiten dieser mißvergnügten Herren verschiedene Schriften ans Licht. Ein Schreiben des Marschall von Bouillon an den Präsident Jeannin wur-

de öffentlich bekannt gemachet. Es war dasselbe gleichsam das erste Manifest wider die Unordnungen der Regierung. Diese Schrift blieb nicht unbeantwortet. Jeannin setzte der Antwort seinen Namen nicht vor, sondern er nannte sich nur einen alten Staatsrath. Man widerlegte in derselben dasjenige mit grossem Witz und Höflichkeit, was der Marschal vorgegeben hatte. Alle diese Bewegungen, sagte man ihm ganz frey heraus, rühren nirgend anders her, als vom Mißvergnügen einiger Herren, die nicht so viele Wohlthaten erhalten haben, als sie gewünschet, und die gerne an den öffentlichen Angelegenheiten mehr Antheil haben wolten. Das Interesse des Staats, das so oft angeführet wird, ist nur ein Nebengrund und ein honetter Vorwand, hinter welchem man die wahren Bewegungsgründe verbirget. Silleri wurde persönlich in einer Schrift angegriffen, die den Titul führete: Der französische Adel, an den Canzler. Die Regierung wurde in dieser Schrift gar heßlich durchgezogen. Die Mißvergnügten protestirten wider alles, was bereits geschehen wäre, oder noch künftig geschehen möchte. Der Hof ließ eine Antwort herausgeben. Allein man redete in derselben nicht mehr so trotzig; sondern man bemühete sich, die Regierung mit einer merklichen Mässigung zu vertheidigen.

§. 34.

Nun merkte Maria von Medicis, daß sie in den Falstrick gerathen sey, der ihr von ihren Feinden vorgebreitet worden, da sie sich verleiten lassen, dem Parlamente auf eine so stolze und beleidigende Art zu begegnen. Nun besorgte sie, es möchte der Name und Autorität eines Collegii, welches das Volk für die stärkste Vormauer seiner Freyheit hielt, sie nöthigen, sich für den Prinz von Conde zu erklären, fals man merken solte, daß er mit dem Parlament Einen Strang zöge. Man war daher auf

Mittel

Mittel bedacht, um sowohl ihn zu befriedigen, als auch zugleich die Autorität des Königs zu schonen, die man schon zu weit in diese Sache eingelassen hatte. Ein Souverain muß allemal, wenn er eine wichtige Sache unternimmt, wohl überlegen, ob er auch im Stande sey, dieselbe gebührend auszuführen. Die Streitigkeit mit dem Parlament wurde beygeleget, als man die Antwort auf das Schreiben des Marschal von Bouillon an den Präsident Jeannin drucken ließ. Beyderseits Majestäten, sagte man in derselben sehr zutraulich, glauben, daß die Glieder des Parlaments viel zu weise sind, als daß sie ihre Aussöhnung mit dem Könige lange aufschieben solten, als welcher ein aufrichtiges Verlangen hat, sie für seine getreuen Unterthanen und rechtschaffene Diener zu erkennen. Wer sich mit der Hofnung schmeichelt, daß man sich ihres Mißvergnügens und ihrer Unterstützung als eines scheinbaren Vorwandes werde bedienen können, die Zerrüttungen zu rechtfertigen, die man im Königreiche zu erregen willens seyn möchte, der betrüget sich wissentlich. Der König wird nach wie vor von den Parlamenten und Kriegsbedienten unterstützet werden, wenn es darauf ankommt, die Unternehmungen der Rebellen zurück zu schlagen, und die Autorität zu erhalten, die GOtt seinen Händen anvertrauet hat. Derjenige, der diese Sprache führete, hatte gute Nachricht, wie weit es mit den neuen Intriguen gekommen war, die der Hof beym Parlament wieder hatte anlegen lassen. Denn wenn man die Art und Weise verstehet, wie dieses zahlreiche Collegium gebildet wird; so begreifet man auch gar bald, daß es dem Hofe was leichtes sey, dasselbe in sein Interesse zu ziehen. Fünf bis sechs kluge Köpfe regieren nach Gutdünken eine grosse Menge anderer Glieder, die meistens von schlechter Herkunft, ohne Muth und ohne Erfahrung, und dabey mehr darauf bedacht sind, ihrem Vergnügen nachzugehen,

oder ihr Glück zu machen, als für das Beste des Vaterlandes zu sorgen. Nur diejenigen, die beym Parlament im grösten Ansehen stehen, die haben auch eine so starke Hofnung am Hofe entweder höher zu steigen, oder die mit ihrem bereitesten Vermögen erkauften Ehrenstellen bey ihren Familien zu erhalten, daß ihre Tugend weit strenger seyn müste, als des Aristides, der Fabricien und Catonen ihre, wenn sie die Versuchungen überwinden wolten, darein sie der Hof sehr künstlich zu führen weiß. Als nun zwischen den Vertrauten der Königin und den vornemsten Parlamentsgliedern, alles gehörig war abgekartet worden; so ließ der erste Präsident, Verdun, den 22 Junius die Kammern zusammen berufen. Servin zeigete denselben an, daß der König seinen Generalprocurator und seine Generaladvocaten zu verschiedenen mahlen ins Louvre fordern lassen, seit dem das Parlament wegen des Decrets aus dem Staatsrathe, und wegen der Commission, die dem Parlament wegen der beym Könige übergebenen Vorstellungen zugeschicket worden, Ueberlegung gepfleget; da denn die Königin bezeuget hatte, daß man bey Hofe auf nichts anders warte, als auf die Volziehung des vom Parlament gefasten Schlusses, und daß dieses sich dem Könige unterwerfe, und die Ehrerbietung an den Tag lege, die es jederzeit gegen die Königin geheget. So bald das Parlament, fügte der Generaladvocat hinzu, diesen Schritt gethan hat, so wird der König auf eine solche Art sich erklären, daß das Parlament damit zufrieden seyn kan. Hierauf stattete Servin von der Protestation Bericht ab, die von den königlichen Advocaten im Namen des Parlaments vor beyderseits Majestäten abgeleget worden; und die Kammern überlegeten, was in der gegenwärtigen Sache zu thun sey. Den folgenden Tag verglich man sich, daß der erste Präsident unter Begleitung einer auserlesenen Zahl von Parlamentsräthen ins Louvre gehen, und vor beyden Majestäten bezeugen solten, wie nahe es ihnen gehe, das Mißvergnügen derselben wider

sich

sich gereitzt zu haben; daß es ihnen nicht in den Sinn gekommen, sich an ihren Handlungen zu vergreifen, noch vielweniger aber ihren höchsten Personen was zu nahe zu legen; daß sie Ursache hätten, das weise Verhalten der Königin, und die Sorgfalt zu rühmen, die sie an die Erhaltung der Ruhe des Staates und der Person des Königs gewendet; daß die Absichten des Parlaments bey den übergebener Vorstellungen rein und unschuldig gewesen; daß dieselben mit algemeiner Zustimmung abgefasset, und von allen Parlamentsgliedern gebilliget worden. Ich weiß gar wohl, daß gekrönte Häupter ehrerbietig verschonet werden müssen, und daß das Parlament nicht Umgang nehmen können, einer in Entrüstung gesetzten Königin einige Satisfaction zu verschaffen. Es ist aber auch nicht weniger gewiß, daß es vornehmen und in öffentlichen Ansehen stehenden Männern schlecht kleidet, wenn sie ganz offenbar wider die Aufrichtigkeit handeln. Maria von Medicis begnügte sich mit diesen Protestationen, weil sie es nicht anders machen konte; ehrliebende Leute aber konnten ihren Unwillen darüber nicht bergen. Der Schluß des vom Parlament in dieser Angelegenheit abgefaßten Decrets schien der Autorität und dem Range gemässer zu seyn, den das Parlament im Staat zu behaupten suchte. Man bat darin beyde Majestäten, sich zu erinnern, daß die Königin, als der König zum erstenmal im Parlament Sitz genommen, öffentlich bezeuget, wie dieses die Absicht des Königs sey, **dem guten Rath seines Parlaments zu folgen**; und daß hochgedachte Königin die Parlamentsglieder bey allem, was sie ihrem Souverain, dem Vaterlande, und dem Andenken des verstorbenen Königs schuldig wäre, beschwören, ihrem Sohne mit solchen Rathschlägen an die Hand zu gehen, davon sie gewiß glaubten, daß sie dem Dienste des Königs und dem Wohlergehen des Königreichs zuträglich wären. Zuletzt bat man den König, wohl zu erwegen, wie nachtheilig das in seinem Staatsrath abgefaste Decret seiner Autorität werden könne, und dagegen gewiß zu glau-

ben, daß die Vorstellungen seines Parlaments gerecht und wahrhaftig gewesen. Das war es nun, worauf die grossen Bewegungen des Parlaments hinaus liefen. Maria von Medicis machte sich nun nichts mehr, weder aus den Vorstellungen des Parlaments, noch auch aus dem Decret desselben, die Prinzen, Pairs und Kronbedienten zusammen zu berufen. Das Parlament aber stund von seiner Unternehmung ab, und das Staatsarret, dadurch alles cassiret werden solte, wurde nicht nach äuserster Strengigkeit vollzogen.

§. 35.

Der Hof gab sich eben so viel Mühe, den Prinz von Conde zu gewinnen, als das Parlament zu beruhigen. Ludwig hatte auf Anstiften der Königin, seiner Mutter, mehrmals bezeuget, wie es ihm lieb seyn würde, wenn der erste Prinz seines Geblütes seiner Vermählung mit beywohnete d). Der Wohlstand erfordert es, sagte er, daß eine Person von Dero Range die Infantin an den Gränzen von Frankreich empfange, und daß er meine für den Prinzen von Spanien bestimte Schwester dahin führe. Die ganz algemeine Antwort des Prinzen gab aber zur Gnüge zu erkennen, daß er, wenn die doppelte Mariage nicht noch eine Zeitlang aufgeschoben werden könte, den König ganz gewiß nicht auf seiner Reise nach Guienne begleiten könte. Dadurch wurde Maria von Medicis überaus unruhig gemachet. Sie glaubte, daß es für sie eine Sache von der grösten Wichtigkeit sey, daß die Provinzen dissеits der Loire unter währender Abwesenheit des Königs ruhig blieben, und daß, wenn man den Prinz von Conde und die Herren von seiner Parthey zurück liesse, dieselben leicht Unruhe anstiften, und wol gar in der Stadt Paris, die voll mißvergnügter Menschen war, einen Tumult erregen könten. Die Königin gab sich alle erfinn-

d) Memoires de la Regence de Marie de Medicis. Mercure François 1615.

ersinnliche Mühe, den Prinz von Conde zu bewegen, daß er die Reise nach Guienne mit antreten möchte, weil sie gewiß wuste, daß die Herzoge von Mayenne und Longueville, davon jener in Isle de France, dieser aber in der Piccardie commandirte, dem Könige folgen würden, wenn Conde ihnen mit seinem Exempel vorgienge. Anlangend den Marschal von Bouillon, so schiene es, als ob sich die Königin nicht viel darum bekümmerte. Denn was konte er alleine ausrichten? Voll Verdruß, daß seine Entwürfe hintertrieben worden, würde er genöthigt gewesen seyn, zu Sedan seinen Grillen nachzuhängen. Die Gräfin von Soissons und der Herzog von Nevers wurden dazu gebrauchet, den Prinzen von Conde vor seiner Abreise nach St. Maur zu gewinnen. Und ob wol Gonzaga in das Interesse Sr. Hoheit verwickelt war, so stellete er sich doch bey diesen neuen Zwistigkeiten ganz neutral an, und er hatte dabey die Absicht, zwischen der Königin und den Malcontenten die Stelle eines Mediateur zu vertreten. Allein weder die Gräfin noch der Herzog konten eine bestimmte Antwort vom Prinzen erhalten. Der Marschal von Bouillon hatte die Parthey alzuvest geschnüret. Jemehr die Königin sich anstellete, daß er ihr entberlich wäre, desto mehr suchte er sich nothwendig zu machen, da er sich furchtbar machte. Dieser vollendete Staatsmann herschete dergestalt über das Gemüth des Conde und der andern, daß sie seinen Anschlägen blindlings folgeten.

§. 36.

Villeroi, der Staatssecretair, bekam Befehl, sich mit dem Prinzen zu Creil an der Oyse in eine Unterhandlung einzulassen. Er lud Se. Hoheit ein, zum Könige wieder zurück zu kommen, der sich gegen ihn herausließ, die Staatsangelegenheiten so einzurichten, daß jederman damit zufrieden seyn solte. Der Prinz antwortete hierauf: Ich bin acht Monat hinter einander zu Paris gewesen; ich habe den Anfang, Fortgang und Beschluß

des

des algemeinen Landtages mit angesehen. Meinen sie denn, mein Herr, daß ich nicht alles wohl bemerket, was man in den Weg geleget, daß eine Versamlung, die auf meine Veranlassung zusammen berufen worden, die Reformation in der Regierung nicht erhalten können, die alle rechtschaffene Franzosen so sehnlich wünschen? Man brauchte ja alle ersinnliche Kunstgriffe, die Deputirten zu bestechen, und die guten Entschliessungen zu hintertreiben, welche die drey Stände des Königreichs fassen wolten. Nachdem sich nun der Landtag so unglücklich geendiget, so hielt es das Parlament für seine Pflicht, gerechte und heilsame Vorstellungen zu thun. Aber was für Achtung hat man dagegen bewiesen? Man hat die Parlamentsglieder ausgefilzet, und die Königin ist ihnen auf eine beleidigende Art begegnet. Im Staatsrath des Königs habe ich meine Meinung frey heraus gesaget; und einige Herren sind meinem Exempel gefolget. Hat man uns aber auch dieses Dank gewust? Wir sind vielmehr in Gefahr gewesen, unsere Freyheit, ja gar das Leben zu verlieren. Ich sage ihnen daher, mein Herr, daß ich eher nicht an den Hof kommen werde, bevor nicht Se. Majestät eine Reformation in seinem Staatsrathe bewerkstelliget, und den im Staat eingerissenen Unordnungen abgeholfen hat. Durch die Reformation im Staatsrath verstund der Prinz die Entfernung des Canzlers Silleri, und der Staatsräthe Bouillon und Dolee. Man würde sich irren, so man glaubte, daß der Prinz einzig und allein auf das algemeine Beste bedacht gewesen. Das war sein geringster Kummer. Er vergaß nicht, einige Forderungen zu thun, die sein eigenes und seines Anhangs Privatinteresse betraf. Man begrif aber nur gar zu wohl, daß, wenn der Hof dem Prinzen hierin Satisfaction verschaf-

fet,

fet, er nur desto mehr auf die Reformation in der Regierung gedrungen haben würde. Dieses war nun für seine Parthey nachtheilig. Diejenigen, die mehr Einsicht und Aufrichtigkeit besassen, begriffen gar wohl, daß es dem Volke schädlich seyn würde, wenn es sich in einen Krieg einliesse, den der Prinz und die mißvergnügten Herren zu erregen willens waren, blos in der Absicht, einen Vortheil für sich zu erhalten. Villeroi stattete bey Hofe von dem Vortrage Bericht ab, den der Prinz von Conde an ihn gethan. Man schickte ihn abermals an denselben, als er zu Clermont in Beauvoisis war. Er hatte eine weitere Volmacht, wegen der Reformation des Staatsrathes und der Vorstellungen des Parlaments gewisse Bedingungen anzuzeigen. Bouillon und Dolee wurden der Parthey der Malcontenten willig aufgeopfert. Man erbot sich, sie aus dem Staatsrath zu entfernen, und dagegen als Abgesandten an einem auswärtigen Hofe zu gebrauchen. Villeroi wünschte sehnlichst, einen Vergleich unter der Bedingung zu schliessen, daß Silleri, sein Feind, dabey die Siegel verlöre; und der geitzige Canzler wolte vor Angst sterben, daß er etwa bey der Aussöhnung der Königin mit dem Prinzen das Opfer werden möchte. Villeroi tractirte die Sache so geschickt, daß Conde ihm keine andere Antwort geben konte, als diese, daß er nichts für sich beschliessen könte, sondern er mit den Herren von seiner Parthey reden müste.

§. 37.

Kurz darauf, als Villeroi zum zweytenmal nach Paris zurück gereiset war, brach der Prinz von Clermont auf. Er führete davon zwo Ursachen an; nemlich daß seine Person in einer kleinen Stadt, die keine Vestungswerke hätte, der Gefahr blos gestellet sey, und daß er gerne an einem sichern und bequemen Orte sich mit seinen Freunden unterreden wolle. Man hatte auch in der That bemerket, daß eine ziemlich grosse Anzahl von den Gensdarmes

und

und leichten Reutern bey Clermont hin und her gezogen wären. Und gewiß, wenn die Königin den Prinzen von Conde nebst ein paar andern Herren in ihre Hände hätte bekommen können, so würde es ein eben so wichtiger Streich gewesen seyn, als die Aufhebung des Präsidenten Le Jai, davon nachher wird gehandelt werden. Man brachte verschiedene Oerter zu der anzustellenden Unterredung in Vorschlag. Couci wurde für den bequemsten gehalten. Es ist dieses ein kleiner Ort, der von verschiedenen andern umgeben war, wo seine Freunde das Commando führeten. Als nun die Herzoge von Longueville und von Mayenne, der Marschal von Bouillon, und der Graf von St. Pol, sich gegen das Ende des Julius bey Sr. Hoheit eingefunden hatten, so kamen auch Villeroi und Jeannin im Namen des Königs an, um an einen Vergleich Hand anzulegen. Der Marschal von Ancre, der Canzler von Silleri, und die von seiner Cabale, denen angst und bange war, daß die Maria von Medicis genöthiget werden möchte, sie fahren zu lassen, um den Prinz von Conde, und die mit ihm verbundenen Herren, wenigstens einigermassen zu befriedigen, versuchten alle Mittel, eine Unterredung zu hintertreiben, vor deren Erfolg Conchini und seine Creaturen zitterten. Sie stelleten daher der Königin vor, daß Villeroi und Jeannin niemals mit der doppelten Mariage recht zufrieden gewesen wären, und es sey zu besorgen, daß diese geschickten Minister Se. Majestät aus Bosheit zu etwas verleiten möchten, das Sie hernach schwerlich zurücke nehmen, und dessen sich die Mißvergnügten zum Vorwande ihrer Unternehmungen bedienen könten. Die Klugheit erforderte, daß Maria von Medicis wenigstens so lange wartete, bis Villeroi und Jeannin bey ihr von den Gesinnungen Bericht abgestattet, darin sie den Prinzen und die Herren von seiner Parthey gefunden. War es auch nur wahrscheinlich, daß die Abgeordneten des Königs sich in Gefahr setzen wollen, ihre Aemter und Credit zu verlieren, wenn sie etwas wichtiges versprachen,

chen, ohne erst davon an den Hof zu berichten, von welchem sie in Einem Tage wieder Antwort haben konten. Allein die unvorsichtige und zaghafte Prinzessin glaubte alles gerade zu, was ihre Galigai und Conchini in diesem Falle sagten. Die Gemüther schienen zu einem Vergleiche ziemlich geneigt zu seyn, als gleich den zweyten Tag nach der angefangenen Conferenz der Staatssecretair Pontchartrain ankam, und dem Prinzen einen Brief vom Könige, der den 26 Julius datiret war, überreichte. Der König meldete darin ohne alle Umstände, daß, da er den Entschluß gefasset, den 1 des nächstfolgenden Monats nach Guienne aufzubrechen, er einen seiner Secretairs an ihn geschicket, um eine bestimmte Erklärung zu holen, ob der Prinz von Conde ihn auf seiner Reise begleiten wolle, oder nicht. Diese Sache setzte den Villeroi und Jeannin nicht in geringere Bestürzung, als den Prinzen und die bey ihm zu Couci versamlete Herren. Diesen Zwischenfall machte sich der Marschall von Bouillon unvergleichlich zu Nutze. Er stelte dem Prinzen und den andern vor, daß der Hof mit nichts anders umgienge, als sie zu betrügen und zu vereinigen; daher musten nun ohne Zeitverlust Truppen in Frankreich und in Deutschland angeworben werden. Sie willigten alle darein, und Sedan solte der Sammelplatz der Truppen werden. Villeroi und Jeannin hielten sich für sehr beleidiget, daß die Königin ohne gegebene Ursache ein Mißtrauen auf sie geworfen. Als dieser auf dem Rückwege durch Najon reisete, so fragten ihn die Einwohner der Stadt, wie sie sich gegen den Herzog von Mayenne von nun an verhalten solten. Jeannin, der ein alter Freund vom Vater des Mayenne gewesen, antwortete: Wie bisher gewöhnlich gewesen; der Herzog bleibt alzeit euer Gouverneur, und ein treuer Diener des Königs e).

§. 38.

e) Memoires du Duc de Rohan. Memoires de la Regence de Marie de Medicis.

§. 38.

Conde setzte sich gleich hin, und beantwortete in seinem und der mit ihm vereinigten Herren Namen das Schreiben des Königs. Der Prinz beklagte sich mit sehr ehrerbietigen Ausdrücken darüber, daß die Reise nach Guienne so beschleuniget würde, ohne daß man erst die Staatsangelegenheiten in Ordnung gebracht, und die von den Landständen und Parlament angezeigten Unordnungen abgestellet hätte. Er sagte hierauf, daß dieses nirgend herrühre, als von den bösen Anschlägen einiger übelgesinnten Leute; er hätte nur darum fast zu lange verzogen, sich ihnen nicht öffentlich entgegen zu stellen, weil er die Königin nicht kränken wollen, von welcher sie geschützet würden; da aber diese Leute gar nicht aufhöreten, den Namen und die Autorität des Königs, zum Umsturz des Staats, zur Entkräftung Frankreichs, das dadurch von seinen besten Alliirten getrennet würde, zum Untergange der Prinzen vom Geblüte, der Kronbedienten und vornemsten Herren des Königreichs, zu mißbrauchen, so sähe er sich genöthiget, Sr. Majestät rund heraus zu sagen, daß die Urheber derer vom Parlament angezeigten Unordnungen keine andere wären als der Marschal von Ancre, der Canzler von Silleri, und sein Bruder der Ritter Silleri, nebst den beyden Staatsräthen Bouillon und Dolee. Der Prinz bat den König, zu befehlen, daß eine Untersuchung wider sie angeordnet, der Staatsrath auf einen bessern Fuß gesetzet, und die vom Parlament übergebene Vorstellung in ernstliche Erwegung gezogen würde. Der Marschal von Bouillon, der jederzeit auf die Seite des Marschal von Ancre gehinket, und es auch jetzo nicht völlig mit ihm verderben wolte, sagte einige Tage nachher zum Marquis von Conuvres, er hätte sich viel Mühe gegeben, daß Conchini in dem Briefe des Prinzen, und in dem darauf erfolgten Manifest nicht mit Namen genennet werden möchte; allein der Herzog von Longueville hätte nichts unterzeichnen wollen, wo man

nicht

nicht den Marschal der Rache überliesse, die Longueville gegen ihn im Herzen hegete. Ich will mir, setzte der schlaue Bouillon hinzu, dadurch kein Verdienst beym Marschal von Ancre machen, sondern ich habe ihnen nur melden wollen, wie die Sache zugegangen ist. Es thut mir leid, daß er weder sein Interesse noch seine wahren Freunde kennet. Er läßet sich blindlings von der Leidenschaft gewisser Leute hinreissen, die ihn nicht lieben, und die weiter auf nichts denken, als ihn zu stürzen, und ihr Glück auf seinen Untergang zu bauen. Er wird es in der Zukunft erst erfahren. Bouillon zielete damit auf die beyden Silleris. Coeuvres kannte die Schliche dieses alten Hofgeistes gar wohl. Er wolte die Freundschaft des Conchini nicht ganz verlieren; er wolte aber auch den Hof noch an einem Orte halten, in der gewissen Versicherung, daß es von beyden Seiten bald zu einem Vergleiche kommen müsse, dabey ein jeglicher für sein besonderes Interesse arbeiten werde.

§. 39.

Maria von Medicis, die vest entschlossen war, die Sache mit der doppelten Mariage zu endigen, dachte auf nichts so sehr, als daß sie die Projecte des Prinzen von Conde und der ihm anhangenden Herren vereiteln, und den König bis nach Bourdeaux sicher bringen möchte f). Der Marschal von Ancre und seine Creaturen, stelleten der Königin angelegentlich vor, daß sie die neue Faction eben so leicht zerstreuen würde, als die im vorigen Jahr zerstreuet worden, und daß es dem Könige weder an Soldaten, noch an guten Officiren fehle, den Truppen, die von den Malcontenten zusammen gezogen werden möchten, die Spitze zu bieten, und beyde Majestäten nach Guienne zu begleiten. Die Herzoge von Guise und Epernon boten

f) Memoires de la regence de Marie de Medicis.

boten der Königin ihre Dienste an. Sie wolte sich aber auf den ersten nicht so schlechthin verlassen. Denn der Herzog von Mayenne, sein naher Anverwandter, hielt es mit dem Prinzen von Conde; und Guise, der selbst ein heimlicher Feind des Concini, und über die Unbeständigkeit der Maria von Medicis sehr mißvergnügt war, schien nicht ungeneigt zu seyn, den Malcontenten hülfliche Hand zu bieten, und den Marschal von Ancre desto leichter zu verderben. Auf den Epernon konte man sich sicherer verlassen. Aber wie hätte man ihm das Commando über die Armee anvertrauen können, ohne den Herzog von Guise vor den Kopf zu stossen? Das schien was *unmögliches* zu seyn. Dazu kamen zwey andere Umstände, die die Königin beunruhigten; nemlich die Faction des Prinzen von Conde im Parlament, und die algemeine Versamlung der Reformirten zu Grenoble. Jene war vermögend, in Abwesenheit des Königs die Ruhe in der Stadt Paris zu stören; und bey der andern hatte Bouillon seine Creaturen, welche darauf arbeiteten, daß die Reformirten die Parthey des Prinzen von Conde ergreifen solten. Der Hof hatte sich der vornemsten Parlamentsglieder versichert; und was die offenbaren Feinde des Prinz von Conde anlanget, so glaubte man, daß man sie werde schüchtern machen, und durch einen unerwarteten Staatsstreich zum Stilschweigen bringen können. Es mochte aber erfolgen was da wolte, so glaubte man, daß das Volk, wenn es erführe, daß diese Herren mehr für ihr eigenes Interesse, als für dessen Erleichterung sorgeten, sich um ihrentwillen in keine Bewegung setzen würde. Der Marschal von Lesdiguieres hatte versprochen, daß er auf die Versamlung der Reformirten, die unter seiner Jurisdiction zu Grenoble gehalten würde, schon ein wachsames Auge haben, und dahin sehen wolle, daß bey derselben kein Schluß gefasset würde, der den Absichten des Hofes zuwider wäre. Und wer konte wissen, was dieser ehrgeitzige und eigennützige Mann sonst noch für Absichten hatte? Er unterhielt eine genaue Correspon-

spondenz mit dem Herzog von Savoyen, dem an einem bürgerlichen Kriege in Frankreich sehr viel gelegen war. Dieses alles verursachte der Maria von Medicis grosse Unruhe. Um aber auch den Eindruck zu verhüten, den die von Seiten der Malcontenten ausgestreueten Schriften beym Volk machen konten, so schickte man durch ganz Frankreich eine Declaration vom Könige, die den 30 Julius war unterzeichnet worden. Nach einer weitläuftigen Vorstellung, wie viel man gethan, den Prinz von Conde und die Herren, die es mit ihm hielten, zu bewegen, Se. Majestät auf der Reise nach Guienne zu begleiten, und daß man sich erboten, die Staatsangelegenheiten zum algemeinen Vergnügen einzurichten, gab man zu verstehen, daß Conde und seine Freunde keine andere Ursache hätten, sich vom Hofe zu entfernen, als weil der König sich geweigert, ihnen gewisse Dinge zu bewilligen, die sie um ihres Vortheils willen begehret hätten. Hierauf wurde allen Gouverneurs und Statthaltern, und überhaupt allen, die in den Provinzen in öffentlichen Bedienungen stunden, anbefohlen, zu verhindern, daß keine Truppen angeworben, daß kein Tumult erreget, und weder der Prinz von Conde, noch die Herren, die es mit ihm hielten, in eine Stadt aufgenommen würden. Endlich versicherte der König, wie seine Absicht lediglich dahin gehe, daß unter seinen Unterthanen von beyden Religionen, Friede und Einigkeit erhalten, und die Pacifications Edicte völlig beobachtet würden. Dieses letztere fügte man hinzu, um den Verdacht zu zerstreuen, den der Marschal von Bouillon unter den reformirten Gemeinden zu erregen suchte. Die Vorsichtigkeit war nicht ganz unnöthig. Es war eben nicht schwer zu begreifen, daß der Prinz und die mit ihm verbundenen Herren mehr auf ihr eigenes Interesse, als auf das Beste des Volks bedacht waren. Die Rüstung im vorigen Jahre hatte von der Aufrichtigkeit und Klugheit des Prinzen von Conde nicht die beste Meinung erwecket. Unter denen, die über die Unordnungen in der Regierung unzufrie-

den waren, hätten verschiedene gerne erst abgewartet, wo es hinaus wolte, ehe sie sich deutlicher erkläret. Die Neutralität, die der Herzog von Nevers damals angenommen hatte, ohnerachtet er sich im vorigen Jahre öffentlich für den Prinz von Conde erkläret, machte, daß viele an sich hielten. Es wurde von seiner Politik verschiedentlich geurtheilet. Einige sagten, daß er sich in seiner Verbindung nicht übereilen wolle; andere aber glaubten, daß er sich dem Hofe theuer verkaufen wolle. Die, so scharfsinniger seyn wolten als andere, streueten aus, daß, nach der gegenwärtigen Lage des Hauses Gonzaga, dazu der Herzog gehörete, derselbe weder den Französischen noch den Spanischen Hof beleidigen wolle, die den Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen schützeten.

§. 40.

Die Declaration des Königs hätte auch noch dienen können, durch die Intriguen des Marschal von Bouillon bey der Versamlung der Reformirten zu Grenoble einen Strich zu machen, wo nicht die Versamlung der Clerisey, die zu gleicher Zeit zu Paris gehalten wurde, den Protestanten, die des Conde Freunde waren, einen sehr grossen Vortheil an die Hand gegeben, ja bey denen ein gerechtes Mißtrauen erwecket hätte, die weiter nichts suchten, als daß sie bey ihrer Religion unter dem Schutz der Edicte ruhig leben möchten. Der weise Plessis Mornay hatte sich viele Mühe gegeben, die Gemüther in eine gute Neigung zum Frieden zu setzen. Er übergab daher einen Aufsatz an die Generaldeputirten der Reformirten Kirchen, der dahin zielete, daß die Versamlung mehr dahin sehen solte, ihren Zustand gewiß und dauerhaft zu machen, statt einen bessern zu erhalten, und daß es für sie weit rathsamer sey, Einigkeit und gutes Vernehmen unter sich zu erhalten, als in der Hofnung ungewisser und unerheblicher Vortheile in beständiger Bewegung zu stehen. Auser der Vorstellung unserer übergebenen Beschwer-

schwerden, und der Volziehung dessen, was uns versprochen worden, lasset uns höchstens nur eine kleine Anzahl gerechter, nöthiger, und auf das Edict von Nantes gegründeter Artikel vortragen, die sich zur gegenwärtigen Beschaffenheit des Königreichs schicken, damit man uns nicht den Vorwurf mache, als ob wir nur Streit erregen wolten. Der Hof merket auf unsere Versamlung, und man hat sie nur unwillig zugelassen. Beweisen wir Mässigung, so werden wir den Gnadenbrief dazu desto leichter erhalten. Es ist sehr viel daran gelegen, daß der König nicht wider uns eingenommen werde, da er noch jung ist. Er wird uns ganz unfehlbar hassen, wenn er seine ersten Jahre wider uns zubringen muß. Ich wäre der Meinung, daß man solche Personen als Deputirte an ihn ausuchte, die vermögend wären, ihm die schädlichen Eindrücke zu benehmen, die man ihm von unserer Religion geflissentlich beygebracht hat, und daß man ihm den Ursprung, Fortgang und Einführung derselben in Frankreich vorstellete. Unsere Feinde zeigen Sr. Majestät beständig die Wunden; wolan! wir wollen uns bemühen, ihm diejenigen kenntlich zu machen, die uns die Wunden geschlagen haben, die von seinem verstorbenen Vater geheilet worden. Man schmeichle sich nicht. Alle Europäische Fürsten und die Protestanten wünschen, daß Frankreich in einem ruhigen und blühenden Zustande seyn möge. Denn was können sie sonst der Macht des Hauses Oesterreich für ein Gegengewicht entgegen stellen g)? Die Betrachtungen des Mornay sind überaus vernünftig. Es ist rühmlich, daß er in die reformirten Kirchen Frankreichs solche gerechte Maximen ein-

g) Vie de Mr. Plessis de Mornay. Lettres & Memoires du meme 1615.

führen wollen. Würde aber auch wol der junge König bessere Meinungen gegen sie geäusert haben, wenn man dem Rath dieses frommen und klugen Cavaliers gefolget wäre? Es ist so ferne, daß die Reformirten die Waffen wider den Sohn Ludwigs XIII. ergriffen, daß sie ihm vielmehr in den Kriegen unter seiner Minderjährigkeit die ersprieslichsten Dienste gethan; ist er aber dem ungeachtet nicht der unversöhnlichste Feind und grausamste Verfolger ihrer Religion gewesen? Hat sie Ludwig XIV. wol gehöret? Da sie beyderseits in Ansehung der wahren christlichen Religion unter zwo abergläubigen Müttern in der gröbsten Unwissenheit gelassen worden, und solche Hofmeister gehabt, denen es an rechter Erkäntniß der evangelischen Warheit gefehlet; so haben auch beyde, Vater und Sohn, geglaubet, daß sie GOtt keinen bessern Dienst thun könten, als wenn sie eine Religion aus ihrem Lande ausrotteten, die man ihnen wissentlich und boshafter Weise mit den heßlichsten Farben abgemahlet hat. Mornay ließ es dabey nicht, daß er nur den jetzt erwehnten heilsamen Rath ertheilete; sondern da bey Eröfnung der Kirchenversamlung zu Grenoble die Bewegungen des Prinz von Conde schon angegangen waren; so hauchte er den Deputirten, die ihn auf ihrer Reise nach dem Delphinat besuchten, sonderlich dieses ein, daß ja die Sache der Religion mit keiner andern vermischet werden müsse, so gerecht und billig sie auch zu seyn scheinen möchte. Ich will, sagte er, weder den Prinzen, noch die mit ihm verbundenen Herren, verdammen. Sie mögen ihre Absichten und Vorhaben vor dem verantworten, der die Herzen erforschet. Allein es kommt unserer Versamlung nicht zu, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen. Höchstens müssen wir nur in den Stücken Sr. Hoheit beytreten, welche die Abstellung desjenigen betreffen, was unsern Edicten zuwider ist. Dahin gehöret der Eid bey der Krönung und die Einführung des Tridentinischen Concilii.

§. 41.

§. 41.

Anfänglich gaben nicht alle den Vorstellungen des **Mornay** Gehör. Denn die Predigten einiger Jesuiten halten sehr viele allarmiret. Diese ungestümen Schreyer hatten zur Unzeit die eigentlichen Absichten des Römischen Hofes und seiner abergläubigen Cabale bey der doppelten Mariage verrathen. Es ist etwas erstaunliches, hatten sie in Gegenwart des Hofes gesaget, daß Catholiquen einen Tractat verdammen können, dessen Hauptzweck doch die Ausrottung der Ketzerey ist. Indes würden doch die friedfertigen Vorstellungen des **Mornay** über die heimlichen Einflisterungen der Creaturen des Marschals von **Bouillon** gesieget haben, wo nicht die Römische Clerisey damals einen Schritt gethan, den man für den einfältigsten und für den schädlichsten in Ansehung der Ruhe des Staats halten muß, der nur seit etlichen Jahren geschehen. Denn da sie blos in der Absicht zusammen gekommen waren, den Contract mit dem Stadthause zu Paris zu erneuren, und sich von ihrem Oberempfänger die Rechnungen vorlegen zu lassen, so geriethen die Prälaten und Geistlichen vom zweyten Range auf den Einfal, sich durch einen Eid verbindlich zu machen, das Tridentinische Concilium anzunehmen. Der Erzbischof von **Augustopolis**, Coadjutor von **Rouen**, erhielt Befehl, solches dem Könige im Namen der Clerisey bekannt zu machen, und auf eine Zusammenberufung der Provincialconcilien zu dringen, damit die Decrete des besagten Tridentinischen Concilii feyerlich angenommen würden. Dieser dumme Streich mißfiel der **Maria** von Medicis äuserst, und der Canzler von **Silleri** wolte rasend darüber werden. Er fuhr den Cardinal von **Rochefoucaut** hart an, der an dieser Unternehmung der Clerisey grossen Theil gehabt, und beyde sagten einander viel Unanständigkeiten ins Gesichte. Eben so wenig war man am Hofe mit der Vorstellung zufrieden, die der Bischof von **Beauvais** einige Tage vorher gethan hatte. Er drang auf die Wiederher-

stellung der Römischen Religion in der Herrschaft Bearn, und daß der Kirchenraub bestrafet werden möchte, der von den Reformirten zu Milhaud in Rouergne verübet worden. Bey dieser Gelegenheit sagten einige Herren des Hofes, die mit diesem einfältigen Streich der Clerisey sehr unzufrieden waren: Diese Herren würden sich nichts daraus machen, wenn auch das Königreich auf allen vier Ecken in Feuer und Flamme stünde, wenn sie nur dabey im Besitz einiger Einkünfte blieben. Daran ist ihnen mehr gelegen, als an der Ruhe des Staats und an der Ausbreitung des catholischen Glaubens.

§. 42.

Wenig Tage nach der Declaration des Königs schickte der Prinz von Conde einen Cavalier von seiner Hofstadt ab, der beyden Majestäten Briefe überbringen muste. Der Prinz ersuchte dieselben, daß sie es nicht ungnädig vermerken möchten, daß er an alle Parlamente, an alle ansehnliche Collegia des Königreichs, und endlich auch an alle mit der Krone alliirte Fürsten und Stände, ein Manifest schicke, so den 9 August zu Couci datiret, und an alle Stände und Gemeinheiten in Frankreich gerichtet worden. Es war dieses Manifest sehr weitläuftig. Conde beschwerte sich darin, daß die Königin aus blosser Leichtglaubigkeit, und weil sie sich durch böse Rathgeber verführen lassen, den Vorstellungen kein Gehör gegeben, die er schon zu verschiedenen malen wegen der schlechten Verwaltung der Staatsangelegenheiten gethan. Er machte eine sehr sonderbare Abschilderung, wie es bey der Versamlung der Stände des Reichs hergegangen, und wie bey derselben alle Arten der Freyheit unterdruckt gewesen. Hierauf kam er auf den Artikel des dritten Landstandes, den er für den gesundesten Theil der ganzen Versamlung erklärete, und klagte sehr darüber, daß die Clerisey die Souverainität des Königs in weltlichen Dingen zu einer problema-

tischen

tischen und zweifelhaften Sache machen wollen. Der Marschal von Ancre wurde darin ganz unbarmherzig durchgezogen. Conde beschuldigte ihn öffentlich, daß er Juden und Zauberer nach Paris kommen lassen, deren er sich bedienet, ihm, dem Herzog von Longueville und einigen andern Herren das Leben zu nehmen. Hierauf kam er an die Unterdrückung des Volks, an die Verschwendung der Finanzen, an die Beschleunigung der Mariage des Königs, an die Verachtung der alten Alliirten der Krone, die man durch das Hauß Oesterreich hätte unterdrücken lassen, an die Mißhandlungen des Parlaments bey Gelegenheit der von demselben übergebenen Vorstellungen, und endlich auf die Ursachen des Verdachts und Argwohns, so man den Reformirten gegeben hätte. Der Eid, den die Clerisey Frankreichs erst neuerlich wegen Einführung des Tridentinischen Concilii geleistet, wurde auch nicht vergessen. Von dem Parlament druckte sich der Prinz auf eine sehr vortheilhafte Art aus. 'Es ist kein Wunder, sagte er, daß diejenigen, die so schon alle Gesetze mit Füssen getreten haben, sich alle Mühe geben, die Autorität dieses hohen Senats zu Boden zu stossen. = = Gestattet dem Könige sein zartes Alter noch nicht, die Gefahr seines Königreichs zu erkennen, und ist der Zutrit zu ihm allen denen versperret, die es ihm zu Gemüthe führen könten; zu wem kan man denn anders seine Zuflucht nehmen, als zu dem Parlament, in welchem die Fürsten, die Herzoge, Pairs und Kronbedienten Sitz und Stimme haben? Findet es sich, daß die geführten Klagen falsch und ungegründet sind, so können die Beklagten sich vor einem solchen erlauchten Tribunal rechtfertigen. Gesetzt aber auch, daß sie gegründet sind, wer ist denn vermögender, den Unordnungen im Staat abzuhelfen, als das Parlament? Er redete nicht weniger sehr hart gegen die

Unternehmung der Clerisey, da sie im Angesicht des Königs und seines Staatsrathes, mit offenbarer Verachtung der Autorität und Ehre der Krone Frankreich, feyerlich geschworen, das Tridentinische Concilium anzunehmen und zu beobachten. Es ist dieses, setzte er hinzu, ganz was unerhörtes, dergleichen niemals, weder in Frankreich, noch anderwärts, geschehen. Und darin hatte er völlig Recht. Denn eine Sache von solcher Wichtigkeit konte nicht ohne Vermittelung der souverainen Autorität geschehen. Diejenigen Staaten, welche besagtes Tridentinisches Concilium angenommen, haben es eben so gehalten. Das Concilium ist nirgend publiciret worden, ohne daß man einige Einschränkungen beygefüget, wie man sie zur Erhaltung seiner Rechte und Freyheiten für nöthig erachtet. Damit nun der Prinz die reformirten Gemeinden auf seine Seite ziehen möchte, so erklärete er sich gegen dieselben, daß die Pacifications Edicte als Grundgesetze des Staats gehalten werden musten. Er stellete die gerechten Ursachen sehr lebhaft vor, die man den Reformirten zum Verdacht und Argwohn gegeben. Sie wissen, sagte er, daß man sichs jezo mehr als jemals angelegen seyn lässet, Mißhelligkeit unter ihnen anzurichten, und einige, die sich zu ihrer Religion bekennen, durch Geschenke und Pensionen an sich zuziehen, und sie dadurch zu entkräften. Die Uebertretung der heiligsten Edicte in verschiedenen Gegenden des Königreichs ist ganz offenbar. Sie beschweren sich darüber, man versaget ihnen aber alle Gerechtigkeit. Man wirbet Truppen, man macht ohne Noth grosse Anstalten zum Kriege. Dieses alles erwecket bey ihnen die gerechte Furcht, daß man unter dem Vorwande der doppelten Mariage nichts anders suche, als die verliehenen Edicte zu brechen, und sie aufs neue zu verfolgen. Man erstaunete darüber, als sich der Prinz

auf

auf eine so vortheilhafte Art für die Reformirten erklärete. Er nahm eine Bigotterie an, darüber die Klugen von seiner Religion ihren Spott trieben. Die Hofscribenten warfen ihm vor, daß er am Charfreytage mit dem Rosenkranz in der Hand von einer Kirche zur andern gegangen, um Ablaß zu erhalten, und daß er auch einige Tage nachher der Procession der Brüderschaft von Jerusalem beygewohnet hätte. Dieser Aberglaube schickte sich sehr schlecht für eine Person von seinem Range, zumal da er in seiner Jugend unter den Reformirten war erzogen worden, er auch dafür angesehen seyn wolte, daß er mehr Verstand und Einsicht besässe, als andere. Diejenigen, die unter den Reformirten im Kopf helle waren, urtheileten ganz richtig, daß sie sich nicht auf den Schutz eines Prinzen verlassen könten, der entweder von Natur zum Aberglauben geneigt, oder ein lächerlicher Heuchler war, um den Pöbel in der Römischen Kirche zu betrügen. Die Beschwerden des Prinzen waren völlig gegründet. Aber er schüttete dabey gar zu viel Gift und Galle über den Marschal von Ancre aus, der doch nicht gottloser als die andere Hofgeister war. Bouillon und Dolee, die er ebenfals in seinem Manifest mit Namen genennet hatte, waren noch lange nicht so angesehene Leute, die würdig gewesen, daß sie der erste Prinz vom Geblüt und die grösten Herren des Königreichs zum Gegenstande ihres Hasses, und zur Ursache ihres Mißvergnügens machen durften. Es wurde diesen beyden Leuten dadurch eine Ehre erwiesen, die sie wirklich nicht verdieneten. Nach diesen bis hieher angeführten, wie auch einigen andern Beschwerden, bezeugete der Prinz erst in seinem Namen vor GOtt und den Menschen, hiernächst im Namen verschiedener anderer Herren, Pairs, Kronbedienten, Gouverneurs der Provinzen, Herren, Ritterschaft und Adlichen, und endlich im Namen der meisten Provinzen, Städte und Gemeinheiten, die, wie er sagte, den besten und gesundesten Theil des Königs-

nigreichs Frankreich ausmacheten, und die sich zur Erhaltung des Königreichs vereiniget hätten; der Prinz, sage ich, bezeugete, daß er und die mit ihm vereinigten, in die schädlichen Anschläge nicht willigten, noch auch irgend einigen Antheil daran hätten, deren man sich bisher in der Regierung und Verwaltung des Staats bedienet hätte, und daß sie sich verbunden zu seyn glaubten, ihre Güter und ihr Leben dran zu setzen, um den König von der Uebermältigung zu retten, Se. Majestät gegen die ihr androhende Gefahr zu schützen, die Pacifications Edicte aufrecht zu erhalten, dem Volke eine Erleichterung zu verschaffen, und die Handhabung der Gerechtigkeit zu befördern. Nichts war vernünftiger; und wenn diese Versicherungen eben so aufrichtig als scheinbar waren, so musten alle Franzosen den Prinz von Conde und die Herren von seiner Parthey rühmen. Man versprach hierauf, die Waffen, zu deren Ergreifung man sich genöthigt gesehen, nieder zu legen, so bald der in Freyheit gesetzte und besser berathene König den Vorstellungen des Prinzen, der sämtlichen Landstände und des Parlaments Gehör gegeben haben würde. Man ersuchte zugleich den König, in seiner Ehestiftung die gewöhnlichen Formalien beyzubehalten, und selbige dem Parlament zuzuschicken, als wozu er verbunden sey, und welches auch jederzeit üblich gewesen, um von demselben bestätiget und registriret zu werden. Endlich ersuchte der Prinz von Conde alle Stände des Reichs, sich mit ihm zu vereinigen, und ihm in einer so gerechten Sache beyzustehen; und eben dieses begehrete er auch von allen auswärtigen Fürsten und Ständen, die mit der Krone alliirt waren. Dieses Manifest wurde an alle Prinzen, Herzoge und Kronbediente, an die Parlamente, an die hohen Gerichte, an die Gouverneure der Provinzen und vornemsten Städte geschicket, und ein Handschreiben an jegliche Person und Collegium beygefüget. An die Clerisey aber, die damals

in

in Paris beysammen war, schrieb er nicht. Denn er hatte sich gar zu laut wider den unüberlegten Schritt erkläret, den sie kurz vorher gethan hatten. Und wer weiß, ob er nicht die Geistlichen für Leute angesehen, die nicht werth gewesen, in diese Conföderation zu treten, die nach seinem Urtheil aus dem gesundesten Theil des Staats bestund? Diese Leute, die Sclaven des Römischen Hofes waren, und unter Begünstigung desselben nur auf Pfründen laureten, die der Marschal von Ancre nach Gutdünken austheilete, möchten auch wol ein Manifest schlecht aufgenommen haben, welches auf die Beobachtung der den Reformirten verliehenen vortheilhaften Edicte, und auf die Entfernung des Conchini vom Hofe drang. Man sagt, daß alle Gerichtshöfe und Collegia die vom Prinzen eingelaufenen Paquete dem Könige uneröfnet zugeschicket hätten. Hat das Parlament zu Paris sich dieser niederträchtigen Gefälligkeit schuldig gemachet, so müssen den Gliedern desselben die hohen Ansprüche schon ins Vergessen gekommen gewesen seyn, die sie wenig Tage vorher so hitzig behauptet. Sie bedankten sich dadurch schlecht für die Ehre, die der Prinz ihrem Collegio dadurch erwiesen, da er sie ersuchet, nicht zu gestatten, daß bey dem zarten Alter des Königs gewisse Minister den Namen Sr. Majestät mißbraucheten, die alten Maximen und Grundgesetze des Reichs umzustossen, zu deren Erhaltung doch die Parlamente eigentlich wären eingesetzet worden. Conde mochte indes zur Verbindung mit ihm einladen und versichern, wie er wolte, daß seine Schritte auf das algemeine Beste ohne alle Nebenabsichten auf ein Privatinteresse gerichtet wären, so wolte ihm doch niemand auf sein Wort glauben.

§. 43.

Da nun der Prinz von Conde hauptsächlich darauf umgieng, die reformirte Parthey zu gewinnen; so schickte er den Courtenai Bleneau nach Saumur, um sein Mani-

Manifest und Handschreiben an den Mornay zu überbringen. Dieser lobete anfänglich den Muth und Eifer des Prinzen, er bezeugete, daß er an den aufrichtigen Gesinnungen Seiner Hoheit gar nicht zweifele, und er bekannte ganz frey, daß grosse Mißbräuche im Staat abzustellen wären. Nachdem er aber das Manifest gelesen hatte, so fragte er den Courtenay ganz gleichgültig: Ob denn der Prinz eine brave Armee auf den Beinen hätte, sein Vorhaben hinaus zu führen? Ich besorge, setzte Mornay hinzu, daß diese Projecte eben so hinaus laufen werden, wie die im vorigen Jahre. Nein! sagte Courtenay, Se. Hoheit haben 15000 Mann Kriegsvolk bey der Hand. Seine Großbrittannische Majestät giebt 6000, die schon eingeschift sind; der Prinz Moritz führet 4000 an, und die übrigen kommen aus Deutschland. Mein Herr, antwortete Mornay lächelnd, dergleichen Dinge müssen sie mir nicht sagen. Ich kenne die Maximen und Lockspeisen des engländischen Hofes und der Generalstaaten der vereinigten Provinzen. Mit diesen Mächten habe ich seit vierzig Jahren zu thun gehabt. Ich bin ihnen gut dafür, daß sich der Prinz von dieser Seite nichts zu versprechen hat h). Plessis glaubte, daß er vom Graf Johan von Nassau Hülfe zu erwarten hätte, welcher, nachdem er die Dienste des Herzogs von Savoyen verlassen, einige Truppen aus Deutschland anzuführen versprach: wie auch vom Montigni, der in Bresse die französischen Soldaten anwarb, die Carl Emanuel kraft des Tractates zu Asti verabschiedet hatte; aber auch diese Quelle, darauf sich Conde am meisten verlassen konte, versiegete. Der Graf von Nassau trat in des Königs Dienste, und Montigni gieng nach einer gefährlichen Krankheit nach Grenoble. Die Gelegenheit schien indes dem Plessis günstig zu seyn, der es nicht ungerne gesehen haben würde,

h) Vie du Plessis Mornay L. 3. Lettres & Memoires du meme.

würde, wenn die doppelte Mariage, darüber alle Protestanten unruhig waren, hätte getrennet werden können. Er stellete dem Könige ehrerbietigst vor, daß die Reise Sr. Majestät nach Guienne gefährliche Folgen nach sich ziehen könte, indem die Stadt Paris in grosser Bewegung wäre, und die Mißvergnügten einige Provinzen disseits der Loire in ihrer Ergebenheit hätten. Ich habe den Ministern Ew. Majestät, sagte dieser kluge Staatsmann, ernstlich angelegen, und sie gebeten, auf die Beschwerden unserer Gemeinden Rücksicht zu nehmen; allein man hat mich bis diese Stunde nicht gehöret. Es ist gefährlich, länger zu warten, ehe man ihnen Satisfaction verschaffet, damit man sie nicht nöthige, sich mit dem Prinzen von Conde zu vereinigen. Eben dieses schrieb Mornay an die Königin, und an einige Staatsräthe. Allein man glaubte ihm nicht. Die Königin hielt ihn nicht für rein geheilt in dem Artikel von der doppelten Mariage. Sie wuste gar wohl, daß ihm diese Sache nicht anstund. Es hatte gar nicht das Ansehen, daß aus den Bemühungen des Conde was grosses herauskommen würde, und die Versamlung der Reformirten zu Grenoble fassete ihre Maasregeln weder so schleunig, noch so richtig, daß sie von dieser Verbindung hätte Nutzen ziehen können. Der König antwortete dem Mornay eher nicht, als bis er Paris verlassen hatte. Er schrieb ihm, daß er seine Vorstellung wohl aufgenommen hätte, und daß seine Gründe im Staatsrath waren erwogen worden. Allein, setzte er hinzu, es hätten sich überwiegendere Gründe gefunden, ich habe mein Wort von mir gegeben, und ich muß das ohne Zeitverlust halten, was ich dem Könige von Spanien versprochen habe.

§. 44.

Der Prinz von Conde hatte seine Maasregeln so schlecht gewählet, daß sich die Königin die Hofnung machete,

te, ihre Tochter bis nach Bourdeaux zu bringen, die Ankunft der Infantin nach geschehener Auswechselung beyder Prinzessinnen daselbst zu erwarten, und wieder nach Paris zurück zu kommen, ehe die Mißvergnügten so viele Truppen zusammen gebracht, etwas wichtiges zu unternehmen. Daher trieb nun Maria von Medicis die Reise nach Guienne so sehr sie konte i). Allein es muste vorher einer vertrauten Person das Commando über die Armee übergeben werden, die Paris decken, und sich dem Prinz von Conde widersetzen solte, fals er sichs beykommen liesse, über die Loire zu gehen, und sich den Provinzen zu nähern, wo die reformirte Parthey, der er sehr hart anlag, sich für ihn zu erklären, am mächtigsten war. Der Herzog von Epernon, auf den die Königin ein groß Vertrauen setzte, der Canzler und der Ritter Silleri that dem Marschal von Ancre den Antrag, dasselbe zu übernehmen. Sie erboten sich sogar, deshalb bey der Königin für ihn zu arbeiten. Es war dieses ein sehr feiner Vorwand, ihn vom Hofe weg zu schaffen. Man schmeichelte sich, daß man unter seiner Abwesenheit Zeit haben würde, der Maria von Medicis auf eine gute Art zu verstehen zu geben, daß sie auf einmal alle Factionen würde zerstreuen können, wenn sie den Conchini der Rache des Prinzen von Conde, und der mißvergnügten Herren aufopferte. Dem Epernon waren alle Favoriten unleidlich, und die beyden Silleris hoffeten, sich am Hofe zu erhalten, und sich mit dem Prinz von Conde auszusöhnen, wenn sich die Königin entschliessen könte, einen Menschen fahren zu lassen, dessen Gnade und Credit am Hofe die vornehmste Ursache des Mißvergnügens Sr. Hoheit, des Herzogs von Longueville und anderer Herren war, nur den Marschal von Bouillon ausgenommen. Der Canzler und sein Bruder sahen wohl vorher, daß einer das Opfer des Friedens würde werden müssen, wenn es zu Tractaten käme, und daß das

i) Memoires de la regence de Marie de Medicis, Vie du Duc d'Epernon L. 3.

das Schicksal ganz gewiß entweder sie oder den Conchini treffen würde. Der Marschal von Ancre, der entweder den Falstrick nicht merkte, oder sich für klüger hielt, als jene, erbot sich, das Commando über die Armee zu übernehmen, und die Königin bewilligte solches sehr gerne. Conchini hatte den Vorsatz noch nie aus den Augen gelassen, den er gleich mit dem ersten Tage gefasset, da Maria von Medicis ihre Vormundschaftliche Regierung angetreten hatte. Er bestund darin, daß er den Herzog von Epernon, die alten Minister und einige andere Personen vom Hofe wegschaffen wolte, um die Staatsangelegenheiten allein in den Händen zu haben. Daraus machte er sich nicht viel, daß er nicht beständig um die Königin seyn konte. Die Galigai, seine Gemahlin konte in seiner Abwesenheit wirken, und alle Anschläge seiner heimlichen Feinde vereiteln. Da er in der Nachbarschaft des Prinz von Conde an der Spitze einer Armee stund, so konte er sich durch Vermittelung des Marschals von Bouillon leichtlich mit ihm vergleichen, der nichts anders suchte, als mehr Theil an den Regierungsgeschäften zu bekommen. Durch ein geheimes Verständniß zwischen ihm und den Mißvergnügten hoffete dieser Italiäner, die Königin zu nöthigen, den Herzog von Epernon, die Silleries, die alten Minister und verschiedene andere aufzuopfern. Allein die Entwürfe, die er auf das Commando der Armee bauete, das man ihm in der Absicht aufgetragen, ihn zu stürzen, wurden gar bald umgestossen.

§. 45.

Epernon und Sillery merkten den Fehler, den sie begiengen, wenn sie das Commando über die Armee in die Hände eines Menschen übergäben, der sich vor zwey Jahren in die Cabale des Prinz von Conde eingelassen hatte, sie zu verderben. Sie urtheileten ganz richtig, daß es dem Marschal von Bouillon nicht schwer

fallen würde, eine von ihm geknüpfte Intrigue wieder aufzulösen. Sie liessen daher der Königin durch den Ritter Silleri Vorstellung thun, daß das Volk zu Paris schon darüber murre, daß man die Armeen den Händen eines Ausländers übergeben hätte, der von jedermann gehasset würde. Die Pariser, sagte der verkapte Silleri, sind wider den Marschal von Ancre dergestalt eingenommen, daß Ew. Majestät besorgen müssen, daß sie ihre Thore dem Prinzen von Conde öfnen möchten, fals er sich der Stadt nähern solte. Maria von Medicis merkte gar wohl, daß diese schleunige Veränderung eine geheime Intrigue zum Grunde haben müsse. Sie verbarg aber ietzo ihre Gedanken mit grosser Mässigung und Klugheit. Der Herzog von Epernon war ihr unter den gegenwärtigen Umständen ganz unentberlich. Habe ich einen Fehler begangen, sagte sie, so habt ihr mich selbst dazu verleitet. Weil ihr nun meinet, daß es rathsamer sey, das Commando über die Armee einem andern anzuvertrauen, so lasse ich es gerne geschehen. Da nun Conchini auf die Weise von der Seite gestossen war, so wurde der Marschal von Boisdauphin aus dem alten und berühmten Hause von Laval an seine Stelle gewählet. Der Italiäner fassete hierauf den Vorsatz, nach seinem Gouvernement von Amiens abzureisen, in der vesten Entschliessung, sich an dem Epernon und an den Silleries zu rächen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ehe er aber abreisete, so gab er der Königin zu verstehen, daß der Ritter von Silleri am Spanischen Hofe eine solche Anlage gemachet, daß ihr die Autorität abgenommen werden solle, die ihr der König seit seiner Majorennität gelassen, und daß der Herzog von Epernon die Hände mit im Spiel hätte. Die Königin glaubte dieses um so viel leichter, da sie gar wohl wuste, daß gewisse Leute am Hofe zu Madrid eingeflochten wären, die in alles, was in Frankreich

reich vorgienge, schon alzugrossen Einfluß hätten, und die aller Warscheinlichkeit nach noch mehr Einfluß bekommen würden, um sich vermittelst der neuen Königin noch mehr zu heben. Da sie nun dem Gehör gab, was ihr der Marschal von **Ancre** ohn Unterlas vorplauderte, so fassete sie, als eine argwöhnische und rachgierige Prinzessin den Vorsatz, den Herzog von **Epernon** und die beyden **Silleries** den Mißvergnügten aufzuopfern, so bald es nur der Zustand der Sachen erlauben würde. Die **Galigai** war unter währender Reise nach Guienne so geschäftig, daß ihr Mann Mittel bekam, sich mächtiger zu machen, als er jemals gewesen, und von einem bürgerlichen Kriege Nutzen zu ziehen, der zu seinem Umsturz angefangen worden. Er hatte den Vortheil und das Vergnügen, diejenigen vom Hofe zu entfernen, die ihm zuwider waren, und die vornemsten Bedienungen seinen Creaturen zu übergeben. Weil er ganz kühnlich glaubte, daß, aller Bemühungen seiner vielen heimlichen und öffentlichen Feinde ungeachtet, seine Hofgunst unbeweglich vest stehe; so lies er dem Ritter **Silleri** vor der Abreise des Königs sagen, daß er nicht wieder an den Hof kommen würde, und daß die Königin von den heimlichen Anlagen benachrichtiget worden, die er zu Madrid gemachet hätte, sie ihrer Autorität zu berauben, und die treuen Diener des Königs von den Staatsangelegenheiten abzustossen.

§. 46.

Sie begieng beynahe eben den Fehler, den sie schon im vorigen Jahr begangen hatte. Man hatte ihr gerathen, die Reise nach Guienne noch funfzehen Tage aufzuschieben, und mit dem Könige bis nach **Laraon** oder bis nach St. **Quentin** zu reisen, um sich theils der **Isle de France** und der **Picardie** völlig zu versichern, theils zu hindern, daß der Prinz von **Conde** und die Herren von seiner Parthey sich nicht vereinigen, und

ihre Truppen so nahe um Paris zusammen ziehen könten. Weil sie aber die Volziehung der doppelten Mariage immer im Kopfe hatte, so befolgte sie einen so guten Rath nicht. Die Anschläge des Herzogs von **Epernon** gefielen ihr besser, weil sie ihre Leidenschaft befriedigten. Er hatte den 17ten August zur Reise angesetzet, und die Königin lies zur Bestreitung der Unkosten die acht Tonnen Goldes holen, die noch von dem Schatz übrig waren, den ihr Gemahl in der Bastille niedergeleget hatte. Der Marschal von **Boisdauphin** bekam Befehl, die Stadt Paris zu decken, den Marsch der Armee der Malcontenten aufzuhalten, und sich in keine Schlacht einzulassen. Die Herzoge von **Guise** und **Epernon** übernahmen es, beyde Majestäten sicher nach **Bourdeaux** zu überbringen. Der erste solte Madame **Elisabeth** von Frankreich bis an die Gränzen des Königreichs bringen, daselbst die Infantin in Empfang nehmen, u. sie in die Hauptstadt von **Guienne** führen, wo beyde Majestäten ihrer warteten. **Epernon** hatte aus einer Bescheidenheit, die vielleicht mit mehr Stolz und Eigenliebe als mit wahrer Tugend verbunden war, das Commando schlechthin verbeten. **Ich will**, sagte er, **die andern grossen Herren, die um die Königin sind, nicht eifersüchtig machen.** Er war damit zufrieden, daß es nur so lies, als ob er im Staatsrath einer Prinzessin herschete, die ihm nicht trauete, und die ihn nach gerade als ihren Feind ansahe, ohnerachtet er versprach, alle Hindernisse ohne Schwierigkeit zu überwinden, welche die von der reformirten Religion, die mit der doppelten Mariage mißvergnügt waren, der Reise des Königs in Poitou und andern an **Guienne** gränzenden Provinzen in den Weg legen möchten. Der Marquis von **Coeuvres** hatte der Königin ebenfals einen guten Rath ertheilet; nemlich **Cressi** bey Serre zum algemeinen Sammelplatz der Armee des Königs zu erwählen. Denn durch Besetzung dieses vortheilhaften Postens schnit man die Gemein-

schaft der Picardie und Normandie mit Champagne ab. Der Prinz von **Conde** würde auf die Weise genöthiget worden seyn, sich in der Gegend von **Sedan** aufzuhalten. Der Herzog von **Nevers** besaß auf dieser Seite viele Plätze, und er hatte sich noch nicht für die Parthey der Mi[illegible] vergnügten erkläret. **Conde** muste sich derselben versichern, ehe er weiter gehen konte; und dazu gehörete viel Zeit. Und wenn er auch die Hindernisse, die ihm von Seiten Champagne im Wege stunden, überwunden gehabt hätte, so würde ihn doch die bey Cressi postirte Armee des Königs gehindert haben, weiter zu gehen. Allein **Maria** von Medicis achtete auf diesen Rath so wenig als auf den ersten. Der Marquis von **Coeuvres** war ihr verdächtig worden, und der Herzog von **Epernon**, der alles dirigirte, hassete ihn schon seit geraumer Zeit. **Wenn die Privatsache**, sagte Coeuvres bey dieser Gelegenheit sehr wohl, **über das Interesse im Dienst des Königs das Uebergewicht bekomt, so verursachet solches allezeit groß Unheil für den Staat.** **Conde** machte sich die Verachtung der Königin gegen diesen guten Rath wohl zu Nutze. Er machte **Cressi** zum Sammelplatz seiner Truppen, indem die Lage dieses Ortes für seine Anschläge sehr zuträglich war. **Maria** von Medicis, die damit zufrieden war, daß der Marschal von **Boisdauphin** bis **Dammartin** vorgerücket, um Paris zu decken, lies an gesetztem Tage den König sehr frühe aufbrechen; und sie folgte ihrem Sohne einige Stunden nachher. Madame **Elisabeth** solte zuletzt abreisen, damit der Burgermeister zu Paris und die Rathsherren ihr die Ehre erweisen könten, die den Töchtern von Frankreich bey solchen Gelegenheiten gebüret.

§. 47.

Le Jai, Ober-Präsident im Parlament, war einer von den vertrautesten Freunden des Prinzen von **Conde**. Er stund in grossen Ansehen beym Parla-

ment, und der Hof hielt ihn für denjenigen, der am meisten beygetragen, daß das Decret vom 28 Merz durchgetrieben worden, und der sich bey den Vorstellungen, die man dem Könige übergeben, am geschäftigsten bewiesen. Man wuste nicht, ob sich Le Jai der Abwesenheit des Königs dazu bedienen mochte, das Decret wegen Zusammenberuffung der Prinzen, Herzoge, Pairs und Kronbedienten wieder rege zu machen. Der Vorwand, die Unordnungen zu verhüten, die der bürgerliche Krieg in Frankreich verursachen konte, war weit scheinbarer, als derjenige, dessen man sich ehedem bedienet hatte. Der Hof konte das Parlament nicht zurücke halten, daß er sagte, es wäre dergleichen zu thun nicht erlaubt, wenn der König in der Hauptstadt seines Reiches gegenwärtig wäre. Dieses Mißtrauen bewegte die Königin, sich der Person des erwehnten Präsidenten zu versichern. Man lies ihm anfänglich sagen, daß Se. Majestät es gerne sehen würden, wenn er sie auf ihrer Reise nach Guienne begleitete, und daß sie sich gerne des Raths eines so klugen Mannes bedienen wolte. Le Jai, der sichs nicht vorstellen konte, daß er beym Könige und der Königin so hoch angeschrieben wäre, urtheilte ganz richtig, daß es auf was anders angesehen sey, als ihm dadurch Ehre zu machen. Er bat beyde Majestäten, ihn mit einer so weiten Reise zu verschonen, die er wegen seiner geschwächten Gesundheit nicht aushalten könte. Die Entschuldigungen des Präsidenten, der sich sonst ganz wohl befand, vermehrten den Verdacht des Hofes. Man glaubte, daß er zu Paris bleiben wolle, um einige Händel zum Vortheil des Prinzen von Conde zu stiften. Die Königin entschloß sich daher, ihn aufheben, und in das Schloß von Amboise bringen zu lassen, wenn der Hof hieselbst durchreisen würde. An dem Tage, da der König aufbrechen wolte, lies man dem Präsidenten sehr früh sagen, daß Se. Majestät ihn sprechen wolte; und als er sich ange-

gekleidet hatte, so brachten ihn zween Gefreyte von der Garde in eine mit sechs Pferden bespannte Carosse, die von funfzehen Mann von der Garde des Königs bedecket wurde. Man schlug so gleich die Schläge der Kutsche zu, und statt ihn ins Louvre zu bringen, führte man ihn dem Gefolge des Königs nach, der zu gleicher Zeit von Paris aufgebrochen war. Seine Gemahlin beschwerte sich so gleich darüber beym Parlament, und stellete vor, auf auf was Weise man ihren Herrn entführet hätte. Das Parlament befahl, daß einige Deputirte vom Collegio sich ins Louvre be eben und um die Loslassung des Präsidenten bitten solten. Allein es war schon zu spät. Beyde Majestäten waren bereits abgereiset. Als Madame Le Jai zum andernmal Vorstellung that, so deputirte das Parlament einen Präsidenten und etliche Räthe, um bey Hofe nachzufragen, wozu der König den Präsident Le Jai aufheben lassen. Er will sich seiner unterwegens bedienen, antwortete man ganz kaltsinnig. Und das war die ganze Antwort, so die Deputirten dem Parlament bringen konten. Hies das nicht, zur Gewaltthätigkeit auch Hohn und Verachtung hinzuzuthun? Prinzen, grosse Herren, Parlamentsglieder und andere wohlgesinte Männer aufheben, in enge Behältnisse einsperren, sie etliche Jahre hinter einander darben lassen, ja wol gar auf Lebenszeit darin zu verwahren, das sind die vornemsten Mittel gewesen, deren sich Ludwig XIII. und noch weit mehr sein Sohn bedienet hat, um ihre despotische und unumschränkte Macht zu gründen. Wo findet man jezo iemand, der so viel Muth hätte, oder sein Vaterland so liebete, daß er seine Güter, seine Freyheit und sein Leben zur Vertheidigung der Rechte des Volks aufopferte? Ein Brutus, ein Cato ein Wilhelm von Oranien, sind jezo sehr seltene Leute. Es sey ewig ferne, daß ich souverainen Fürsten ihr Recht streitig machen wolle, sich solcher Personen zu versichern, wider welche sie einen Argwohn gefasset, als ob sie gegen den Staat

übelgesinnet wären, und in demselben Zerrüttung anrichten wolten. Allein es ist nicht weniger gerecht, daß für dergleichen Personen von andern gebeten werde, sie entweder in Freyheit zu setzen, oder sie nach den Gesetzen strafen zu lassen. Denn sonst würde gar keine Sicherheit mehr in der Welt seyn. Ein Staatsminister, ein ehrgeitziger Favorit, ein ungerechter Fürst, werden sonst alle diejenigen unwiederbringlich verderben, die sich ihren Unternehmungen widersetzen wollen Glückselig ist das Volk, welches ein altes Gesetz hat, das man habeas corpus nennet. Dieses ist das sicherste Bollwerk für seine Freyheit.

§. 48.

Indem nun die Vertrauten der **Maria** von Medicis zu Paris daran arbeiteten, die Entwürfe des Prinzen von **Conde** zu zerstören, der unter währender Abwesenheit des Königs das Volk aufzuwiegeln suchte; so suchte der Marschal von **Lesdiguieres** die Deputirten bey der algemeinen Versamlung der reformirten Kirchen in Frankreich, die damals zu **Grenoble** gehalten wurde, auf die listigste Art zu lenken und zu verhindern, damit die Vorschläge des Prinzen und des Marschal von **Boullon** kein Gehör finden möchten. Man trug dem **Lesdiguieres** die Stelle eines Präsidenten bey dieser Versamlung an, ohnerachtet er nicht dazu war beruffen und eingeladen worden. Man glaubte, daß man ihm diese Ehre in der Hauptstadt einer Provinz schuldig sey, wo er mehr geehret und gefürchtet wurde, als der König selbst. Der schlaue Marschal schlug diesen Antrag mit einer anscheinenden grossen Bescheidenheit aus. Ein solches Amt schickte sich nicht zu den Anschlägen, die er im Kopfe hatte. Der Wohlstand würde ihn oft genöthiget haben, die Ansprüche seiner Religionsverwandten zu unterstützen. Als eine Privatperson und als Commendant des Königs im Delphinat konte er dem Hofe nützliche

Dienste

Dienste thun, und die Projecte des Prinzen und Marschals von **Bouillon** unter der Hand untergraben. Es wurde daher **De Blet**, ein Adlicher aus Berri zum Präsidenten der Versamlung erwählet. Wie nun **Mornay** diesen vorher darauf zubereitet und ihm gezeiget hatte, worin das wahre Interesse der reformirten Kirchen bestehe; so vereinigte er sich auch mit dem **Lesdiguieres** dahin, zu verhüten, daß die Vorschläge des Prinzen von **Conde** nicht blindlings gehöret würden. Der Herzog von **Rohan** hatte nicht so aufrichtige und christliche Gesinnungen als der rechtschaffene **Mornay**. Die Freunde und Creaturen des **Rohan** unterstüzten anfänglich die Absichten des Präsidenten, und derer, die gegen die Einsichten des Gouverneurs von **Saumur** Achtung hegeten. Der Herzog lies sie so thun, weil er nicht gerne sahe, daß der Marschal von **Bouillon** sein Feind, über die reformirte Parthey eine Herschaft hatte, noch dieselbe nach den politischen Absichten des Marschals lenke. **Rohan** hatte noch seine Stützen am Hofe. Er schmeichelte sich, daß er, wenn er die Ränke des **Bouillon** hintertriebe, die Expectanz auf das Gouvernement über **Poitou** davon tragen würde. Der Herzog von **Sulli**, sein Schwiegervater, bewies sich gegen einen Eidam gefällig, den er als die vornemste Stütze seines Hauses ansahe, das mit einem nahen Umsturz bedrohet wurde. Nichts schickte sich für den **Rohan** besser, und war seinem Ehrgeitz gemässer, als daß er sich an die Spitze der Reformirten stellete, und sich zu ihrem Protector aufwarf. Indes waren die klugen Anschläge, die **Mornay** den zu Grenoble versamleten Reformirten ertheilete, und die Bemühungen, so der Herzog von **Rohan** und Marschal von **Lesdiguieres** anwendeten, dem Marschal von **Bouillon** entgegen zu arbeiten, schlechterdings umsonst und vergeblich. Dieser schlaue Staatsmann hatte alles so gut angefasset, und die Umstände waren durch die Unvorsichtigkeit der **Maria** von Medicis für ihn so

günstig geworden, daß die reformirte Parthey sich für den Prinz von Conde erklärete. Rohan sahe sich genöthiget, die Waffen zu ergreiffen, und dem Marschal, seinem Feinde, zur Ausführung eines grossen Theils seiner gefasten Anschläge beförderlich zu seyn a). Bouillon hatte dem Prinzen gerathen, an die Einwohner von Rochelle zu schreiben, welche Stadt alle andere von der reformirten Parthey aufnehmen und versorgen konte. Der Prinz beschwur die zu Rochelle, daß sie seine heiligen Absichten unterstützen möchten, die auf das Wohlergehen des Staats, und auf die Sicherheit der reformirten Religion abzieleten. Conde erinnerte sie an der mächtigen Hülfe, die sein Vater und Großvater ehedem von denen zu Rochelle erhalten hätten. Da ich nun, setzte er hinzu, nicht weniger geneigt bin, ihnen zu dienen, so hoffe ich auch, daß sie nicht weniger guten Willen gegen mich beweisen werden. Meinete etwa der Prinz, daß die Einwohner zu Rochelle, die der reformirten Religion so eifrig zugethan waren, eben so viel für einen Römischcatholischen thun würden, der mit dem Rosencranz den Processionen andächtig beywohnete, als sie für zween Prinzen gethan, die sich um die Reformation in Frankreich so wohl verdient gemachet? Der Herzog von Rohan stund zu Rochelle in ganz anderer Achtung als der Marschal von Bouillon. Es war daher auch dem ersten sehr leicht, zu verhindern, daß das Schreiben des Prinzen und die Vorstellungen des andern den Eindruck in den Gemüthern nicht erhielten, den sie sich wol vorgestellet hatten. Die zu Rochelle musten natürlicher Weise darauf warten, was für eine Entschliessung zu Grenoble würde gefasset werden. Ein Edelmann, Namens La Haie hatte das Manifest nebst einem Schreiben des Prinzen an die reformirten Gemeinden überbracht.

a) Memoires du Duc de Rohan L. 1. Vie de Mr. du Plessis L. 3, Lettres et Memoires du même.

bracht. La Haie hielt eine wohlgesetzte Rede, als er der Versamlung das vom Prinzen erhaltene Paquet überreichete. Er versicherte sie, daß der Prinz nichts anders suche, als die Erhaltung der Edicte und Privilegien, die den Protestanten in Frankreich verwilliget worden. Man stellete ihnen vor wie nöthig es sey, den im Staat eingerissenen Uebeln schleunige und kräftige Mittel entgegen zu stellen. Endlich wurden sie im Namen des Prinzen ersuchet, sich mit ihm mit den grossen Herren, Kronbedienten und andern rechtschaffenen Franzosen zu vereinigen, welche eine Reformation in der Regierun begehreten. Diese Vereinigung, meine Herren, sagte der Abgesandte des Prinzen, ist vermögend, in kurzer Zeit die algemeine Ueberschwemmung von allerhand Arten des Unglücks, damit Frankreich angefüllet ist zurück zu halten. Eine so edle Unternehmung macht ihnen Ehre. Es ist nicht alzulange, da ihre Väter die Autorität unserer Könige, die Rechte der Prinzen vom Geblüt und die Freyheit des Vaterlandes vertheidiget haben b). Ich weiß gar wohl, daß dergleichen Complimente nicht allemal nach dem Buchstaben genommen werden müssen. Ich führe aber dieses als eine Warheit an, welche die grösten Feinde der Reformirten nicht haben leugnen können. Conde dieser abergläubige Herr, der Sohn des Herzogs von Mayenne, dieses berühmten Feldmarschals der Ligve, und verschiedene andere eifrig catholische Herren, bekennen ohne alle Umstände vor ganz Frankreich, daß die ersten Reformirten unter den vorigen Regierungen, die Waffen zur Vertheidigung des Königs, der Prinzen vom Geblüt und des Vaterlandes ergriffen.

b) Memoires du Duc de Rohan L. 1. Vie de Mr. du Plessis L. 3. Lettres et Memoires du même.

§. 49.

§. 49.

Frere, Staatsrath und königlicher Commissarius bey der Versamlung zu Grenoble, der vom Marschal von Lesdiguieres unterstützet wurde, hatte um so viel weniger Mühe, die Intriguen des de la Haie und der Creaturen des Marschals von Bouillon zu hintertreiben, da die Freunde des Herzogs von Rohan und des Mornay aus allen Kräften zu verhindern suchten, damit die reformirten Gemeinden den Vorschlägen des Prinzen nicht blindlings beytreten möchten. Man entschloß sich daher nur, dieser Gelegenheit sich dazu zu bedienen, um gewisse Dinge zu erhalten, die der Hof schon mehrmals abgeschlagen hatte, oder die er gewiß unter andern Umständen nicht gerne bewilligen würde c). Es wurden also die Aufsätze schleunig verfertiget. Man hielt darin um verschiedene Dinge an, dadurch der Zustand der Reformirten um etwas gebessert werden konte. Vermuthlich hätten sie dieselben erhalten, wenn sie dem guten Rath des Plessis Mornay gefolget wären, der durchaus nicht haben wolte, daß sie sich in blos politische Angelegenheiten oder in Dinge, welche die Regierung des Königreichs überhaupt betreffen, einlassen solten. Es sey nun aber, daß der Herzog von Rohan nicht ungerne gesehen, wenn die Versamlung nicht in den engen Gränzen blieb, die ihr Mornay vorgeschrieben hatte, oder daß die Deputirten es für schimpflich gehalten, dasjenige gänzlich zu verwerfen, was der Prinz von Conde und der Marschal von Bouillon an sie hatten gelangen lassen; genung, man rückte in den Aufsatz einige Artikel mit ein, welche die Reformation des Staats betraffen, und die dem Hofe äuserst mißfällig waren. Es gehörete darunter folgendes: daß der berüchtigte Artikel des dritten Landstandes als ein Grundgesetz des Königreichs angesehen, daß die wahren Urheber von der Ermordung des Königs Heinrich IV. aufgesuchet, daß

c) Memoires de Rohan L. 1. Vie de Mr. du Plessis L. 3. Lettres & Memoires du même.

daß die Unternehmungen der Clerisey und des Adels gehemmet werden solten, die sich unterstanden hätten, bey neulicher Versamlung der Landstände auf die Publication des Tridentinischen Concilii, und auf die genaue und uneingeschränkte Erfüllung des Eides gedrungen hätten, den die Könige von Frankreich bey ihrer Krönung ablegen müssen, alle Ketzer aus ihren Staaten zu vertilgen; daß die Geistlichen und einige andere Glieder des Staatsrathes, die den Reformirten verdächtig wären, keine Stimme haben solten, wenn solche Sachen vorkämen, die das Interesse der reformirten Parthey beträffen; und daß endlich Seine Majestät sichs möchte gefallen lassen, die Stadt und Souverainität von Sedan eben so zu schützen, wie es von Dero Vorfahren geschehen wäre. Diese Artikel waren sehr vernünftig, und Mornay hatte selbst gerathen, daß man um die Gewährung derselben anhalten möchte. Man würde sie auch fast alle mit guter Manier haben erhalten können, wo die Gefälligkeit gegen den Prinz von **Conde** und gegen den Marschal von **Bouillon** im lezten Artikel, nicht so weit wäre getrieben worden, daß man dem Könige angelegen, auf die Vorstellungen zu achten, die vom Prinzen, von den Herren seiner Parthey und vom Parlament wegen der Reformation des Staats geschehen. Das hies so viel als eine Drohung, daß man sich mit dem Prinzen vereinigen werde, fals man ihm die Satisfaction versage, die er mit gewafneter Hand forderte. Die Klugheit erforderte es, daß **Maria** von Medicis auf diesen ersten Schritt der reformirten Parthey merkte, und die Folgen davon zu verhüten suchte. Allein der Hof verliess sich dergestalt auf das Wort, das **Lesdiguieres** von sich gegeben hatte, dahin zu sehen, daß die Versamlung zu **Grenoble** sich nicht für die Malcontenten erklären solte, daß man weiter nichts für nöthig hielt, als nur die Reformir-

formirten mit algemeinen und nichts bedeutenden Worten hin zu halten. Die Versamlung ernannte den **Champeaux**, des **Bordes Mercier** und **Malleraï** daß sie den Aufsatz dem Könige überreichen solten, von dem man glaubte, daß er noch zu Paris wäre. Man gab ihnen zugleich ein Schreiben an Seine Majestät mit. Es war dasselbe mit grosser Sorgfalt abgefasset worden. Der erste und dritte von diesen Deputirten waren dem Herzoge von **Rohan** aufrichtig zugethan; der Marschal von **Boullon** aber hatte den zweyten auf seine Seite gezogen. **Frere**, der Staatsrath und Königlicher Commissarius bey der Versamlung zu **Grenoble** reisete mit den drey Deputirten ab. **Ich will**, sagte er, **den Vortrag unterstützen, den diese Herren beym Könige thun sollen.** Seine eigentliche Absicht aber war, dem Hofe von der Stellung dieser Versamlung Nachricht zu geben und die Königin zu versichern daß der Marschal von **Lesdiguieres** die daselbst zu fassenden Entschliessungen völlig in seiner Gewalt hätte. Indem nun die Reformirten dem Könige neue Versicherungen von ihrer Treue und Diensteifer gaben, so beklagten sie sich zugleich laut über die bösen Gesinnungen der Clerisey in Frankreich. Man suchte sogar, dem Könige zu verstehen zu geben, daß er sich auf solche Leute nicht verlassen dürfe, die Frankreich nicht für seine Kinder erkennen und die Seine Majestät nicht mit unter die Zahl treuer Unterthanen rechnen könten, nachdem sie sich dem Artikel des dritten Landstandes so frech widersetzet hätten. Solche Beschaffenheit hat es **nicht mit den französischen Reformirten**, sagten sie. Die Religion, die wir bekennen, lehret, daß keine Macht in der Welt sey, die uns von der Treue lossprechen könne, die wir Eure Majestät zugeschworen haben. Die beständigen Bemühungen, die unsere Feinde anwenden, uns zu verderben, verursachen uns einen grossen Schmerz.

Allein,

Allein, Sire, unsere Gemeinden, sind noch weit mehr dadurch betrübet worden, da man sich neulich erkühner, in Dero souveraine Autorität öffentliche Eingriffe zu thun. Wir glauben, daß Dero Schutz nächst Gott der einzige ist, der uns Sicherheit gewähren kan. Und, eben das erwecket in uns den brünstigen Eifer, alles zu thun, wodurch dero Autorität aufrecht erhalten werden kan. Unsere Feinde wissen dieses auch gar wohl, und dadurch sind sie eben am meisten wider uns ergrimmet. Indem sie sich bemühen, alle Souverainen in der Welt einer Macht zu unterwerfen, die von Gott nicht geordnet worden; so suchen sie dabey nichts anders als unsere Religion zu stürzen, die allezeit ein unüberwindliches Hinderniß bleibet, vor welchem sie ihre weitgehenden und ungerechten Absichten nicht ausführen können. Die Reformirten in Frankreich sind darin zu loben, daß sie die souveraine und unabhängliche Autorität ihres Königs so muthig vertheidigten. Es scheinet aber, als ob diese guten Leute dabey ihr eigenes und ihres Vaterlandes Interesse vergessen hätten, da sie von der Aufrichtung der despotischen Macht arbeiteten, deren schreckliche Wirkungen sie nachher erfahren haben. Aus grossen Verlangen, sich von den Römischcatholischen zu unterscheiden, predigten ihre entweder unvorsichtigen oder schmeichlerischen Geistlichen unabläßig, daß man den Befehlen des Souverain blindlings gehorchen müsse, so ungerecht diese auch seyn möchten, wenn sie nur nicht wider die Religion und wider das Gewissen stritten. Mitlerweile arbeitete der Hof, der sich die günstigen Neigungen der Gemüther meisterlich zu Nutze zu machen wuste, aus allen Kräften an der Schwächung der reformirten Parthey, und suchte dagegen die zu gewinnen, die ihn unterstützen konten. Daher es endlich gar nicht schwer geworden, die armen Leute zu unterdrücken,

cken, die sich nicht vertheidigen konten, und die dabey die Maxime im Kopf hatten, die man ihnen als einen Grundsatz in der Religion eingeprediget hatte, daß der König mit dem Leben und Gütern seiner Unterthanen machen könte, was er wolte.

§. 50.

Die Deputirten der Versamlung zu Grenoble trafen den Hof zu Amboise an. Es eilete derselbe in möglichster Geschwindigkeit nach **Guienne.** Man versprach ihnen, zu **Tours** Audienz zu geben, und ihre Vorstellung anzunehmen. Beyde Majestäten wolten daselbst einen Tag ausruhen. **Mornay**, den die Königin hatte ruffen lassen, kam zu gleicher Zeit von Saumur an. **Champeau**, der erste unter den Deputirten, führete das Wort. Man war zufriedener mit seiner Rede, als mit dem Schreiben und Aufsatz der Versamlung. Der Hof ersahe daraus mit äuserstem Verdruß die Artikel, welche die Regierung des Staats betrafen. Die Königin und ihre Minister aber glaubten, daß es jetzo nicht Zeit sey, sich davon was merken zu lassen d). Man versprach ihnen, daß sie zu Poitiers Antwort erhalten solten. Beyde Majestäten wolten sich hier zween Tage aufhalten. Der rechtschaffene **Mornay** merkte das Mißvergnügen der Königin und der Staatsminister gar wohl. Er gab ihnen zu verstehen, daß durch die lauffenden Gerüchte und durch die Reden, die gewisse Leute öffentlich und besonders geführet hätten, bey den Reformirten ein Argwohn erreget worden, so daß ihre Versamlung sich verpflichtet zu seyn geglaubet, für die Sicherheit der Religion, zu der sie sich bekenneten, zu sorgen, sich der Publication des Tridentinischen Concilii zu widersetzen; eine Erklärung des Eides, den die Könige bey ihrer Krönung schwören musten, zu begehren auf den Artikel des dritten Landstandes, und auf die Aufsuchung der wahren Urhe-

d) Vie de Mr. du Plessis L. 7. Lettres & Memoires du meme.

Urheber der Hinrichtung des verstorbenen Königs zu dringen, um einen Aufschub wegen Volziehung der doppelten Mariage anzuhalten, und von einigen andern Dingen zu reden, die mehr das Interesse des Königs überhaupt, als die besondern Angelegenheiten der Reformirten beträffen. Die Königin und die Minister höreten die Vorstellungen ganz gelassen an, die Mornay that, daß man die Deputirten der Versamlung bald abfertigen und sie mit einer vergnügten Antwort zurücke schicken möchte, damit nicht etwa die Gemüther auf einen gefährlichen Abweg geriethen. Man sagt ihm aber keine bestimte Antwort. Dieses geflissentliche Stillschweigen vermehrte den Verdacht bey einem in diesen Angelegenheiten geschickten und erfahrnen Manne. Er zweifelte gar nicht daran, daß der Hof den Marschal von Lesdiguieres in seinen Stricken hätte, und daß er sich auf die Versicherungen des Herzogs von Epernon verliesse, die Reise nach Guienne zu vollenden, ohne daß sich dem Vorhaben der Königin das geringste Hinderniß entgegen stellete. Ich kan hier nicht umhin, einen sonderbaren Umstand von der Unterredung anzuführen, die Mornay mit den Ministern gehalten. Da die Jesuiten, sagte er zum Canzler Silleri, beständig auf den Kanzeln schreien, daß die Ausrottung der Ketzerey der eigentliche Zweck von der doppelten Mariage mit Spanien sey, darf man sich denn noch wundern, daß die reformirten Gemeinden dadurch in Bewegung gesetzet, und daß in ihren Aufsätzen dessen gedacht worden? Mein Gott! sagte Silleri, muß man denn alles glauben, was den Jesuiten einfält und zu sagen beliebt? Sie regieren ja den Staat nicht. Mein Herr, erwiederte Plessis dagegen, man macht sich so viel nicht daraus, wenn andere Mönche dergleichen sagen. Allein unsere Leute glauben, daß sie auf die Schritte und Worte der Jesuiten acht haben

müssen. Denn wir sehen mit Augen, daß sie unaufhörlich um die Fürsten und Staatsminister sind. Unter dem Schatten der Religion und Gottseligkeit flössen sie ihnen ihre schädlichen Absichten und politischen Ränke ein. Findet man sie nicht immer im Cabinet der Könige, der Fürsten und der Grossen: Mischen sie sich nicht in allerley Händel? Sie wissen es besser als ich, setzte Mornay hinzu, daß Frankreich die betrübten Wirkungen von den Anschlägen dieser Leute nur alzusehr empfunden hat. Ich glaube gar gerne, daß die guten Väter so viel nicht thun, als sichs die Welt einbildet. Bey dem allen aber sind sie doch listige und unternehmende Menschen. Sie sind so geschickt, ihre Absichten zu erreichen, daß diejenigen, die ihrer Gesellschaft verhaßt oder verdächtig geworden, gegen dergleichen rachgierige und äuserst boshaftige Feinde nicht genung auf ihrer Hut seyn können.

§. 51.

Der Hof kam den 4ten September zu Poitiers an. Er muste sich länger daselbst aufhalten, als er sichs vorgenommen hatte. Denn Madame Elisabeth wurde von den Pocken überfallen, und man muste warten, bis sie wieder gesund geworden. Hätte der Prinz von Conde seine Maasregeln recht genommen, so hätte ihm dieser Zufall Zeit geben können, näher anzudringen, und sich der doppelten Mariage in den Weg zu stellen. Allein er war so wenig im Stande, etwas zu unternehmen, daß er auch von einer Krankheit nicht profitiren konte, die den Hof beynahe zween Monate zu Poitiers aufhielt. Der Graf von St. Pol, der es mit dem Prinzen hielt. war nach Guienne gereiset, wo ihm Verwandte, Fremde und Städte zu Dienst stunden. Er wolte einige Bewegungen in der Provinz verursachen; allein er konte eher nichts anfangen, als bis sich der Herzog von Rohan

und

und die reformirte Parthey erkläret hatte a). Alsdenn aber war es zu spät. St. Pol war auch selbst so unbeständig, daß der Hof denselben durch seine sehr andächtige Gemahlin zu eben der Zeit gewann, da der Herzog von Rohan und die Reformirten mit ihm Einen Strang zu ziehen begunten. Zu Poitiers erhielt man Nachricht vom Absterben des Franciscus von Joyeuse, Dechanten im Cardinalscollegio. Er war den 27sten August in der Stadt Avignon gestorben. Er war der lezte von fünf Brüdern, die sich unter der Regierung Heinrichs III. sehr empor geschwungen hatten. Anna von Joyeuse ihr ältester Bruder, und Favorit dieses Herrn, war die Ursache von der erstaunlichen Erhebung ihres Hauses, die sich aber gar bald endigte. Er starb ohne Kinder, und sein jüngerer Bruder hatte nur eine Tochter, die anfänglich an den Herzog von Montpensier und nachher an den Herzog von Guise vermählet war. Der Cardinal war ein Mann ohne Gelehrsamkeit. Er fand aber Gelegenheit, unter den vorigen Regierungen einigen Antheil an den Staatsangelegenheiten zu bekommen. Die Friedensunterhandlung zwischen dem Papst Paul V. und der Republik Venedig machte ihm Ehre in der Welt und brachte ihn in Ansehen. Doch konte er sich dabey nicht bis ans Ende seines Lebens behaupten. Es begegnete ihm der Verdruß, daß er unter der Minderjährigkeit Ludwig XIII. am französischen Hofe gar nicht geachtet wurde. Eine gerechte Strafe für einen Prälaten, der mehr darauf gedacht hatte, ein Staatsmann und Hofschranze zu werden, als die Pflichten seines Standes zu erfüllen, den er nur darum erwählet hatte, damit er vermittelst der reichen Pfründen, die ihm sein älterer Bruder mit

a) Vie de Mr. de Plessis L. 3. Lettres et Memoires du meme 1615.

Ueberfluß zugeschanzet hatte, lucker und im Ueberfluß möchte leben können.

§. 52.

Die Herzoge von Guise und Epernon suchten die durch seinen Tod erledigte Beute einem ihrer Söhne zuzuwenden. Epernon hatte seinen dritten Sohn in den geistlichen Stand treten lassen, und seine Pfründen beliefen sich bereits auf 50000 Thaler. Guise bestimte einen seiner Söhne dazu, der noch an der Brust lag. Darüber stiessen die beyden Männer an einander, die der Maria von Medicis unentberlich waren b). Sie machte sich aber die stärkste Rechnung auf den Guise. Er trug auch vor dem Epernon das Beste davon, welcher lezte der Königin durch die Ränke des Marschal von Ancre war verdächtig gemachet worden. Jener erhielt das Erzbistum von Narbonne nebst verschiedenen andern Pfründen; der Zweete aber muste sich mit dem Erzbistum von Toulouse begnügen. Die Königin meinete, daß sie dieses zu den übrigen Pfründen eines Mannes hinzuthun müsse, der das Kriegshandwerk besser verstund, als die heilige Schrift und Theologie. Noch ein anderer Umstand vermehrete die Kaltsinnigkeit und Eifersucht zwischen den beyden Dienern der Maria von Medicis. Guise, als Eheherr der Wittbe des lezten Prinzen aus dem Hause Montpensier, wolte die Vormundschaft seiner Stieftochter, der Erbin dieses reichen Hauses führen, ihm aber widersezte sich Epernon als Großonkel der jungen Prinzeßin. Und das that er nicht ohne Grund. Denn Guise suchte mehr von den Einkünften des Hauses Montpensier Vortheile zu ziehen, als das Beste seiner Mündelin zu befördern. Weil er nun wuste, daß die Königin ihm unter den gegenwärtigen Umständen nichts abschlagen konte,

so

b) *Memoires de la Regence de Marie de Medices. Vie du Duc d'Epernon L. 6. 7.*

so hielt er um die Vormundschaft der Prinzeßin von **Montpensier** so angelegentlich an, daß die Königin sich genöthigt sahe, ihm die Einwilligung des Herzogs von **Epernon** zu verschaffen. Er gab sie demselben, wiewol sehr ungerne, damit nicht der Herzog von **Guise**, wenn er sich mit dem Marschal von **Ancre** und andern, die den **Epernon** hasseten, vereinigte, ihn völlig um das Zutrauen und Gnade der Königin bringen möchte, deren Verminderung er so schon verspürete. Dieser stolze und herschsüchtige Mann hatte noch einen andern Verdruß, der ihm weit empfindlicher war. Der Graf von **Candale**, sein ältester Sohn, war schon seit einigen Jahren über ihn mißvergnügt gewesen c). Er konte es nicht verdauen, daß **Epernon** den Marquis von **Valette**, seinem jüngsten Sohne, die Anwartschaft auf die Stelle eines Generals von der Infanterie, und auf das Gouvernement der Stadt und Vestung **Metz** verschaffet hatte. **Candale** hatte sich deswegen schon mehrmals mit seinem Vater überworfen und die Freunde des Hauses hatten sich bemühet, sie auszusöhnen. Es sey nun, daß **Candale** auf die Vortheile seines Bruders eifersüchtig, oder daß er sonst von unbeugsamer Gemüthsart gewesen; genung, er schonete seinen Vater nicht. Die Feinde des **Epernon** suchten von der Gesinnung seines Sohnes Nutzen zu ziehen. Der Prinz von **Conde** machte sich an ihn, und **Candale** lies sich mit Sr. königlichen Hoheit ein. Er versprach, die Gouvernements von **Saintonge** und **Angumois**, darauf er die Anwartschaft hatte, aufrührisch zu machen, und sich dem Vorhaben zu widersetzen, das sein Vater gefasset hatte, den Hof dadurch zu führen, und beyde Majestäten nach **Bourdeaux** zu bringen. **Epernon**, der davon zeitig Nachricht erhielt, vereitelte die Anschläge seines Sohnes.

c) Vie du Duc d'Epernon L. 6. 7. Vie de Mr. du Plessis. L. 3.

Der Hof gieng durch **Angouleme**, und **Epernon** brachte beyde Majestäten nach **Guienne**, wie er versprochen hatte. Dieser Mißschlag ärgerte ihn dergestalt, daß er vor Ungedult verzweifeln wolte. **Candale**, der nun wider seinen Vater mehr als sonst entrüstet war, bekante sich öffentlich zur reformirten Religion, die sein Vater jederzeit gehasset, und so wol aus Eigensinn als aus Interesse verfolget hatte. Diese vorgebliche Bekehrung, die mehr aus Verdruß und politischen Absichten als aus Ueberzeugung und Liebe zur Warheit herrührte, war weder aufrichtig noch von langer Dauer.

§. 53.

Die Versamlung der Reformirten zu **Grenoble** hatte den **Venevelle** und nachher den **Cagni** an den Prinz von **Conde** geschicket. Der erste solte nur Sr. Hoheit eine algemeine Höflichkeit erweisen, und demselben für das, was la Haje vor der Versamlung gesaget hatte, Dank abstatten. Der zweyte aber hatte gemessenen Befehl, sich nach der eigentlichen Gesinnung des Prinzen zu erkundigen, und nachzufragen, ob denn seine Parthey auch so stark wäre, sich öffentlich zu zeigen. Fast zu gleicher Zeit schickte auch die Versamlung andere Adliche an die Gouverneurs der Pfandörter, und an die Vornemsten unter den Reformirten in den Provinzen **Guienne**, **Saintoge**, **Poitou** und **Anjou**, ihnen zu sagen, daß sie ja sich mit niemand einlassen, oder zu einer Parthey schlagen möchten Dagegen wurden sie ersuchet, auf die Pfandörter ein wachsames Auge zu haben, und die Entschliessung der Versamlung abzuwarten. Aus diesem Schritt urtheilete der weise **Mornay**, daß die Creaturen des Marschal von **Bouillon**, die Oberhand zu Grenoble zu erhalten anfiengen. Er urtheilete daraus weiter, daß die reformirten Kirchen sich zur Unzeit in einen bürgerlichen Krieg einlassen möchten, davon der Prinz von **Conde** und die andern catholischen Herren den

Vor-

Vortheil ziehen, die Folgen aber für die Protestanten nachtheilig seyn würden. Dieser kluge Greis betrog sich selten in seinen Muthmassungen. So bald man zu Grenoble vernahm, daß beyde Majestäten nach Guienne abgereiset waren, ehe die Deputirten der Versamlung am Hofe anlangen können; so gaben sich la Haie der Abgeordnete des Prinzen von Conde, und die Emissarien des Marschal von **Bouillon**, so viele Mühe, das Mißtrauen und den Argwohn der Reformirten wegen der Beschleunigung der doppelten Mariage mit Spanien zu vermehren, daß sich die Versamlung entschloß, den du Buisson mit neuen Briefen an beyde Majestäten schleunigst abzuschicken, um die Forderungen des Prinzen in seinem Manifest zu unterstützen. Man beklagte sich gegen den König darüber, daß er sich, um seine Mariage zu volziehen, wider die Meinung der Prinzen vom Geblüt, der Kronbedienten uud des grössesten und gesundesten Theils seiner Unterthanen auf den Weg gemachet. Die Versamlung begehrte ziemlich trotzig, diese Sache aufzuschieben, wie auch eine Reformation des Staats zu gewähren. **Mornay** hatte Ursache zu glauben, daß dieses Verfahren weder der Klugheit gemäs, noch auch ehrerbietig genung seyn. Man hätte es dem Prinz von **Conde** und den Kronbedienten überlassen sollen, sich über die schlechte Wirthschaft zu beschweren, und auf die Reformation der Regierung zu dringen. Das wahre Interesse der französischen Protestanten war eigentlich dieses, bey dieser Gelegenheit etwas vortheilhaftes für sich zu erhalten, auf die Schritte der Malcontenten acht zu haben und zu bemerken, ob sie mächtig genung werden möchten, die Königin zu nöthigen, von ihren Prätensionen abzustehen, ihren Staatsrath zu ändern und dasjenige zu bewilligen, was die Landstände und das Parlament zu Paris begehret hatten, fals die Reformirten Miene machten, sich mit dem Prinzen von Conde zu vereinigen. Fehlete es nun gleich der Versamlung zu Gre-

noble in dem gegenwärtigen Falle an der nöthigen Klugheit, so war sie doch nicht so strafbar, als sie von ihren Feinden ausgeschrien wurde. Begehrete sie auch was anders, als was der erste Prinz vom Geblüt, einige Grossen des Reichs, die Kronbedienten, das Parlament zu Paris, und alle für das Vaterland redlich gesinte Personen, mit weit grösserem Eifer und Trotz gesuchet hatten?

§. 54.

Es sey nun aber, daß **Maria von Medicis** auf die Schwäche des Prinzen von **Conde** und auf die Versicherung, die man ihr gegeben hatte, daß **Lesdiguieres** die Vereinigung der Reformirten mit der Parthey der Mißvergnügten schon hindern würde, alzuviel bauete, oder daß sie einen kühnen Streich wagen, und bezeugen wolte, daß sie sich vor den Drohungen des Prinzen so wenig als vor seinen Waffen fürchtete; genung sie achtete so wenig auf die abermalige Vorstellungen der Versamlung zu **Grenoble**, daß vielmehr im Staatsrath beschlossen wurde, den Prinz von **Conde** und seine Anhänger für Aufrührer und Beleidiger der Majestät unverzüglich zu erklären. Das Decret darüber *wurde zu* **Poitiers** den 10ten September ausgefertiget. Man machte in demselben dem **Conde** die empfindlichsten Vorwürfe wegen seiner öftern Entfernung vom Hofe seit dem er in Frankreich wieder angekommen, wegen seiner beständigen Bewegungen und Intriguen, wegen seiner Bemühung, täglich neue Partheien zu machen, wegen seines ungerechten und eigensinnigen Mißvergnügens, ohnerachtet ihn die Königin mit Wohlthaten überhäuffet hätte. Man muß bekennen, daß diese Vorwürfe nicht ungegründet waren. Der Prinz hatte nicht sowol darauf gedacht, daß unter währender Vormundschaft der Königin die Angelegenheiten des Reichs wohl besorget werden möchten, als vielmehr davon, daß er sich mächtig machen

chen möchte, wenn er diejenigen, die sich ihm nicht widmen wolten, von der Seite stiesse, und dagegen seinen Freunden und Creaturen zu den ersten Ehrenstellen verhülfe. Wenn er vom Hofe gieng, wenn er sich mißvergnügt anstellete, so hatte er mehr die Absicht, ein Geschenk zu erhalten oder Leute wegzuschaffen, die er nicht liebete, als die Regentin zu nöthigen, das wahre Interesse ihres Sohnes und des Staats besser zu erwegen. Insbesondere aber wurde in der Deliberation das sehr übel ausgeleget, daß er im abgewichenen Jahre die Waffen ergriffen, daß er, nach dem zu St. Menehoud geschlossenen Tractat, zu Poitiers und anderwärts Empörungen erreget, daß er bey der Versamlung der Landstände eine eigene Cabale angeleget, damit alle drey Stände des Reichs sich vereinigen möchten, gewisse Dinge zu begehren, die der Autorität des Königs und der Ruhe des Reichs nachtheilig gewesen, und daß er endlich allerley Kunstgriffe versuchet, eine Spaltung zwischen den Ständen und Parlament zu Paris zu verursachen. Dieses verdienet einige Erläuterung; denn man muß dem Prinz von Conde Recht widerfahren lassen. Ob wol seine Absichten so gar lauter nicht seyn mochten, ob man auch gleich gewisse nach dem zu St. Menehoud geschlossenen Tractate erfolgte Unternehmungen nicht billigen kan, so ist doch gewiß, daß dasjenige billig und für Frankreich zuträglich wär, warum er durch die Landstände hatte Ansuchung thun lassen. Allein wenn es auf die Erleichterung des Volks und auf die Abstellung der Mißbräuche und Unordnungen in der Regierung ankomt, so pflegen die Könige, und sonderlich in Frankreich dawider zu schreien, daß man in ihre Auctorität Eingriffe thun, und die Ruhe ihrer Unterthanen stöhren wolle. Hieß denn das eine Spaltung zwischen den Landständen und dem Parlament zu Paris erregen, wenn man die Glieder des Parlaments reizete, sich den Geistlichen und Adlichen zu widersetzen, die, nachdem sie durch die Emis-

sarien des römischen Hofes verführet worden, aus der Souverainität und Unabhängigkeit der Krone Frankreich eine zweifelhafte und problematische Sache machen wolten? Es wird aus der Fortsetzung dieser Historie deutlich genung zu ersehen seyn, daß ich weder die geheimen Rathschlüsse, noch auch alle Schritte gerechtfertiget, die dieser Prinz und die Herren von seiner Parthey gethan. Allein das Verbrechen, das der König aus der lezten Ergreiffung der Waffen erzwingen will, ist eingebildet. Hatten sie denn nicht Ursache, sich darüber zu beschweren, daß man weder auf die Forderungen der Landstände, noch auf die Vorstellungen des Parlaments achtete? Soldaten werben, heisset es in der Declaration, Vestungen und königliche Einkünfte in Besitz nehmen, das ist ein Aufruhr, das ist ein Laster der beleidigten Majestät. Man zeige uns doch ein anderes Mittel, wider einen König, oder wider eine Regentin, wenn sie unter dem Betruge schmeichlerischer und ehrgeitziger Minister die vernünftigsten und gerechtesten Beschwerden ihrer bedrängten Unterthanen, stolz und hartnäckig verwerfen. Ich bekenne es, daß die Prinzen vom Geblüt, die Grossen des Reichs und die Kronbedienten sich des Lasters der beleidigten Majestät schuldig machen, so bald sie die Waffen ergreiffen und Vestungen in Besitz nehmen, um ihren Ehrgeitz, ihre Rachbegierde, oder sonst eine andere Leidenschaft zu befriedigen. Wenn sie aber sonst keine andere Absicht haben, als daß sie sich den Himmelschreienden Ungerechtigkeiten und der Einführung einer Tyranney widersetzen wollen; so verdienen sie so wenig, ihnen einen Schandfleck anzuhängen, sie abzusetzen, oder als Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu verfolgen, daß man sie vielmehr loben, vertheidigen und als solche Personen unterstützen muß, die dasjenige thun, was ihr hoher Stand und Würde in einem solchen Falle unumgänglich von ihnen erfordert. Das Parlament zu Paris hielt sich nicht verpflichtet, genau

zu

zu untersuchen, ob der Prinz von Conde und die Herren, die es mit ihm hielten, sich in diesem Falle befanden oder nicht Indes waren die Meinungen getheiler, als die Declaration des Königs wider den Prinzen und seine Anhänger einlief. Die weisesten und Wohlgesintesten stelleten vor, daß man mit einem Prinzen vom Geblüt behutsam umgehen und dem Könige die Ursachen vorstellen müsse, warum das Parlament die Declaration Sr. Majestät nicht registriren könne. Es ist genung, sagten sie wenn man dem Prinzen untersaget, ohne Befehl vom Könige die Waffen zu ergreifen, und ihm auferlegt, sich samt den ihm anhangenden Herren zum Könige zu begeben und ihm zu dienen. Diese Parlamentsherren, die von der Gerechtigkeit der Forderungen Sr. Hoheit überzeuget waren, glaubeten, daß auf dem Wege der Unterhandlung etwas ausgerichtet, und ein bürgerlicher Krieg vermieden werden könne. Allein diese gemässigte Meinung fand keinen Beyfal. Die Sclaven des Hofes überstimmeten die andern. Die Rebellion ist ganz offenbar, schrien sie tumultuarisch. Man würde sich dieses Verbrechens mit schuldig machen, wenn man dem Willen des Königs in diesem Falle nicht gehorchen wolte. Es wurde also die Declaration Sr. Majestät auf eine ziemlich zweifelhafte uund widerrechtliche Art registriret. Das hierüber abgefaste Decret wurde an allen Hauptplätzen der Stadt Paris publiciret und angeschlagen. Diese Herren hätten zugleich das Publicum belehren sollen, wie dieser Parlamentsschluß sich mit den schönen Vorstellungen zusammen reime, die sie vor einigen Monaten dem Könige übergeben. Denn die vorgebliche Rebellion war weiter nicht offenbar, als daß die Königin genöthiget wurde, auf ihrer Hut zu seyn, und ihre Einwilligung in die Abstellung der Mißbräuche und Unordnungen zu geben, die von den Landständen und

Pars

Parlament zu Paris war begehret worden. Oder will man etwa sagen, daß es zwar erlaubt gewesen, dem Könige wegen des schlechten Zustandes der Regierung Vorstellung zu thun, daß sie aber nie zu den Waffen greiffen dürfen, um denselben dazu zu nöthigen? In solchem Falle hat der gottlosseste Tyrann schon das seinige gethan, wenn er nur die Klagen seiner Unterthanen mit einer ernstlichen Mine angehöret. Nachher wirds ihm erlaubet seyn, alles in den Wind zu schlagen, und zu thun, was ihm gelüstet. Geschiehet es nun, daß der König nicht darauf achtet, wie wir es hier finden, was soll man denn für Maasregeln ergreiffen? Es würde gut seyn, wenn das Parlament zu Paris uns einige Erläuterung über diese Schwürigkeit gäbe. Wenigstens verdienet sie, daß eine so erlauchte Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit darauf richtete.

§. 55.

So bald Mornay von den neuen Schritten der Versamlung zu Grenoble Nachricht erhielt, so gab er sich alle ersinliche Mühe, die Folgen, die er davon besorgte, zu verhüten. Dieser Cavalier, dessen Klugheit und Religion allenthalben Lob verdiente, schrieb Briefe und schickte Aufsätze an den Marschal von Lesdiguieres, an die Versamlung, an den Präsidenten Baron von Blet und an verschiedene andere, um denselben die Folgen des bürgerlichen Krieges vorzustellen, dazu gewisse Leute die reformirten Gemeinden gerne bewegen wolten. Wir reden, schrieb er d), jetzo aus einem sehr hohen Ton; wer will uns gut dafür seyn, daß wir nicht in kurzer Zeit die Schande und den Verdruß erleben, aus einem sanftern und gelindern Ton zu reden. Wir suchen unsern Zustand

d) Vie de Mr. Mornay L. 3.

stand besserer und sicherer zu machen aber muß man dabey nicht besorgen, daß wir; in einen bürgerlichen Krieg unvermuthet mit eingeflochten werden, den man mit Ehren nicht ausführen kan, und dessen Folgen auch die unerschrockensten schüchtern machen können: Der Prinz befindet sich an einem äuserstten Ende des Königreichs. Er thut nichts, dadurch der Hof genöthiget werden könte, zurück zu kehren. Weiß man denn, welches die geheimen Absichten Sr. Hoheit sind. Er thut ja keinen Angrif. Der Marschal von Boisdauphin observirt ihn nur, er hat ausdrücklichen Befehl, nichts zu wagen. Dieses alles erweiset, daß beyde mehr Lust haben, sich zu vergleichen als sich zu schlagen. Man redete zu Tours davon, daß dem Marschal von Bouillon Vorschläge geschehen solten; der Herzog von Nevers bleibt neutral, und scheinet geneigt zu seyn, sich in eine Unterhandlung einzulassen. Lassen sie uns diese Verbindung der Umstände nützlich gebrauchen, und uns vor einem Kriege hüten, dafür sich der Hof an uns rächen möchte. Ueberdis müssen wir besorgen, daß die auswärtigen Fürsten uns für aufrührische Köpfe ansehen, die unter der Sicherheit der Edicte nicht ruhig seyn können; und wir werden durch ungerechte und schlecht überlegte Unternehmungen die einzige Macht schwächen, die vermögend ist, den weitgehenden ehrgeitzigen Entwürfen des Hauses Oesterreich ein Ziel zu setzen. In der Meinung, daß man gerechte Ursachen habe, uns zu demüthigen und uns auser Stande zu setzen, den König zu beunruhigen, werden die protestantischen Fürsten sich unserer nicht annehmen, wenn uns unsere Feinde gerade zu auf den Hals fallen,

uns

uns zu überwältigen. Die Sache mit der doppelten Mariage ist schon viel zu weit gekommen. Es ist nicht mehr daran zu denken, daß sie rückgängig gemachet werden könne. So bald die Königin damit fertig ist, wird sie den Prinzen suchen zu befriedigen, und es kan leicht kommen, daß beide Theile sich wider uns vereinigen. Es wäre freylich zu wünschen, daß diese neue Verbindung mit Spanien hätte können verhütet werden. Indes ist nicht alle Hofnung verloren. Wenn ein Prinz die Tochter eines andern Prinzen heirathet, so läst er sich nicht blindlings in das ganze Interesse seines Schwiegervaters ein. Der König wird aus Gefälligkeit gegen den Hof zu Madrid sein Königreich nicht in Feuer und Flammen setzen. Se. Majestät würde sich geflissentlich verderben wollen, wenn er die von unserer Religion zur Verzweiflung reitzete. Wie weise und vernünftig waren diese Betrachtungen. Die Folge dieser Historie wird zeigen, daß **Mornay** sehr richtig geurtheilet.

§. 56.

Er war am Hofe nicht weniger geschäftig als zu **Grenoble.** Statt dessen aber, daß die Königin auf die Vorstellungen des **Mornay** achten und erkennen sollen, wie nöthig es sey, den Reformirten Gemeinden einige Satisfaction zu geben, so verschob sie, unter der Verleitung ihrer bösen Rathgeber, von einer Zeit zur andern, auf die von ihnen übergebenen Aufsätze zu antworten. Fast bey allen Artikeln wurden Chicanen gemachet. Der Herzog von **Rohan** wolte bey der Gelegenheit sein Privatinteresse nicht aus der Acht lassen. Die gesunde Politik schien zu erfordern, daß man der reformirten Parthey glaubte, oder daß man wenigstens einen Herrn nicht reizete, der vermögend war, sie ganz an sich zu zie-

hen,

hen, wenn er mit dem Marschal von **Bouillon** zusammen trat. **Rohan** drang auf die Erfüllung der Zusage, so die Königin gethan, ihm die Anwartschaft auf das Gouvernement von Poitou zu gewähren, in dessen Besitz sein Schwiegervater, der Herzog von **Sulli** war e). Es sey nun aber, daß man der Königin nachher es als was gefährliches vorgestellet, dem Herzog von **Rohan** eine Provinz zu übergeben, die voll Reformirter war, und die an einige andere gränzete, in welchen sie die stärkste Parthey ausmachten; oder daß man sich eingebildet, daß **Rohan** und **Sulli** nimmermehr die Parthey des **Bouillon**, ihres geschwornen Feindes, ergreiffen würden, und daß es allenfals leicht seyn würde, sie zu theilen, wenn man beyden gute Bedingungen vorschlüge; genung, **Maria** von Medicis wegerte sich, die Zusage wegen der Anwartschaft zu erfüllen. **Rohan**, den dieses gewaltig verdroß, daß man nicht Wort hielte, und daß man sich so wenig an den ertheilten Rath kehrete, fassete den Entschluß, der Königin es zu empfinden zu geben, daß er eine Person sey, die man schonen müsse, und die man nicht ungeahndet verachten könne. Die Hofnung, sich an einem undankbaren und stolzen Hofe zu rächen, verführet gar leicht ein edles und ehrbegieriges Herz. Die Königin hatte fichs merken lassen, daß sie wohl wünschte, die Meinung des Herzogs von **Rohan** schriftlich zu haben, die er von der Reise des Königs und Volziehung seiner Mariage hegete. Der Herzog stelte dieselbe mit vieler Freymüthigkeit und nach dem wahren Interesse der Königin von sich f). Dieser kleine Aufsatz des Herzogs zeuget von der Weisheit, Aufrichtigkeit und grossen Einsicht eines Herrn, der in der Folge dieser Historie eine gar ansehnliche Person vorstellet; und ich

e) Memoires du Duc de Rohan L, 2. Vie de Mr. du Plessis L. 3.

f) Discours Politique du Duc de Rohan sur le Voyage du Roi 1615.

ich theile aus demselben um so viel lieber einen Auszug mit, damit man daraus die gründliche Denkungsart und die edle Freymüthigkeit des Herzogs von Rohan erkennen möge. Er bekennet zum voraus, daß die vorläuffigen Handlungen des Prinzen von Conde sein gutes Verhalten in der übernommenen Sache zweifelhaft machten. Lasset uns aber, sagte er, die Sache auf der schlimsten Seite betrachten, und daraus sehen, daß der Prinz ein ganz anderer sey, als er wirklich ist. Wenn ein Mensch den Schaden fühlet, den seine Fehler nach sich gezogen, so wird er dadurch öfters bewogen, sie abzulegen. Hierauf stellete der Herzog Betrachtungen über den Zustand von Frankreich an. Er bemerkte sehr wohl, daß die Mißhelligkeit unter den Landständen wegen des Artikels des dritten Landstandes, die von der Clerisey und Adel begehrte Einführung des Tridentinischen Concilii, der Unwille, der bey den Kammern gegen die Reformirten, und begehrte Volziehung des Eides, den die Könige bey ihrer Krönung abzulegen pflegen, und die Aufhebung der Paulette, ob sie gleich Se. Majestät bald darnach wieder hergestellet, ein fast algemeines Mißvergnügen in den Provinzen verursachet. Alle diese Dinge, setzte Rohan hinzu, die mit vieler Sorgfalt und List vom Prinz von Conde und seinen Anhängern vergrössert und übertrieben worden, haben in und ausser dem Königreiche schädliche Wirkungen nach sich gezogen. Man flösset den besten Alliirten der Crone ein, daß die Königin, der König von Spanien und der Papst, sich unter einander beredet, die Protestanten auszurotten. So ist es um den Zustand der Sachen beschaffen; und es muß daher entweder der Prinz oder die Konigin auf eine Zeirlang nachgeben. Giebt Conde nach, so ist er unwiderbringlich verloren, und die Autorität der Königin wird

stär-

stärker, als sie iemals gewesen. Der Prinz siehet dieses gar wohl ein. Daher wird er gewiß vester bey der Stange halten, als er im vorigen Jahr gethan. Nachdem der Herzog von Rohan dieses vorausgesetzet, so untersuchte er weiter, ob die Königin eine Zeitlang nachgeben solte, oder ob es besser wäre, daß sie vesten Fus hielte, gesetzt auch, daß man sich einem bürgerlichen Kriege unterwerfen müste. Wenn die Königin, sagte er, die doppelte Mariage aufschiebet, und die Regierung reformiret, so wird der Prinz darüber triumphiren, sein Credit wird sich vermehren, das Ansehen der Königin aber wird abnehmen. Wird hingegen die doppelte Mariage volzogen, ohne wenigstens zum Theil den Mißbräuchen und Unordnungen abzuhelfen, darüber sich jederman beschweret; so ist zu besorgen, daß der Prinz von Conde und das Parlament eine allgemeine Empörung zu Paris und in den Provinzen erregen. Das Mißtrauen der mit der Krone alliirten Mächte wird zunehmen. Sie vermuthen sich von der Vereinigung Frankreichs und Spaniens was arges. Man bildet sich ein, daß die Kaltsinnigkeit, die der König in Vertheidigung des Herzogs von Savoyen beweiset, ein Beweis von einer genauen Verbindung zwischen beyden Königen sey. Die Reformirten sind darüber äuserst unruhig. Sie glauben, daß ihr Untergang ein geheimer Artikel des doppelten Mariagetractats sey. Aus diesen Betrachtungen schloß der Herzog, daß beyde Majestäten nicht nach Guienne reisen dürften, ohne diesen üblen Folgen vorzubeugen. Dieses nun zu bewerkstelligen, schlug er zween Wege vor. Der erste war, daß zu Paris eine so gute Einrichtung gemachet werden müsse, damit unter währender Abwesenheit des Königs eine beständige Corres-

sponden̄z zwischen der Königin und dem Staatsrath unterhalten würde, welcher zu Paris bleiben müste, um alle Bewegungen des Volks zurück zu halten. Ferner müsse man Frieden mit Savoyen machen, oder wenigstens frey und öffentlich erklären, wie man nimmermehr zugeben könte, daß der Herzog von Spanien unterdrucket würde. Es müsten weiter die Alliirten der Krone befriediget werden, wenn man die zweyte Tochter von Frankreich an den Prinzen von Wallis vermählete, und wenn man mit den Reformirten glimpflich verführe, und sie überzeugete, daß man aufrichtig gesonnen sey, sie zu erhalten, und die Edicte nicht zu verletzen. Der Herzog ertheilete noch einen andern Rath, der ihm besser und sicherer vorkam. Man solte nemlich an den Prinz von Conde schreiben, daß der König, nachdem er die Vorstellung des Parlaments untersuchen lassen, noch vor seiner Abreise nach Guienne darauf Rücksicht nehmen werde, und daß er wünsche, daß der erste Prinz vom Geblüt seinen Ueberlegungen über diese wichtige Sache beywohnen möchte. Stellet sich der Prinz von Conde nicht am Hofe ein, sagte der Herzog von Rohan, so muß man mit dem Parlamente Einen Strang ziehen. Der Prinz wird alsdenn an der Reformation keinen Theil, die Königin aber alle Ehre davon haben. Es ist aber von äuserster Nothwendigkeit, daß das Parlament befriediget werde, es koste auch was es wolle, sonderlich in Ansehung des Artikels, der die Wirthschaft mit den Finanzen betrift. Dieser Artikel muß zugleich mit der grösten Aufrichtigkeit tractiret werden. Müssen Sie etwas wider ihren Willen nachgeben, so lassen sie sich nichts davon merken, sondern stellen sich an, als ob es ihnen ganz angenehm wäre. Vermittelst einer kleinen Geschmeidigkeit und Verstellung wird die Königin den Credit des Prinzen völlig niederschlagen

gen und sie wird dadurch zu mehrerer Autorität gelangen, als sie jemals gehabt. Diese neue Ligve ist lange nicht so mächtig, als die, so um des gemeinen Bestens willen unter Ludwig XI. angeleget wurde. Man zerstreuete sie, da man diejenigen mißhellig machte, die sich dazu vereiniget hatten. Die Königin kans jetzo eben so halten. Gewinnet sie das Parlament auf eine oder die andere Art, so werden die Maasregeln des Prinzen gleich vereitelt seyn. Was mich betrift, sezte der Herzog im Beschluß hinzu, so werde ich der Königin wider den Prinz von Conde treulich dienen, ich werde aus allen Kräften das Beste des Staats suchen, und die von meiner Religion auch dazu zu bewegen trachten. Solten aber die bösen Anschläge gewisser Leute oder andere heimliche Leidenschaften es dahin bringen, daß die Reformirten eben so behandelt würden, wie es zu Saumur geschehen; so bezeuge ich hiedurch, daß ich den Entschliessungen, die man zu Grenoble fasset, beytreten werde. Die unvorsichtige Maria von Medicis wählete sich aus diesen vernünftigen und aufrichtigen Vorschlägen diejenigen, die ihrer Neigung und dem Interesse ihrer Vertrauten am zuträglichsten waren. Die Versicherungen des Herzogs von seiner Treue, und das Wort, das der Marschal von Lesdigvieres der Königin gegeben hatte, schienen Ihro Majestät sicher zu machen, daß die reformirte Parthey sich für den Prinz von Conde nicht rühren würde. Wolte man aber darauf Rechnung machen, hätte man nicht auch den Herzogen von Rohan und Sulli was bewilligen sollen? Wäre es nicht rathsam gewesen, wenn man auf die Vorstellungen der Versamlung zu Grenoble bald und günstig geantwortet hätte? Der Herzog von Soubise, des Rohan Bruder, der schon mit dem Prinz von

Conde verbunden war, und Des Bordes Mercier, Deputirter der Versamlung am Hofe, den Bouillon heimlich gewonnen hatte, machten sich den Verdruß meisterlich zu Nutze, den die verweigerte Anwartschaft auf das Gouvernement zu Poitou beym Herzoge von Rohan verursachet hatte. Des Bordes und die beyden andern Deputirten der Versamlung stelleten diesem Herrn die Verachtung sehr gehässig vor die man am Hofe gegen die gerechten Beschwerden der Reformirten und gegen ihre Bitten geäusert; sie ermahneten denselben, sich mit dem Prinz von Conde zu vereinigen; sie gaben ihm die deutlichsten Versicherungen, daß die Versamlung eben diese Parthey ergreiffen werde. Rohan, der schon durch seinen Bruder war wankend gemachet worden, gab den Vorschlägen Gehör, die ihm der Graf von St. Pol that, sich mit ihm zu vereinigen, und sich der Volziehung der doppelten Mariage zu widersetzen. Die Gouverneurs der Vestungen und die vornemsten des reformirten Adels schickten drey Adeliche an den Herzog, um ihn zu versichern, daß er ihr General seyn, und daß er zur Sicherheit des vom Graf von St. Pol gegebenen Wortes, die Vestungen Caumont und Fransac in die Hände des Marquis de la Force übergeben möchte. Auf die Weise wurde der Herzog von Rohan zur Parthey des Prinzen von Conde getrieben, theils um sich wegen der am Hofe gegen ihn bewiesenen Verachtung zu rächen, theils aus Gefälligkeit gegen seinen Bruder, und weil er seinen Religionsverwandten gerne nützliche Dienste thun wollen. Daß unter diesen drey Bewegursachen die erste die stärkste gewesen, daran darf man gar nicht zweifeln.

§. 57.

Der Hof merkte gar bald, daß der Herzog von Rohan nicht mehr in der vorigen Gesinnung stehe. Er urtheilete schon damals, daß dieser mißvergnügte

Herr

Herr sich endlich würde bereden lassen, sich mit den andern zu vereinigen. Um nun zu hindern, daß seine Freunde, die es mit den Freunden des Marschal von **Bouillon** hielten, nicht, aller Bemühungen des Marschal von **Lesdigvieres** ungeachtet, die ganze reformirte Parthey an sich ziehen möchten; so lies sichs **Maria** von Medicis samt ihren Ministern angelegen seyn, die Versamlungen mit algemeinen und zweydeutigen Antworten auf ihre übergebenen Vorstellungen hinzuhalten. Die Königin stellete sich an, als ob sie gegen die Vorstellungen des redlichen **Mornay** Achtung hegete, und um seinetwillen gewisse Dinge gewähren wolte a). Er lies sich aber so wenig etwas weis machen, als die Deputirten der Versamlung, die sich am Hofe aufhielten; der Kunstgrif war gar zu plumb. **Mornay** und die Deputirten merkten, daß der Hof dasjenige versagte, was zur Sicherheit der reformirten Gemeinden das allerwichtigste war. Lies sie ja einige Artikel passiren, so geschahe es blos darum, weil sie es nicht ändern konte. So viel indes dieses dem **Mornay** Verdruß verursachete, so beharrete er doch bey seinem ersten Vorsatz, daß man sich nicht leichtsinnig zu der Parthey der Mißvergnügten schlagen müsse. Die drey Deputirten am Hofe waren nicht so vorsichtig. Sie statteten von der Antwort, die sie auf ihren übergebenen Aufsatz erhalten, Bericht bey der Versamlung ab, und deckten die Ränke des Hofes auf; und endlich vermehreten sie dadurch den Verdacht, da sie schrieben, daß **Frere**, der königliche Commissarius, mit ihnen nach **Grenoble** zurück kehren müsse, und daß er vermuthlich eine geheime Ordre mitbringen würde, der zu folge die Versamlung eben so würde auseinander gehen müssen, wie die zu **Saumur** vor fünf Jahren wieder nach Hause geschicket worden.

a) Vie de Mr. du Plessis L. 3. Lettres et memoires du meme 1 15.

Die Freunde des Herzogs von Rohan und des Marschals von Bouillon fiengen nun an, gemeinschaftlich zu Grenoble Hand anzulegen, und Lesdigvieres merkte, daß die mißvergnügte Versamlung noch vor der Zurückkunft des königlichen Commissarius, die Stadt Grenoble verlassen, und sich nach Nismes in Langvedoc begeben würde, unter dem Vorwande, daß sie daselbst ihre Entschliessung mit mehrerer Freyheit fassen könte b). Der Marschal, sagte man zu Grenoble ganz laut, will sich auf Unkosten unserer Gemeinden am Hofe beliebt machen. Er hält uns hier in einem honetten Arrest. Wollen wir hier warten, bis man uns nöthiger aus einander zu gehen, ehe wir etwas von den allerwichtigsten Dingen, darum wir gebeten, erhalten haben, und ehe wir eine muthige Entschliessung gefasset, die den Hof nöthigen kan, uns günstiger zu behandeln? Der Herzog von Rohan und der Graf von St. Pol sind mit einander vereiniget, sie werden in Guienne Einen Strang zusammen ziehen. Die Armee des Prinzen marschirt und vermehret sich täglich. Wir wollen eine Stadt verlassen, in welcher wir keine Freyheit haben. Zu Nismes wird man uns willig aufnehmen; dahin lasset uns geschwinde reisen. Wir können daselbst mit Gemächlichkeit mit dem Prinzen tractiren, der uns so vortheilhafte Vorschläge thut. Die Gemüther waren schon dergestalt erhitzet, daß der Marschal gänzlich daran zweifelte, daß er sie würde zurück halten können. Er begab sich also den 21sten September in die Versamlung, um ihnen das Vorhaben auszureden, Grenoble zu verlassen. Er hatte sich auf seine Anrede gut zubereitet. Sie würde dem Marschal Ehre gemachet haben, wenn sie aus seinem Kopf gekommen wäre.

Es

b) Histoire du Connetable de Lesdiguieres L. 8. c. 8.

Es waren in derselben alle Gründe zusammen gefasset worden, die bey den Zuhörern einen Eindruck machen konten. Es war aber nur eine Copie von dem, was Mornay in seinen Briefen und Memoires angeführet hatte. Er bestand insonderheit auf einer wichtigen Betrachtung wider diejenigen, die sich auf gewisse ehemalige Exempel bezogen und behaupteten, daß die Versamlung mit eigenem Gutdünken abgehen und ohne Genehmhaltung des Königs beysammen bestehen könte. Was vor der Publication des Edicts von Nantes in einer unruhigen und verwirten Zeit geschehen, sagte der Marschal, das kan jetzo nicht zur Folge gezogen werden. Wir leben jetzo unter dem Schutz eines Edicts, das mit unserer Genehmhaltung entworfen worden, und an dessen Beobachtung der König und seine Unterthanen gegenseitig gebunden sind. Unsere Sachen haben jetzo eine ganz andere Lage. Die Verfolgung und der Krieg verstatteten uns nicht, vom Hof zu dependiren, der uns auszurotten suchte. Das war auch die Meinung des weisen Mornay. Da die Versamlung ohne Erlaubniß des Königs nicht gehalten werden konte, so war sie in den Augen dieses Edelmannes so gut als zerrissen, sobald sie sich an einen andern Ort begeben würde, als der in des Königs Gnadenbriefe war genennet worden. Und gewiß, der Entschluß, Grenoble zu verlassen, war von so grosser Wichtigkeit, die Folgen davon waren für die andern Reformirten in Frankreich so furchtbar, daß die Deputirten sich eines grossen Fehlers schuldig gemachet, da sie sich denselben in den Kopf gesetzet, ehe sie es mit denen überleget, von welchen sie ihre Commission erhalten hatten. Die Nothwendigkeit des algemeinen Bestens der Reformirten war nicht so dringend, daß sie nicht erst in die Provinzen schreiben und aus denselben bestimte Ordre erwarten sollen, ehe sie einen solchen Schritt gethan. Allein es war eben dieser Schritt mehr eine Wir-

kung von den Intriguen des Marschal von **Bouillon** und des Herzogs von **Rohan**, die aus gar verschiedenen Absichten einerley thaten, als eine mit der bey diesen Umständen erforderlichen Klugheit und Ueberlegung beschlossene Unternehmung. **Lesdigvieres** wolte verzweifeln, als er seine Projecte dem Umsturz nahe zu seyn erblikte, als seine Vorstellungen so vergeblich waren, und sein Credit bey den Reformirten fast völlig gefallen war. Voll rasenden Zorns, daß er dasjenige nicht ausführen solte, was er der Königin so heilig versprochen, woite er anfänglich Gewalt brauchen. Auf seinen Befehl wurden die Thore der Stadt **Grenoble** gesperret. Als er aber nachdachte, was sein beleidigender Stolz bey den Reformirten für eine Wirkung nach sich ziehen würde, so lies er sie wieder öfnen. Er behielt die Deputirten aus dem Delphinat zurück, und lies die andern nach Nismes reisen. **Privas** hatte daselbst alles zu ihrer Aufnahme veranstaltet. So bald die Versamlung daselbst angekommen war, schickte sie drey adliche Deputirte an den Hof, der sich der Stadt **Bourdeaux** näherte. Sie hatten Befehl, den König zu bitten, daß er die Versamlung zu Nismes genehm halten, oder ihnen wenigstens eine andere Stadt als **Grenoble** anweisen möchte. Diese Deputirten wurden am Hofe nicht übel aufgenommen. Ausserdem, daß **Mornay** schon vorgebauet, und der Königin und ihren Ministern vorgestellet hatte, wie gefährlich es sey, den grösten Theil der Reformirten zu entrüsten, und dem Marschal von **Lesdigvieres** wegen der vermeintlich erlittenen Beleidigung Satisfaction zu verschaffen, so besorgete auch der Hof, der jetzo in einer solchen Provinzen war, wo die Reformirten am zahlreichsten und mächtigsten waren die Folgen von den Bewegungen des Herzogs von **Rohan** und **Soubise** gar sehr, die sich nun öffentlich für den Prinz von **Conde** erkläret hatten c).

Die

c) Histoire du Connetable de Lesdiguieres L. 8. c. 8. 9. Vie de Mr. du Plessis L. 3. Lettres et Memoires du meme.

Die Königin verbarg ihren Verdruß über diese Versamlung so gut sie konte. Sie hielt die Abreise von Grenoble genehm, fassete aber die Deputirten bey ihrem Worte, daß sie sich ausser Nismes auch einen andern Ort wolten gefallen lassen, und ernante **Montpellier** dazu. **Chatillon**, ein Enkel des berühmten Admiral **Coligni**, war daselbst Gouverneur. Sein Name und die wichtigen Dienste der grossen Männer aus seinem Hause, hatten ihm unter den Reformirten grossen Credit verschaffet; allein man vermuthete von ihm, daß er dem Hofe eben so ergeben sey, als der Marschal von **Lesdiguieres**. Die Herzoge von **Montmorenci** und von **Ventadour**, Anverwandte des **Chatillon**, hatten ihn wohlbedächtig in das Interesse der Königin eingeflochten, und sein stilles und schläfriges Wesen machte, daß er an Streitigkeiten und verwickelten Händeln kein Wohlgefallen hatte. Die Versamlung wolte nicht gerne nach **Montpellier**, unter dem Vorwande, daß sie dort eben so wol, wie zu Grenoble, einen alzumächtigen Gouverneur und ein Parlament fänden, die ihnen nicht gestatten würden, ihre Entschliessungen mit der nöthigen Freyheit abzufassen. Es blieb also die Versamlung zu Nismes, und der Hof, der es nicht ungerne sahe, daß er eine Ursache bekommen hatte, die Versamlung für widerrechtlich und aufrührisch zu erklären, und alles, was daselbst geschehen möchte, zu verwerfen, fals die Umstände erlaubeten, in dem gewöhnlichen hohen Ton zu reden, der Hof, sage ich, befahl den Deputirten nicht ausdrücklich, daß sie sich nach **Montpellier** begeben solten.

§. 58.

Der Hof sahe der reformirten Parthey damals deswegen durch die Finger, weil der Prinz von **Conde**, der schon über die beyden Flüsse, die **Marne** und **Seine** gegangen war, sich anschickte, auch über die **Loire** zu

gehen, und bis nach **Poitou** und **Guienne** zu dringen, wo die Herzoge von **Rohan** und **Soubise** ihrem Vorgeben nach, ihre vorräthigen Truppen zu den Seinigen wolten stossen lassen. **Conde** und die Herren von seiner Parthey rückten anfänglich mit 4 bis 5000 schlechtbewafneter Infanterie und ohngefehr 2000 Mann Cavallerie vor die Stadt Paris. Der algemeine Sammelplatz war **Noion** in der Picardie. Es scheinet, daß der Marschal von **Boisdauphin**, dessen Armee weit zahlreicher und in besserm Stande war, die Armee des Prinzen entweder schlagen oder zerstreuen können, wenn er sie gleich angegriffen hätte. Weil er aber entweder nur Befehl hatte, Paris zu decken, oder weil er besorgte, daß der Marschal von **Bouillon**, der geschickter war als er, und die Armee unter dem Prinz von **Conde** commandirte, nach Paris gehen möchte, wo die Mißvergnügten ihr heimliches Verständniß und Anhänger hatten, so bald sich nur die Armee des Königs davon entfernet haben würde; so blieb er unveränderlich im Lager bey **Dammertin** stehen. **Bouillon**, der die Pariser sehr wohl kante, daß sie leicht in Bestürzung gesetzt werden konten, nahm ausdrücklich einige Bewegungen mit seinen Truppen vor, um das Volk zu allarmiren. In einer leichtglaubigen Stadt, wo ein jeglicher nach Neuigkeiten durstig ist, um entweder nach seiner Laune davon zu raisonniren, oder dieselben zu seinem Vortheil zu gebrauchen, machten sich die Mißvergnügten eine Freude daraus, tausenderley Gerüchte auszustreuen, dadurch die Gemüther zaghaft oder auch aufrührisch gemachet werden konten. Die Bauren von den Dörfern und die Einwohner in den Vorstädten eileten schon über Hals und Kopf nach der Stadt, und schlepten ihre Meublen mit sich. Das Sacrament wurde in den Kirchen aufgestellet; man schrie zu allen Heiligen im Paradies; denn die Furcht macht entweder den Aberglauben rege, oder vermehret denselben. **Boisdauphin**, den diese Bewe-

gun-

gungen, und die dringenden Vorstellungen befremdeten, daß er die Stadt retten möchte, welche die herzhaftesten Einwohner derselben schon für verloren hielten, wuste nicht, was er in dieser Verlegenheit thun solte. Ich werde sie schon decken, sagte er mit Verdruß, aber das kan ich nicht hindern, daß sich die Pariser fürchten. Diese guten Leute waren voll vergeblicher Unruhe. Conde dachte nicht daran, daß er Paris überrumpeln wolte. Denn er und die Herren von seiner Parthey hatten den Entschluß gefasset, unverzüglich nach Guienne zu gehen, und sich mit dem Grafen von St. Pol und den andern zu vereinigen, in der Absicht, die Volziehung der doppelten Mariage zu hindern, und ihre Feinde aus dem Staatsrathe des Königs und vom Hofe zu jagen. Der Marschal von Bouillon suchte sein Vorhaben dadurch zu verbergen, indem er die Gemüther mit allerley ausgestreuten Gerüchten beschäftigte. Indem man nun am wenigsten daran dachte, so schwenkte sich die Armee der Mißvergnügten auf einmal gegen Chateau Thierri. Die Stadt wurde eingeschlossen und weggenommen, ehe ihr Boisdauphin zu Hülfe kommen konte. Nachdem sich nun Bouillon eines Passes über die Marne versichert hatte, so machte er Mine, als ob er gegen Rheims marschiren wolte; allein auch dadurch suchte er den Feinden nur ein Blendwerk vorzumachen. Denn ehe man sichs versahe, so rückte er gegen Meri an der Seine. Auf seinen Befehl war die Furt erforschet worden, und er erfuhr ganz zuverlässig, daß die Armee und Canonen dieselbe sicher würden passiren können. Boisdauphin gieng den Feinden nach, und er war nur einen Marsch von ihnen entfernet. Allein dieser General, ob er ihnen gleich überlegen war, unterstand sich nicht, sie anzugreiffen, es sey nun, daß der Hof ihm dieses ausdrücklich verboten, oder daß Bouillon, der seine Kriegswissenschaft gar merklich behauptete, da er im Angesichte einer weit stärkern Armee

mit

mit vieler Geschicklichkeit und Glück über einige Flüsse gieng, solche sichere Maasregeln genommen, daß Boisdauphin, der ungeschickter und unerfahrner war, nichts gegen ihn ausrichten konte.

§. 59.

Bey **Meri** an der **Seine** geschahe es, daß der Prinz von **Conde** und die Herren von seiner Parthey, die der glückliche Anfang stolz gemachet hatte, eine Declaration wider diejenige heraus gaben, die der König zu *Poitiers* ausgehen lassen, darin er sie des Lasters der *beleidigten* Majestät schuldig erkläret hatte, wie auch gegen das Parlamentsdecret, das auf jene erfolget war. Dieses Manifest wurde den 14ten October im Namen Se Hoheit entworfen, als von einem solchen, der diejenigen bey sich hätte, die den einigen und wahren Staatsrath des Königs ausmachten. **Conde** bezeugete in demselben anfänglich, daß er durch die äuserste Gewaltthätigkeit der Feinde Sr. Majestät und des Staats zur Ergreiffung der Waffen genöthiget worden, die bey dem zarten Alter des Königs die höchste Gewalt an sich gerissen, und Fremde (das ist, die Spanier,) ins Königreich einzuführen gesuchet, um der gerechten Strafe zu entgehen, oder selbige aufzuhalten, die sie so wol wegen Ermordung des Königs, als auch anderer groben Verbrechen halber verdienet. Dieses zielete hauptsächlich auf den Herzog von **Epernon**, der die Volziehung der doppelten Mariage dreist und stolz durchzutreiben gesuchet, ohnerachtet der Prinz von **Conde** derselben allerley Hindernisse in den Weg zu werfen gesuchet. Man suchte den **Epernon** durch die Aussage der **Descouman** anzuschwärzen, welche wider ihn bekant hatte, daß er an der Ermordung **Heinrich** IV Theil gehabt, wie auch

wegen

wegen einiger andern Verleumdungen, die von den Feinden des Herzogs waren erdichtet worden. Hierauf beschwerte sich **Conde** über die Declaration, die **Guise, Epernon** und die übelgesinnten Minister unter dem Namen des Königs wider ihn und die Herren von seiner Parthey ausgehen lassen. Ganz anders redete man von dem auf dieses Manifest erfolgten Decret des Parlaments zu Paris. Um eine Gesellschaft zu schonen, der der Prinz und seine Anhänger entweder in kurzen benöthigt seyn konten, oder um das Volk glaubend zu machen, daß die Parlamentsherren die Declaration des Königs gebilliget, behauptete Seine Hoheit, daß seine Feinde ein Decret verfälschet oder untergeschoben, das dem Schluß des Parlaments gerade zuwider wäre. Diesem zufolge erkläret er die Urheber des unter dem Namen des Königs ausgestreueten Manifests, wie auch die Verfälscher des Parlamentsdecrets und alle Anhänger derselben, für Feinde Se. Majestät, des Hauses Frankreich und des Staats, für Störer der öffentlichen Ruhe, und für Leute, die darauf umgiengen, die Crone in fremde Hände zu spielen. Die Beschuldigung war übertrieben. Man begreift so gar nicht, was der Prinz eigentlich damit sagen wollen. Meinete er etwa, daß die Herzoge von Guise und Epernon den chimärischen Vorsatz gefasset, dem Hause Oesterreich behülflich zu seyn, daß es Frankreich an sich reissen könte? Zu einer solchen Ausschweiffung waren sie ganz unfähig. Höchstens trachteten diese ehrgeitzigen Männer darnach, das Staatsruder in die Hände zu bekommen, und dem Staatsrath des Königs Gesetze vorzuschreiben. Wenn Prinzen Manifeste ausgehen lassen, so denken sie nicht so sehr auf die Erhaltung ihrer Reputation, als daß sie jederman wider diejenigen aufwiegeln wollen, die sie feindlich anzugreiffen willens sind. Man solte fast glauben, daß die Personen vom ersten Range in der Meinung stünden, als ob an-

dere

dere Leute ihren Verstand nicht brauchten, und als ob der gemeine Mann alles geradezu glaube, was ein Prinz oder ein grosser Herr sagt. Es sey indes mit den Absichten des Prinzen von Conde beschaffen wie es wolle, der sich nicht viel daraus gemacht zu haben scheinet, bey dieser Gelegenheit für einen äuserst boshaften Verleumder angesehen zu werden, genung er befahl allen denen, die bey der Armee des Königs dieneten, dieselbe so gleich zu verlassen, und sich nach Hause zu begeben, es sey denn, daß sie Lust hätten, zu ihm überzugehen, in der Absicht, ihrem Souverain, unter Anführung des ersten Prinzen vom Geblüt, zu dienen. Im Falle einer längern Weigerung, erklärte man sie vorläuffig für Leute, die sich des Lasters der beleidigten Majestät schuldig gemachet, und die Gerichte bekamen Befehl, wider dieselben nach gewöhnlicher Rechtsform zu verfahren. Solte man nicht, bey dieser despotischen Art zu befehlen, von diesem Prinzen glauben, daß er eine Armee unter sich gehabt, die vermögend gewesen, alle Grossen des Reichs, den ganzen Adel und alle Städte Frankreichs unters Joch zu stecken? Indes war doch seine Armee sehr mittelmässig. Der Marschal von Boisdauphin würde sie auf einmal haben aufreiben können, wann er entweder Freyheit oder auch Muth und Geschicklichkeit gehabt hätte, sie zu überfallen. So bald die Armee der Mißvergnügten über die Seine gegangen war, so näherte sie sich der Stadt Sens. Conde hoffete, daß er sie vermittelst angelegter guter Kundschaft würde überraschen können. Allein Boisdauphin und der Marquis von Praslain, sein Marschal de Camp, vereitelte seine Maasregeln, indem er eher bey derselben anlangte. Der Herzog von Piney-Luxenburg war kurz vorher mit 300 Reutern zum Prinzen gestossen. Diese Verstärkung konte ihm nicht viel helfen. Weil Luxenburg entweder aus Unvorsichtigkeit oder auch aus Stolz diejenige Gegend

gend nicht beziehen wolte, die ihm der Marschal von **Bouillon** angewiesen hatte, so nahm ihm **Boisdauphin** dieselbe weg. Daher sahe sich der arme Herzog genöthiget, beym General der Königlichen Armee sehr demüthig um einen Paß zu bitten, um nach **Champagne** zurückkehren zu können, nachdem er seine Reuter, sein Geld, sein Hausgeräthe eingebüsset hatte, welches in die Hände der Feinde gefallen war, die sich im Angesichte der Condeschen Armee am hellen lichten Tage darein theileten. Ohnerachtet nun diese That schön und muthig war, so ließ sich doch der Marschal von **Bouillon** nicht irre machen. Er setzte seinen Marsch gegen die Loire fort, in der vesten Entschliessung, über diesen Fluß durch **Berri** zu gehen, und in **Poitou** einzudringen. Die beyden Armeen stunden in der Gegend von **Bori** so nahe zusammen, daß jedermann glaubte, es würde zu einer Bataille kommen. Allein der Marschal von **Boisdauphin** war entweder so zaghaft oder so ungeschickt, daß er die schönste Gelegenheit vorbeygehen lies, etwas gegen den Prinz von **Conde** zu wagen. Die Armee des Königs bestund ohngefähr aus 10000 Mann alter Truppen, und aus 2000 Mann Reuterey. Zwar war die Artillerie der Feinde sehr gut postiret: allein ihre Armee war wegen weiter Entfernung der besten Reuterey, die der Herzog von **Longvevillec** ommandirte, so schwach und in so schlechter Ordnung, daß sie wie Ein Mann die Flucht ergriffen haben würde, wenn die Armee des Königs nur angedrungen wäre. Verschiedene Officiere lagen den **Boisdauphin** an, daß er sich doch dieses grossen Vortheils bedienen möchte. Allein er war gegen alle gute Vorschläge taub, und zog sich nach einigen leichten Scharmützeln zuerst zurück. **Ich verstehe mein Handwerk** sagte er, **und ich habe die Befehle vom Könige; ich muß sie volziehen, und von meinem**

meinem Verhalten Rechenschaft ablegen. Nachdem also Bouillon einen so mächtigen Feind vom Halse los war, so gieng er eiligst und glücklich über die Loire. Er hatte eine Meile und oberhalb Boni drey Furthen angetroffen. Die Hurtigkeit und Klugheit dieses vortreflichen Capitains wurde eben so sehr gelobet, als man die Unentschlüßigkeit und Nachläßigkeit des Boisdauphin tadelte. Er mochte sagen, was er wolte, daß die gemessenen Befehle vom Könige ihm nicht verstatteten, eine Schlacht zu wagen, es wurden dem ohngeachtet seine Entschuldigungen bey Hofe *schlecht* aufgenommen. Der Marschal muste ja wenigstens begreiffen, daß der Marsch des Prinzen nach Berri für den König höchst nachtheilig war, und daß dadurch den Mißvergnügten Hofnung und Muth wachsen wüste. Sechshundert Deutsche giengen durch Champagne, nachher über die Loire, und vereinigten sich in Berri mit der Armee des Prinzen von Conde. Diese setzte ihre Märsche unablässig fort, bis sie an den Gränzen von Touraine und Poitou ankam.

§. 60.

Die Subalternofficiers bey der Armee des Königs beschwerten sich laut wider den General, der übrigens mit sich selbst sehr zufrieden war. Ihro Majestäten haben mir ihre Armee zur Erhaltung der Provinzen, die diesseits der Loire liegen, anvertrauet, sagte Boisdauphin sehr sträflich in einem Kriegsrathe, der wenig Tage nachher gehalten wurde, als der Prinz von Conde über diesen Fluß gegangen war. Ich habe

be

be auch, GOtt sey Dank! diese Provinzen mit Ehren erhalten. Und ich kan ohne Eitelkeit sagen, daß ich mir dadurch Ehre erworben, da ich die Rebellen über diesen Fluß gejaget, und eine Barriere zwischen uns und ihnen gemachet habe. Es ist weiter nichts übrig, als daß ich Chatrau Thierri, Epernai und Nieri an der Seine eroberе. **Wenn dies geschehen, so wird der Prinz nicht einen Fus breit Erde in dem Lande haben, dessen Vertheidigung mir anvertrauet worden.** Dem **Bassompierre**, General der Schweitzer, vergieng die Gedult bey dieser abgeschmackten Praleren und Verblendung eines Mannes, der die feindliche Armee habe entwischen lassen, die ihm der Himmel in die Hände gegeben hatte. **Mein Herr**, sagte dieser Officier mit grossen Unwillen zum Marschal von **Boisdauphin**, ists auch möglich, daß sie den König, der ohne Truppen ist, der Discretion des Prinzen überlassen können, der ihn nur mit frischen Truppen, die der glückliche Erfolg ihres Marsches muthig gemachet hat, angreiffen würde? Der König hoffete, sie solten den Feind hindern, daß er ihn nicht nachmarschieren könte. Das haben sie bisher noch nicht gethan. Es komt jetzo gar nicht darauf an, daß eine Parthey der andern Städte wegnimt, die nichts zu bedeuten haben; sondern den Prinzen in seinem Marsch aufzuhalten, das war eigentlich ihre Sache. **Wir wollen ihm in GOttes Namen nachgehen; denn er geht gerade auf den König los. Wie werden Ihro Maj.**

jestäten erschrecken, wenn sie hören werden, daß die feindliche Armee ihrer Aufmerksamkeit entwischet ist, und gerade auf Guienne zumarschiret. Die andern Officier unterstützten die Meinung des **Bassompierre** so stark, daß ihr unvorsichtiger General endlich wieder zu sich selbst kam. Er lies die Arme des Königs auf der Seite von **Orleans** und von da nach **Touvaine** marschiren, um sich, wo möglich, dem Prinzen zu widersetzen, damit er nicht in **Poitou** eindringen könne. Der Herzog von **Rohan** war seines Ortes lange nicht so glücklich als der Marschal von **Bouillon**. Denn als er in Guienne ankam, so fand er, daß der Graf von St. **Pol**, und der römischcatholische Adel, der auf seiner Seite war, sich schon mit dem Hofe verglichen hatten. Die Gräfin von St. **Pol**, die durch ihre Gewissensräthe war schüchtern gemachet worden, die sie mit der Hölle bedroheten, wo sie nicht alle Kräfte anwenden würde, die Verbindungen zu trennen, und wie sich ihr Gemahl mit Leben wider den Dienst GOttes und des Königs eingelassen; diese Dame sage ich, setzte den Grafen dergestalt zu, daß er endlich den Entschluß fassete, die Vortheile zu ergreifen, die ihn die Königin antragen lies, wenn er sich von der Parthey des Prinzen lossagte, und das Wort zurück nähme, das er dem Herzog von **Rohan** und den Vornehmsten des reformirten Adels in **Guienne** gegeben. Diese unerwartete Veränderung setzte den **Rohan** und seine Freunde in Verlegenheit. Indes verloren sie den Muth nicht. Man bemühete sich, dem Herzoge ein Corps von 6000

Mann

Mann Infanterie, und 500 Mann Cavallerie zu verschaffen. Das war hinlänglich den Herzog von Guise aufzuhalten, der die Madame Elisabeth an die Gränzen begleiten, und die spanische Infantin nach Bourdeaux zurück bringen solte. So sehr sichs aber auch der Herzog von Rohan, der Marquis de la Force und verschiedene andere Protestanten angelegen seyn liessen, so konten sie doch kaum 2000 Mann zusammen bringen. Der Herzog von Epernon würde indes nimmermehr zu seinem Zweck gekommen seyn, und beide Majestäten nach Guienne gebracht haben, wo nicht noch zu rechter Zeit die Intrigue seines Sohnes, des Grafen von Candale wäre entdecket worden, und der Graf von St. Pol ehrvergessener Weise sein Wort zurück genommen hätte, das er dem Herzoge von Rohan gegeben, den er noch dazu gereitzet hatte, sich zu erklären und nach Guienne zu gehen. Diese beyden Zwischenfälle, und die Unmöglichkeit, darin sich der Marschal von Bouillon befand, mit der Armee des Prinzen eher in Poitou einzudringen, verschaften dem Könige und der Königin Zeit, den 7ten October glücklich zu Bourdeaux einzutreffen, ohnerachtet die Krankheit der Madame Elisabeth von Frankreich den Hof so lange zu Poitiers aufgehalten hatte. Maria von Medicis war so vergnügt darüber, daß sie alle Hindernisse überwunden, die man ihr in den Weg geleget hatte, daß sie bey ihrem Einzuge in Bourdeaux einige Freudenthränen fallen lies. Beyde Majestäten wurden mit der gewöhnlichen Pracht und unter dem Zujauchzen des

Volks empfangen. Roquelaure, Marschal von Frankreich und königlicher Stadthalter in Guienne und Burgermeister der Hauptstadt, hatte die Einwohner der Provinz, die von Natur eitel und ruhmsüchtig sind, dazu disponiret, daß sie der Ehre auf eine würdige Art begegnen solten, die ihnen die Königin darin erwiesen, da sie ihre Stadt zur Volziehung der Mariage des Königs mit der Infantin und der ältesten Tochter von Frankreich mit dem Prinzen von Spanien erwählet.

Ende des ersten Theils.

Chronolo-

Chronologisches Verzeichniß
der
in diesem ersten Theil erzählten Begebenheiten.

Inhalt des ersten Buchs.
Vom Jahr 1610.

§. 1. Summarischer Entwurf dieses Werkes p. 5 : 8
§. 2. 3. Zustand von Europa und Frankreich gegen das Ende der Regierung Heinrichs IV. p. 8 : 11
§. 4. 5. Heinrich IV. bereitet sich zum Kriege p. 11 : 18
§. 6. 7. Flucht des Prinzen von Conde 18 : 24
§. 8. Heinrich IV wird den 14ten May 1710 ermordet 24 : 27
§. 9. 10. Die Königin wendet alles an, sich zur Regentin erklären zu lassen 27 : 31
§. 11. Ludwig XIII erscheint zum erstenmal im Parlament 31 : 35
§. 12. 13. Hofränke und Cabalen zu Anfange der Regierung der Maria von Medicis p. 35 : 39
§. 14 : 16. Proceß und Execution des Ravaillac. Leichenbegängniß Heinrichs IV. 39 : 46
§. 17. Gute und schlimme Eigenschaften Heinrichs IV. 46 : 48
§. 18. Man faßt in dem Rathe der Regentin den Entschluß, dem Herzogthum Jülich zu Hülfe zu kommen. Erklärung zum Besten der Protestanten p. 48 : 52
§. 19. Zurückkunft des Prinzen von Conde und Ankunft zu Paris p. 52 : 54
§. 20. 21. Zwo mächtige Partheyen am Hofe, die der Marschal von Bouillon zu vereinigen sucht 54 : 57
§. 22. Erhebung des Conchini zum neuen Marquis von Ancre p. 57. 58
§. 23. Absichten des Königs von Spanien bey Erneuerung der die doppelte Heyrath betreffenden Unterhandlung p. 59 : 61
§. 24 : 26. Zwistigkeiten des Kayfers Rudolphs mit dem Erzherzog, Matthias, seinem Bruder, und Streitigkeiten über die Religion in Böhmen p. 61 : 68
§. 27. Reichstag zu Prag im Jahr 1610. Der Kaiser giebet den Churfürsten von Sachsen die Länder Cleve und Jülich. Belagerung und Einnahme von Jülich. p. 68 : 71
§. 28. Anmerkung über die Crönung Ludwigs p. 71 : 74.

Chronologisches Verzeichniß.

§. 29. Jacob I. König von Engelland fordert von seinen papistischen Unterthanen den Eid der Treue p. 74:76
= 30. Der König Jacob läst eine Schutzschrift des Eides drucken, ohne seinen Nahmen derselben vorzusetzen p. 76:78
= 31. Conffeteau schreibet wider die Schutzschrift des Königs Jacobs P 78:80
= 32. Der Cardinal Bellarmin richtet an den Kaiser und an die mit den Papste in Gemeinschaft stehenden König die Antwort auf die Schutzschrift des Königs von Engelland p. 80:82
= 33. Edict des Königs von Spanien wider den eilften Theil der Kirchengeschichte des Cardinals Baronius p. 82:84
= 34. Zwistigkeiten des Marquis von Ancre mit dem Graf von Soissons und dem Herzoge von Epernon p. 84:86

Inhalt des zweiten Buchs.

Vom Jahr 1611.

§. 1. Streit zwischen Bellegarde und Conchini p. 90. 91
= 2. Der Graf von Soissons überwirft sich mit dem Cardinal von Joyeuse und mit dem Herzog von Epernon p. 91.92
= 3. Zwistigkeit des Grafen von Soissons mit dem Prinzen von Conti seinen Brüder p. 92:94
= 4. Andere grosse Streitigkeit des Grafen von Soissons mit dem Herzog von Guise p. 94:96
= 5. Vergleich des Herzogs von Guise mit dem Grafen von Soissons p. 96:98
= 6. Der Herzog von Sulli fält in Ungnade p. 98:100
= 7. Der Oberpräsident von Harlay leget seine Bedienung nieder p. 100:102
= 8. Die Escouman beschuldiget die Marquisen von Vernueil und den Herzog von Epernon daß sie an dem Meuchelmorde Heinrichs IV. Antheil gehabt. Die Anklägerin wird verurtheilt p. 102. 103
= 9. Anmerkungen über das wider sie gefälte Urtheil p. 103:104
= 10. Zustand des Oesterreichischen Hauses in Deutschland 104:106
= 11. Ehrgeizige Absichten Leopolds von Oesterreich Bischofes von Straßburg und Passau, auf das Königreich Böhmen p. 106:107
= 12. Die Truppen Leopolds dringen in Böhmen ein. Matthias, König von Ungarn, komt Böhmen zu Hülfe p. 107:109
= 13. Cabale am französischen Hofe wider den Herzog von Epernon p. 109:111

§. 14.

Chronologisches Verzeichniß.

§. 14. Der Marquis von Ancre will seinen Sohn mit einer Prinzeßin von Soissons vermählen p. 111 : 113

: 15. Die Regentin rechtfertiget sich beym Papste Paul V. wegen dessen, was sie zum Besten der Protestanten gethan hat. p. 113 : 116

: 16. Beschwerden des französischen Hofes gegen den Herzog von Savoyen p. 116. 117

: 17. Beunruhigung des Herzogs von Savoyen nach dem Tode Heinrichs IV. p. 117. 118

: 18. Kluge Aufführung des Senats zu Venedig p. 119. 120

: 19. Gefährliches Vorhaben des spanischen Hofes wider den Herzog von Savoyen p. 121. 122

: 20. Der König von Spanien verlanget vor allen Dingen eine Genugthuung von dem Herzog von Savoyen. p. 122 : 124

: 21. Frankreich leget im Delphinat die Waffen nieder. Es geräth in eine Furcht, daß die Spanier in Italien bewafnet bleiben p. 124 : 126

: 22. Formel der Genugthuung, die der Prinz von Savoyen im Namen seines Vaters dem Könige von Spanien thut p. 126 : 128

: 23. Aussöhnung des Herzogs von Savoyen mit Spanien p. 128 : 131

: 24. Der Herzog von Savoyen faßt den Entschluß Genf und das Walliserland anzufallen p. 131 : 133

: 25. Man bringt endlich den Herzog von Savoyen dahin, daß er die Waffen aus den Händen legen muß p. 133 : 135

: 26. Zubereitung der Protestanten, um eine algemeine Versamlung zu halten, welche von Chatelleraut nach Saumur verleget wird p. 135 : 140

: 27. Aussöhnung des Marschals von Bouillon und des Herzogs von Sulli p. 140 : 144

: 28 Die Protestanten erneuern ihren Vereinigungseid p. 144 : 146

: 29. Die den Herzog von Sulli betreffende Sache wird in der Versamlung von Saumur vorgetragen, und sie erkläret sich für den Herzog von Sulli p. 146 : 147

: 30. Der Hof bemühet sich die Versamlung zu Saumur, so bald als möglich zu trennen p. 147 : 151

: 31. Klugheit des du Pleßis Mornay bey dieser Gelegenheit. Schluß der Versamlung zu Saumur p. 151 : 153

: 32. Schrift des du Pleßis Mornay wider das Papstthum. Das Buch des du Pleßis Mornay wird durch die Facultät zu Paris verdammet p. 153 : 158

: 33. Anmerkungen über diese Verdammung p. 158 : 161

: 34. Unruhe zu Aachen. Die Regentin von Frankreich suchet die Unruhen zu Aachen zu stillen p. 162 : 165

§. 35.

Chronologisches Verzeichniß.

§. 35. Zusammenkunft einiger deutschen protestantischen Prinzen wegen der Cleve und Jülich betreffenden Angelegenheiten p. 165 : 169

§ 36. 37. Versamlung der Churfürsten zu Nürnberg p. 169 : 174

§ 38. Tod der Königin von Spanien. Tod des Herzogs und der Herzogin von Mayenne p. 174. 176

§ 39. Die Herzogin von Lotheringen und der Cardinal von Gonzaga kommen an den Hof von Frankreich. Der misvergnügte Graf von Soissons verbindet sich aufs neue mit dem Prinzen von Conde p. 176 : 178

§ 40. Die Facultät zu Paris verurtheilet drey Lobreden auf den Ignatius von Lojola p. 178 : 181

§ 41. Anmerkungen über die Wunder, die man dem *heiligen* Ignatius zuschreibet, und über den Character, den man *ihm* beyleget p. 181 : 184

§ 42. Streitigkeiten zu Trojes in Champagne wegen des Aufenthalts der Jesuiten in der Stadt p. 185 : 188

§ 43. Proceß der Universität wider die Jesuiten wegen der Eröfnung ihres Collegii p. 188 : 191

§ 44. Zwistigkeit über die streitigen Fragen, von der Gnade und Prädestination p. 191 : 197

§ 45. Anfang des Arminianismus in Holland p. 197 : 199

§ 46. Vorstius wird zum Nachfolger des *Arminius* erwählt p. 199 : 205

§ 47. Vertheidigung des Königs von Engelland wegen seiner Aufführung in der Sache des Vorstius P. 205 : 209

§ 48. Veränderungen in Schweden nach dem Tode Gustav Erichsons p. 210 : 213

§ 49. Johann, König von Schweden, bemühet sich, die *von seinem* Vater eingeführte Religion zu ändern. p. 213 : 215

§ 50. Sigismund Prinz von Schweden, wird zum Könige von Polen erwählt p. 215 : 219

51. Er besteiget den schwedischen Thron p. 229 : 212

§ 52. Zwistigkeiten zwischen den Könige Sigismund und Carl, Herzoge von Südermanland p 222 : 224

§ 53. Die schwedischen Stände übertragen in Abwesenheit des Königs Sigismund dem Herzoge von Südermanland *die* Regierung des Reichs p. 224 : 226

§ 54. Der Herzog von Südermanland und der Senat von Schweden, vereinigen sich p. 226 : 228

§ 55. Der König Sigismund, bemühet sich vergebens den Herzog von Südermanland zum Gehorsam zu bringen p. 228. 229

§ 56. Die Stände von Schweden setzen den König Sigismund ab. p. 229. 230

§ 57. 58. Carl Herzog von Südermanland, wird zum Könige von Schweden erwählt p. 230 : 234

§. 59.

§. 59. Der König von Schweden schicket ein Ausforderungscartel an den König von Dännemark p. 234. 236
§. 60. Tod Carls, Königs von Schweden p. 236

Inhalt des dritten Buchs.

Vom Jahr 1612.

§. 1. Zustand von Frankreich seit der Regierung der Maria von Medicis p. 239 242
§. 2. Unterhandlung wegen der doppelten Heirath zwischen Frankreich und Spanien p. 242. 244
§. 3. Die doppelte Heirath wird zwischen den beiden Königen geschlossen p. 244. 248
§. 4 Von der doppelten Heirath wird endlich der Staatsrath von Frankreich benachrichtiget p. 248. 249
§. 5 Der päpstliche Nuncius beschweret sich über den Parlamentsschluß in dem Proceß der Universität zu Paris wider die Jesuiten p. 149. 252
§. 6 Schmähreden des Nuncius wider den Generaladvocat Servin p. 252. 255
§. 7. Verhalten des Nuncius bey dem Parlament um eine Einschränkung des Parlamentsschlusses zu erhalten 255. 257
§. 8. Intriguen des Nuncius bey der Geistlichkeit p. 257. 260
§. 9. Der Jesuiten Verlegenheit zwischen dem römischen Hofe und dem Parlament zu Paris p. 260. 262
§. 10. Ein Buch des D. Richers, Syndicus der Facultät zu Paris, macht daselbst grosses Ansehen p. 262. 265
§. 11. Der Cardinal du Perron und die Bischöfe der Provinz versamlen sich zu Sens und verdammen das Buch des Richers p. 265. 268
§. 12. Man nimt dem Richer das Syndicat der Facultät zu Paris p. 268 269
§. 13 Oeffentliche Lustbarkeiten wegen der doppelten Heirath p. 269 270
§. 14. Neue Händel am französischen Hofe p. 270. 273
§. 15. Der Herzog von Mayenne wird nach Spanien geschikt, um für den König die Infantin auszubitten p. 273. 274
§. 16. Matthias, König von Ungarn und Böhmen, wird nach den Tode Rudolpfs II. zum Kayser erwählt p 274 277
§. 17. Anton Memmi wird nach den Tode Leonhards Donati zum Doge von Venedig erwählt p 277. 278
§. 18. Gesandschaft des Herzogs von Bouillon nach England 278. 281
§. 19 Misvergnügen des Marschals von Lesdiguieres p. 281 282

Chronologisches Verzeichniß.

§. 20. Maria von Medicis unterdrücket die Parthey der Herzoge Guise und Epernon p. 282 = 273

= 21. Der Graf von Soissons will die Ministres stürzen, und dem Kanzl. v. Silleri die härtste Beschimpfung zufügen p. 283 = 285

= 22. Der Marquis von Coeuvres hält den Grafen von Soissons von dieser Unternehmung ab 285 = 287

= 23. Betrügereyen des Marquis von Ancre. Man verführet Leute, die ihn der Zauberkunst beschuldigen müssen p. 287. 288

= 24. Affaire des Herz v. Rohan zu St. Jean d' Angeli p. 288 294

= 25. Aussöhnung der französisch. protestant. Herren p. 294. 295

= 26. Protestation des Nationalsynodus zu Privas im Namen aller reformirten Kirchen in Frankreich wider eine neue Erklärung des Königs p. 295 = 199

= 27. Einzug des Herzogs von Pastrane zu Paris p. 299 = 301

= 28. Unterzeichnung der Heirathsartikel zwischen dem Prinzen von Spanien und der ältesten Prinzeßin v Frankr p. 301. 302

= 29. Einzug des Herzogs von Mayenne zu Madrid, und Unterzeichnung der Heirathsartikel p. 302 = 304

= 30. Verschwörung wider den Herzog von Parma p 304 = 307

= 31. Man redet von einer Vermählung der Prinzeßin Christina mit Heinrich. Prinzen von Wallis p. 308 = 311

= 32. Tod Heinrichs, Prinzen von Wallis p. 311 = 313

= 33. Glück des Robert Carr in England p. 313. 314

= 34. Tod des Grafen Soissons. Veränderung des französischen Hofes p. 314 = 317

= 35. Verurtheilung eines Buches des Jesuiten Becanus p. 317 = 321

= 36. Urtheil des Parlaments zu Paris wider ein Buch des Sciopius p. 321. 322

= 37. Friede zwischen Schweden und Dännemark p. 322. 323

= 38. Aufrühre in Moscau p. 323. 324

= 39. Falscher Demetrius in Pohlen p. 324 = 326

= 40. Demetr. geht nach Mosc. u. läßt sich daselbst krönen p. 326 = 328

= 41. Demetrius und eine grosse Anzahl Polacken werden in Moscau getödtet Susky wird zum Czaar von Moscau ernennet; er leget aber nachher diese Würde nieder p. 328 = 330

= 42. Ladislaus, Prinz von Pohlen, wird zum Czaar von Moscau ausgerufen. Die Polacken werden aus Moscau vertrieben, und Michael Feoderowiz Romanow wird zum Czaar erwählt p. 330 = 332

Inhalt des vierten Buchs vom Jahr 1613.

§. 1. Der Baron von Luß wird durch den Ritter von Guise ermordet p. 335. 336

§. 2,

Chronologisches Verzeichniß.

§. 2. Zorn der Regentin wider die Guisen p. 337. 338
" 3. Der Herzog Guise will sich mit dem Prinzen von Conde verbinden p. 338. 339
" 4. Der Prinz von Conde wird der Regentin verdächtig 339-342
" 5. Heftigkeit und eigennützige Gemüthsart des Herzogs von Guise p. 342-344
" 6 Gute Gesinnungen des Herzogs von Epernon p. 344
" 7. Die Regentin versöhnet sich wieder mit den Herzogen von Guise und Epernon p. 345-347
" 8. Die alten Minister werden zurückberufen p. 347-349
" 9. Beunruhigung u. Verwirrung des Prinzen v. Conde p. 349
" 10. Der junge Baron von Lutz wird gleichfals von dem Ritter von Guise ums Leben gebracht p. 349-352
" 11. Tod Francisci, Herzogs von Mantua p. 352-354
" 12. Neue Absichten des Herzogs von Savoyen bey dieser Gelegenheit List des Herzogs von Savoyen p. 354 356
" 13. Der Gouverneur von Mailand, hält um die verwittbete Herzogin von Mantua, seine Tochter, an p. 356. 357
" 14. Die Regentin von Frankreich setzet sich den Absichten des Herzogs von Savoyen entgegen p. 357. 358
" 15. Verhalten des Papstes bey der Mantua betreffenden Sache p. 358-360
" 16. Die Republik Venedig unterstützt den Card. v. Mantua 360-361
" 17. Ferdinand, Cardinal von Gonzaga, nimt die Würde des Herzogs von Mantua an p. 361. 362
" 18. Neue Bemühungen des Herzogs von Savoyen, die Prinzeßin Maria, seine Enkelin, aus Mantua zu ziehen p. 362. 363
" 19 Ehrgeitzige Projecte des Herzogs von Savoyen p. 363-365
" 20. Der Herzog von Savoyen fält in Monferrat ein p. 365. 366
" 21. Diese Unternehmung verursachet in Italien grosse Bewegungen. Manifest des Herzogs von Savoyen und des Cardinals, Herzogs von Mantua p. 366-369
" 22. List und Prahlerey des Herzogs von Savoyen p. 369. 370
" 23. Seine Intriguen werden am französischen Hofe entdecket p. 370-373
" 24. Grosse Verlegenheit des Marq. von Ancre, der sich mit dem Herzoge von Savoyen in Händel verwickelt siehet p. 373-375
" 25. Die Minister versöhnen sich wieder mit dem Marquis von Ancre p. 375. 376
" 26. Man faßt am französischen Hofe den Entschluß, dem Hause Mantua eine mächtige Hülfe zuzuschicken p. 376. 377
27. Man hält die Regentin ab, dem Cardinal Herzoge eine so schleunige Hülfe zu leisten p. 377 378
" 28. Der König von Spanien erkläret sich wider den Herzog von Savoyen p. 378. 379

Chronologisches Verzeichniß.

§. 29. Der Kayser läßet dem Herzoge vom Savoyen andeuten, daß er von seiner Unternehmung auf Montferrat abstehen solte p. 380. 381

§ 30. Der Gouverneur von Mailand nöthiget den Herzog von Savoyen, sich dem Willen des Königs von Spanien zu unterwerfen p. 381 - 384

§ 31. Streit zwischen dem Herzoge von Nevers und dem Gouverneur von Mailand p. 384 - 386

§ 32. Vermählung des Churfürsten von der Pfalz mit der Tochter des Königs von England p. 386 - 388

§ 33. Man redet von einer Heirath Carls, Prinzen von Wallis, mit Christina von Frankreich p. 388 - 391

§ 34. Der Kaiser Matthias begiebt sich nach Regenspurg auf den Reichstag p. 392.

§ 35. Die Catholicken sowol als Protestant. führen Klage p. 393. 394

§ 36. Schlechter Erfolg des Reichstags zu Regensspurg p. 394. 395

§ 37. Glück des Bethlehem Gabor, Prinz von Siebenb. p. 395 - 398

§ 38. Streit zwischen den Häusern Brandenburg und Neuburg über das Gouvernement der Staaten Cleve und Jülich p. 398. 399

§ 39. Der Prinz Wolfgang von Neuburg heirathet die Schwester des Herzogs von Bayern, und ändert die Religion p. 399 - 400

§ 40. Schwierigkeiten, um den zwischen den Herzogen von Savoyen u. Mantua gemachten Frieden dauerhaft zu machen p. 400. 402

§ 41. Der Gouverneur von Mailand nöthiget den Herzog von Savoyen die Waffen niederzulegen p. 402.

§ 42. Vorwand des Herzogs von Savoyen, um sich von der Niederlegung der Waffen zu befreyen p. 403 - 405

§ 43. Der Gouverneur von Mayland hält im Namen des Königs von Spanien um die Prinzeßin von Mantua an p. 406. 407

§ 44. Absichten des Königs von Spanien hiebey p. 407. 408

§ 45. Die Republik Venedig zernichtet die ehrgeitzigen Absichten des Königs von Spanien p. 408. 409

§ 46. Beunruhigungen der Maria von Medicis über die Angelegenheiten von Mantua p. 409 - 411

47. Man thut im Staatsrath von Frankreich den Vorschlag, nach Italien Truppen marschieren zu lassen p. 412 - 413

§ 48. Die Regentin schickt den Marquis von Coeuvers nach Italien, um zwischen den Herzogen von Savoyen und Mantua einen Vergleich zu Stande zu bringen p. 413. 414

§ 49. Ausschweifender Ehrgeitz, des zum Marschal von Frankreich gemachten Conchini und der la Galigai seiner Gemahlin 414. 415

§ 50. Fortsetzung der Streitigkeiten über die Fragen von der Gnade der Prädestination in den vereinigten Provinzen p. 415. 416

§ 51. 52. Neuer Streit in Holland über die Art, die Prediger zu wählen p. 416 - 424

§. 53. Die

§. 53. Die Uneinigkeit vergrössert sich in den vereinigten Provinzen . 424. 425
54. Unterredung zu Delft zwischen den Remonstranten und Contraremonstranten p. 426. 428
= 55. Jacob, König von England, ist wider die Arminianer weniger eingenommen p. 428 432
= 56. Sibrand, ein Frießländischer Prediger, giebt eine den Staaten von Holland sehr nachtheil. Schmähschrift heraus 432 433
= 57. Grotius muß dieselbe beantworten p. 433. 434
= 58. Edict der Staaten von Holland, um den Streit über die Prädestination und über die Gnade beyzulegen p. 434. 438

Inhalt des fünften Buchs.

Vom Jahr 1614.

§. 1. Neue Parthey des Marschal v. Bouillon am Hofe p. 442. 444
= 2. Ränke des Herzogs von Savoyen, einen bürgerlichen Krieg anzuzünden p. 444. 445
= 3. Man bemühet sich, die Parthey des Prinzen von Conde zu zerstreuen p. 445. 448
= 4. Circularschreiben der Regent. wegen des Pr v Conde p. 448. 449
= 5. Der Herzog von Nevres bemächtiget sich einer Citadell in Champagne p. 449. 450
= 6. Des Prinz von Conde Manifest wider die Regentin p. 450. 451
= 7. Schwachheit des Parl. zu Paris bey dieser Gelegenh. p 452. 453
= 8. Anmerkungen über die Antw. des Card v Perron p. 453. 455
= 9. 10. Antw. der Maria v Medicis an den Pr. v Conde p. 455. 459
= 11. 13. Verhalten der Reformirten in Frankreich in der Sache des Prinzen von Conde p. 459. 464.
= 14. Der Herzog von Rohan scheinet den Vorschlägen des Prinzen von Conde Gehör zu geben p. 464. 465
= 15. Flucht des Herzogs von Vendatour; er begiebt sich nach Bretagne p. 465 466
= 16. Tod des Connetable von Montmorenci p. 466. 467.
= 17. Der Herzog von Savoyen vermeidet die Zusammenkunft des Marquis von Coeuvres p. 467 468
= 18. Mißtrauen der Italiänischen Prinzen über das gute Vernehmen der Krone Spanien und Frankreich p. 468. 470
19. Die Spanier zernichten heimlich die Unterhandlung des Marquis von Coeuvres p. 470. 471
= 20. Der Cardinal Herzog nimt die von dem Marquis von Coeuvres gethane Vorschläge an p. 472
= 21. Der Herzog von Savoyen stellet sich, sie gleichfals anzunehmen p. 473

§. 22. Man wirbt zu Turin neue Truppen an p. 473. 474
= 23. Unterhandlung des Herzogs von Vendadour mit dem Prinzen von Conde p. 474 = 476
= 24. Der Prinz von Conde verläßt Soissons, und begiebt sich nach Champagne p. 476. 477
= 25. Uneinigkeit im Staatsrathe der Regentin, wegen den Forderungen des Prinzen von Conde p. 477 = 479
= 26. Intriguen des Marschals v. Ancre in dieser Sache p. 479. 480
= 27. Urtheil des päpstl. Nuntius über die gefaßte Entschliessung mit dem Prinzen von Conde Frieden zu machen p. 480 = 483
= 28. Der Tractat wird zwischen der Regentin und dem Prinzen von Conde zu Sainte Menahoud geschlossen p. 483. 484
= 29 = 35. Streitigkeiten zwischen dem Parlament und römischen Hofe wegen des Buchs des Jesuiten Svaretz p. 485 = 497
= 36. Uneinigkeit am französischen Hofe p. 497. 498
= 37. Der Herzog von Vendome weigert sich, den zu Sainte Menahoud geschlossenen Tractat anzunehmen p. 498. 499
= 38. Geschicklichkeit und Klugheit des du Plessis Mornay p. 499. 500
= 39. Maria von Medicis schicket den Marquis von Coeuvres an den Herzog von Vendome, um ihn zu einem Vergleich zu bringen p. 500. 501
= 40. Neue Beunruhigung des Prinzen von Conde p. 501. 502.
= 41. Zusammenkunft des Prinzen von Conde und des Herzogs von Rohan p. 502 = 504
= 42. Der Prinz von Conde gehet damit um, sich von Poitieres Meister zu machen p. 504 = 506
= 43. 44. Grosser Aufruhr zu Poitieres p. 506 = 508
= 45. Der König und die Königin, seine Mutter, sind willens nach Poitou und Boulogne zu gehen p. 508. 509
= 46. Unruhe des Prinzen von Conde p. 509 = 512
= 47. Vorstellungen des du Plessis Mornay an die Regentin p. 512 = 515
= 48. Der König und die Königin, seine Mutter, gehen nach Poitieres p. 515. 516
= 49. Die Königin hält zu Nantes in Bretagne Landtag p. 516. 517.
= 50. Tod des Prinzen von Condi. p. 517. 518
= 51. Neue Streitigkeiten zwischen dem Prinzen von Brandenburg und Neuburg über die Verwaltung der Clev- und Jülischen Staaten p. 518 = 521
= 52. Die Stadt Aachen wird in die Reichsacht erkläret p. 521 = 523.
= 53. Der Marquis Spinola machet sich die Stadt Aachen unterwürfig p. 523
= 54. Moritz, Prinz von Oranien, nimt gleichfals viele Städte in diesen Landen in Besitz p. 524 525

§. 5

Chronologisches Verzeichniß.

§ 55. Unterredung zu Santheim über die Angelegenheiten der Clev- und Jülischen Erbfolge p. 525. 526
= 56. Der Herzog von Savoyen geräth mit Spanien in grössere Verdrießlichkeiten, als jemahls p. 526-529
= 57. Der Herzog von Savoyen bemühet sich, die Venetianer auf seine Seite zu ziehen p. 529 534
= 58. Der Marquis von Rambouillet wird zum ausserordentlichen Gesandten von Frankreich in Italien ernennet p. 534-536
= 59. Oeffentlicher Krieg zwischen Spanien und Savoyen p. 536-538.
= 60. Gewechselte Schriften zwischen dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Savoyen p. 538-540
= 61. Der päpstliche Nuntius und der französische Gesandte arbeiten an einem Vergleiche zwischen Spanien und Savoyen p. 540-542
= 62. Der Herzog von Savoyen nimt die gethane Vorschläge an, Spanien aber schlägt sie ab p. 542-547
= 63. Der König von Spanien ist mit der Aufführung des Gouverneurs von Mailand nicht zufrieden p. 547. 548
= 64. Majorennität Ludwig des Dreyzehnden p. 548-551
= 65. Erste Handlung in der Majorennität des Königs p. 551. 552
= 66. Der König hält im Parlament zu Paris sein Lit de Justice p. 553. 554
= 67. Auferziehung Ludwigs des Dreyzehnten p. 554-556

Inhalt des sechsten Buchs.

Vom Jahr 1614 und 1615.

§. 1. Es wird ein algemeiner Landtag gehalten p. 558. 559
= 2. 3. Historische Nachricht von der ehemaligen Regierungsverfassung p. 560-568
= 4. 5. Wie auch von den Einkünften der Konige p. 568-573
= 6. Und Ursprung der Versaml. der Landsstände in Frankr 573-576
= 7. 8. Eröfnung der dismahligen Versamlung p. 576-582
= 9. Man sucht die Kammern der Landsstände zu vereinigen p 582-584
= 10-12. Man sucht um Abstellung der Verkaufung der Aemter an p. 584-594
= 13. Die Mißhelligkeiten vermehren sich p. 594-597
= 14-16. Sonderlich, da die Geistlichen auf die Einführung des tridentinischen Concilii dringen p. 597-603
= 17-19. Angelegenheiten der Universität zu Paris bey dieser Versamlung p. 604-609
= 20. Bey welcher man die Jesuiten einzuführen suchet p. 609-612
= 21. Händel des Herzogs von Epernon mit dem Parlament zu Paris p. 612-617
= 22. Es sollen die Unterschleife bey den Finanzen untersucht werden p. 617-623
= 23. 24. Rede des Präsident Jeannin hievon p. 623-629
= 25-27. Neuer Streit zwischen der Clerisey und dem gemeinen Volke wegen der Souverainität des Königs p. 629-640
= 27-28. Der Adel vereinigt sich mit der Clerisey p. 640-642
= 29-31. Rede des Cardinals Perron p. 643-652
= 32-35. Anmerkungen über diese Rede p. 652-665
= 36. Beantwortung der Rede Perrons p. 665-667
= 37. Beschwerden der Clerisey wider das Parlament p. 667-668
= 38. 39. Abermahlige Zerrüttung unter den Landsständen p. 668-674
§. 40-46.

Chronologisches Verzeichniß.

§. 40=46. Die der König vergeblich beyzulegen sucht p. 674=689
= 47. Vorstellung wegen des Duellirens p. 690=691
= 48. Die Königin überwirft sich mit dem Prinz Conde p. 691=697
= 49. Der Hof sucht die Endigung des Landtags p. 697 699
= 50=52. Der sich die Landsstände widersetzen, bevor sie nicht befriediget werden p 699. 700
= 53. Abermahlige Vorstellung der Landsstände p. 703=712
= 54. Vorstellung der Clerisey wider die Reformirten p. 712=717
= 55. 56. Rede des Bischofs von Lucon an den König p 717=725
= 57. Rede des Präsident Miron p. 726=730
= 58. 59. Beschluß der Handlung p. 730=736

Inhalt des siebenten Buchs.

Vom Jahr 1615.

§. 1. Absterben der Königin Margaretha p. 738=741
= 2. Der Hof geräth wegen der Händel in Italien ins Gedränge p. 741=743.
= 3. Verhalten des Herzogs von Savoyen gegen die Bewegungen der Spanier p. 744=747
= 4. 5. Ausbruch des Krieges zwischen beyden p. 747=752
= 6=8. Neuer Tractat zwischen beyden zu Asti p. 752=765
= 9. Intriguen des französischen Hofes dabey p. 765=769
= 10. Anschlag wider den Marschal von Ancre p. 769=771
= 11. Intriguen des Marschals von Bouillon im Parlament und anderwärts p. 771 775
= 12. Welches die Prinzen und Pairs zusammen beruft p. 775=778
= 13=15. Dem sich aber der König widersetzt p. 778 787
= 16=19. Neue Bewegungen und Kränkungen des Parlaments p. 787=795
= 20. Abermalige Erklärung des Königs gegen seine reformirte Unterthanen p 795=798
= 21. Versamlung der reformirten Gemeinden zu Grenoble p. 798=802.
= 22. Schändliche Lebensart des Marschals von Lesdiguieres p. 802=805.
= 23=25. Vorstellungen des Parlaments zu Paris beym Könige, und Behauptung seiner Rechte p 805=813.
= 26=32. Bewegungen, so darüber entstanden p 814=835
= 33. Mishelligkeit wegen der Vermählung des Königs p 835=838
= 34. Vergleich des Hofes mit dem Parlament p 838=842
= 35=39. Neue Streitigkeit des König. mit dem Prinz v Conde p 842=852
= 40. Mornay ertheilt den Reformirten einen heilsamen Rath p 852=854
= 41. Die Clerisey vereinigt sich eidlich zur Einführung des Tridentinischen Concilii p. 855. 856
= 42. 43. Sonderbahres Manifest des Prinzen von Conde p 856=863
= 44. 45. Dem Marschal von Ancre wird das Commando über die Armee streitig gemacht p. 863 867
= 46. Der König reiset nach Guienne 867=869
= 47. Der Parlamentspräsident le Jai wird aufgehoben p 869=872
= 48. Versamlung der Reformirten zu Grenoble p 872=875
= 49. 50. Deputation derselben an den König p 875=882
= 51. Absterben des Cardinals von Joieuse p 882=884
= 52 Misvergnügen zwischen dem Herzog v. Guise u. Epernon p 884=886
= 53=55. Der Prinz von Conde wird für einen Aufrührer erklärt 886=894
= 56. Der Herzog von Rohan erklärt sich für ihn p 894 900
= 57. Die Reformirten begeben sich v Grenoble nach Nismes p. 900 905
= 58=60. Ausbruch der Feindseligkeiten des Prinzen von Conde p. 905.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Le Vassor, Michel,

Michael le Vassor algemeine Geschichte von Europa unter der Regierung Ludwig des dreyzehnten Aus dem Französischen übersetzt

Bd.: 1

Halle 1762

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.p.o.96
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11690054-3
VD18 15509583-001